This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07023587 8

11 : 57

*Presented by*

Leonard Weber, 23. Sept., 1909

*to the*

*New York Public Library*

# Mikrokosmus.

## Ideen zur Naturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit.

---

Verſuch einer Anthropologie

von

Hermann Lotze.

**Zweiter Band.**

4. Der Menſch. 5. Der Geiſt. 6. Der Welt Lauf.

---

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1858.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
477978
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1908

# Inhalt.

## Viertes Buch.
## Der Menſch.

### Erſtes Kapitel.
### Die Natur und die Ideen.

Seite

Mechaniſche Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffaſſungen von einander und Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zweckſetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Thatſache 3

### Zweites Kapitel.
### Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrſchaft der Zwecke. — Die Geſchöpfe als Selbſtzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entſtehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechſelwirkungen . . . 17

### Drittes Kapitel.
### Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das Syſtem der Stoffe und ihre Vertheilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geſchehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeſchichtlicher Entwicklung. — Verſchiedene Weltalter. — Allgemeine und irdiſche Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugniſſe. — Thierreich und ſeine typiſchen Formen . . . 43

### Viertes Kapitel.
### Der Menſch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatiſirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Geſtalt . . . . . 67

Seite

**Fünftes Kapitel.**

**Die Verſchiedenheiten des menſchlichen Geſchlechts.**

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Thierähnlichkeiten. — Verſchiedenheit der Racen. — Hypotheſen über ihre Entſtehung. — Neger, Indianer, Malayen, Mongolen, Kaukaſier. — Begriffe von Art und Spielart . . . . . 99

**Fünftes Buch.**

**Der Geiſt.**

**Erſtes Kapitel.**

**Der Geiſt und die Seele.**

Die thieriſche Seele und der vernünftige Geiſt. — Wechſelverhältniß beider. — Aufhebung dieſer Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologiſche Bezeichnung verſchiedener Weſen. — Uebergang dieſes Prädicats in die Bezeichnung eines eigenartigen Weſens. — Das Anſich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als urſprünglicher Inhalt des Weſens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität. — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenſchaften der Seelen. — Seelenreich und ſeine Glieder . . . . 135

**Zweites Kapitel.**

**Die menſchliche Sinnlichkeit.**

Verſchiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgiltige Sinnesinhalt und das an ihm haftende Gefühl der Luſt und Unluſt. — Eigner Werth der Sinneseindrücke. — Uebereinſtimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen ſie entſprechen. — Beiſpiele; Licht und Klang. — Aeſthetiſche Beurtheilung. Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematiſche Phantaſie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verſtändniß fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Ceremonien 168

**Drittes Kapitel.**

**Die Sprache und das Denken.**

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Reſpirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der articulirte Laut und das Lautſyſtem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redetheile. — Syntaktiſche Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Werth der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenſtand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Conſtruction im Satze. — Das ſtille Sprechen. — Anſchauung und diſcurſives Denken. — Das Geſpräch . . . . . 210

**Viertes Kapitel.**

**Die Erkenntniß und die Wahrheit.**

Die ideale Natur des Geiſtes und ihr mechaniſches Aequivalent. — Das Weſen der menſchlichen Intelligenz. — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Wiſſen und zum Handeln. — Die Entſtehung der beſon-

Seite

dern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menſchlichen Weltauffaſſung. — Angeborne Verſtandesbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entſtehung allgemeiner und nothwendig geltender Urtheile. — Der Begriff der Wahrheit. — Geſetz der Identität und der Cauſalität. — Die naturwüchſige Metaphyſik des Lebens und ihre Ausbildung 253

**Fünftes Kapitel.**

Das Gewiſſen und die Sittlichkeit.

Die Weltanſicht des Gemüthes. — Der Inhalt des Gewiſſens. — Luſt und Unluſt als thatſächliche Urſachen des Handelns. — Die Luſt und das Gute. — Der Begriff des Werthes und ſein Zuſammenhang mit dem der Luſt. — Die Luſt als ethiſches Princip. — Sinnliche Gefühle. — Perſönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt . . . . . 296

## Sechstes Buch.

## Der Welt Lauf.

**Erſtes Kapitel.**

Einflüſſe der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geſchichte. — Kosmiſche und telluriſche Einwirkungen auf die menſchliche Seele. — Parallelismus zwiſchen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landſchaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur . . . . . 331

**Zweites Kapitel.**

Das menſchliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterſchiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zuſammenhang körperlicher und geiſtiger Lebensgefühle. — Der Unterſchied der Geſchlechter. — Allgemeine geiſtige Eigenthümlichkeit der Frauen . . . . . 351

**Drittes Kapitel.**

Die Sitten und Gebräuche.

Gewiſſen und ſittlicher Geſchmack. — Unzuverläſſigkeit des natürlichen Gemüthslebens. — Die Speiſen. — Menſchenfreſſerei. — Grauſamkeit- und Blutdurſt. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturſucht. — Realismus der ſchönen Perſönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangsſitten . . . . . 377

**Viertes Kapitel.**

Die Gliederung des äußern Lebens.

Natur und Cultur. — Die Heimat. — Jägerleben; Hirtenleben; ſeßhafte Anſiedelung und Ackerbau. — Das Haus und die Familie. — Die Geſellſchaft. — Theilung der Arbeiten und Beruf. — Einförmige und vielförmige Gliederung der Geſellſchaft. — Die Civiliſation. — Die Geſchichte 403

Seite

## Fünftes Kapitel.

## Das innere Leben.

Zweifel über Zwecke und Bestimmung des Lebens. — Der Mensch als vergängliches Naturproduct. — Unmittelbare Meinungen und Reflexionen hierüber. — Die Verbindung mit der übersinnlichen Welt. — Der Aberglaube. — Die Religiosität. — Die Unstetigkeit und Zusammenhangslosigkeit der menschlichen Bestrebungen . . . . . 428

Schluß . . . . . 446

# Viertes Buch.

## Der Mensch.

# Erſtes Kapitel.

## Die Natur und die Ideen.

Mechaniſche Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffaſſungen von einander und Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zweckſetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Thatſache. —

Wie ungern hören wir doch alle zu und wie ungläubig, wenn ein aufdringlicher Scharfſinn den feinſten Bau unſers Innern zu zergliedern ſucht, und wie wenig imponirt uns die gelaſſene Zuverſicht, die von allgemeinen Geſichtspunkten aus dieſer beſtimmten Miſchung unſerer Anlagen ihre nothwendige Entwicklung vorausſagen möchte! Wir glauben mehr zu ſein, als eine unter vielen möglichen Gruppirungen auch ſonſt bekannter Eigenſchaften; jeder Verſuch, uns nach einem Maße zu meſſen, das auch auf andere paßt, erſchöpfe ſich fruchtlos an den Aeußerlichkeiten unſers Weſens und laſſe unberührt und unverſtanden einen unvergleichlichen Reſt zurück, jenes wahre Ich, das in allem, worin es der Beobachtung zugänglich iſt, ſich nur eine äußere mit Anderem vergleichbare Oberfläche gebe. Was wir ſo für uns verlangen, das ſind wir bereit auch außer uns den Erzeugniſſen der Natur zuzugeſtehen. Es gibt eine gewiſſe Beſcheidenheit der Beobachtung, die gern jede einzelne Naturgeſtalt in die beſondere Folgerichtigkeit ihrer eigenthümlichen Bildung begleitet; ohne Eigenwillen den Spuren der Sachen folgend, möchte ſie ſich zum

nachfühlenden Verständniß des geheimen Sinnes hinanführen lassen, der alle Dinge belebt, und der uns nothwendig in allen entgeht, so lange wir umgekehrt die ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklungen mit gleichgiltiger Hand auf allgemeine Maßstäbe zurückführen. Von solcher Schonung der lebendigen Eigenthümlichkeit der Erscheinungen hat unsere frühere Betrachtung keine Spur verrathen. Mit einer Härte, die völlig unzugänglich schien, wiesen wir ihre eindringliche Beredsamkeit zurück, wie sie um Anerkennung ihrer besonderen Bedeutung bittend sich an uns drängen; überall beharrten wir darauf, sie alle nur als Beispiele der mannigfachen Erfolge anzusehen, die einem allgemeinen Gesetzkreise sich abgewinnen lassen, wenn irgend ein Spiel der Zufälle ihm die Elemente der Wirklichkeit bald so bald anders verbunden darbietet.

Gewiß befriedigt eine solche Auffassung des Naturlaufes nicht im mindesten die Erwartungen, mit denen jedes unbefangene Gemüth sich zur Beobachtung desselben zu wenden pflegt; denn in der That, mit dieser Meinung allein würden wir kaum dem Vorwurf entgehen, daß unvermerkt unserer Ansicht der Gedanke einer Natur überhaupt völlig abhanden gekommen sei. Will doch Niemand mit diesem Namen die bloße Anhäufung unbestimmt vielen, aus unbekannten Quellen beziehungslos zusammengeflossenen und durch unberechenbare Zufälle in Bewegung versetzten Materials bezeichnen, in dessen blinder Gährung nur die unbrechbare Gewalt allgemeiner Gesetze mit unvermeidlicher, aber unabsichtlicher Regelmäßigkeit widerscheine. Von einem Reiche der Natur sprechen wir vielmehr; und alle jene lebendige Gliederung der Theile zum Ganzen, jene gegenseitigen Beziehungen einander voraussetzender und unterstützender Bildungen, durch welche jedes kleinste Gebäude mehr ist, als ein Beispiel der statischen Gesetze, die es befolgt: all diese vernünftige Bedeutsamkeit inneren Zusammenhanges möchten wir auch der Natur gesichert wissen. Aus der schwärmerischen Zuversicht der Phantasie, die ihr Ideal harmonischen Daseins in der Wirklichkeit wiederzufinden hofft, mag diese Sehnsucht nach unabge-

brochener Einheit der Natur zuerſt entſpringen; ſie kann nur geſchärft werden durch die Erinnerung an das Räthſel, das alle unſere Gedanken jetzt beſchäftigt, an unſere eigene Stellung in der Mitte dieſer Natur, in deren Unruhe und Verlauf wir uns auf unauflösliche Weiſe verkettet finden. Die Anſicht, welche wir von dem Schauplatz unſers Daſeins faſſen werden, wird unvermeidlich auch die Färbung der Ueberzeugungen mit beſtimmen, die wir über den Sinn und die Ziele unſers Wirkens uns bilden möchten. In die Mitte eines mannigfaltigen Wirbels geworfen, dem nur die nothwendige Nachwirkung des Vergangenen, aber kein Plan der Zukunft ſeine Richtung gäbe, würden wir befürchten, auch die feſten Zielpunkte unſers eigenen Strebens ſchwanken zu ſehen; die Sicherheit unſers Hoffens und alle Freude an unſerm Daſein ruht auf dem Glauben an die vorbedachte Einheit des Weltbaus, die uns unſere Stätte bereitete und die ſchon in den blinden Wirkungen der Natur den Keim der Entwicklung anlegte, welche das geiſtige Leben aufnehmen und fortführen ſoll.

Mit ſolchen Anſchauungen, deren ſiegesgewiſſe Wärme wir dem menſchlichen Gemüthe, das ſie ewig von neuem erzeugen wird, nicht einmal neiden möchten, ſelbſt wenn der Verſuch, ſie ihm zu entreißen, weniger hoffnungslos wäre — mit dieſer Stimmung blicken wir auf den Weg zurück, den wir bisher zurücklegten, und können ihn nicht anders als öde finden. Zwar wird es wahr bleiben, und jeder entgegengeſetzte Verſuch der Phantaſie wird ſich widerwillig zu dieſer Erkenntniß zurückgezwungen ſehen: daß alle Fragen nach dem Verwirklichungshergang einer Erſcheinung und nach der Möglichkeit ihres Beſtehens auf jenen früher geſchilderten Pfad einer mechaniſchen Anſicht zurückkommen müſſen. Aber nie wird es doch befriedigen, für jede bedeutſame Harmonie und Schönheit des Wirklichen die Erklärung wiederholt zu hören, auch ſie erzeuge ſich mit blinder Nothwendigkeit als ein unvermeidliches Ergebniß, wenn einmal dieſe und keine andern bedingenden Vorereigniſſe, dieſe und keine andere Verknüpfung der Elemente voranging. Freut ſich die mechaniſche Naturwiſſenſchaft der Sicherheit, mit welcher ſie jeder

Lage der Dinge, möge der Zufall ſie fügen, wie er wolle, ihre nächſten nothwendigen Conſequenzen zu ziehen vermag, ſo können wir doch nicht glauben, das Weſen der Natur in dieſen allgemeinen Geſetzen zu finden, die eines Zufalls bedürfen, um einen Gegenſtand ihrer Anwendung, und erſt durch dieſen eine beſtimmte Geſtalt ihres Erfolges zu gewinnen. In dem vielmehr liegt eben die wahre ſchöpferiſche Natur, was als Beiſpiel der allgemeinen Regel vorher nur dieſer und ihrer unumſchränkten Gewalt als Folie zu dienen ſchien: darin liegt ſie, daß überhaupt eine beſtimmte Mannigfaltigkeit wirkungsfähiger Elemente ſich findet, denen das Geſetz gebieten kann; darin, daß Verknüpfungen dieſer Elemente nicht wie verſprengtes Wild ſich zuſammenhanglos in dem zuſammenhängenden Netze der mechaniſchen Regeln fangen, ſondern daß in beſtimmter Auswahl und Reihenfolge, unter einander verſchwiſtert, dieſe Conſtellationen der Umſtände hervortreten, um die in ihnen eingeſchloſſenen Keime reicher und ſchöner Erfolge der feſten Führung jener Geſetze zu ſicherer Entwicklung zu übergeben. Dem Grunde und der Herkunft dieſer Ordnung nachzuforſchen, iſt eine Aufgabe, deren Werth wir nicht verſuchen dürfen zu verkleinern, und die mechaniſche Anſicht wird nicht vermeiden können, ſie neben ſich zu dulden.

Selbſt den Verſuch zur Löſung dieſes Räthſels zu machen, wird allerdings ſie mit Recht ablehnen. Sie wird daran erinnern, wie ja doch jede Erklärung irgend einen thatſächlich gegebenen und nur anzuerkennenden Beſtand vorausſetzen müſſe, deſſen folgerichtige Nachwirkung allein ſie nach Anleitung allgemeiner Geſetze entwickeln könne. Nichts hindere nun, dieſen Thatbeſtand, die erſte gegenſeitige Stellung der Elemente in der Welt, ſich als ſo geweſen zu denken, daß jede ſpätere Harmonie, Schönheit und Zweckmäßigkeit des Wirklichen als eine nothwendige Zukunft in ihr eingeſchloſſen lag. Die Abneigung, ſich bei dieſer Vorausſetzung zu beruhigen, ſchließe im Stillen nur die andere noch ſonderbarere Vorausſetzung ein, daß Unordnung eigentlich natürlicher ſei als Ordnung, und daß ein wüſtes Chaos eine größere Wahrſcheinlichkeit, ja faſt mehr Rechtsanſpruch auf Daſein beſitze, als ein harmoniſcher Zuſtand der

Dinge, zu deſſen Begründung ſtets noch ausdrückliche Nachhilfen nöthig wären. Wie unberechenbar iſt doch die Biegſamkeit der Gedanken! Während die eine Anſicht gewiß iſt, die tief empfundene Schönheit der Natur am frömmſten durch Ableitung aus einem weit höheren Quelle zu heiligen, ſieht ſie ſich unerwartet durch die andere überboten, die entrüſtet darauf hindeutet, wie ausſchweifend und der Würde der Wirklichkeit unangemeſſen die Befürchtung ſei, dem Schlechten und Verworrenen ſei an ſich der Zugang zum Daſein leichter als ſeinem Gegentheil.

Wir vermeiden, dieſen Wettſtreit zu verfolgen; uns genügt ein Zugeſtändniß, welches der mechaniſchen Anſicht, wenn ſie ihn aufnehmen will, nothwendig wird. Denn indem ſie alle Schönheit, Zweckmäßigkeit und ideale Bedeutſamkeit der Natur auf eine uranfängliche Stellung, Miſchung und Bewegung der Elemente zurückſchiebt, meint ſie zwar hauptſächlich verneinend den Gedanken eines beſonderen vernünftig ſchaffenden Weltgrundes abzuwehren; aber unwillkührlich bejaht ſie doch damit zugleich, daß der erſte Zuſtand der Welt eine vernünftige Ordnung geweſen ſei, und daß alle ihre eignen Erklärungsmühen nur die Conſequenzen dieſer urſprünglichen Vernunft ausbeuten. Für die nächſten Zwecke ihrer Unterſuchungen nun mag die mechaniſche Wiſſenſchaft Recht haben, wenn ſie dieſe Vernunft nur in der Geſtalt einer ewig beſtandenen Thatſache berückſichtigen will, ohne noch über ſie hinaus zu einem Grunde ihres Daſeins zurückzugehen. Denn in der That würde jeder Verſuch, ihre Entſtehung zu erklären, nur eine andere vorangehende Thatſache vorausſetzen können, in Bezug auf welche dieſelbe Frage mit gleichem Erfolg oder gleicher Erfolgloſigkeit ſich wiederholen würde. Aber die Nothwendigkeit, die Erklärungen des Zuſtandekommens der Dinge mit der Anerkennung irgend eines letzten Gegebenen abzubrechen, kann doch nicht hindern, in einer anderen Weiſe dieſe unvordenkliche Grundlage zum Gegenſtand neuer Unterſuchungen zu machen. Denn immer wird doch die unüberwundene Frage wieder auftauchen, woher die unendliche Anzahl jener vorauszuſetzenden erſten Verhältniſſe zwiſchen den Elementen der Welt ſtamme, und

gerade mit dieſer glücklichen gegenſeitigen Ergänzung und Beziehung aller auf alle ſtamme, daß die nothwendige Folge dieſes erſten Thatbeſtandes eine zuſammenhängende und zu gemeinſamem Leben in ſich übereinſtimmende Natur ſein mußte. So entſteht neben der mechaniſchen Naturauffaſſung eine andere, mit anderen Zwecken und anderen Formen ihrer Unterſuchung. Wenn jene erſte, die eigentlich erklärende Wiſſenſchaft überall die realen Mittel aufſucht, durch deren geſetzliche Verflechtung Alles, Großes und Kleines, Schönes wie Häßliches, das Geſunde wie das Kranke, gemacht wird, ſich ſelbſt erhält und Anderes macht, ſo iſt dieſe andere, die ausdeutende Anſicht der Natur, gleichgiltig gegen dieſe Mittel der Verwirklichung. Indem ſie es aufgibt, die Entſtehung der urſprünglichen Anordnungen zu erklären, zu deren Annahme ſie gedrängt wird, möchte ſie für dieſen Mangel durch den andern Nachweis entſchädigen, daß wenigſtens nicht eine zerſtreute Vielheit beziehungsloſer Einzelheiten, ſondern die Einheit einer bedeutungsvollen Idee jenes erſte Gegebene bilde, einer Idee, deren unbedingter Werth es verdient, zum tiefſten und feſteſten Grunde der Welt gelegt zu ſein, und aus deren Geſammtſinne ſich die unendliche Mannigfaltigkeit aller einzelnen Anfangsverhältniſſe des Naturlaufs mit dem überredenden Zwange einer poetiſchen Nothwendigkeit entwickle.

Zwiſchen dieſen beiden Naturauffaſſungen finden wir theils einen mißverſtändlichen Streit, theils eine Beilegung deſſelben, die nicht alle unſere Zweifel beſchwichtigt. Man bemerkt leicht, wie bequem beide bis zu einem gewiſſen Punkte auseinander gehalten und den Aufgaben jeder einzelnen für ſich genügt werden kann. Der äſthetiſche Eindruck eines Gemäldes hängt doch zunächſt nur von den Zügen ab, die wir fertig in ihm finden und vor uns ſehen, nicht von der Kenntniß der Kunſtgriffe, durch welche dem Künſtler ihre Ausführung gelang. Eben ſo wird die Einſicht in dieſe ideale Bedeutung eines Naturgebildes, in den Gedanken, zu deſſen erſcheinender Ausprägung es berufen iſt, nicht durch die Kenntniß der Maſchinerie unterſtützt, durch welche dem Naturlauf ſeine Erzeugung gelang. Nur da, wo eine noch fortdauernde Entwicklung

mit zu den Zügen gehört, in denen der Sinn einer bewegten Naturgestalt sich ausdrückt, kann es wichtig sein, auch die dienenden Elemente und die vermittelnden Vorgänge aufzusuchen, die hier nicht ohne eigene Bedeutung ihrer Auswahl zur Verwirklichung jenes Sinnes verwendet sind. Ist es nun eine gewöhnliche Täuschung, die Art des Gemachtseins bestimme völlig auch den ästhetischen Werth eines Bildes, so begeht der Naturforscher diesen Fehler selten; er sieht seine Auseinandersetzungen über den Hergang eines Ereignisses keineswegs zugleich für eine Bestimmung seines idealen Werthes an, sondern überläßt die Auffindung desselben anderen Bemühungen, die von seinem Dasein überhaupt gewisser überzeugt sind und einen Weg zu seiner sicheren Ermittlung zu kennen glauben. Weit häufiger verkennt umgekehrt die ideale Ausdeutung der Natur die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit; sie fordert oft, den von ihr aufgezeigten Sinn der Erscheinungen zugleich für eine Erklärung ihres Zustandekommens mit gelten zu lassen. Und doch ist die Kenntniß der Verwirklichungsweise eines Ereignisses von dem Verständnisse des Gedankens, der vielleicht in ihm liegt, in gleichem Grade unabhängig, wie dieses Verständniß von ihr. Denn gleichviel, ob überhaupt eine Idee die Dinge lenke oder nicht, gleichviel ferner, welches der Inhalt dieses beherrschenden Gedankens sein möge: da zu sein und zu geschehen vermag doch Alles nur, so weit es in vorangegangenen Umständen seine zwingenden Ursachen hat. Was daher auch die Idee gebieten möge: ob ihr Gebot überhaupt, und in welcher bestimmten Form es zur Vollziehung gelange, das wird zuletzt immer nur durch die Kenntniß der thatsächlich vorhandenen Mittel und der gegebenen Verknüpfung dieser Mittel entschieden, welche der wirkliche Naturlauf ihr zu Gebote stellt, und aus welchen dann, wenn sie einmal da sind, der gleiche Erfolg mit blinder Nothwendigkeit auch ohne das Geheiß der Idee, ja selbst gegen ihr Gebot würde hervorgehen müssen. So scheiden sich diese beiden Gebiete der Untersuchung und bestehen neben einander. Die mechanische Forschung erklärt das Zustandekommen der Ereignisse Schritt für Schritt aus ihren zwingenden Ursachen und sie wendet nichts dagegen ein, wenn eine an-

dere Richtung der Betrachtung in der Gesammtheit dieses Naturlaufs auch noch einen vernünftigen Sinn zu entdecken glaubt. Die ideale Deutung hebt den Zusammenhang und die innere Consequenz dieses Sinnes hervor, und wenn sie nichts gegen den Nachweis einwendet, daß die bedeutungsvollen Ideen nur durch die Mittel des Mechanismus realisirt werden, so ist sie doch überzeugt, daß in jedem Falle, wäre auch die Summe dieser Mittel eine ganz andere, doch dieselben Gedanken in einer andern ihnen gleich entsprechenden Form auch in dieser andern Welt wieder erscheinen würden.

Aber eine Grenze hat diese Theilung der Arbeiten dennoch. Für alle Untersuchungen des Einzelnen mag es nützlich sein, den Streit beider Ansichten durch sie zu schlichten und der widerrechtlichen Vermischung verschiedener Aufgaben auf diesem Wege vorzubeugen; wo es sich jedoch um die Gestaltung unserer zusammenfassenden Weltansicht im Ganzen handelt, kann es nicht mehr befriedigen, eben diese verschiedenen Fragen auseinander zu halten, die im Gegentheil hier aus Einem Quelle Beantwortung suchen. Wie wenig auch die Bewunderung eines schönen Gemäldes auf der Kenntniß des technischen Malverfahrens beruht, so hat sie doch diese Voraussetzung wenigstens wohl immer, daß das Bild das Erzeugniß einer künstlerischen Phantasie sei, die durch die Einheit ihrer Absicht die buntfarbigen Elemente zur Einheit einer in sich zusammenhängenden Erscheinung verband. Hätten wir die klare Ueberzeugung, nur ein zusammenhangloser Wirbel von Zufällen habe die farbigen Punkte in diese Umrisse zusammengeführt, und vermöchten wir nicht wenigstens uns in die Täuschung des Gegentheils hineinzufühlen, so würde unsere Bewunderung empfindlich durch das Bewußtsein leiden, daß nur wir in diese Formen eine Bedeutung legen, die uns nicht aus ihnen als der Ausdruck ihrer eigenen Lebendigkeit entgegenkomme. Dieselben Bedenken werden unvermeidlich rege, wo es sich um eine Gesammtauffassung der Wirklichkeit handelt. Man kann die Natur nicht als ein Kaleidoskop ansehen, das vom Zufall geschüttelt wird, und dann Gestalten erzeugt, die sich so ausnehmen, als wäre Sinn in

ihnen; soll dieser Sinn selbst Sinn haben, so muß man Ernst mit seiner Voraussetzung machen und die Ueberzeugung festhalten, dieselbe Macht, welche die mechanischen Wirkungsfähigkeiten der Dinge begründet, schließe unmittelbar zugleich jene formbestimmende Phantasie ein, die diesen Fähigkeiten ihre Anwendungspunkte verschafft und ihnen ihre bedeutungsvollen Richtungen anweist. Wir kommen deshalb nicht mit jener Beschwichtigung aus, zuzugeben, daß neben dem mechanischen Verlaufe der Natur, und freilich mitten in ihm, sich die ideale Bedeutsamkeit nur auch vorfinde; vielmehr wird jede Ansicht der Welt, die sich abzuschließen sucht, sich irgend eine bestimmte Vorstellung über das Verhältniß bilden müssen, in welchem in der Natur der vorbildende Gedanke zu den arbeitenden Ursachen seiner nachbildlichen Verwirklichung stehen soll.

Es pflegt in zwei Weisen zu geschehen, und jede von ihnen verwickelt sich bald in eigenthümliche Schwierigkeiten.

Die eine wendet unbedenklich unser eigenes Verhältniß zu unsern Hervorbringungen auf die Beziehung der Natur zu ihrem Grunde an; sie läßt aus der berechnenden, zweckſetzenden Weisheit eines selbstbewußt persönlichen Gottes die zusammenstimmende Organisation des Weltlaufs entspringen. Wir wollen nicht zu streng gegen sie in den Vorwurf der Selbstüberhebung einstimmen, mit welcher sie göttliche Absichten zu verstehen glaube; liegen doch auch die allgemeinen Gesetze des mechanischen Naturlaufs nicht als angeborne Erkenntnisse in unserem Inneren, und doch ist es möglich, sich ihrer zum großen Theil wenigstens zu bemächtigen. Warum sollte es unmöglich sein, daß eine sinnige Naturbeobachtung, nicht pomphaft lehrend, sondern bescheiden lernend, aus der Vergleichung der Erfahrungen mit einem ähnlichen Grade der Annäherung zwar nicht alle Absichten Gottes, aber doch Manches errathen könnte, was sie mit Ueberzeugung zu diesen rechnen und in der Zurechtlegung der übrigen Erscheinungen benutzen dürfte? Würde doch zudem die Giltigkeit ihres Grundgedankens nicht von der Möglichkeit abhängen, ihn wirksam durch die Betrachtung aller Einzelheiten des Weltlaufs hindurchzu-

führen; wir zweifeln an der Richtigkeit der allgemeinſten Geſichtspunkte unſerer Mechanik auch nicht deshalb, weil die Verwicklung der Gegenſtände uns oft nur erlaubt, ſie in einem allgemeinen und ungenauen Ueberſchlage anzuwenden. Ebenſo würde auch dieſe Anſicht unerſchüttert ſtehen, wie weniges ſie auch vollſtändig erklären könnte; genug, wenn neben dem allgemeinen Eindruck der Natur, welcher ſie begünſtigte, keine einzelne Erfahrung einen nicht zu beſeitigenden Widerſpruch erhöbe.

Aber wie glücklich ſie auch immer in ihren Bemühungen zur Erklärung des Gegebenen ſein möchte: die allgemeineren Schwierigkeiten wird ſie mühſamer überwinden, die in jener Uebertragung menſchlicher Wirkungsweiſe auf dies unendlich höhere Beiſpiel ſchöpferiſcher Thätigkeit liegen. Zwecke kann nur der Wille haben, deſſen Wollen nicht zugleich Vollbringen iſt, deſſen Abſicht vielmehr, durch den Widerſtand einer von ihm unabhängigen Natur der Dinge verzögert, ſich in ein Ziel verwandelt, nach welchem hin es noch einen Weg zurückzulegen gibt. Zweckmäßiges Handeln iſt nicht da zu finden, wo eine unbedingte Geſtaltungskraft Alles unmittelbar aus ſich gebiert, ſondern da, wo ein eingeſchränktes Wirken Mittel zu ſeinem Erfolge bedarf, Mittel, die es ſeinen Zwecken nur um den Preis dienſtbar machen kann, daß es umgekehrt ſich in der Form ſeiner eigenen Entwürfe nach der Natur dieſes ihm fremden Materials bequemt. Alles, was wir Menſchen zu leiſten fähig ſind, beruht auf dieſem Verhältniſſe; beruht darauf, daß ein Reich uns fremder Elemente, nach beſtimmten von uns unabhängigen Geſetzen wirkungsfähig und in ſein vorgezeichneten Formen gegliedert, uns umgibt, und wir mit ihm organiſch auf's innigſte verflochten ſind. Daher ſtammt nicht allein die Möglichkeit, daß überhaupt die Regungen unſers Innern, unſere Vorſtellungen, Abſichten und Willensentſchlüſſe jemals einen wirkſamen Zugang zur Außenwelt finden: auch die anſchaulichen und lebensvollen Formen unſers Handelns entſpringen aus derſelben Quelle. Formlos ſind an ſich alle jene letzten Triebfedern unſers Strebens: die Luſt, die wir ſuchen, das Leid, das uns drückt, ſelbſt jede edlere Sehnſucht der Phantaſie

nach irgend einem Höheren iſt urſprünglich in uns ein Wogen in ſich ſelbſt, dem die Richtung fehlt; der an ſich kurze und geſtaltloſe Sinn unſerer Wünſche breitet ſich erſt während ſeiner Verwirklichung in eine ausführliche Erſcheinung aus und gewinnt charakteriſtiſche Züge, indem er ſich mit den Ueberwindungsformen beſtimmt geſtalteter Hinderniſſe und mit den Benutzungsweiſen äußerer Anſtöße umkleidet. Mit dem Wegfall dieſer unabhängigen Außenwelt, an deren erziehendem Widerſtande wir Geſtalt gewinnen, würde auch das anſchauliche Bild unſers Handelns in eine für uns unfaßbare Einheit der Abſicht mit ihrer Erfüllung zurückſinken. Dieſe Bedingungen aber, die uns die Erfolge unſers eignen Thuns erſt begreiflich machen, können wir nicht auf das göttliche Weſen, den Grund aller Welt, übertragen wollen. Glauben wir, manche einzelne Einrichtung in ihrer Bedeutung für den Plan Gottes zu verſtehen, ſo bleibt uns um ſo dunkler der Urſprung der ganzen Formenwelt, innerhalb deren von einem Plane die Rede ſein kann. Was würden wir in dem Weſen Gottes als letzten belebenden Grund der Schöpfung uns Anderes denken mögen, als jenen Hauch der Heiligkeit, Güte und Schönheit, in dem wir doch vergeblich trachten würden, eine nothwendige Richtung ſeiner ſchaffenden Thätigkeit auf die Erzeugung der beſtimmten Naturformen zu finden, die uns umgeben? Nur wenn dieſem Gedanken eine unabhängige Welt des Stoffes gegenüberſtand, konnte, für uns begreiflich, die ſchöpferiſche Kraft durch die Eigenthümlichkeit dieſer ihr fremden Bedingung ihres Wirkens zu beſtimmten Formen für den Ausdruck ihrer geſtaltloſen Sehnſucht getrieben werden. So endet dieſe Anſicht in einem ſchwer zu ſchlichtenden Zwieſpalt. Neben der ſchöpferiſchen Weisheit Gottes, dem Grunde des idealen Inhaltes der Welt, tritt eine andere Macht hervor, ein dunkler Hintergrund, an dem der geſtaltloſe Strahl der Ideen ſich erſt zu einem Spiele anſchaulicher Formen bricht. Weder entbehren können wir dies fremde und unergründliche Element, noch wiſſen wir ein Recht, es feſtzuhalten; iſt ſeine eigenwüchſige Natur und Geſetzlichkeit für uns, die wir uns nur an Hinderniſſen entwickeln, zugleich Widerſtand und

erziehende Anregung, ſo darf ſie weder das eine noch das andere ſein für das göttliche Weſen.

Die andere Auffaſſung, deren wir gedenken wollten, vermeidet dieſen verhängnißvollen Gegenſatz zwiſchen der zweckſetzenden Abſicht und dem dienenden Mittel ihrer Realiſirung durch die unmittelbare Verſchmelzung beider. Ein Unendliches, eine träumende Weltſeele, Stoff und Idee, bildſames Material und bildender Gedanke zugleich pulſire in allen Erſcheinungen und entfalte aus der Einheit ihres Entwicklungstriebes die zuſammenſtimmende Schönheit der Dinge. Nicht gelenkt von einem Bewußtſein, das draußen ſtände, nicht belaſtet mit der Verbindlichkeit, Zwecke zu erfüllen, die nicht ihr eigner Trieb wären, nicht umgekehrt in ihren Erzeugungen an die Zuſtimmung allgemeiner Geſetze gebunden, die ihrem Schöpfungsdrange gleichgiltig gegenüberſtänden, iſt die Wirklichkeit ein zwangloſes ewiges Sichſelbſtentwickeln, Ernſt und Luſt zugleich, zielloſes Wogen einer geſtaltenden Phantaſie, die ins Unendliche ſich an der wiederholten Entfaltung ihres ſinnigen Formenreichthums freut. In ſolchen und ähnlichen Ausdrücken zeigt ſich dieſe Vorſtellungsweiſe nicht nur als ein lebhafter, kurzer und zutreffender Ausdruck der Räthſel, die wir hier nicht willkührlich erdenken, vielmehr in der Natur der Sache gegeben finden, ſondern ſie bezeichnet zugleich jene ſorglos jugendliche Romantik des Nachdenkens, die in der begeiſterten Ausſprache der Räthſel zugleich ihre Löſung gegeben zu haben glaubt. Durch alle Zeiträume menſchlicher Bildung hindurch hat dieſe Auffaſſungsart der Dinge ſich in verſchiedenen Formen erneut, ohne weſentliche Fortſchritte zur Erreichung ihres Zieles zu machen; ſelbſt ihre neueſten Ausdrucksweiſen, an deren Widerhall unſere Phantaſie jetzt gewöhnt iſt, ſind kaum mehr, als eine pomphaftere Wiederholung derſelben Gedanken, die ſeit dem älteſten Alterthum jeder ſich im Stillen machte, der den Namen der Natur oder der Phyſis ausſprach. Man kann einen unangenehmen Contraſt von Licht und Schatten nicht nur durch Aufhellung des letztern, ſondern auch durch Dämpfung des erſten mildern; faſt möchten wir ſagen, daß aus einem ähnlichen Grunde ein natürlicher

Hang der menſchlichen Reflexion immer wieder zur Verſenkung in den Abgrund dieſer ſchwärmeriſchen Anſicht drängt. Denn indem ſie die Vorſtellung eines ſchöpferiſchen Selbſtbewußtſeins in die einer unbewußten Vernunft abſchwächt, die zugleich der ſich bildende Stoff ſelbſt ſei, breitet ſie das tiefe Dunkel, welches in jener früher erwähnten Meinung über dem Verhältniß dieſer beiden dort klar geſchiedenen Glieder lag, als eine gefälligere Unklarheit über den ganzen Gedanken aus. Wohl ſoll die ganze natürliche Formenwelt nicht wie ein äußerliches Gewand, ſondern wie die eigene Oberfläche aus dem Innern der Vernunft hervorgehen; wohl ſoll die Vernunft nicht an einem fremden Stoffe von außen ſich abmühen, ſondern nur das im Bewußtſein widerſpiegeln, was ihr eignes unbewußtes Thun geſchaffen hat; aber dieſes Ziel iſt unerreichbar, wenn wir nicht vorher die Bedeutung der Frage abſchwächen, die zu dieſem Verſuche einer Verſchmelzung der höchſten Gegenſätze führte. Denn ſo lange wir in den Namen der Vernunft das einſchließen, was uns als der belebende Gedanke der geiſtigen Welt gelten muß, die Ideen des Heiligen, des Guten und der Seligkeit, ſo lange iſt dieſes Formenreich der Sterne mit ihren Steinen, Pflanzen und Thieren keineswegs die eigene erſcheinende Oberfläche jener Vernunft, ſondern hängt wie ein äußerliches Kleid von zufälliger und unbegreiflicher Herkunft um ſie her, geeignet vielleicht, das innerliche Leben derſelben durch ſeinen Faltenwurf anzudeuten, aber gewiß nicht berechtigt, als das einzige mögliche und erſchöpfende Aeußere dieſes Inneren zu gelten. Nur wenn wir den Begriff jener Vernunft faſt bis zur Intereſſeloſigkeit verarmen laſſen und in ihr von Anfang an nichts ſuchen, als eine Phantaſie, die von künftigem Magnetismus träumt und ihre Unruhe in den ſchwellenden Trieb der Pflanze oder die Beweglichkeit des Thierkörpers ausſtrömen möchte: nur dann iſt die Formenwelt der Natur der knappe Ausdruck dieſer Ideen, das wahre Aeußere dieſes Innern. Aber die Bedeutung der Frage, deren Beantwortung wir ſuchten, iſt damit verändert. Denn jene durchdringende Einheit der Natur, zu deren Gunſten dieſe ganze Anſchauung ausgebildet wurde, hatte einen ernſten Werth für uns

erziehende Anregung, so darf sie weder das eine noch das andere sein für das göttliche Wesen.

Die andere Auffassung, deren wir gedenken wollten, vermeidet diesen verhängnißvollen Gegensatz zwischen der zwecksetzenden Absicht und dem dienenden Mittel ihrer Realisirung durch die unmittelbare Verschmelzung beider. Ein Unendliches, eine träumende Weltseele, Stoff und Idee, bildsames Material und bildender Gedanke zugleich pulsire in allen Erscheinungen und entfalte aus der Einheit ihres Entwicklungstriebes die zusammenstimmende Schönheit der Dinge. Nicht gelenkt von einem Bewußtsein, das draußen stände, nicht belastet mit der Verbindlichkeit, Zwecke zu erfüllen, die nicht ihr eigner Trieb wären, nicht umgekehrt in ihren Erzeugungen an die Zustimmung allgemeiner Gesetze gebunden, die ihrem Schöpfungsdrange gleichgiltig gegenüberständen, ist die Wirklichkeit ein zwangloses ewiges Sichselbstentwickeln, Ernst und Lust zugleich, zielloses Wogen einer gestaltenden Phantasie, die ins Unendliche sich an der wiederholten Entfaltung ihres sinnigen Formenreichthums freut. In solchen und ähnlichen Ausdrücken zeigt sich diese Vorstellungsweise nicht nur als ein lebhafter, kurzer und zutreffender Ausdruck der Räthsel, die wir hier nicht willkührlich erdenken, vielmehr in der Natur der Sache gegeben finden, sondern sie bezeichnet zugleich jene sorglos jugendliche Romantik des Nachdenkens, die in der begeisterten Aussprache der Räthsel zugleich ihre Lösung gegeben zu haben glaubt. Durch alle Zeiträume menschlicher Bildung hindurch hat diese Auffassungsart der Dinge sich in verschiedenen Formen erneut, ohne wesentliche Fortschritte zur Erreichung ihres Zieles zu machen; selbst ihre neuesten Ausdrucksweisen, an deren Widerhall unsere Phantasie jetzt gewöhnt ist, sind kaum mehr, als eine pomphaftere Wiederholung derselben Gedanken, die seit dem ältesten Alterthum jeder sich im Stillen machte, der den Namen der Natur oder der Physis aussprach. Man kann einen unangenehmen Contrast von Licht und Schatten nicht nur durch Aufhellung des letztern, sondern auch durch Dämpfung des ersten mildern; fast möchten wir sagen, daß aus einem ähnlichen Grunde ein natürlicher

Hang der menſchlichen Reflexion immer wieder zur Verſenkung in den Abgrund dieſer ſchwärmeriſchen Anſicht drängt. Denn indem ſie die Vorſtellung eines ſchöpferiſchen Selbſtbewußtſeins in die einer unbewußten Vernunft abſchwächt, die zugleich der ſich bildende Stoff ſelbſt ſei, breitet ſie das tiefe Dunkel, welches in jener früher erwähnten Meinung über dem Verhältniß dieſer beiden dort klar geſchiedenen Glieder lag, als eine gefälligere Unklarheit über den ganzen Gedanken aus. Wohl ſoll die ganze natürliche Formenwelt nicht wie ein äußerliches Gewand, ſondern wie die eigene Oberfläche aus dem Innern der Vernunft hervorgehen; wohl ſoll die Vernunft nicht an einem fremden Stoffe von außen ſich abmühen, ſondern nur das im Bewußtſein widerſpiegeln, was ihr eignes unbewußtes Thun geſchaffen hat; aber dieſes Ziel iſt unerreichbar, wenn wir nicht vorher die Bedeutung der Frage abſchwächen, die zu dieſem Verſuche einer Verſchmelzung der höchſten Gegenſätze führte. Denn ſo lange wir in den Namen der Vernunft das einſchließen, was uns als der belebende Gedanke der geiſtigen Welt gelten muß, die Ideen des Heiligen, des Guten und der Seligkeit, ſo lange iſt dieſes Formenreich der Sterne mit ihren Steinen, Pflanzen und Thieren keineswegs die eigene erſcheinende Oberfläche jener Vernunft, ſondern hängt wie ein äußerliches Kleid von zufälliger und unbegreiflicher Herkunft um ſie her, geeignet vielleicht, das innerliche Leben derſelben durch ſeinen Faltenwurf anzudeuten, aber gewiß nicht berechtigt, als das einzige mögliche und erſchöpfende Aeußere dieſes Inneren zu gelten. Nur wenn wir den Begriff jener Vernunft faſt bis zur Intereſſeloſigkeit verarmen laſſen und in ihr von Anfang an nichts ſuchen, als eine Phantaſie, die von künftigem Magnetismus träumt und ihre Unruhe in den ſchwellenden Trieb der Pflanze oder die Beweglichkeit des Thierkörpers ausſtrömen möchte: nur dann iſt die Formenwelt der Natur der knappe Ausdruck dieſer Ideen, das wahre Aeußere dieſes Innern. Aber die Bedeutung der Frage, deren Beantwortung wir ſuchten, iſt damit verändert. Denn jene durchdringende Einheit der Natur, zu deren Gunſten dieſe ganze Anſchauung ausgebildet wurde, hatte einen ernſten Werth für uns

nur deshalb, weil ſie allein die völlige Unterordnung aller Wirklichkeit unter das Gebot jener wahrhaft geiſtigen Idealwelt möglich machte, aus deren Inhalt als der hellſte Punkt der unbedingte Werth der ſittlichen Ideen hervorleuchtet. Dieſe Sehnſucht erreicht ihr Ziel nicht durch die Annahme einer Weltſeele, die nur das Geſchehende weiß und nur das Geſchehende iſt, deren Inneres das Aeußere vor, deren Aeußeres das Innere nachbildet, ohne daß irgendwo etwas erſchiene, deſſen unbedingter und unendlicher Werth dieſem ganzen Spiele Weihe gäbe.. Der ideale Grund, der ſchöpferiſche Gedanke iſt hier behaftet mit einem Triebe zu beſtimmter Geſtaltung, ohne ihn wahrhaft aus ſich zu erzeugen, und beſchränkt auf das Bewußtwerden deſſen, was dieſer Trieb ihm zur Anſchauung erzeugt. Ich kann nicht finden, daß dieſes Ergebniß beſtechender wäre, als der Ausgang der erſten Anſicht, die wir früher ſchilderten. Blieb uns oben der Zwieſpalt zwiſchen der zweckſetzenden Weisheit und dem Reiche der realiſirenden Mittel, ſo war doch die erſte wenigſtens in ihren Entwürfen ſelbſtändig; auf wahrhaft geiſtige Ziele gerichtet, trat ſie der letztern wie die beherrſchende Macht dem dienſtbaren Stoffe gegenüber; die zweite Anſicht kennt nur dieſen Stoff allein und verſchmäht die höhere Macht über ihm. Denn ihre Weltſeele iſt nichts Anderes, als dies fremde und unergründliche Element, der dunkle Hintergrund, von dem auch jene andere Anſicht die beſtimmten Formen für die Realiſirung der göttlichen Zwecke erwarten mußte. Für ſich allein hervorgehoben tritt dieſer Hintergrund hier auf, begabt mit einem Bewußtſein deſſen was er iſt; aber er mißbraucht dieſen Funken des Himmelslichtes nur, um die Selbſtgenügſamkeit und Zwecklosigkeit eines bunten Ereignißſpieles, die wir der öden mechaniſchen Anſicht des Weltlaufs vorwarfen, zu ſyſtematiſcher Einheit abzurunden.

Keine von beiden Anſichten erreicht ihr Ziel; ſie laſſen beide dieſe Aufgabe ungelöſt zurück, an deren Auflöſung zu ſcheitern menſchlichem Scharfſinne nicht unrühmlich iſt. Wir werden derſelben Gefahr uns am Ende unſerer Betrachtungen ausſetzen, aber ſchon die nächſten Schritte, die uns obliegen, ſollten nicht ohne das Be-

kenntniß gethan werden, welches unüberwundene Räthſel wir einſtweilen hinter uns zurücklaſſen. Von drei verſchiedenen Anfängen geht alle unſere Weltanſchauung aus. Wir finden in uns ein Wiſſen von allgemeinen Geſetzen, die, ohne irgend eine beſondere Form des Daſeins zu begründen, ſich als die nothwendigen, unmittelbar gewiſſen Schranken uns aufdrängen, innerhalb deren jede Wirklichkeit ſich bewegen muß. Wir finden anderſeits in uns einen Glauben, der uns in Ideen des Guten, des Schönen und Heiligen den einzigen unverbrüchlichen Zweck ſehen läßt, der jeder Wirklichkeit allein Werth gibt; aber auch dieſes Ziel beſtimmt für unſere Erkenntniß die Form der Mittel nicht, die zu ſeiner Erreichung führen ſollen. Zwiſchen dieſen beiden ſpannenden Punkten dehnt ſich für uns ein drittes Gebiet, das der Erfahrung aus, mit einer unermeßlichen Fülle der Geſtalten und Ereigniſſe, von unbekannter Herkunft. Wir können in dieſe Fülle hinein jene allgemeinen Geſetze verfolgen, die allem Geſchehen gegeben ſind; und der erſte Theil unſerer Betrachtungen hat dieſen Verſuch gemacht, ihre unverminderte und unterſchiedloſe Geltung in allen Gebieten der Wirklichkeit zu vertreten. Wir können in derſelben Fülle des Gegebenen auch den Vorſchein jener Ideen aufſuchen, die allem Sein und Geſchehen Werth geben; und der letzte Theil unſerer Betrachtungen ſoll beſtimmt ſein, den Spuren nachzugehen, durch welche ihre Gegenwart und mitgeſtaltende Thätigkeit ſich in dem Gewirr der Erſcheinungen verräth. Aber je mehr wir bei dem Verſuche, einer dieſer beiden Aufgaben zu genügen, uns in die Einzelheiten des Naturlaufs vertiefen, um ſo mehr tritt zunächſt ſeine eigene Urſprünglichkeit wieder hervor: die unabhängige Formenfülle, mit welcher er die allgemeinen und farbloſen Geſetze des Mechanismus überkleidet, und der Eigenwille des Verfahrens, mit dem er den Geboten der Ideen nicht überall auf dem Wege, der uns am kürzeſten dünken möchte, ſondern auf Umwegen und mit Befolgung allgemeiner und weit ſich verbreitender Gewohnheiten des Wirkens entgegen kommt. Weit entfernt davon, eine Sammlung einzelner Einrichtungen und Werkzeuge zu ſein, die dazu geeignet wären, einzelne Forderungen einer Idealwelt zu

befriedigen, iſt die Natur vielmehr vor Allem Zuſammenhang in ſich ſelbſt; ein Organismus, ein Haushalt größten Styls, der zwar bereit iſt, in ſeiner Geſammtheit auch der Geſammtheit der Ideen zu dienen und ſich von ihr die Summe ſeiner Aufgaben vorzeichnen zu laſſen; aber die Anordnung der Ausführung behält er ſich ſelbſt vor, und nicht aus dem Stegreif befriedigt er jedes einzelne Bedürfniß durch eine beſondere augenblickliche Anſtrengung; lange Zeit ſcheinen die Ereigniſſe, uneingedenk ihrer Aufgaben, nur der Mannigfaltigkeit ihres eignen Formenſpiels nachzuhängen, häufig ihr Lauf neben den Zwecken vorbei ins Unbeſtimmte zu gehen, oder ſelbſt der Richtung zu widerſprechen, die ihm unſere voraneilende Phantaſie im Intereſſe der höchſten Ideale geben möchte: nur wer ſtatt des kleinen Ausſchnittes der Natur, der in Zeit und Raum unſerer Beobachtung offen ſteht, ihr Ganzes zu überblicken vermöchte, würde die endliche Uebereinſtimmung dieſer ſcheinbaren Verwirrung mit unbedingt werthvollen Zielen bemerken. Aber auch dies ſelbſt iſt eine Anſicht, die wir der Erfahrung und Beobachtung weit voraneilend faſſen, und obgleich wir ihr nicht verwehren wollen, im Stillen ſelbſt als ein Ziel, dem wir uns zu nähern haben, unſern Gedanken vorzuſchweben, ſo müſſen wir doch einſtweilen uns von ihr abwenden. Darauf haben wir unſere nächſten Betrachtungen zu beſchränken, nachzuforſchen, welches die großen thatſächlichen Gewohnheiten und die Formen des Wirkens ſind, die die Natur vor uns entfaltet, welche Einheit und welchen Zuſammenhang ihrer einzelnen Erſcheinungen die Erfahrung uns kennen lehrt, welches endlich die Stellung des menſchlichen Weſens in ihr und die Bedingungen, die ſie ſeiner Entfaltung förderlich, hinderlich oder geſtaltend überhaupt geſetzt hat.

## Zweites Kapitel.

### Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrſchaft der Zwecke. — Die Geſchöpfe als Selbſtzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entſtehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechſelwirkungen.

Wir haben bisher uns arglos jener Anſchauung hingegeben, für welche, trotz des augenblicklichen Scheiterns unſerer Verſuche ihm näherzukommen, doch die Wahrheit ihres Zieles an ſich, die lebendige innere Einheit der Natur, unerſchüttert feſtſteht. Es wird vortheilhaft ſein, noch eine dritte Stimme zu hören, die des Geiſtes, der ſtets verneint, ich meine eben jener mechaniſchen Auffaſſung, welcher wir, im Begriff uns endlich ganz von ihr abzuwenden, die Möglichkeit einer letzten Vertheidigung gewähren dürfen.

Welchen erfahrungsmäßigen Grund, wird ſie fragen, hat nun doch eigentlich jene Meinung von einer ſolchen Einheit der Natur, die nur aus der zuſammenfaſſenden Abſicht Eines Schöpfers, oder aus dem Entwicklungstriebe einer einzigen, der Mannigfaltigkeit aller Dinge zu Grunde liegenden Subſtanz zu begreifen wäre? Wir verſtehen, daß das menſchliche Gemüth eine Sehnſucht haben kann, dieſe Anſicht der Natur durchzuführen; aber auf welche gegebenen Thatſachen ſtützt es ſich denn zum Beweiſe, daß dieſer Wunſch ein erfüllter, dieſe zuſammenhängende innere Lebendigkeit und Einheit der Natur eine Wirklichkeit ſei? Müſſen wir nicht vielmehr zugeben, daß im Grunde nur einige wenige Züge und Ereigniſſe derſelben dieſen Gedanken der Zweckmäßigkeit und ideenvollen Conſequenz in uns rege machen? daß wir dann dieſe beſonderen Erfahrungen ohne zulängliches Recht bis zu der Annahme einer allgemeinen Harmonie und Zweckmäßigkeit erweitern? daß wir von dieſem ſo gewonnenen Standpunkte aus die Nothwendigkeit eines vernünftig ſchaffenden Weſens

darthun? daß wir endlich von hier aus wieder zurückſchließen, Vernunft und Zweckmäßigkeit werde ſich im Naturlauf auch da zeigen, wo wir ſie freilich, und leider ſo oft, nicht nachzuweiſen wiſſen? Ein kurzer Umblick kann uns genügen, dieſen Kreislauf unſerer Gedanken zu bemerken. Der lebendige Körper iſt am häufigſten der Ausgangspunkt ſolcher Betrachtungen. Wir fließen über von Bewunderung der unendlichen Zweckmäßigkeit ſeiner Bildung und wiederholen die üblich gewordene Behauptung, daß Alles in ihm zugleich Mittel und Zweck ſei. Und wie viele Theile bleiben uns doch in ihm übrig, deren Zweck Niemand bisher kennt, und von denen, daß ſie überhaupt einen ſolchen haben und nicht abſichtloſe Erzeugniſſe der bildenden Kräfte ſind, auf keine Weiſe durch unſere wirkliche Kenntniß erwieſen, ſondern nur auf die Bürgſchaft jener unerwieſenen allgemeinen Behauptung hin geglaubt werden kann! Die Thierwelt ferner mag uns manchen beſtechenden Anſchein jener Zweckmäßigkeit darbieten; aber unleugbar ſtellt ſie uns ebenſo viel Undeutbares, für unſere Einſicht Zweckloſes gegenüber, tauſenderlei Sonderbarkeiten der Bildung, die ſich als Ausläufer und Nebenerfolge eines fröhlich in alle ſeine möglichen Folgen ausbrechenden Naturlaufes leicht und zwanglos, als Erzeugniſſe abſichtlicher Planmäßigkeit nur mit befangener Künſtlichkeit faſſen laſſen. Noch weniger läßt derſelbe Gedanke vorbeſtimmter Zweckmäßigkeit ſich durch das Pflanzenreich verfolgen, hier, wo kein Zweck mehr angebbar iſt außer dem bloßen Daſein irgend einer Geſtaltung, deren Gliederung, Dauer, Entwicklung und Selbſterhaltungskraft die außerordentlichſte Mannigfaltigkeit der Art und Größe darbietet. Und endlich, dieſe ganze Welt des Lebendigen, wird ſie nicht umſchloſſen und getragen von dem Erdkörper, in deſſen geologiſcher Bildung, und von dem Weltraum, in deſſen Maſſenvertheilung kein menſchlicher Scharfſinn eine durchdringende Zweckmäßigkeit zu entdecken vermag, ja vielleicht nicht einmal zu entdecken wünſchen würde? Im Gegentheil, wir athmen mit einer gewiſſen Befriedigung auf, wenn wir gewahr werden, daß hier wenigſtens der bewunderten unendlichen Berechnung und Abſichtlichkeit des Weltlaufs eine

impoſante maſſenhafte Wirklichkeit zu Grunde liegt, die ohne die Prätenſion, mehr bedeuten zu wollen, als ſich ſelbſt, vor unſern ruhelos ſuchenden Gedanken als ſtarre ruhige Schranke ausgebreitet iſt. Und ſollen wir hinzufügen, daß die Betrachtung der Ereigniſſe zu demſelben Doppelergebniſſe führen würde, wie die der Geſtalten? Dazu, daß neben den Andeutungen der Zweckmäßigkeit auch die verworrenen undeutbaren Zufälle hervortreten, und dazu, daß wir endlich, müde der ewigen Berechnung und Beſtimmung, nicht nur reſignirt, ſondern mit einem Gefühle der Erleichterung uns an den Gedanken eines übermächtigen, nichts als ſich ſelbſt wollenden Schickſals ergeben?

Vielleicht geſteht man zu, daß dieſe Schilderung nicht unrichtig die verworrenen und unklaren Stimmungen wiedergiebt, in die unſer Gemüth ſich wirklich oft durch das Mißgeſchick unſerer Erklärungsverſuche geworfen fühlt; aber die Vorliebe für den Gedanken einer innern Einheit der Natur wird ſich nicht ſofort an dieſe Einwürfe gefangen geben. Sie wird vor allem erinnern, daß ſie ſich ja längſt von jener hoffnungsloſen Neigung gereinigt habe, für jedes Geſchöpf, jedes Ereigniß und jeden einzelnen Zug des Geſchehens äußerliche Zwecke aufzuſuchen; eine Gewohnheit der Betrachtung, die allerdings damit zu enden pflege, daß weder die dringende Wichtigkeit jener Zwecke ſich einſehen läßt, noch die Unentbehrlichkeit gerade der Erfüllungsweiſe, die wir vorzufinden glauben. In dem eignen Daſein liege vielmehr der Zweck jedes Geſchaffenen, und wenn ein heilſames und harmoniſches Wechſelwirken des Verſchiedenen zwar eine Thatſache ſei, die in großem Umfange der Erfahrung vorliege, ſo ruhe doch der eigentliche Schwerpunkt dieſer Naturauffaſſung nicht in den gegenſeitigen Bezügen der einzelnen Weſen zu einander, die wir nur ſehr unvollkommen einſehen, ſondern in der innern Zweckmäßigkeit jedes einzelnen, deſſen verſchiedene Beſtandtheile ſich zu dem Ganzen einer feſtverſchlungenen Organiſation verknüpfen. Nicht eine äußere Nützlichkeit bilde für jedes Geſchöpf den ſpannenden Punkt, mit Rückſicht auf welchen alle ſeine Eigenſchaften gebildet ſind, ſondern die

Idee ſeines eigenen Daſeins ſei der höchſte Zweck, zu deſſen Erfüllung alle Einzelheiten ſeines Baues als Mittel zuſammenſtimmen.

Gewiß möchten wir nicht zu den platten Deutungen zurückkehren, durch welche jene Neigung, äußere Nützlichkeiten als Rechtfertigungen für das Daſein der Dinge aufzuſuchen, die Auffaſſung der Natur verunſtaltete. Gleichwohl ſcheint uns die Einführung eines ſolchen einheimiſchen Zweckes, wie ihn die eigne Idee jedes Weſens darſtellen würde, an die Stelle jener auswärtigen die Sicherheit der ganzen Anſicht nicht zu erhöhen. Einen überzeugenden Beweis nämlich von der planmäßigen Einheit der Natur und von dem abſichtlichen Wirken der ſchaffenden Kraft würde ſie nur dann geben, wenn ſie zuvor, von aller Erfahrung noch gänzlich abſehend, nachzuweiſen vermöchte, welche Arten des Geſchehens und welche Formen des Daſeins um ihres unbedingten Werthes willen die nothwendigen Zwecke jeder Wirklichkeit ſein müßten; und wenn ſie dann darthun könnte, daß nur ſolche Urſachen und Wirkungen, die der Erfüllung dieſer Aufgaben dienen, in den Zuſammenhang des Naturlaufs aufgenommen, alle anderen, an ſich weder undenkbaren noch unmöglichen, von ihm ausgeſchloſſen ſind. Nur auf dieſem Wege würde ſie in uns die Ueberzeugung vorbereiten, daß diejenigen Erſcheinungen, deren innere Harmonie ſie uns ſpäter zu bewundern ermahnen will, ein Recht beſitzen, als Selbſtzwecke nur der Entfaltung ihrer eigenen Idee zu leben. Aber die gewöhnliche Betrachtung verfährt anders. Sie nimmt im Gegentheil viel zu früh und zu arglos Rückſicht auf die Thatſachen, welche ſie verwirklicht vor ſich ſieht, und indem ſie denjenigen Ablauf der Ereigniſſe, in welchem wir uns gewohnheitsmäßig wie in unſerm Lebenselement bewegen, unbeſehen für einen empfehlenswerthen oder für den vollkommenſten aller denkbaren Zuſtände hinnimmt, kann es ihr dann freilich nicht ſchwer fallen, die lückenloſe Zweckmäßigkeit aller Natureinrichtungen zur Herbeiführung deſſelben darzuthun.

Ich meine: wenn wir einmal in jeder Thiergattung neben den offenbaren Zweckmäßigkeiten ihrer Bildung, die wir verſtehen, auch alle die Wunderlichkeiten derſelben, die wir nicht verſtehen, wenn

wir neben der gelenken Leiſtungsfähigkeit des Thieres nach einer Richtung hin auch ſeine ſichtliche Unbehilflichkeit nach einer andern, neben ſeiner Selbſterhaltungskraft gegen die eine Klaſſe äußerer Störungen auch ſeine völlige Wehrloſigkeit gegen eine andere, wenn wir alſo dieſe ganze Summe von Bejahungen und Verneinungen, wie ſie der Erfahrung vorliegt, alles Glück und unvermeidliche Elend gleich mit in die Beſtimmung eines Thiergeſchlechtes aufnehmen und in dieſer Geſammtheit die Idee erblicken, zu deren Verkörperung es berufen iſt: dann iſt es freilich leicht zu zeigen, daß zur Erfüllung dieſer Aufgabe alle Einzelheiten der Organiſation mit vollkommenſter Zweckmäßigkeit zuſammenſtimmen. Aber damit erweitern wir unſere Erkenntniß nicht, ſondern drücken nur das Geſetz des urſächlichen Zuſammenhanges auf eine willkührliche Art aus. Denn ſo lange Alles, was iſt und geſchieht, genau das Maß und die Art der Wirkung ausübt, die ihm nach allgemeinen Geſetzen zukommt, ſo lange wird jeder zu Stande gekommene Erfolg genau das und weder mehr noch weniger als das enthalten, was ſeine vorangehenden Urſachen befahlen, und umgekehrt werden die Urſachen weder mehr noch weniger noch Anderes, ſondern genau nur das begründen, was im Erfolge ſpäter zum Vorſchein kommt. Sobald wir daher einmal den Erfolg unter den Geſichtspunkt eines zu erfüllenden Zweckes rücken, ſo wird uns allemal und nothwendig die Summe ſeiner Urſachen nicht nur als ein genau auf ſeine Erfüllung berechnetes, ſondern ſelbſt als das einzige für dieſe Aufgabe zulängliche Syſtem von Mitteln erſcheinen müſſen. Was wir daher an ſolcher einheimiſcher, innerer Zweckmäßigkeit eines Geſchöpfes irgendwo bemerken, kann ſeine Entſtehung aus einer berechnenden Vernunft wenigſtens nicht eher beweiſen wollen, als bis die weſentliche Idee des Geſchöpfes ihr Recht, ſo wie ſie verkörpert vor uns ſteht, als Selbſtzweck zu leben, uns überzeugend dargethan hätte. Die innere Conſequenz und Uebereinſtimmung der Theile zur Erzeugung einer beſtimmten Lebensform würde, wenn wir ſie allein berückſichtigen wollten, uns nicht gegen das traurige Witzwort ſchützen, daß auch der Bucklige vollkommen zweckmäßig gebildet ſei

für einen Buckligen. Und wäre endlich die Welt eine ganz andere, von andern Geschöpfen erfüllt, von andern Ereignissen bewegt, wäre sie aus dem wüstesten Zufall oder aus vielen Zufällen entsprungen: diesen formellen Charakter zweckmäßiger Uebereinstimmung mit sich selbst würde sie immer besitzen; Alles, was einmal in ihr zu existiren und sich zu erhalten vermöchte, würde der knappe und genaue Ausdruck seiner Ursachen, diese Ursachen stets das zureichende, einzig zweckmäßige System der Mittel zu seiner Verwirklichung sein. Kaum bedarf es endlich einer besondern Erwähnung, daß auch alle Ereignisse, wie sie auch immer verlaufen möchten, für den danach Suchenden immer irgend einen Sinn auszudrücken scheinen würden, und daß sie folglich stets auch sich als die vorbedachten und vorausbestimmten Erscheinungsformen eben der Idee fassen lassen müßten, welche sie zufällig im Geiste des Beobachters erwecken. In dies nichtssagende Spiel würde auf diesem Wege jene Ansicht verlaufen.

Sie selbst freilich wird diesen Einwürfen mit der Antwort begegnen, daß sie diesen Weg nicht gehe oder doch höchstens ihn als Ausgangspunkt ihrer Ueberlegungen benutze. Sie wird unbedenklich zugeben, daß zu jedem Erfolge sich die Summe der Ursachen, die ihn wirklich hervorbringt, allemal wie ein fein berechnetes System von Mitteln zu seinem Zwecke verhalte; aber eben deshalb gründe man nicht auf diese blos formelle Zweckmäßigkeit, die in dem Sinnlosen und Kranken ebenso vorkomme, wie im Sinnvollen und Gesunden, jene Meinung von dem Ursprunge der Natur aus der Einheit einer zwecksetzenden Weisheit. Man gründe sie vielmehr auf den bedeutungsvollen Inhalt der vorhandenen Erfolge, deren eigenthümlicher Bau ein absichtloses Zusammentreten der Ursachen zu ihrer Verwirklichung ausschließe. Betrachtet man ein einzelnes Organ eines Thierkörpers, so mag man hier noch den Versuch wagen, seine Verrichtung nur als Folge seiner Structur, nicht seine Structur als vorbedachtes Mittel seiner beabsichtigten Function zu fassen. Man mag sagen, ein Bild entwerfe sich auf der Netzhaut, weil die mechanischen Kräfte des Thierkeimes, wie er nun einmal war, nicht umhin konnten, vor derselben ein lichtbrechendes Auge

zu bilden; ſucht die Hand den Gegenſtand unwillkührlich zu umſpannen, der ihre empfindliche Innenhaut reizte, ſo mag dieſe Bewegung nur der unvermeidliche Effect einer Mittheilung des Reizes ſein, die bei der beſtehenden Verbindung zwiſchen ſenſiblen und motoriſchen Nerven nicht zu verhindern war; kurz es mag ſo ſein, wie ſchon Lucretius verſichert: die Thiere mögen ſchreiten können, weil ſie Knie haben, aber nicht Knie haben, damit ſie ſchreiten können. Wie weit werden wir aber dieſe Betrachtungsweiſe fortzuſetzen Luſt haben? Die Organiſation beſteht nicht blos in einer Anhäufung ſolcher Paare von Structurverhältniſſen und den aus ihnen fließenden Leiſtungen, ſondern darin, daß unzählige ſolcher Paare ſelbſt wieder unter einander in einer Form verbunden ſind, die ihr Zuſammenwirken zu einem in ſich übereinſtimmenden Lebensplane möglich macht. Iſt es nun glaublich oder denkbar, daß ohne eine leitende Abſicht in derſelben körperlichen Maſſe, in welcher ſich hier ein ſpiegelndes Auge bildet, dort ein greifendes Glied entſtehe, fähig, die geſehenen Gegenſtände zu faſſen? an einem dritten Orte die Zähne, um das Erfaßte zu zerkleinern? an einer vierten Stelle die Verdauungsorgane, geſchickt, die Nahrung zum Vortheil dieſer ganzen Anhäufung von Theilen zu verarbeiten? Und dieſer ſichtlich vorausberechnete Zuſammenhang der Theile kehrt unabläſſig auch in der Bildung der einzelnen Organe wieder. Und wieder werden wir fragen, ob es glaublich ſei, daß ohne eine lenkende Abſicht ein Haufen von Elementen ſich zuſammengefunden habe, deſſen blinde mechaniſche Weiterentwicklung die Entſtehung durchſichtiger, durchſcheinender und undurchſichtiger Häute, mehr oder weniger lichtbrechender Mittel und zugleich die gegenſeitige Lagerung dieſer Theile in ſolchen Stellungen und Entfernungen herbeiführen mußte, wie ſie eben nöhig war, damit ein dieſes Auge treffender Lichtkegel ſich auf dem Hintergrunde deſſelben wieder in einem kleinſten Punkte vereinigte? Wir leugnen nicht, daß in dem einmal vorhandenen Zuſammenhange der Welt die organiſche Bildung ſich nur durch eine mechaniſche Tradition fort erhält; aber die erſte Stiftung jener Keime, in deren blinder und nothwendiger Entfaltung der Natur-

lauf jetzt beſteht, glauben wir nicht ohne die Vorausſetzung eines ordnenden Bewußtſeins einzuſehen. Und nun allerdings, nachdem wir einmal auf dieſe leitende Hand hingewieſen ſind, thun wir jenen uns getadelten Rückſchluß: wir glauben an ihre Mitwirkung, auch wo wir ſie nicht ſehen. Denn wohl können wir uns vorſtellen, daß es für die Mängel des Weltlaufs, die der Allgegenwart einer zweckſetzenden Weisheit zu widerſtreben ſcheinen, eine uns unbekannte Rechtfertigung gibt, beruhend in dem Inhalt eines Planes der Wirklichkeit, den ganz zu durchſchauen wir uns nicht rühmen; unerklärbar dagegen erſcheint uns ohne jene Weisheit jede einzelne Trefflichkeit und Vernünftigkeit, die doch dem unbefangenen Sinne aus ſo unzähligen Beiſpielen entgegenleuchtet. Und überdies, ſelbſt da, wo wir uns beſcheiden, den Inhalt der Weltzwecke nicht zu verſtehen, begegnen wir doch überall ſolchen Formen des Daſeins und Geſchehens, die ihre Abkunft aus einer zuſammenfaſſenden Abſicht deutlich genug verrathen. Zerfällt doch die Menge der vorhandenen Weſen in Gattungen und Arten, die erſichtlich und ungeſucht ſich in eine Stufenreihe mehr oder minder verwandter Bildungen gliedern; wie dunkel auch Plan und Regel dieſer Reihe ſein mag, eben ſo überwältigend iſt doch der Geſammteindruck, den ſie gibt, der einer Einheit des bildenden Willens, einer überall hindurchblickenden Beſtändigkeit, welche nicht die Mannigfaltigkeit des Wirklichen in unvergleichbare Einzelheiten auseinanderfallen läßt, ſondern ſie zu einem geordneten Reiche der Dinge verbindet.

Auf ſolchen Betrachtungen beruht die nachhaltige und überredende Kraft, mit welcher dieſe Naturanſicht ſich gegen alle Einwürfe immer wieder geltend zu machen weiß. Ohne Zweifel wird auch die mechaniſche Anſicht das Gewicht dieſer Gründe zuletzt anerkennen müſſen, aber es iſt von Wichtigkeit, daß dieſe Anerkennung nicht zu früh komme, und gegen den Ausdruck freilich, den wir jetzt der Meinung von einer organiſchen Einheit der Natur gaben, wird ſie unerwartet viel mit Recht einwenden können.

Sie wird zuerſt nicht ohne Grund bemerken, daß unſere Bewunderung der Naturerzeugniſſe häufig nicht ſowohl von der inneren

Bedeutſamkeit ihrer Formen, als vielmehr von der bloßen Vielheit der Theile ausgeht, die wir zu einem Ganzen verbunden ſehen, und von der Mannigfaltigkeit und Abwechſelung der Bewegungen, die aus ihrer Vereinigung entſpringen. So wie uns die Größe der Dinge an ſich ſchon imponirt, ſo imponirt uns auch die Anzahl und Buntheit ihrer innern Verhältniſſe, gleichviel noch welches die herauskommende Endform des Erfolges iſt; und überall, wo wir in kleinem Rahmen ſehr Vieles geſchehen ſehen, ſind wir heimlich geneigt, den erzeugenden Grund in einer Kraft zu ſuchen, deren Würde die Natur blos phyſiſcher, abſichtsloſer Wirkſamkeiten überſteigt. Und doch wiſſen wir und vermögen es wiſſenſchaftlich zu beweiſen, daß eine ſehr kleine und unſcheinbare Anzahl von Elementen und ſehr ungeſuchte Verhältniſſe zwiſchen ihnen den vollkommen zureichenden Grund zu einem unendlichen Spiele höchſt mannigfaltiger und wechſelreicher Entwicklungsformen enthalten können, in denen, wenn ſie verwirklicht vor uns ſtänden, der menſchliche Geiſt das Walten einer berechnenden Abſicht unwiderſprechlich zu erkennen glauben würde. Wer ſich erinnert, daß kein organiſches Geſchöpf plötzlich fertig entſteht, ſondern daß wirklich der Naturlauf ſelbſt es mit Mühe und auf langen Umwegen aus ſeinem Keime erzieht, der wird doch oft noch geneigt ſein, ſich dieſen Keim ſelbſt zu verwickelt vorzuſtellen; indem er in ihn hinein die Fähigkeiten zu jedem Detail der ſpätern Entwicklung zurückverlegt, — als würden ſie nicht erſt durch die Wechſelwirkungen des ſich Bildenden mit den äußern Bedingungen der Reihe nach erzeugt und geſteigert — wird es ihm allerdings unglaublich vorkommen, daß zu dieſer geheimnißvollen Geſellung jemals die Elemente ohne eine höhere Abſicht ſich ſollten zuſammengefunden haben. Die beſſere Kenntniß der mannigfachen Erfolge, die aus verhältnißmäßig ſehr einfachen Urſachen entſpringen können, wird nach und nach dies Bedenken ſchwächen, ohne es je ganz zu heben. Denn immer wird man wiederholen: wie einfach nun auch die erſten Keime der Naturerzeugniſſe geweſen ſein mögen, ſtets bleibe es ein unbegreifliches Wunder, wie aus der unendlichen Anzahl denkbarer Zuſammenwürfelungen der Elemente,

welche der Zufall hätte herbeiführen können, gerade dieſe ſinnige Auswahl den Zugang zur Wirklichkeit gefunden habe.

Aber in dieſer Verwunderung kann doch die mechaniſche Anſicht eine falſche Vorausſetzung nachweiſen. Denn in der That wäre unſer Erſtaunen nur dann gerechtfertigt, wenn wir fänden, daß alle jene andern weniger ſinnigen oder ſinnloſen Geſellungen der Elemente von allem Anfang an abgehalten worden wären, ihr Glück zu verſuchen und in der Wirklichkeit ſo viel Platz einzunehmen, als ihnen ihre Fähigkeit dazuſein verſtattet hätte. Wäre die vorhandene Welt in Wahrheit ein ſolcher kleiner Auszug aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten, und hätte das, was zu ihrem Zuſammenhange nicht paßt und nicht in ihr vorkommt, niemals auch nur Anſtalt dazu gemacht, da zu ſein, dann freilich würden wir dieſe Auswahl des Verwirklichten nur einer zweckſetzenden und auf ihre Zwecke ſich beſchränkenden Vorſehung zuſchreiben müſſen. Aber wir vermögen nicht einzuſehen, wodurch die Erfahrung zu einer ſolchen Vorausſetzung nöthige oder berechtige. Machen wir ſie aber nicht, dann können wir mit Recht erwiedern, daß zu einer Ausſonderung weniger Fälle aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten keine andere Cenſur, Kritik und Auswahl nöthig iſt, als die, welche der mechaniſche Zuſammenhang der Dinge ohnehin von ſelbſt ausüben muß. Gehen wir nämlich von der Vorſtellung eines Chaos aus, und faſſen dies ſo chaotiſch, wie möglich, nehmen wir alſo an, daß in ihm durchaus keine vorwiegende Neigung zu irgend einer beſtimmten Geſtaltung vorhanden, ſondern daß, wie es die Atomiſtiker des Alterthums ausdrückten, Alles in ihm auf allerlei Weiſe nach allerlei Richtungen durch einander bewegt geweſen ſei: ſo wird in einer ſolchen Gährung jede Combination zweier oder mehrerer Elemente vollkommen die gleiche Wahrſcheinlichkeit haben, wie jede andere Verknüpfung gleich vieler. Aber die Schickſale dieſer Gebilde werden doch ſehr verſchieden ſein. Zwar wird keines von ihnen durch eine auswählende Vorſicht noch vor der Schwelle des Daſeins abgewieſen werden, aber unzählige können von der Art ſein, daß die eigene Geſetzlichkeit des Mechanismus, welcher die

Gegenwirkungen aller beherrſcht, ihnen keine Dauer und keine Entwicklung erlaubt. Hinfällige Erzeugniſſe, verſchwinden ſie entweder ſofort wieder aus Mangel an einem inneren Gleichgewichte, das ihre Erhaltung verbürgte, oder ſie ſind vielleicht ſelbſt dazu verurtheilt, nicht einmal einen kurzen Augenblick wirklicher Exiſtenz zu beſitzen, ſondern in dem Strome des Werdens ſtets nur als bevorſtehende, aber unvermeidlich vor ihrer Vollendung wieder zerfallende Erzeugniſſe ſich zu verbergen. Das Andere aber, was ſich in Verhältniſſen zuſammenfand, die wenigſtens ſeinen Eintritt in die Wirklichkeit geſtatteten, erfährt dennoch ein ſehr verſchiedenes Glück. Es iſt nicht ſo, wie die Vertheidiger der planvollen Einheit der Natur zuweilen es erſcheinen laſſen; nicht jedes dieſer zur Wirklichkeit berufenen Gebilde überraſcht uns mit gleich deutlichen Spuren ſeiner vernünftigen Abſichtlichkeit. Neben dem Verwickelten, Mannigfaltigen, in ſeiner Mannigfaltigkeit dennoch Geſetzmäßigen und Ideenvollen ſtehen auch die einfachen, entwicklungsloſen und ſtarren Exiſtenzen, deren Entſtehbarkeit aus der Laune des Zufalls kaum Jemand leugnen dürfte. Selbſt das Lebendige enthält eine Vielheit der Gattungen von verſchiedenem Werthe, manche haltlos in ſich ſelbſt, zu raſcher Vergänglichkeit beſtimmt, obwohl im Laufe der Ereigniſſe eben ſo leicht ſich erneuernd, andere von größerer und feinerer Verkettung ihrer Theile, zu mannigfaltiger Harmonie einander durchkreuzender Verrichtungen zuſammengefügt. Ueberblicken wir die Schöpfung, ſo bietet ſie nicht nur einen Auszug des Vorzüglichſten, ſondern Großes und Kleines, Einfaches und Verwickeltes, Vollkommenes und Unvollkommneres ſteht ſo neben einander, wie man ſich eben denken kann, daß es zuſammen aus dem unparteiiſchen Zufalle des Chaos entſprang. Nur Eines fehlt dieſer mannigfaltigen Welt: das Verkehrte und in ſich ſelbſt Zweckwidrige, dem die mechaniſchen Geſetze um ſeines innern Widerſpruches willen keine dauernde Wirklichkeit geſtatten konnten. Denn vorübergehend allerdings, wie das große Heer der Krankheiten und ſo viele mißgeſchaffene Bildungen zeigen, kommen auch dieſe widerſprechenden Erzeugniſſe vor; für alle Gebilde dagegen, die als ſtehende Gat-

tungsformen zur dauernden Ordnung der Natur gehören ſollen, iſt innere Zweckmäßigkeit gleichbedeutend mit Möglichkeit. Es iſt eine denkbare Annahme, daß dem jetzt vorhandenen Inbegriffe der Geſchöpfe unvollkommnere Verſuche der Natur vorangegangen ſind, in der That wiedrſprechende, ungeheuerliche Bildungen, die, ohne zu eigner Fortdauer befähigt zu ſein, doch nach ihrem Untergange die Elemente in einer für beſſere Erzeugniſſe vorbereiteten Verknüpfung zurückließen. Aber ohne dieſer mythiſchen Vorſtellung nachzuhängen, können wir allgemein behaupten: möge das Verkehrte dageweſen ſein oder nicht, ſein Beſtehen wird durch ſeine mechaniſche Unhaltbarkeit verhindert. Die Wirklichkeit aber enthält aus der unendlichen Anzahl der Elementenverbindungen, welche ein vernunftloſes Chaos liefern konnte, nicht eine Auswahl, welche eine berechnende Abſicht getroffen hätte, ſondern die kleinere Summe jener Gebilde, die der mechaniſche Naturlauf ſelbſt in dem unermeßlichen Wechſel ſeiner Ereigniſſe prüfte und als in ſich zweckmäßige, zur Erhaltung fähige Ganze von der zerſtiebenden Spreu des Verkehrten ſchied, das er unparteiiſch auch entſtehen, aber eben ſo unparteiiſch auch wieder zu Grunde gehen ließ.

Iſt nun dies Alles minder wunderbar? wird man uns einwerfen; wie geht es zu, daß eben dieſer mechaniſche Naturlauf ſtets dem Vernünftigen günſtig iſt und das Verkehrte aus der Wirklichkeit ausſcheidet? Fiel doch jene Vernünftigkeit der Dinge, die wir erklären wollten, nicht zuſammen mit dieſer mechaniſchen Widerſpruchsloſigkeit, die man uns unvermerkt an ihre Stelle ſchieben will, ſondern wurde in einer innern Harmonie und Conſequenz geſucht, die, weit entfernt, als bloßer Mangel an Fehlern nur das ſichere Daſein der Erſcheinungen zu verbürgen, vielmehr durch die ſinnvolle Trefflichkeit ihres Inhaltes die mannigfaltigſten Elemente zur Führung eines gemeinſamen und bedeutungsreichen Lebens verbindet. Wie könnte der mechaniſche Naturlauf, der ſich befriedigt fühlen muß durch Alles, was ſeinen allgemeinen Geſetzen genügt, der Grund dieſes Ueberſchuſſes an Vollkommenheit ſein? Aber eben dies, daß die beſtehende Natur der Annahme einer planvollen Schö-

pferkraft durch die ausnahmloſe Vernünftigkeit ihrer Erzeugniſſe das Wort rede, dies eben iſt die eigenthümliche Vorausſetzung, die wir nur als eine willkührliche Anſicht der Erfahrung bezeichnen können. Es iſt in der That gar nicht erweislich, daß alle Theile der Natur auf ideale Bedeutung und beſtimmte Zwecke hinweiſen; neben tauſend Erſcheinungen, die dieſen Eindruck uns allerdings geben, ſtehen tauſend andere, die ſich nur ſo ausnehmen, als ſeien ſie abſichtslos entſtandene Nebenerfolge einer ſich zufällig bildenden Atomenverbindung; Erfolge, die keineswegs einem vorbedachten Plane gemäß entſtehen ſollten, aber eben entſtanden ſind, und einmal entſtanden ſich erhielten, weil ſie den mechaniſchen Bedingungen der Erhaltung nicht widerſprachen. So hat der Mechanismus vielleicht Vieles erzeugt, woran einer ſchöpferiſchen Idee, wenn wir eine ſolche vorausſetzen, nichts gelegen war; und umgekehrt, Manches hat vielleicht der Mechanismus nicht realiſirt, was die Idee wollte und für deſſen Daſein ſie ſich lebhaft intereſſirt hätte. Denn in der That, wer getraut ſich zu beweiſen, daß nicht allein alles Wirkliche vernünftig, ſondern ſogar daß alles Vernünftige wirklich iſt? Gehen denn alle ſchönen Träume aus, und ließe die Wirklichkeit nichts zu wünſchen übrig? Fügt nicht ſelbſt unſere Phantaſie zu dem Beſtande der Naturgeſtalten ſelbſtändig dichtend andere hinzu? Die geflügelten Engelgeſtalten, an denen unſere fromme Kunſt ſich erbaut, bietet die Wirklichkeit nicht, und doch wüßten wir nicht nachzuweiſen, warum dieſe Bildung, deren ideale Bedeutſamkeit wir ja unmittelbar durch die Verehrung bezeugen, die wir ihnen widmen, nicht dies wirkliche Daſein verdient hätte. Aber ſie mag den Mitteln und den Geſetzen widerſprochen haben, die dem Naturlaufe zur Arbeit zu Gebote ſtehen. Freigebig dagegen bringt die Natur Giraffen und Känguruhs hervor, ohne daß wir begriffen, warum es zum vollſtändigen Ausdruck der höchſten Idee unerläßlich geweſen wäre, daß auch die merkwürdigen Gangarten, die dieſen Thieren das Mißverhältniß ihrer Beine nöthig macht, in der Wirklichkeit repräſentirt wären. Ich glaube hier deutlich den entrüſteten Zuruf zu hören, daß ohne Zweifel auch in

dieſen Thatſachen ein tiefer Sinn liege, wenn gleich unſere menſchliche Kurzſichtigkeit ihn nicht begreife. Ich will dies nicht beſtreiten; ich halte mich an das Zugeſtändniß ſolcher Kurzſichtigkeit. Denn davon war jetzt überhaupt für uns die Rede, ob der Glaube an eine allesdurchdringende zweckſetzende Abſichtlichkeit der ſchaffenden Kraft durch die Erfahrung unterſtützt oder erzwungen werde. Wir wollen nicht leugnen, daß er andere ſichere Grundlagen haben mag; aber eine Bedeutſamkeit und eine tiefſinnige Idee der Dinge, welche wir in vielen Fällen durchaus nicht einſehen, kann nicht als ein Erfahrungsbeweis für die durchgängige Vernünftigkeit alles Erſchaffenen gelten. Wollen wir den unmittelbaren, noch durch keine Schulanſicht umgeſtalteten Eindruck der Natur ausſprechen, ſo können wir nur ſagen, daß Vieles zwar zweckmäßig in ſich übereinſtimmt, ohne daß ſein Daſein überhaupt eine beſondere Bedeutung zu beſitzen ſcheint, und daß umgekehrt nicht Alles, was uns als mögliches Ziel einer zweckſetzenden Abſicht erſcheinen könnte, verwirklicht iſt. Und dies iſt das Verhalten, welches wir ganz natürlich erwarten können, wenn wir die Welt aus einem abſichtloſen Chaos entſprungen denken, aus dem ſtets nur das Mögliche und in ſich Zweckmäßige, unter dieſem aber das Bedeutungsloſe eben ſo gern und ungehindert wie das Sinnvollſte entſtehen wird.

Mit dem allen iſt die mechaniſche Anſicht doch keineswegs im Stande, ihre Behauptungen von dem Makel der Unglaublichkeit zu befreien. Allerdings wird man ihr zugeben müſſen, daß jedes Geſchöpf, ſelbſt jedes organiſch lebendige, aus Elementen beſteht, die nicht immer ſo zuſammen waren, ſondern die ſelbſt eine ſchaffende Abſicht, wenn ſie bei Begründung der erſten Keime thätig war, doch erſt zuſammenführen mußte. Es war alſo dieſen Elementen doch möglich, ſo zu einander zu gerathen, und weder der Weg, den ſie von ihrem früheren Orte aus zu dieſer Vereinigung zurückzulegen hatten, noch die vereinigende Bewegung ſelbſt konnte ihrer Natur oder den mechaniſchen Geſetzen widerſprechen, denen dieſe unterworfen iſt. Und dann kann man fortfahren und behaupten, daß jede Bewegung, welche den Elementen durch den Anſtoß einer ordnenden

Hand gegeben werden kann, ihnen immer auch möglicherweise durch den absichtlosen Anstoß eines Zufalls muß gegeben werden können. In der That bedurfte es nur einer gewissen Reihenfolge von Windstößen in wechselnder Richtung, um aus den einzelnen Sandkörnchen, die jeder von ihnen forttrieb, die Massen der Pyramiden allmählich aufzubauen. Von der ungeheuren Unwahrscheinlichkeit solcher Argumente wendet sich die andere Ansicht stillschweigend ab; sie verlangt neben der bloßen Nichtunmöglichkeit noch positive Zunöthigungen zu sehen, welche die Elemente des Chaos gerade in diese bestehenden Verbindungen getrieben haben, neben denen ja die mechanische Ansicht selbst eine unendliche Menge anderer gleich möglicher zugibt.

Und wirklich ist es hier Zeit, eine ganz ungehörige Voraussetzung zu widerrufen, die wir oben uns gefallen ließen, und nach deren Wegfall die mechanische Lehre erst im Stande sein wird, das Gewicht der ihr gemachten Vorwürfe abzulasten. Es ist offenbar nichts mit jener Redensart der Atomistiker des Alterthums, daß im Ursprunge der Welt Unendliches auf unendlich verschiedene Weise nach unendlich verschiedenen Richtungen bewegt und gemischt gewesen sei. Niemand, der sich selbst klar sein will, wird sich eine Vorstellung von der Existenz einer solchen unendlichen Anhäufung unzähliger Möglichkeiten machen können. Wie mannigfach man sich auch die ursprünglichen Verhältnisse der Elemente denken mag: sie setzten doch immer Einen Gesammtzustand der Welt zusammen, der ausschließlich vorhanden war, und unmöglich konnten die andern unendlich vielen Weltzustände, die da hätten da sein können, wofern jener nicht gewesen wäre, mit ihm zugleich da sein. Jener Abgrund der Unbestimmtheit daher, wie wir ihn früher als Chaos bezeichneten, ist ein undenkbarer Gedanke, und jeder Versuch, die Entstehung der Naturformen sich zu verdeutlichen, muß von irgend einem bestimmten Urzustande ausgehen, der, weil er dieser und kein anderer war, vieles an sich Mögliche von allem Anfang an von der Wirklichkeit ausschloß, zu Anderem dagegen nicht blos die leere Möglichkeit, sondern einen mehr oder minder unmittelbaren und

dringenden positiven Verwirklichungsgrund enthielt. Und wie wird nun die mechanische Ansicht sich diesen Urzustand denken?

Sie hat vor allem keinen Grund und kein Recht, in die Annahme der alten Atomistik einzustimmen, welche die Elemente als wesentlich gleiche, nur in ihren Formen verschieden zugeschnittene Bausteine nahm; eine Annahme, die selbst nur jenem mißverständlichen Streben nach Einheit entspringt, dem jede Fülle ursprünglicher Vielheit zuwider ist. Sie wird im Gegentheil eine ungezählte Mannigfaltigkeit ursprünglich verschiedener Elemente voraussetzen, die nicht nur äußerlich von einer gestaltenden Bewegung ergriffen und zusammengefügt werden, sondern deren eigenthümliche Kräfte auf die Erfolge ihres Zusammenkommens von wesentlich mitbestimmendem Einfluß sind. Und diese Kräfte selbst hängen nicht wie später gekommene willkührlich verliehene Fähigkeiten um sie her, sondern sind der Ausdruck vielfacher inneren Zustände, die freilich auf dem Gebiete räumlicher Erscheinung keine andere Form der Aeußerung finden können, als die monotone der Anziehungen und Abstoßungen, auf die alle physischen und chemischen Wirkungen zurückführbar sind. Am wenigsten endlich hat die mechanische Ansicht Veranlassung, in die Fußtapfen des ihr völlig gleichgiltigen Materialismus zu treten, mit dem ein geläufiges Mißverständniß sie in Zusammenhang zu bringen pflegt. Wie sie die Gewalt des geistigen Lebens in der Erfahrung als eine Thatsache anerkennen muß, so kann sie kein Bedenken tragen, auch in den ursprünglichen übersinnlichen Elementen, aus deren gesetzlicher Wechselwirkung sie den Schein der ausgedehnten Materie hervorgehen und die Welt sich auferbauen läßt, den Funken dieses inneren Lebens schon regsam zu denken. Nicht so freilich, als könnte sie die Macht des Geistes als Einen belebenden, waltenden Hauch, als Einen Lichtnebel fassen, der die Natur durchwogte, sondern sie löst dies schwebende Wehen in eine unzählbare Menge scharf begrenzter strahlender Punkte auf, deren jeder untheilbar in sich selbst eines der wechselwirkenden Atome bildet, die in Wahrheit die thätigen Ursachen der Erscheinung sind. Erweitern wir so die ursprünglich gegebenen Elemente des Welt-

gebäudes, ſo verengert ſich dem entſprechend das Gebiet des Zufalls. Nicht von dem geſtaltloſen Wirbel einer Bewegung, welche die Atome äußerlich gegen einander treibt, erwarten wir aus dem Stegreif die ſinnigen Formen kryſtalliſiren zu ſehen, welche die Natur füllen: nicht ſo als wäre mit dem Aufhören des Stoßes, der tauſend träge und geduldige Beſtandtheile zu einer ihnen allen gleichgiltigen Berührung trieb, der Aufbau eines organiſchen Keimes oder auch nur einer unorganiſchen Geſtalt beendigt. Hier, wie im geiſtigen Leben, gilt uns jener äußere Antrieb nur als eine Veranlaſſungsurſache, die verſchiedene Weſen einander ſo weit annähert, daß eines in den Wirkungskreis des andern fällt; die innere Kraft beider und die nun aufwachende lebendige Beziehung ihrer Naturen iſt es, die den weiteren Fortgang der Entwicklung beſtimmt und ihn zu viel größerem Reichthum der Form und zu unendlich größerer Tiefe des Sinnes leitet, als wozu jener ärmliche Anſtoß der äußern Bewegung für ſich allein jemals genügt hätte.

Man kann zweifeln, ob ſelbſt dieſe innerliche Lebendigkeit einer Menge doch immer zerſtreuter Elemente uns die übereinſtimmende Harmonie der aus ihnen entſpringenden Bildungen erklären könne; eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß in allen Elementen eine gewiſſe Zweckmäßigkeit des Wirkens nicht nur mit den Grundvorſtellungen der mechaniſchen Anſicht vereinbar, ſondern kaum mit Recht von ihnen trennbar iſt. Darin ſtimmen wir alle überein, daß die Kräfte, mit denen die Dinge wirken, nicht ihrer ſchon fertigen Natur nachträglich eingeprägt ſind; wer von der Kraft eines Elementes ſpricht, meint unmittelbar damit, ſie ſei *ſeine* Kraft, nicht in dem Sinne eines zufälligen Beſitzes, der auch fehlen könnte, ſondern ſo, daß ſie nur der nothwendige und conſequente Ausfluß ſeines eigenen Weſens ſei. Aber auch dies drückt noch nicht vollſtändig die Meinung aus, die wir zu hegen haben und wirklich hegen. Wenn Jemand behauptete, eben dieſe eigene innere Nothwendigkeit und Conſequenz jedes Weſens füge es nun ſo, daß alle ſeine Rückwirkungen auf äußere Reize nur zu ſeiner eignen Vernichtung oder doch zur Verſchlechterung ſeiner inneren Zuſtände führen

müßten, ſo würden wir an dem unwillkührlichen Widerſtreben gegen die Ungereimtheit dieſer Meinung inne werden, wie ſicher wir im Stillen das entgegengeſetzte Verhalten vorausſetzten. Wir werden zugeben, daß zwar in einem zuſammengeſetzten Gebilde die gegenſeitige Stellung der Theile ſich ſo unheilbar verſchieben könne, daß jede noch verſuchte Rückwirkung des Ganzen nur ſein Verderben beſchleunigt; aber wir werden nicht zweifeln, daß jedes einfache Weſen doch an ſich nur ſolche Wirkungen entfalten werde, die geeignet ſind, die zufällige Lage, in die es gerathen iſt, mit den Bedingungen ſeiner Fortdauer auszugleichen. So weit ſeine Thätigkeit ſich auf dieſe Aufgabe der Selbſterhaltung bezieht, wird ſie uns als eine nothwendige und ſelbſtverſtändliche erſcheinen; mit geringerer Sicherheit werden wir die Vermuthung hinzufügen, daß ſie zugleich ein Streben der Selbſtentwicklung und Vervollkommnung einſchließe. Freilich der Name des Strebens wird doch dem, was wir meinen, nicht eigentlich zukommen. Denn ohne von außen angeregt zu ſein, wird jedes Weſen auch für uns in der Ruhe ſeines urſprünglichen Zuſtandes verharren, und jede Rückwirkung nur durch einen äußeren Reiz ihm abgewonnen werden. Und ſie ſelbſt, dieſe Rückwirkung, wird nicht eine planvolle Thätigkeit ſein, welche die Phantaſie des Weſens hinblickend auf ein ihr vorſchwebendes Bild einer günſtigeren Lage aus ſich entwickelte; ſie bleibt vielmehr ſtets die nothwendige und unvermeidliche Folge aus dem Zuſammentreffen der Natur gerade dieſes Weſens mit gerade dieſem Reize. Und eben deswegen, beſchränkt auf die Aufforderung, die ihr zu Theil wird, muß dieſe Wirkſamkeit ſich begnügen, das kleine Element von Zweckmäßigkeit hervorzubringen, das durch dieſe Aufforderung motivirt wird; zwar bereit, einem folgenden Reize mit einem eben ſo zweckmäßigen zweiten Element des Wirkens zu antworten, wird ſie doch aus ſich ſelbſt heraus keine weitgreifenden Plane zuſammenhängender Entwicklung ſpinnen.

Ohne nun dieſe Anſicht von einem Princip des Fortſchrittes, das in jedem Seienden liege, als eine theoretiſche Lehrmeinung aufzuſtellen, dürfen wir doch verſuchen, ſie unter die Hilfsmittel unſerer

Erklärungen aufzunehmen. Denn unter den unzähligen urſprünglichen Thatſachen, deren irgend welche wir vorausſetzen müſſen, dürfen die vernünftigen und ſinnvollen nicht vorzugsweis zu Gunſten der ſinnloſen ausgeſchloſſen werden. Mehr aber behaupten wir nicht, als daß dieſer Zug innerlicher Zweckmäßigkeit zu jener thatſächlichen Natur der Weſen gehöre, auf welche die mechaniſche Anſicht ihre Geſetze anwendet. Angewandt auf eine ſolche Natur, werden dieſe Geſetze zu einer ſinnvollen Formenwelt führen, mit derſelben Nothwendigkeit, mit der ſie, auf eine andere urſprüngliche Natur der Elemente bezogen, zwar auch ein mannigfaltiges Reich von Geſtalten, doch nicht dieſes erzeugt haben würden, dem unſere Bewunderung und unſer unterſuchendes Intereſſe gilt.

Vielleicht ſcheint Manchen dieſe Betrachtung plötzlich ganz die Grenzen deſſen zu verrücken, was auch unſer Sprachgebrauch bisher mit dem Namen des Mechanismus bezeichnete. Man wird glauben, das Thor einer myſtiſchen Schwärmerei aufgethan zu ſehen, die alle früher ſo ſcharf begrenzten Umriſſe unſerer Ueberzeugungen zu verwiſchen drohe. Dennoch haben wir hier nur einen Zug hervorgehoben, der unſern Gedanken immer zu Grunde lag, und deſſen keine noch ſo ſtreng mechaniſtiſche Anſicht ſich zu entſchlagen nöthig hat. Jede Rechnung, ſobald ſie mehr als eine Betrachtung reiner Zahlenverhältniſſe ſein, ſobald ſie Anwendung auf Wirkliches gewinnen will, muß die Natur dieſes Wirklichen als unabhängig gegeben vorausſetzen. Was die Dinge an ſich ſelbſt ſein mögen und wie ſie im Sinne haben, auf einander zu wirken, das iſt ihre eigene Sache, und keine mechaniſche Theorie kann im Voraus die Tiefe ihres Weſens ermeſſen und ihnen vielleicht nur einige wenige Eigenſchaften, nur wenige einfache Wirkungsformen mit Ausſchluß anderer zugeſtehen wollen. Erſt in dem Augenblicke, wenn dieſe Eigenſchaften und Wirkungsweiſen als Größen, und zwar als ſolche Größen auftreten wollen, die auf einen gemeinſamen Maßſtab der Einheit zurückführbar ſind, erſt dann wird der Mechanismus dem an ſich nicht durch ihn beſtimmbaren Weſen der Dinge bemerklich machen dürfen, daß es mit dieſem Schritte ſich für die Zukunft ge-

bunden hat, und daß ihm der Werth und die Endform ſeiner Wirkungen von jetzt an durch die allgemeinen Geſetze zugemeſſen werden, die überall das Ergebniß jeder beſtimmten Beziehung zwiſchen Größen beherrſchen. Mit welchen Eigenſchaften alſo, mit welchen inneren Trieben die Natur der Dinge dieſes Gebiet der Berechenbarkeit betreten will, bleibt ihr ſelbſt überlaſſen; nachdem ſie ſich aber einmal zu einer beſtimmten Form ihres Seins und Wirkens bekannt hat, kann ſie nicht mehr verhindern, daß die Geſetzlichkeit des Mechanismus ihr in jedem Falle nach allgemeinen Regeln die Conſequenz ihres Geſtändniſſes ziehe. Eine philoſophiſche Betrachtung mag ſich an der Frage verſuchen, welche Natur und welche Triebe zu haben den Dingen in dem vernünftigen Zuſammenhange der Welt erlaubt ſei; die Naturforſchung hat immer nur zu unterſuchen, welche Weiſen der Thätigkeit wirklich vorkommen oder zur Erklärung der Thatſachen vorausgeſetzt werden müſſen; aber ſie verkennt ihre Aufgabe, wenn ſie mehr als eine Bearbeitung der Data ſein will, die ihr von der Natur der Dinge geliefert werden. Ein ſolcher zugleich engherziger und unbeſonnener Uebergriff war es, wenn die mechaniſchen Theorien der Vorzeit die Elemente, aus denen ſie die Welt zu erbauen dachten, von jeder innern Eigenthümlichkeit, jeder verborgenen Eigenſchaft ihres Weſens völlig zu entleeren ſuchten und ſie nur als gleichartige, im Raum zerſtreute Anknüpfungspunkte für Wirkungen, ja nicht dies einmal, ſondern nur als Punkte faſſen wollten, die einen Stoß aufzufangen und dadurch in Bewegungen zu gerathen fähig wären. Es iſt nur ein geringer Schritt der Umkehr, die innere Leerheit dieſer Punkte wenigſtens mit anziehenden und abſtoßenden Kräften wieder zu füllen, ſo lange auch dieſe Kräfte nur als hinzukommend, nicht als hervorgehend aus der Natur der Elemente gelten ſollen. So wenig die Naturwiſſenſchaft als ſolche ſich mit den innern Zuſtänden der Dinge zu beſchäftigen hat, die ſie nicht beobachten kann, ſo ſehr müſſen wir doch bei der Bildung unſerer höchſten Grundbegriffe auf das Daſein dieſes innern Lebens Bedacht nehmen, und anſtatt es zu leugnen, haben wir uns vielmehr auf ſeinen größten Reichthum gefaßt zu machen, um überall,

wo in Zukunft ſeine Einflüſſe auf den Gang der Erſcheinungen deutlicher hervortreten ſollten, unſere Auffaſſungsweiſen bis zur Möglichkeit einer Verwerthung derſelben zu vervollkommnen.

An jener leeren Stelle nun, welche die mechaniſche Anſicht laſſen muß, ſetzen wir unſere Vermuthung ein. Können wir nicht im Voraus beſtimmen, welcherlei Rückwirkungen jedes Weſen im Zuſammenſtoß mit andern entfalten, und welchen Stoff es mithin der Berechnung darbieten werde, ſo können wir uns als Hypotheſe über dieſen unbekannten Punkt die Annahme geſtatten, daß ein Zuſammentreffen oder eine Reihenfolge verſchiedener Bedingungen, die auf ein Element wirken, in ihm Thätigkeiten entzünde, die neben der Selbſterhaltung eine Vervollkommnung der innern Zuſtände erſtreben. Nur den falſchen Nebengedanken müſſen wir abhalten, als gäbe nun dies Beſtreben des einzelnen Weſens ihm zugleich eine unbeſchränkte Macht über andere. Wäre dies Weſen eine Seele, und hätte das Zuſammenſein mit anderen Elementen in ihr das Streben erzeugt, ſich durch Umgebung mit einem geordneten Syſtem von Stoffen eine Befriedigung ihrer Bedürfniſſe zu verſchaffen, ſo würde doch daraus der Seele noch keine ſchrankenlos geſtaltende Kraft erwachſen, ſo daß ihrem Walten gehorſam der organiſche Leib entſtände. Eine hinauswirkende Kraft wird doch jeder innere Zuſtand des einen Weſens nur beſitzen, wenn die allgemeine Geſetzlichkeit des Naturlaufs es geſtattet und befiehlt, daß ihm ein anderer Zuſtand eines anderen Weſens nachfolge; und ſo werden auch hier die umgebenden Elemente nicht dem Wunſche der Seele zu Liebe ſich in eine ihr angenehme organiſche Form verbinden, ſondern nur dann und nur ſo weit werden ſie ihm gehorchen, als ſie gezwungen werden und als die verlangte Form ihren eigenen inneren Zuſtänden dieſelbe Befriedigung gewährt. Ungebrochen wird daher die ſtrenge Nothwendigkeit des Mechanismus noch immer über die Bildung der Dinge herrſchen, nur daß ſie nicht ausſchließlich an äußere Zuſtände andere äußere Zuſtände knüpft, ſondern an jedem Punkte ihres Verlaufes in das Innere der Elemente hinabſteigt und den vernünftigen Regungen, die ſich dort entwickeln, einen geſetzlich abge-

meſſenen Einfluß auf die Geſtaltung der weitern Zukunft zugeſteht. Einzelne glückliche Fälle wird es daher geben können, in denen viele Elemente, urſprünglich durch einen Zufall zuſammengeführt, in einer und derſelben Anordnung, der ſie ſämmtlich zuſtreben, alle zugleich die Befriedigung der neuen Bedürfniſſe finden, die ihre Begegnung in ihrem Innern erweckte. Dieſe glücklichen Erzeugniſſe, in welchen ſich das, was für die einzelnen Theile zweckmäßig iſt, zum zweckmäßigen Gleichgewicht eines Ganzen ſummirt, werden die lebendigen Geſchöpfe ſein, und eben ſo wie hier ihre erſte Entſtehung, werden wir auch den Mechanismus ihrer Fortpflanzung und Erhaltung von dieſer inneren zweckmäßigen Regſamkeit durchdrungen glauben.

Wir können uns Sinn und Hergang ſolcher Ereigniſſe verdeutlichen, wenn wir uns der Schickſale und der Formen geſelliger Bildung erinnern, die aus der Begegnung menſchlicher Perſönlichkeiten entſpringen, und die ja eine überall verbreitete Meinung auch am richtigſten durch die Benennung organiſcher Geſtaltungen zu bezeichnen glaubt. Weder eine Reihe äußerer Anſtöße fügt aus dem Stegreif augenblicklich die Vielen in zufriedenſtellende Formen des Verkehrs zuſammen, noch findet ihr eigner innerer Trieb ohne Umwege die paſſende Ordnung ihres Zuſammenſeins heraus, in der ſie ruhen könnten; eben ſo wenig endlich iſt die Organiſation der Geſellſchaft das Werk einer bewußten künſtleriſchen Abſicht, die von Anfang an planmäßig wirkend, außer und über den Einzelnen ſchwebend, ſie in die ihnen zukommenden Stellungen gerückt hätte. Jede Berührung zufälligen Urſprunges erregt in denen, die ihr ausgeſetzt waren, Eindrücke und Rückwirkungen, die zunächſt nur atomiſtiſch eine Befriedigung der augenblicklich entſtandenen Wünſche und Bedürfniſſe ſuchen und in dieſem Suchen theils die äußere Lage der Umſtände verſchieben, theils ſelbſt neue Gefühle von den Vortheilen und Nachtheilen der erfolgten Verſchiebung erhalten. Häufig in Widerſpruch unter einander, bedingen dieſe inneren Bewegungen der Einzelnen manche vorübergehende geſellige Einrichtung, deren Gewinn und Druck immer von neuem wieder auf die ganze verbundene Vielheit und auf jeden Einzelnen in ihr zurück-

wirkt, bis endlich nach vielen Wandlungen ſich haltbarere Formen des Zuſammenlebens feſtſetzen, in denen wie in jedem Organismus die Bedürfniſſe der Theile in Einklang mit den Daſeinsbedingungen des Ganzen geſetzt ſind. So verband eine zufällige Berührung das innere Leben der Geiſter zu einer Wechſelwirkung, in deren Fortgang ohne die organiſirende Abſicht eines Einzigen, wohl aber durch das Zuſammenwirken der Elemente vernünftiger Thätigkeit, die von jedem Einzelnen ausgingen, allmählich das Unzweckmäßige von ſelbſt ſich ausſchied und eine Gleichgewichtslage erreicht wurde, in der die verbundenen ruhen, ſei es, daß jedes befriedigt iſt, oder daß die Unbefriedigung einzelner durch irgend einen Gegendruck wenigſtens die Kraft zur Erregung neuer Unruhe eingebüßt hat. Nur die Fähigkeit, durch die Umſtände innerlich zu leiden und aus dieſem Leiden mit vernünftiger Nothwendigkeit beſſernde Rückwirkungen zu entwickeln, haben wir den körperlichen Elementen zuzugeſtehen, um zu begreifen, wie auch aus ihrem chaotiſchen Zuſammenkommen organiſche Geſtalten von ſinnvoller Bildung hervorgehen, nicht plötzlich und auf einmal fertig, ſondern als Erzeugniſſe einer langen und ernſthaften Arbeit der Wechſelwirkung, ſo wie noch jetzt die Natur keines dieſer Geſchöpfe fertig geboren werden läßt, ſondern jedem zumuthet, ſich auf einem langen mühſamen Bildungswege aus ſeinem Keime zu entwickeln. So viele ſolcher Keime nun das Chaos zuſammenführte, ſo viele theils glückende theils mißglückende Verſuche, zu jenem Gleichgewicht zu gelangen, konnten ſich entſpinnen. Zerfällt daher die Anzahl der Geſchöpfe in eine Stufenreihe von Gattungen und Gruppen, durch die hindurch deutlich die Herrſchaft weniger allgemeiner Typen geht, ſo bedarf auch dies zur Erklärung nicht die Annahme eines überall ſich ſelbſt gleichen Gedankens, der alle geſchaffen, ſondern nur die Vorausſetzung, daß die Elemente ſelbſt keine unermeßliche Mannigfaltigkeit, ſondern nur eine endliche Anzahl von Unterſchieden in ſich ſchloſſen. Dann mußte auch durch ihre Combinationen und deren Entwicklung hindurch eine Vielheit gleichartiger Züge und vergleichbarer Formen des Geſchehens ſich erhalten.

Enden wir nun dies Wechſelgeſpräch der ſtreitenden Parteien. Es iſt klar, wohin die mechaniſche Anſicht zielt. Indem ſie behauptet, Ordnung erzeuge ſich unvermeidlich allemal, wie wild und verworren auch die Anfänge der Welt geweſen ſein möchten, will ſie uns den Gedanken an die Einheit eines zuſammenfaſſenden Schöpferwillens abgewöhnen. Wie rettet ſie nun die Einheit der Natur bei dieſem Polytheismus der Urſprünge? Dieſe Frage wird man als den letzten und unaufheblichſten Einwurf nicht ſelten wiederholt hören, und doch wüßte ich nicht, daß wir ihr nicht leicht begegnen könnten. Denn es iſt ja doch auch eine Einheit der Natur, die uns auf dieſem gemißbilligten Wege entſteht, nur eben daß ſie entſteht, daß ſie als letztes Ergebniß der Arbeit einer Vielheit zu Stande kommt, nicht aber als leitender Grund dem Daſein der Mannigfaltigkeit vorangeht. Iſt ſie aber dadurch ſchlechter geworden, daß ſie dieſe Geſchichte hat? Wenn in der menſchlichen Geſellſchaft allmählich ſittliche Mächte hervortreten und emporwachſen, wenn allgemeine Anſichten über Kreiſe von Pflichten, wenn übereinſtimmende Bekenntniſſe über die Leiſtungen, die jedem Einzelnen die augenblickliche hiſtoriſch motivirte Lage ſeines Volkes, über die Schranken, die ihm die nationale Sitte gebietet, wenn ſolche beſſere Einſichten über die nothwendigen Ziele des Strebens und die zulänglichen Mittel zu ihrer Erreichung allmählich ſich Bahn brechen: ſind alle dieſe Formen der Humanität von wenigerem Werth, weil ſie nicht ſchlank und ohne Umwege aus der Einheit eines Civiliſationskeimes hervorſproßten, ſondern als glückliche Lagen eines endlich erlangten Gleichgewichtes auf dem Kampfe unzähliger Leidenſchaften und widerſtreitender Intereſſen beruhen? Nun, dieſe Einheit, die gewordene der Verſöhnung, beſitzt die Natur auch; ſo wie ſie jetzt iſt, ſetzt ſie nicht mehr den wüſten Streit der Elemente fort; ruhige, feſte Niederſetzungen haltbarer Gebilde umgeben uns, allmählich entwickelte große und beſtändige Gewohnheiten des Wirkens gehen organiſirend und regelmäßig durch die Fülle des Geſchehenden; die Geſammtheit der Dinge hat entweder bereits die friedliche Lage aller gegen alle gefunden, die keine andere Unruhe mehr außer der einer geordneten

Fortentwicklung gebiert, oder wenn es irgendwo noch ein regelloſes Ringen der Kräfte gibt, ſo wird auch deſſen Zukunft für unſere Anſicht nicht minder tröſtlich erſcheinen als für jene, welche die Einheit des Planes an den Anfang der Ereigniſſe ſetzt.

Wir irren uns in nichts leichter als in unſerem Urtheil über die Formen des Daſeins, die wir zur Erfüllung unſerer ſehnlichſten Wünſche für unentbehrlich halten. Eingewöhnt in liebgewordene Weiſen der Befriedigung, mißtrauen wir jeder neuen Lage und jedem Umſchwung der Dinge, während doch der friſch gewagte Verſuch uns lehren würde, daß auch die neuen Verhältniſſe ihre Quellen des Genuſſes haben. Vielleicht gehört jene Meinung von der nothwendigen Anfangseinheit der Natur zu dieſen Täuſchungen. Vielleicht hatten wir Unrecht, früher zu behaupten, die Freude an jedem Gemälde werde ſchwinden, wenn es nicht möglich ſei, an die Einheit der Phantaſie zu glauben, die es bildete. Und in der That, wenn wir eine Landſchaft bewundern, können wir doch kaum ernſtlich die Illuſion feſthalten wollen, es ſei *ein* Hauch der Natur geweſen, der mit der zuſammenfaſſenden Einheit einer poetiſchen Phantaſie die vielfachen und unvergleichbaren Beſtandtheile dieſes Bildes zuſammenführte. Jene Hütten und Ruinen waren nicht vorhanden in dem Plane der Naturkräfte, die dieſe Berge thürmten, den Samen zu dieſen Pflanzen, deren abwechſelndes Grün uns entzückt, trugen regelloſe Winde, einer nicht wiſſend vom andern, in dieſes Thal zuſammen, und die Sonne, wenn ſie ſeine heimliche Stille röthlich vergoldet, ſcheint dabei von einer Bahn herab, die über Allem geht, und durch Nebel, die von andern Gegenden des Erdballs aufſteigen. Es iſt ohne Zweifel eine Vielheit der Anfänge in dieſem Bilde; ſein Zauber liegt in dem Vertrauen und in der Ruhe gegenſeitigen Verſtändniſſes, mit welchem dies urſprünglich einander Fremde ſich zuſammenſchließt, und jedes mit dem andern das Glück einer befriedigenden Verknüpfung theilt.

Nur Eines ſcheint bis zuletzt der mechaniſchen Anſicht unerreichbar: der Gedanke einer Beſtimmung. So lange wir Einen Grund der Welt verehrten, wußten wir uns aufgenommen in Einen großen

Weltbau, der in dem Zwecke einer Abſicht gipfelte; mitthätige Arbeiter an dieſem Bau fanden wir in der Beſtimmung, die er uns auferlegte, die Rechtfertigung unſers Daſeins und die Richtſchnur unſerer Beſtrebungen. Eine Welt, die aus unzähligen Anfängen zuſammenrinnt, hat kein Ende und keine Aufgaben; wie ſie auch ſein mag, ſie hat ein Recht ſo zu ſein, wie ſie iſt, und weder ſich ſelbſt noch ihren einzelnen Elementen legt ſie die Pflicht auf, einem noch unerreichten Ziele nachzujagen. Ueberall muß in ihr die Thatſache herrſchen und das Thatſächliche im Recht ſein, während all unſer menſchliches Empfinden ſich von der Verpflichtung gebunden weiß, noch nicht vorhandenes Ideales zu verwirklichen. Täuſcht uns nun die mechaniſche Anſicht um dieſen Gedanken und ſucht ihn uns unvermerkt zu entwenden? Ich glaube im Gegentheil, daß ſie ihn in anderer Form auch kennt. Sie weiß nicht davon zu erzählen, daß eine weiſe Abſicht das Gefühl ſittlicher Verpflichtung und die Muſterbilder ſittlicher Ideale in die lebendigen Seelen gelegt habe, und ſie verwickelt ſich darum nicht in die Schwierigkeit der Frage, wie mit dieſer abſichtlichen Stiftung des Keimes die unzähligen Hinderniſſe zuſammenſtimmen, die der Weltlauf ſeiner Entwicklung entgegenſtellt. Sie weiß nur, daß auch dieſe inneren Regungen mit zu dem thatſächlichen Beſtande gehören, welcher die Natur der Seelen iſt, und indem ſie den ſittlichen Trieb als eine jener Kräfte betrachtet, die zu gegenſeitiger Begegnung und Bekämpfung in den Verlauf der Dinge eintreten, verlangt ſie nicht, daß alle übrigen Umſtände ihm entgegenkommend ſich fügen ſollen, aber ſie vertraut darauf, daß er in der Wechſelwirkung aller ſich gleichfalls werde geltend machen. Weit entfernt von jenem wunderlichen Materialismus, der es für eine Aufgabe hält, aus ungeiſtigem Stoff die geiſtige Lebendigkeit wie eine Zugabe hervorgehen zu laſſen, deren geringer und prekärer Werth keine eigenthümlichen Anſprüche dem allein wahren Stoffe gegenüber erheben dürfte, wird die mechaniſche Anſicht vielmehr glauben können, gerade in jener Thatſache des ſittlichen Triebes einen der wichtigſten und urſprünglichſten Züge der Seele zu finden, aus dem alle andern geſetzlichen

Formen ihres Verhaltens nur wie folgerechte Selbsterhaltungen hervorgehen. Daß es Wesen gibt, die sich und ihren Aeußerungen einen Werth bestimmen, sich selbst anklagen und entschuldigen, weder diese Thatsache noch die unbedingte Hoheit des Gebotes, das in ihr liegt, wird diese Auffassung bezweifeln oder verkleinern, und wenn sie nicht lehren kann, daß *über* dem Einzelnen Ideale schweben, zu deren Erfüllung er bestimmt sei, so erkennt sie doch an, daß *in* jedem Einzelnen sich ein Ideal entwickeln könne, von dem er sich nur um den Preis seiner Selbstverurtheilung lossagt.

## Drittes Kapitel.

### Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das System der Stoffe und ihre Vertheilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geschehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeschichtlicher Entwicklung. — Verschiedene Weltalter. — Allgemeine und irdische Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugnisse. — Thierreich und seine typischen Formen.

Ich glaube nicht, daß die Vorliebe für das Chaos den Ursprung der Welt aus ihm noch durch andere Gründe außer denen, die unsere letzte Betrachtung ihr darbot, würde zu beweisen wissen. Sind diese alle unfähig gewesen, die Stimme einer entgegenstrebenden Ueberzeugung zu unterdrücken, so beklagen wir dies nicht, denn längst haben unsere früheren Ueberlegungen uns auf einen andern Weg gewiesen, von dem aus wir nur noch einmal die gesammelte Kraft der mechanischen Weltauffassung zu überblicken suchten. Hat nun unser Blick jetzt länger auf ihr gehaftet, als Manchen nöthig geschienen haben mag, so geschah es, weil wir ihre Ansprüche so verächtlich doch nicht finden konnten, wie sie der Zuversicht des entgegengesetzten Standpunktes vorkommen mögen. Sie gleicht

einem Feinde, deſſen innere Organiſation zu groß iſt und zu eng geſchloſſen, als daß es gelingen könnte, ihn einfach zu vernichten; man muß ihn mit der ganzen geſchulten Kraft, mit welcher er widerſtand, in das eigene Gemeinweſen aufnehmen und ſeiner Thätigkeit in dieſem einen Schauplatz nützlicher Wirkſamkeit eröffnen. In der That würden wir die einzelnen Gedanken, die wir beleuchteten, nicht ſo ausführlich berückſichtigt haben, wenn ſie nicht innerhalb der andern Auffaſſungsweiſe, deren Vertretung uns zufällt, als untergeordnete Glieder eine Geltung fortbehielten, die ſie als unabhängige Weltanſicht allerdings nicht behaupten können.

Als ich dem langſamen Gange meiner Darſtellung vorgreifend in einer vorläufigen Ueberſicht die Richtung anzudeuten ſuchte, welche ſie nehmen wird, wies ich darauf hin, wie jeder Verſuch, aus dem formloſen Chaos das nothwendige Hervortreten einer Sichtung und Ordnung der Dinge abzuleiten, auf der einen Vorausſetzung beruhe, daß ein Reich allgemeiner und unbedingt geltender Geſetze allen Elementen mit immer gleichem Gebote die Form und Größe ihrer Wechſelwirkungen vorzeichne (I, 411 ff.). Unſere letzten Erörterungen werden dies beſtätigt haben. Denn wie freigebig wir auch immer den etwas ärmlichen Vorrath an Erklärungsmitteln, den die gewöhnlichſten Meinungen benutzen, durch das Zugeſtändniß innerer Lebendigkeit und Regſamkeit in den Elementen ſelbſt bereichern, und wie ſehr wir auch die Rückwirkungen, die jedes entfaltet, nur aus der Conſequenz ſeiner eignen ſpecifiſchen Natur ableiten mochten: immer blieb es gleich nothwendig, daß ein allgemeines Recht alle Weſen verbinde und ihren Wechſelverkehr beherrſche. Denn jede Rückwirkung ſetzt zu ihrem Entſtehen nach wie vor dies voraus, daß der Zuſtand des einen Elementes eine Aufforderung für das andere enthalte, auch den ſeinigen zu ändern, daß alſo dies letztere von jenem erſteren leiden könne. Mag es daher ſeine Selbſtvertheidigung nach der Eingabe ſeines eignen Genius ordnen, ſo wird doch ſtets dies, daß ihm eine Gefahr drohen konnte, nur unter Vorausſetzung eines alle umfaſſenden Geſetzkreiſes begreiflich ſein, der mit jeder beſtimmten Lage der Dinge ein beſtimmtes Leiden

in ihnen zuſammenzwingt. Und am Ende, jene innere Conſequenz des eignen Weſens ſelbſt, ſetzt ſie nicht ebenfalls dieſe allgemeine Geſetzlichkeit alles Verhaltens in der Welt voraus? Auch eine freie innere Entwicklung wird ja folgerecht nur darum heißen können, weil die Verknüpfung ihrer einzelnen Schritte einem außerhalb gelegenen Maßſtabe entſpricht, einer allgemeineren Nothwendigkeit, die darüber entſcheidet, welche eigenthümliche Folge mit Recht aus ihrem eigenthümlichen Grunde hervorgehen kann. Jeder Weltlauf, der die einen Ereigniſſe als möglich zulaſſen, die andern als unmöglich ausſchließen, einige als nothwendig fordern, ja ſelbſt wenn er irgendwelche einer freien Wahl anheimſtellen wollte, wird über dieſe verſchiedenen Fälle nur nach einem allgemeinen Rechte urtheilen können, und das Chaos wird Ordnung nur entwickeln, ſobald nach dem Gebote dieſes Rechtes die hinfälligen und haltloſen Combinationen der Dinge den feſteren und in ſich übereinſtimmenden zu weichen genöthigt ſind. Geht daher die mechaniſche Anſicht von einer Vielheit der ſeienden Elemente aus, ſo hält ſie um ſo feſter die Einheit des allgemeinen Geſetzkreiſes, deſſen Herrſchaft aus der planloſen Unordnung jener Anfänge allmählich die Umriſſe eines nun inne zu haltenden Planes ausarbeitet.

Aber wir haben uns überzeugt, wie unmöglich es iſt, dieſes Reich der Geſetze als eine ſelbſtändige, den Dingen vorangehende und über ihnen ſchwebende Macht zu denken; unvermeidlich wurden wir dahin gedrängt, dies eine Band, ſobald es ſeine vereinigende Kraft über die zerſplitterte Mannigfaltigkeit der Elemente bethätigen ſoll, als Ein wirkliches unendliches Weſen zu faſſen, deſſen innerlich gehegte Theile alle endlichen Dinge ſind. Nur ſo konnten die Wechſelwirkungen, auf denen der Lauf der Ereigniſſe beruht, über die Kluft hinüberreichen, welche die einzelnen Elemente trennt, und welche ſie auf ewig von einander ſcheiden würde, ſo lange ſie nicht aus der gemeinſamen Subſtanz, aus welcher ſie hervorgehen, die Möglichkeit und die Verpflichtung einer lebendigen gegenſeitigen Beziehung und eines Austauſches ihrer innern Zu-

ſtände entlehnten (I, 415). Könnte uns daher die Betrachtung des Inhaltes der Natur und die Erwägung der Zweckmäßigkeit ihrer Bildungen zweifelhaft laſſen, ob nicht dennoch ihre Entſtehung aus zerſtreuten und zuſammenhangloſen Anfängen möglich wäre, ſo wird dagegen die Thatſache, daß es überhaupt Wechſelwirkungen gibt, uns zu dem Glauben an eine reale Einheit aller Dinge und an eine gemeinſame Quelle nöthigen, aus der ſie gefloſſen ſind.

Indem wir jetzt verſuchen, die Folgen dieſer Ueberzeugung zu entwickeln, müſſen wir uns hüten, nicht mehr Ergebniſſe von ihr zu verlangen, als ſie bieten kann. Der Weg, auf welchem wir zu dem Begriffe dieſes höchſten Grundes gelangten, hat uns nichts von ihm kennen gelehrt, als daß er ein Wirkliches und daß er Eines und daſſelbe in allen einzelnen Dingen iſt; aber er hat uns nichts verrathen über den Inhalt und die lebendige Natur ſeines Weſens ſelbſt, mit welcher er dieſe Form der Einheit und Unendlichkeit ausfüllt. Aus einem ſo unbekannten höchſten Grunde können wir nicht wagen wollen, den Hergang der Weltſchöpfung in einer anſchaulichen Erzählung abzuleiten; wir können eben ſo wenig verſuchen, die inhaltsvolle Naturordnung im Voraus zu beſtimmen, in welche die ſchaffende Kraft dieſes Princips hätte ausbrechen müſſen, deſſen Abſichten und Strebungen uns ja die Unbekanntſchaft mit der Eigenthümlichkeit ſeines Weſens verbirgt; wir können nur diejenigen Folgen entwickeln, die aus dem formalen Charakter der Einheit hervorgehen und die unabhängig von der Natur deſſen, was der höchſte Grund iſt, in jeder Schöpfung, die aus Einem entſpringen ſoll, als nothwendige Züge ihrer Organiſation wiederkehren würden. So beſchränkt dieſe uns erlaubten Folgerungen ſind, ſo gehen ſie doch ſchon weit über das hinaus, was unſere bisherige Erfahrungserkenntniß zu beſtätigen vermag, und wir können ſie nur als nothwendige leitende Maximen unſerer Unterſuchungen, nicht als beobachtbare Thatſachen bezeichnen.

Wie auch immer der Hergang ſein mag, durch den aus dem Einen das Viele entſteht, immer würde es der Einheit widerſtreiten,

wenn aus ihr eine zufällige unbeſtimmte Vielheit entſpringen ſollte. Die Mannigfaltigkeit der Elemente wird vielmehr von Anfang an ein abgeſchloſſenes Syſtem bilden, das in ſeiner Ganzheit zuſammengefaßt einen Ausdruck der ganzen Natur des Einen bildet. Nicht ſo als zerfiele das Eine wie eine Größe in eine Anzahl neben einander gelegener Theile, deren vollſtändige Summe man nehmen müßte, um das Eine wieder zu erhalten; ſondern kein einzelnes endliches Element würde der Grund aus ſich ſchaffend entlaſſen, ohne zugleich eine beſtimmte Menge anderer hinzuzufügen, die mit jenem zuſammengefaßt die Wirklichkeit zu ſeiner vollſtändigen Erſcheinung ergänzen. Wie eine verwickelte chemiſche Zuſammenſetzung es nicht erträgt, daß ihr einer ihrer Beſtandtheile allein entzogen wird, wie ſie ſofort vielmehr auch einen zweiten ausſtößt, der nach dem Wegfall des erſten mit dem übrigbleibenden Reſte kein Gleichgewicht mehr finden würde, oder wie ſie einen neuen Beſtandtheil nicht allein aufnimmt, ſondern nur unter der Bedingung, auch einen andern ſich zugleich aneignen zu dürfen, der dieſem Zuwachs ein Gegengewicht in der Conſtellation ihrer innern Kräfte hielte: ebenſo werden wir uns die Summe des Wirklichen als eine geſchloſſene Formel vorſtellen, deren jedes Glied die Summe aller übrigen zu einem vollſtändigen Ausdrucke des gemeinſamen Grundes aller ergänzt.

Von dieſem Gedanken würden wir eine erſte Anwendung auf alle jene urſprünglichen Beſtandtheile zu machen haben, die wir in den Bau der Welt verflochten ſehen oder in ihn verflochten vorausſetzen müſſen: auf die verſchiedenen wägbaren Grundſtoffe der Natur, auf die unwägbaren Elemente, falls die fortſchreitende Erkenntniß ihre Annahme beizubehalten genöthigt wäre, auf die geiſtigen Naturen endlich, wenn die verſchiedenen Formen des Seelenlebens uns nicht als verſchiedene Entwicklungshöhen derſelben Weſen, ſondern nur als Zeugniſſe urſprünglich verſchiedener Seelengattungen erklärbar ſchienen. Während unſere Erfahrung die chemiſchen Elemente noch einzeln aufgreift, der Fortſchritt der Entdeckungen ihre Anzahl verändert, ihr Nebeneinandervorkommen eine zufällige und principloſe Thatſache ſcheint, wird für uns das Daſein jedes Ele-

mentes vielmehr das Daſein aller übrigen als nothwendige Folge einſchließen und die Geſammtheit aller ein abgeſchloſſenes Syſtem bilden. Jedes Glied dieſer Reihe mit ſeinen eigenthümlichen Eigenſchaften und Wirkungsfähigkeiten hat ſeine nothwendige Stelle zwiſchen den übrigen und ſetzt mit ihnen allen einen weder vermehrbaren noch verminderbaren, ſondern vollſtändigen Ausdruck der Natur des allgemeinen Stoffes zuſammen.

Wenn ferner für unſere Erfahrung die Menge und die Vertheilung der Atome jedes Elements aller Regel zu entbehren ſcheint, ſo müſſen wir doch auch dieſem Anſchein entgegen den Geſammtbetrag jedes einzelnen Elements und die Zerſtreuung ſeiner Theile im Raume durch eine Formel beſtimmt denken, die jedem Stoffe mit Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit ſeiner Natur ſowohl die Menge, in der er vorkommen ſoll, als die Orte vorzeichnet, von denen aus ſeine Atome ihren Wechſelverkehr mit anderen zu beginnen haben. Die gegenwärtige Lage der Natur, durch unzählige geſetzliche Entwicklungen und im Kleinen durch Eingriffe geſetzloſer Willkühr verſchoben, geſtattet uns nicht, die Regelmäßigkeit jenes erſten Weltaugenblickes zurückzuberechnen; nur daß ſie ſtattgefunden, dürfen wir glauben, aber weder das Bild einer gleichmäßigen Vertheilung aller Elemente durch alle, noch ſelbſt das andere einer irgendwie ſymmetriſchen Gruppirung der verſchiedenen kann als die nothwendige Form jener Urſprungslage der Dinge gelten. Und eben ſo wenig entſcheidet unſere Vorausſetzung darüber, ob die Menge des Wirklichen begrenzt oder unbegrenzt iſt. Wäre die Eigenſchaft der Unendlichkeit mit der der Einheit verbindbar, ſo würde zwiſchen Elementen, deren jedes in eine unendliche Anzahl von Atomen zerfiele, eine Verſchiedenheit ihrer Geſammtmengen doch eben ſo denkbar ſein, wie zwiſchen Winkelflächen, deren jede ſich ins Unendliche ausdehnt, dennoch beſtimmte und berechenbare Größenunterſchiede beſtehen.

Die Welt iſt endlich keine ruhende; nicht nur in der einmaligen Bildung eines Augenblicks darf dieſes innere Gleichgewicht vorkommen; die Einheit muß ſich erhalten in jedem Momente der ab-

laufenden Entwicklung. Jeder Querſchnitt gleichſam, den wir aus der Geſchichte der Natur herausheben, muß in den neuen Lagen, welche in ihm die Elemente durch die inzwiſchen erfolgten Veränderungen angenommen haben, einen neuen und eben ſo vollſtändigen Ausdruck jener Zuſammenſtimmung aller Theile zu dem Sinne des Ganzen darbieten. Keine urſprüngliche Bewegung des kleinſten Atomes dürfen wir deshalb annehmen, die nicht von Anfang an mit den Bewegungen aller übrigen zu einem harmoniſchen Ganzen abgeglichen geweſen wäre; keine einmal entſtandene könnte ſich ſelbſt überlaſſen fortgehen, ohne durch ihre Beziehungen zu den übrigen, in deren Gemeinſchaft ſie an demſelben Weltbau zu arbeiten beſtimmt iſt, von jeder eigenwilligen Bahn beſtändig zum allgemeinen Einklang wieder zurückgelenkt zu werden. So wie in jedem abgeſchloſſenen Organismus die Verrückung eines Atomes den Beſtand des Ganzen ändert und ſtört und nur ertragen wird, ſo weit die übrigen Beſtandtheile durch entſprechende compenſirende Verrückungen ein neues Gleichgewicht herſtellen, ſo wird auch der Naturlauf dieſe Reizbarkeit beſitzen, keinem Ereigniß eine iſolirte Entwicklung zu geſtatten, ohne daß die Geſammtheit der übrigen Wirklichkeit deſſen ſtörenden Einfluß durch ausgleichende Veränderungen beſeitigte. Aber nicht jeder Theil eines organiſchen Leibes hängt gleich nahe und gleich wichtig mit den übrigen zuſammen, ſo daß ſeine Veränderung einen merkbaren Einfluß auf die Zuſtände des Ganzen ausüben müßte; dem ähnlich iſt auch nicht jedes Ereigniß in der Natur von ſo hohem Werth für den Sinn ihres Geſammtwirkens, daß ſie nöthig hätte, mit auffallenden oder auch nur mit bemerkbaren Ausgleichungen ſich ſeiner zu erwehren. Auf den einzelnen Organismus ferner kann aus der Außenwelt, die ihn umgibt, ein unerwarteter Angriff geſchehen und ſein Leben zu plötzlicher Abwehr aufregen; das Ganze der Natur hat keine Gegend noch um ſich, in der ſich die drohenden Störungen unbeachtet zum überraſchenden Anfall ſammeln könnten; in ſtetiger unabgebrochener Wirkſamkeit compenſirt es jede Ablenkung im Entſtehen. Müſſen wir daher den Begriff jener Reizbarkeit als einen nothwendigen Zug jeder mannigfachen

Wirklichkeit festhalten, die auf der Einheit eines umfassenden Grundes beruht, so wird doch durch diese Annahme kein unwahrscheinliches Gepräge von Unruhe und Unstetigkeit in das Bild des Naturlaufs gebracht.

Man würde jedoch diese Compensation der Störungen gleich sehr mißverstehen, sowohl wenn man sie nur für eine in dem Fortarbeiten jedes Mechanismus sich von selbst verstehende Erhaltung der Ordnung ansähe, als wenn man in ihr eine von oben her eingreifende dem Mechanismus gänzlich fremde Wiederherstellung dieser Ordnung vermuthete. Wenn alle Wirkungen der Elemente nach allgemeinen Gesetzen erfolgen, die sich nicht für eine besondere Form des herauskommenden Erfolges vorzugsweis interessiren, so ist es weder nothwendig noch wahrscheinlich, daß ein System bewegter Theile, das in seiner Anfangsstellung irgend einem Plane entsprach, auch in dem ganzen sich selbst überlassenen Spiele seines automatischen Weiterwirkens denselben Plan innehalten oder ihn wiederherstellen werde. In jeder Gestalt, die es angenommen hätte, zwar mit den mechanischen Bedingungen des Wirkens übereinstimmend, würde es doch aufhören können, zugleich dem Muster angemessen zu sein, zu dessen Nachbild es bestimmt war. Nun steht dem einzelnen Geschöpf frei, unter solchen Verhältnissen zu Grunde zu gehen, d. h. seinem früheren Begriffe entsagend in andere Formen des Daseins sich zu verwandeln; der Naturlauf im Ganzen kann weder stillstehen, noch aufhören dem Sinne des Einen zu entsprechen, von dem alle seine wirksamen Elemente nur abhängige Ausflüsse sind. In ihm muß deshalb auch jene Aufgabe einer beständigen Erhaltung nicht nur einer Ordnung überhaupt, sondern derjenigen Ordnung erfüllt sein, die in dem Sinne seiner ersten Schöpfung lag. Sie wird nun nicht erfüllt werden können, wenn nicht das automatische Fortwirken der ersten Weltlage, das an der Hand der allgemeinen Gesetze allein geschieht, eine beständige Einlenkung in die Bahn erfährt, die jener Sinn verlangt. Aber wir stellen uns diese Einlenkung doch nicht so vor, als griffe eine höhere Hand frei in den Ablauf des Mechanismus hinein, um das zu bessern, was er

in ſeiner Blindheit verſähe, oder die Gefahren abzuwenden, die er nicht merkte. Er merkt ſie vielmehr und wendet ſie ab. Denn die Elemente des Wirklichen gelten uns nicht für todt und ſtarr, nicht, wofür ſie die Phyſik auf ihrem beſchränkteren Gebiete zu halten berechtigt iſt, für ſelbſtloſe, leere Anknüpfungspunkte unveränderlicher Kräfte, genöthigt, jede Folge ihrer erſten Wirkung unwiderruflich auf ſich zu nehmen, ohne ſie durch eine zweite wieder aufheben zu können, es ſei denn, daß der äußere Lauf der Ereigniſſe ihnen ohne ihr Verdienſt auch dieſe zweite Wirkung abzwänge. Sie gelten uns vielmehr für lebendige Theile des lebendigen Einen; in jedem Augenblicke nicht nur in tauſend Beziehungen zu andern befindlich, leiden ſie vielmehr von dieſen Beziehungen. Dies Leiden aber eben iſt eine neue Thatſache, an welche dieſelben allgemeinen Geſetze, die jeden Schritt des Naturlaufs beherrſchen, nun auch eine neue Rückwirkung mit Nothwendigkeit knüpfen, welche ſie ohne dies Zwiſchenglied innerer Lebendigkeit in dem wirkſamen Punkte niemals an eine blos äußerliche Beziehung zwiſchen ihm und andern geknüpft hätten. Es iſt alſo keine Aenderung in den allgemeinen mechaniſchen Geſetzen des Wirkens, wodurch wir jene beſtändige Erhaltung des Naturplanes begründet denken, ſondern eine Aenderung in den Trägern der Kräfte, die dieſen Geſetzen gehorchen ſollen. Wie wir niemals die wirkſame Kraft als einen äußerlichen Anhang der Elemente betrachten konnten, ſondern ſie als den nothwendigen Ausdruck ihres Weſens anſehen mußten, ſo leugnen wir auch, daß an demſelben Elemente, wie auch ſeine inneren Zuſtände wechſeln möchten, ſtets dieſelbe Größe derſelben Kraft unveränderlich haften müſſe. Findet jene Einheit der Natur in ihrem weſentlichen Grunde einmal ſtatt, und ſpürt jedes Element in einer Veränderung ſeines Zuſtandes, wie groß oder wie verſchwindend klein ſie auch ſein möge, den Einfluß der augenblicklichen Geſammtlage der Welt, ſo wird dieſem ſeinem veränderten Zuſtande auch eine andere, ihm jetzt im Sinne des Weltlaufs nothwendig gewordene Wirkſamkeit entſprechen. Ohne die allgemeinen Geſetze umzuwandeln oder ihnen widerſtehen zu können, ändert es vielmehr nur jene ſpecifiſchen Coeffi-

cienten, welche die Stärke seiner Antheilnahme an den allgemeinen Wirkungsformen bezeichnen, und tritt mit diesen neuen Größenbestimmungen vollkommen fügsam wieder in die Wege des Wirkens ein, welche die allgemeinen Regeln ihm vorschreiben. So wird ein innerer Zusammenhang der Dinge, welcher ihre Verhältnisse nach dem Maße eines bestimmten Weltplanes ordnet, dem äußeren Zusammenhange die Thatsachen liefern, welche dieser nach allgemeinen und planlosen Gesetzen in ihre nothwendigen Folgen entwickelt.

Ich begreife, daß diese Betrachtungsweise sich der üblichen Meinung von der inneren Leerheit der Dinge wenig empfehlen wird, und in der That enthält sie einen Begriff, den diese Meinung am meisten fliehen wird, den Begriff des Wunders, so wie er mit einer abgeschlossenen und mit sich einigen Naturansicht verträglich ist. Man sagt offenbar weniger, als man mit dem Namen des Wunders meint, wenn man in ihm nur das Ungewöhnliche, aber doch in seiner Entstehung Berechenbare sieht; man sagt mehr, als man selbst möchte, wenn man in ihm eine völlige Durchbrechung der allgemeinen Naturgesetze findet. Die Aufhebung eines Naturgesetzes, wenn sie schlechthin für einen Augenblick stattfände, würde nicht nur das beschränkte einzelne Ereigniß möglich machen, zu dessen Gunsten sie ausgesprochen würde, sondern sie würde zugleich die Gesammtheit der übrigen Welt in Verwirrung bringen, deren geordnete und regelmäßige Forterisstenz wir doch als Folie für den Glanz des einzelnen wunderbaren Ereignisses voraussetzten. Nur für den einzelnen bestimmten Fall der Wechselwirkung zwischen den wenigen Elementen, an denen das Wunder sich begeben soll, würde die Giltigkeit des Naturgesetzes aufgehoben oder vielmehr ein anderes von momentaner Geltung an seine Stelle gesetzt werden müssen. Es würde schwer sein, von dieser partiellen Aufhebung eines Naturgesetzes sich eine zufriedenstellende Vorstellung zu bilden, die anderswohin ausliefe als in den Gedanken, von welchem wir ausgingen. Die wunderbar wirkende Macht, welche sie auch sein mag, richtet sich nicht unmittelbar gegen das Gesetz, um seine Giltigkeit aufzuheben, sondern indem sie die inneren Zustände der Dinge durch die Kraft

ihres inneren Zuſammenhanges mit ihnen ändert, verändert ſie mittelbar den gewohnten Erfolg des Geſetzes, deſſen Giltigkeit ſie beſtehen läßt und fortdauernd benutzt. Der abgeſchloſſene und harte Kreis der mechaniſchen Nothwendigkeit iſt nicht unmittelbar dem wunderthätigen Gebote zugänglich und darf es nicht ſein; aber die innere Natur deſſen, was ihren Geſetzen gehorchen ſoll, iſt nicht durch ſie beſtimmt, ſondern nur durch den Sinn der Welt. Dies iſt die offene Stelle, auf welche eine Macht, die im Namen dieſes Sinnes gebietet, ihre Einwirkung äußern kann, und wenn unter dieſem Gebot die inneren Zuſtände der Elemente, die Größen ihrer Verwandtſchaft und ihres Gegenſatzes unter einander ſich ändern, ſo wird die Nothwendigkeit des mechaniſchen Weltlaufs nicht durch Aufhebung, ſondern durch ſtrenge Feſthaltung ihrer allgemeinen Geſetze dieſen neuen Thatbeſtand zu äußerer wunderbarer Erſcheinung entfalten müſſen.

Es kann nicht in der Abſicht unſerer jetzigen Betrachtung liegen, die Frage zu entſcheiden, ob wir der Möglichkeit, die wir fanden, eine Wirklichkeit, und welcher Kraft wir die Berechtigung zuſchreiben dürfen, den Ablauf der Naturerſcheinungen durch die Ungewöhnlichkeit einzelner wunderthätiger Eingriffe zu unterbrechen. Es kam hier vielmehr auf die Erörterung jener beſtändigen Ordnung an, durch welche die Einheit des unendlichen Weltgrundes ſich in der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen bethätigt. Und zu dieſem Zwecke haben wir noch eine Betrachtung hinzuzufügen, eine letzte Folge jener Einheit, doch auch für uns ſelbſt nicht von gleichem Gewicht oder doch nicht von gleicher Art wie die bisher entwickelten.

Wir können zweifeln, ob jene beſtändig fortgehende Ausgleichung, durch welche der Naturlauf ſtets in denſelben Plan zurücklenkt, ſchon hinreiche, um die Einheit des höchſten Grundes in aller Weiſe zu bewahren. Wenn in jedem Augenblicke dieſer ſchöpferiſche Grund vermöchte, dem durch die Bewegungen der einzelnen Elemente wie auseinanderſtrebenden Weltall das Gepräge ſeiner Einheit in immer neuen Formen aufzudrücken, ſo hätte er

nun zwar ſeine Einheit gelten gemacht, aber die Veranlaſſungen, ſie gelten zu machen, wären ihm doch von außen gekommen; die ganze Reihe ſeiner ſiegreichen Selbſterhaltungen würde eine zuſammenhangloſe, der Einheit entbehrende Vielheit bilden. Der Menſch, wenn er die Geſchichte ſeines Lebens überblickt, findet in ihr eine unzählige Menge äußerer Zufälle, zuſammenhangslos unter ſich, noch fremder ſeinem eignen Weſen; hat er gleich die Eigenthümlichkeit ſeines Naturells im Kampfe mit ihnen vertheidigt, ſo fühlt er doch eben die Reihe ſeiner Schickſale, die ihm beſtimmte Formen dieſer Selbſterhaltung aufnöthigte, als einen fremden Zwang. Er würde dies Gefühl noch drückender empfinden, wenn er ſich ſagen müßte, daß der günſtigſte Erfolg jedes Kampfes gegen dieſes Schickſal nur die nackte Selbſterhaltung, nur die Rückkehr in den vorigen Stand wäre; denn völlig ſinn- und zwecklos ſchiene die Unruhe einer beſtändigen Aufſtachelung durch äußere Eingriffe, die doch ſtets wieder in die alte Ruhe zurückſänke. Aber wir wiſſen, daß jene zufälligen Anregungen uns doch gefördert haben; ſie riefen Kräfte in uns auf, die über den Sieg hinaus dauerten und einen vollkommneren Zuſtand an die Stelle des unvollkommneren ſetzten. Dadurch daß die Seele, ſich auf ſich ſelbſt beſinnend, jede erreichte Lage zum Ausgangspunkt einer neuen und höheren Entwicklung machte, hat ſie in einem noch höheren Sinne, als ſie früher Einheit war, ſich zur Einheit ſelbſt gemacht und die gleichgiltige Vielheit ihrer zufällig veranlaßten Selbſterhaltungen in den Zuſammenhang einer fortſchreitenden Entwicklung verbunden. Sie würde glücklicher hierin geweſen ſein, wären die äußeren Anregungen ihr ſtets nach dem Maße ihres Entwicklungsbedürfniſſes zu Theil geworden; aber ſie hat doch auch ſo den völligen Unzuſammenhang ihres Innern überwunden, der wenig übereinſtimmend mit ihrem urſprünglichen Charakter der Einheit geweſen wäre. Dem Ganzen der Natur kommen nicht, wie der einzelnen Seele, die Veranlaſſungen der Selbſterhaltung von außen; es erzeugt die urſprünglichen Bewegungen ſelbſt, deren Fortgang ihm Gelegenheit zu immer erneuter Bethätigung ſeiner Einheit gibt. Um ſo weniger würde es dieſer Einheit ent-

ſprechen, wenn die Aufeinanderfolge dieſer Gelegenheiten ein principloſer Zufall bliebe und nicht ſelbſt von dem Sinne der Einheit abhängig wäre, die ſich in ihnen gelten machen will. Die Reihe der Weltaugenblicke kann daher nicht eine Vielheit von Momenten ſein, in deren jedem ſich der Eine Sinn der Welt nur auch erhält; ſie muß vielmehr eine Kette ſein, deren jedes Glied mit allen andern in der Einheit eines Planes zuſammenhängt. In verſchiedenen Formen darf das Eine ſich nur ausdrücken, wenn dieſe Verſchiedenheit der Formen für den Ausdruck ſeines Sinnes nothwendig iſt; in einer beſtimmten Reihenfolge nur dann, wenn dieſe Ordnung einem Entwicklungsbedürfniß ſeines Weſens entſpricht. Verlangten wir früher, daß jeder Querſchnitt der Weltgeſchichte uns eine überall feſtgehaltene Harmonie der Elemente zeige, ſo müſſen wir jetzt verlangen, daß die Reihenfolge dieſer Schnitte die Einheit einer ſich fortentwickelnden Melodie zuſammenſetze.

Wir hätten einfacher ſagen können, daß der Weltlauf nicht eine bloße Vielheit aufeinanderfolgender Momente, ſondern eine zuſammenhängende Geſchichte bilden müſſe, aber es kam darauf an, zugleich den Grund dieſer Behauptung anzudeuten. Die Erfahrung würde eine fortſchreitende Entwicklung des Weltganzen nur zweideutig belegen; ſie nur als ein Bild ſchönerer Exiſtenz einer andern Annahme vorzuziehen, könnte uns wenig befriedigen; der Nachweis ihrer Nothwendigkeit aus dem lebendigen Inhalte des Weltgrundes überſtiege die Mittel unſerer Erkenntniß. Laſſen wir uns daher daran genügen, daß eine unbewegte Exiſtenz dem Begriffe des Einen nicht widerſpricht, daß aber, wenn wir einmal die Thatſache ſeines Nichtruhens vor uns ſehen, dann ſeine Bewegung nothwendig die Form einer zuſammenhängenden Entwicklung tragen muß. Und auf jeden Schritt dieſer Entwicklung müſſen wir von neuem die Forderungen der urſprünglichen Einheit anwenden. Die Natur der vorhandenen Stoffe, ihre Maſſen und deren Vertheilung im Weltraum, die Mannigfaltigkeit und Stufenreihe der organiſchen Gattungen, die Mengenverhältniſſe, in denen die geſtaltende Kraft die Stoffe unter die verſchiedenen Lebensformen austheilt, in denen ſie

eine Zeit lang verbunden ſein ſollen, die Richtung und Geſchwindigkeit des Kreislaufes, den die Elemente aus einer Geſtalt in die andere raſtlos übergehend durchlaufen: dieſe ganze Summe von Daſein und Geſchehen entſpricht in jedem Augenblicke einer umfaſſenden Bedingungsgleichung, welche die Forderungen des Einen an alle die mannigfachen Phaſen ſeiner Erſcheinung zuſammenfaßt. Es mag ausgedehnte Perioden geben, während deren der Weltbau, in ſeinen großen Umriſſen und in der Natur ſeiner Elemente unverändert, eine lange Folge innerer Bewegungen durchlebt, durch welche er allmählig alle Möglichkeiten mannigfacher Entwicklung verwirklicht, die innerhalb der Grenzen jener Grundgleichung denkbar ſind. Nach Erſchöpfung dieſer Menge aber wird das Eine, das nicht in tauſend Momenten tauſend einzelne Male erſchien, ſondern die tauſend Formen ſeines Daſeins zu der Einheit einer Entwicklung zuſammenfaßte, deren jede Stufe ein bedingender Grund der nächſten iſt: ſo in ſich belebt und fortſtrebend, wird es nicht mehr zu dem vorigen Anfange zurückkehren. Dieſes Weltalter wird abgeſchloſſen ſein, und die Geſchwindigkeit und Richtung der Bildungsbewegung, mit welcher der Weltgrund an dem Ende deſſelben anlangt, wird ihn drängen, den ewig gleichen, aber durch die beſtandene Entwicklung in ſich vertieften und geſteigerten Sinn ſeines Weſens in einer andern Schöpfung wieder auszugeſtalten. Eine neue Bedingungsgleichung wird dieſem Weltalter gelten. Andere Stoffe, neu vertheilte Pflichten, Kräfte, Verwandtſchaften, ein anderes Reich der Gattungsformen und unter neuen äußeren Bedingungen des Daſeins vorher ungekannte Formen des Lebens werden wie eine charakteriſtiſch in ſich zuſammenhängende Variation das unzerſtörbare Thema wiederholen.

Wir brechen hier ab. So weit ſind wir über den Boden aller Erfahrung hinausgekommen, daß eine verſtändigende Rückkehr zu ihrem beſcheidenen Gebiete nöthig iſt. Es iſt wahr, daß dieſe letzten Betrachtungen das ſcheinbar ſo ſichere Ganze der mechaniſchen Naturwiſſenſchaft plötzlich in ſehr vermindertem Glanze erbleichen laſſen; aber in der That können wir von dieſem Inbegriff unſeres

genauen Wiſſens keine höhere Meinung hegen, als die, welche ſich uns hier ergibt. Alle unſere Kenntniß der unwandelbarſten Naturgeſetze und an ihrer Hand alle unſere Naturforſchung iſt doch nur wie das Anlegen eines Krümmungskreiſes an einen Punkt einer ins Unendliche verlaufenden Curve. Wir behaupten mit Recht, daß die Richtung, in welcher der Weltlauf in dieſem Punkte, nämlich in den Jahrtauſenden unſerer geſchichtlichen Erinnerung arbeitet, genau durch die Krümmung jenes Kreiſes ausgemeſſen werde; und ohne Zweifel muß es uns auch ſo vorkommen, als wenn auch über dieſen Punkt hinaus nach beiden Seiten der Vergangenheit und Zukunft unbeſtimmt lange die Bahn der Dinge dieſelbe bleiben werde. Aber mehr als dieſe Zuverſicht können wir nicht erlangen. So lange es darauf ankommt, das zu unterſuchen und zu berechnen, was in der kurzen Spanne unſerer Exiſtenz uns umgibt, thun wir wohl, jenen zerſtreuenden Ausblick auf die unendlichen Fernen der Weltalter zu meiden; denn ohne Zweifel hat das, was ſie enthalten mögen, unmittelbar keinen Einfluß auf dieſe werthvolle Spanne Zeit, in der das liegt, was uns am theuerſten ſein muß, die Bedingungen und Ziele unſers Handelns. Ueberall an jene letzten Geheimniſſe rühren zu wollen, wo die Zwecke der Unterſuchung ein ernſtes Haften an dem beſchränkten Gegebenen verlangen, würde nur die Wiſſenſchaft mit dem Gefühle des Abenteuerlichen belaſten. Wo dagegen unſere Sehnſucht nach einem Ueberblicke begehrt und nach einer Aufklärung über die Ahnungen und Hoffnungen, die in's Unendliche gehen, da müſſen wir uns erinnern, daß hier leicht das Abenteuer zur Wahrheit werden kann, und daß die Wirklichkeit im Großen Poeſie iſt, Proſa nur die zufällige und beſchränkte Anſicht der Dinge, die ein enger und niedriger Standpunkt gewährt. Mit der Weite des Umblickes, die man ſucht, muß auch der kleine Maßſtab der Betrachtung wachſen, und wir müſſen uns überzeugen, daß dieſe bekannte Welt des Daſeins mit der ſcheinbaren Unverwüſtlichkeit ihrer Kräfte und ihrer Bildung für uns zwar ein grenzenloſes Meer der Beſtändigkeit iſt, in dem unſere Exiſtenz wie ein Tropfen verſinkt, an ſich aber doch nur ein ephemerer Ausdruck eines unendlich viel höheren Sinnes.

Von unbedingter und ewiger Geltung dürfen neben dieſem Sinne der Welt nur jene allgemeinſten, noch auf kein beſtimmtes Wirkliche bezogenen Geſetze ſein, ohne deren Herrſchaft in keiner denkbaren Wirklichkeit eine Folgerichtigkeit irgend einer Art beſtehen würde; veränderlich dagegen ihrem Begriffe nach ſind alle die abgeleiteten Geſetze, die aus der Anwendung jener höchſten Regeln auf die Natur des Geſchaffenen entſprungen ſind. Sie werden vergehen mit dem Untergange dieſer Schöpfung, aber ſo lange dieſe Schöpfung beſteht, werden ſie für uns freilich die unwiderſprechlichen und ſicheren Hilfsmittel ihrer Erkenntniß bilden.

Laſſen wir uns denn dieſe Betrachtungen als umgebende Randverzierungen des Naturbildes dienen, welches uns die gegenwärtige Wirklichkeit gewährt, und deſſen beſondere lebensvolle Zeichnung wir nicht mehr aus dem dürren Begriffe der Einheit des höchſten Weltgrundes, ſondern entweder aus der Kenntniß deſſen, was er iſt, ableiten oder aus der Erfahrung entlehnen müſſen. Es iſt nicht unſere Abſicht, hier den erſten dieſer Wege zu betreten; die Verſuche, die wir dazu gemacht finden, ermuthigen zu dieſem Unternehmen nicht. Wir haben früher ausgeſprochen, wie wenig man im Stande iſt, aus demjenigen, was man mit Recht für den wahren und unbedingten Inhalt des höchſten Grundes anſehen dürfte, die Unerläßlichkeit gerade der beſtimmten Naturformen abzuleiten, die uns umgeben. In der That iſt dies nie eigentlich verſucht worden; indem man vielmehr einerſeits aus einer Idee, die man an die Spitze der Welt ſtellte, in großen und noch wenig beſtimmten Umriſſen die allgemeinen Aufgaben entwickelte, die auf irgend eine Weiſe in der Wirklichkeit gelöſt werden müſſen, hat man ſich anderſeits unbefangen an die Erfahrung gewandt und ſich umgeſehen, welche Formen der vorkommenden Erſcheinungen ſich wohl als Löſungen jener Aufgaben, als Incarnationen jener noch farbloſen Vorzeichnungen der Idee faſſen laſſen. Aus dieſem gemiſchten Verfahren entſprang die Naturanſicht, die wir gegenwärtig in ziemlich allgemeiner Geltung ſehen, die Meinung von einem raſtlos ſchöpferiſchen Unbedingten, deſſen Entwicklungsbeſtreben, auf die größte Entfaltung

und Ausbildung des geiſtigen Lebens gerichtet, ſich in einer Stufenreihe mehr und mehr zur Vollkommenheit aufſteigender Geſtaltungen ergehe. Schweigen wir von dem Reiche des Unbelebten, das auch dieſe Auffaſſung zum umfaſſenden Rahmen, und von dem vegetabiliſchen Daſein, das ſie zum näheren ahnungsvollen Vorſpiel des künftigen Lebens macht, ſo drückt ſich am klarſten in der Reihe der Thiere dieſer allmählige Fortſchritt von dem blos wirkenden Daſein zu dem Bewußtſein des Wirkens, von dem blinden Vollbringen zu der überlegenden Freiheit des zweckmäßigen Handelns, und nicht nur in den Manieren des Lebens, ſondern auch in der ſteigenden Bedeutſamkeit und Schönheit des körperlichen Typus aus. An dem Ende dieſer Reihe finden wir die vergeiſtigte Geſtalt des Menſchen, die vollendetſte und völlig harmoniſche Miſchung der einzelnen Bildungszüge, die in weniger günſtigen Combinationen ſchon die tieferen Geſchlechter verriethen.

Ehe wir dieſen Gedanken folgen und nach ihrer Anleitung die Stelle zu beſtimmen ſuchen, die dem Menſchen in dem Ganzen dieſer Natur angewieſen iſt, möchten wir einigen Einwürfen gegen den Geiſt dieſer Auffaſſung überhaupt Gehör ſchenken.

Nehmen wir an, der ſpeculative Tiefſinn der Philoſophie habe zuerſt in einer allgemeinen metaphyſiſchen Wiſſenſchaft das innerſte Weſen des höchſten Weltgrundes durchſchaut und die noch geſtaltloſen Gedanken nachgedacht, die in der Phantaſie Gottes ſich drängten, ehe denn die Welt war, und nehmen wir an, mit dieſen Ergebniſſen ihres Nachſinnens wende ſich nun dieſe Lehre zur Betrachtung der Natur, um in ihr die Verkörperung jener ſchöpferiſchen Ideen wiederzufinden: ſo werden wir vor allem uns erinnern müſſen, daß zwar vielleicht das Weſen des allesumfaſſenden Grundes aus jedem kleinſten Theile, den er mitumfaßt, errathen werden mag, daß aber von der Fülle der Erſcheinungswelt unſerer Kenntniß jedenfalls nur ein kleiner Ausſchnitt offen gelegt iſt. In der Kraft der Gravitation und in den Bewegungen des Lichtes allerdings hat unſere Naturbeobachtung Gegenſtände, welche alle Theile der Welt in gegenſeitige Verbindung ſetzen; wo wir aber vom Le-

bendigen und ſeiner Stufenreihe ſprechen, reden wir nur noch von einem beſchränkten Beiſpiel der Entwicklung des Höchſten, von den Formen, welche die Aufgaben, die es ſich ſtellt, an der Oberfläche dieſes einzelnen Planeten und in dieſer Zeitſtrecke angenommen haben, die unſere Beobachtung zu umfaſſen vermag. Völlig dahingeſtellt müſſen wir die Lebensformen laſſen, die ohne Zweifel andersgeartet, als die der Erde, die übrigen Weltkörper füllen mögen; aber wenn wir uns den vergeblichen Verſuch verſagen, phantaſtiſche Bilder eines Daſeins zu entwerfen, welches unter völlig andern äußern Bedingungen die allgemeinen Aufgaben des Lebens zu erfüllen hätte, ſo müſſen wir doch den Gedanken ſelbſt feſthalten, daß eine Unermeßlichkeit ſolches andern Daſeins neben uns vorhanden iſt, und daß alle uns bekannte organiſche Natur nur eine der unzähligen Geſtalten iſt, in denen die ſchöpferiſchen Ideen des höchſten Grundes eine erſcheinende Wirklichkeit haben. Der unbefangenen Phantaſie des Menſchen iſt dieſer Gedanke vertraut genug; nur die philoſophiſche Entwicklung der Wiſſenſchaft geberdet ſich ſo, als ginge der ſchaffende Weltgrund aus ſeiner Verborgenheit in ſich ſelbſt nur auf dieſem ſchmalen Pfade der irdiſchen Natur in die Erſcheinung heraus und verlöre ſich, nachdem er den Menſchen und menſchliches Leben erzeugt hätte, wie nach Vollendung aller ſeiner Zwecke, wieder in ſeine innere Unendlichkeit zurück. An die Stelle dieſes dialektiſchen Idylls müſſen wir jenen unendlichen Ausblick auf andere Welten ſetzen, nicht um das Unerkennbare mit eitlen Bemühungen dennoch erkennen zu wollen, wohl aber um durch die Unermeßlichkeit dieſes Hintergrundes dem uns erkennbaren Daſein die beſchränkte Stelle zu geben, die ihm gebührt.

Bleiben wir nun bei dieſer irdiſchen Natur, wie deuten wir uns in ihr ſelbſt die aufſteigende Stufenreihe ihrer Bildungen? Wenn ein fortſchreitendes Entwicklungsſtreben, auf die höchſte Entfaltung des geiſtigen Lebens gerichtet, die niederen Geſchöpfe nur als Durchgangsſtufen erzeugte, warum exiſtiren ſie fort und werden nicht weggeworfen wie ein Uebungsbeiſpiel, von dem die vervollkommnete Fähigkeit ſich ſpäter gleichgiltig abwendet? Vielleicht

antwortet man, daß auch das Niedere und Begründende fortdauern müſſe neben dem Höheren, denn nur in dieſer gleichzeitigen Sammlung aller gethanen Schritte trete der ſchaffenden Vernunft aus der Erſcheinungswelt das vollſtändige und getreue Gegenbild ihres ganzen Weſens entgegen. Aber dieſelbe Forderung würde man auch an die Perioden der Geſchichte ſtellen müſſen, und doch dauern die Zeitalter nicht neben einander fort, ſondern die vorangegangene Bildung des einen erhält ſich nur, ſo weit ſie durch eine unvollſtändige Tradition in den Beſtand einer ſpäter kommenden Cultur mit aufgenommen wird. Vielleicht irren wir uns daher in jener Vorausſetzung überhaupt; vielleicht werden jene niederen Organiſationen gar nicht nur als Uebungsbeiſpiele, als Nebenwerke von der ſchaffenden Vernunft auf ihrem eiligen Hinwege zu der höchſten Geſtalt des Menſchen entworfen, ſondern jede von ihnen hat ihre eigene, durch andere unerſetzliche Bedeutung. So viele verſchiedene Lagen der Dinge, ſo viele eigenthümliche Combinationen der Umſtände, ſo viele verſchiedene Schauplätze des Wohnens und ſich Regens die Oberfläche der Erde in ihren Höhen und Tiefen, in dem Luftkreiſe, dem Flüſſigen und Feſten darbietet, ſo viel Aufforderungen gab es für die ſchaffende Vernunft, Weſen zu erzeugen, deren jedes durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Organiſation befähigt wäre, ſich einer dieſer Lagen anzuſchmiegen, ſich in ihr als ſeinem Lebenshorizont einzurichten, Alles, was ſie an Anregungen zur Empfindung und zur eignen Thätigkeit darbietet, auszukoſten und zu einem völlig charakteriſtiſchen innern Daſein des Genuſſes und der Phantaſie zu verwerthen. Das allein würde dann das Ziel der organiſirenden Idee ſein, eine Mannigfaltigkeit der Lebensformen zu geſtalten, vor der kein Element ungenoſſen und unbenutzt ſich zu verbergen wüßte; und keine dieſer Formen würde die andere entbehrlich machen, denn ſelbſt der ärmere Geſichtskreis wird anders und intenſiver von dem Geſchöpf genoſſen, deſſen Alles er iſt, als von der höheren Bildung, deren Aufmerkſamkeit ihn nur flüchtig ſtreift.

So würde für uns zunächſt jede Veranlaſſung fehlen, in der Reihe der Geſchöpfe etwas Anderes vorauszuſetzen, als eine unend-

liche Mannigfaltigkeit der Bildungen, deren jede zweckmäßig für den Schauplatz und die Aufgaben ihres Lebens organisirt ist. Aber die Beobachtung zeigt uns so deutlich eine geringe Anzahl überall festgehaltener Bildungstypen der körperlichen Gestalt, daß die wissenschaftliche Phantasie nicht umhin konnte, auch in den Abwandlungen dieser Muster eine planmäßige Absicht der organisirenden Vernunft zu suchen. Wie oft tritt auch in unserer menschlichen Bildung jener eigenthümliche Hang hervor, wohlbekannte Gedanken, deren Werth uns bewegt, noch besonders in einem räumlich anschaulichen Symbol, in irgend einem Schema zu verkörpern, immer mit dem Gefühl, als wäre nun erst durch diese Ausprägung in sinnlicher Form die Wahrheit der Idee völlig verwirklicht; wie oft scheinen unsere Handlungen, so unmittelbar auch ihr Inhalt unser Interesse erregt, doch erst dann recht und würdig zu geschehen, wenn sie irgend einem unberechenbaren Ceremoniell folgen, dessen Zusammenhang mit dem, was wir thun, sich uns kaum in einer dunklen Ahnung aufdrängt. Dieselbe Neigung meinte man in der wirkenden Natur auch zu finden; es schien ihr darauf anzukommen, einen Urtypus ihres Wirkens innezuhalten und an dieses unvordenkliche Muster ihres Thuns sich in der Erreichung der allerverschiedenartigsten Zwecke immer in gleicher Weise zu binden. Man konnte es nun entweder aufgeben, dem Ursprunge dieses unbrechbaren Bannes nachzuforschen, und er erschien dann nur um so mysteriöser und feierlicher; oder man konnte versuchen, die Gedanken aufzufinden, als deren lebendiges Symbol er für die Natur so hohen Werth haben mußte, daß sie verpflichtet war, seine Vorzeichnung als das unverbrüchliche Gesetz ihres Schaffens festzuhalten. Auf dem ersten Wege wurde man durch den Fortschritt der Erfahrungen allmählig beunruhigt, denn es zeigte sich doch, daß man zu viel behauptet hatte, wenn man von einem einzigen Typus sprach, den die Natur durch die ganze Reihe der Thierwelt hindurch befolge. Es sind unleugbar verschiedene, obgleich immer nicht zahlreiche Grundformen, auf welche die Vergleichung der verschiedenen Klassen zurückführt, und der Versuch, auch diese noch unter eine allgemeine Formel zu bringen,

würde nicht mehr zu einem noch charakteriſtiſchen anſchaulichen Bilde, ſondern nur zu einer werth- und formloſen Allgemeinheit gelangen. Wollte man aber auf dem zweiten Wege jeden einzelnen der weſentlich verſchiedenen Bildungstypen durch Verdeutlichung des in ihm ſymboliſirten Gedankens rechtfertigen, ſo würde ſich nur daſſelbe ereignen, was wir bei der Deutung jedes Symbols geſchehen ſehen. So lange man unbefangen ein Symbol verehrt, ſcheint unendlich viel in ihm zu liegen; verſucht man es zu deuten, ſo zeigt ſich, wie ärmlich ſeine eigene Bedeutung und wie zufällig und willkührlich ſelbſt ſeine Form iſt, verglichen mit dem Inhalte, an den es erinnern ſollte. Ueberſah man die Grundriſſe der thieriſchen Körperformen, ſo fand man, daß die eine um einen Mittelpunkt ſtrahlenförmig ſymmetriſch ſich ausbreitet, die andere eine Axe hervortreten läßt, von der entweder nach allen Richtungen gleichförmig, oder ſelbſt wieder mit entſprechenden Gegenſätzen ſeitliche Organe ſproſſen, daß noch andere endlich dieſe Verhältniſſe vervielfältigt zeigen und die Enden der Axen zu Polen von abweichender Geſtalt und Bedeutung ausbilden. Eine Zeit lang konnte man an dieſen rein formalen Beziehungen ſich erbauen, und glauben, daß in den allgemeinen Begriffen von Mittelpunkt und Umkreis, von Parallelismus und Polarität, von Einheit und wiederholter Spaltung in Gegenſätze die myſtiſch bedeutſamen Muſter lägen, auf deren immer neue Ausprägung in organiſchen Körperformen es der bildenden Natur angekommen ſei. Aber bald wird man ſich doch geſtehen müſſen, daß in dieſen Begriffen zu wenig tiefer Sinn liegt, als daß man ihre Verſinnlichung für eine Aufgabe der bildenden Natur halten könnte; ſie ſind im Gegentheil ſo allgemeine und faſt überall vorkommende Verhältniſſe, daß eine Kraft, die irgend ein zuſammengeſetztes Gebilde hervorbringen wollte, es nicht würde vermeiden können, ganz abſichtslos in einen dieſer Typen hineinzugerathen. Denn in der That, wollte die Natur nicht eine durchaus gleichförmige Kugel geſtalten, ſondern ließ ſie auch nur einen Punkt durch eine beſondere Function und Form ſich auszeichnen, wie konnte ſie verhüten, daß in der entſtandenen Geſtalt der Gedanke einer Beziehung von Cen-

trum zu Peripherie zu liegen ſchien? Und wenn ſie aus der Kugelgeſtalt herausging, wohin hätten ihre Gebilde ſich ausbreiten ſollen, ohne in den Verdacht zu kommen, eine entweder parallele oder ſtrahlenförmige, entweder ein- oder mehraxige Gliederung zu beabſichtigen? Wenn ſie endlich die Enden einer Axe verſchieden ausbildete, mußte ſie nicht auf Polarität zu ſinnen, und wenn ſie überhaupt ein begrenztes Ganze ſchuf, mußte ſie nicht eine Darſtellung der Wahrheit zu bezwecken ſcheinen, daß alles Begrenzte Anfang, Mittel und Ende habe?

Ich meine keineswegs hiermit die Bedeutung der oft ſo zäh von der Natur feſtgehaltenen Geſtaltverhältniſſe zu beſtreiten; ich leugne nur, daß die Erzeugung dieſer rein geometriſchen Formen das Ideal war, auf deſſen Verwirklichung es der Natur ankam. Man muß bedenken, daß kein organiſches Geſchöpf dieſe Formen nur überhaupt darſtellt, ſondern ſie darſtellt durch lebendig wirkſame Glieder, und daß ohne Zweifel die Bedeutung und Verrichtung dieſer Glieder, der Werth, den ſie für das Leben des Thieres haben, erſt rückwärts auch der äußerlichen Form, in der ſie zuſammengeordnet ſind, ihren Werth gibt. Polarität an ſich darzuſtellen, kann kein vernünftiges Princip einer Geſtaltbildung ſein; zwei Theilen dagegen, deren Sinn für das Ganze einen eigenthümlichen Gegenſatz enthält, auch in der äußeren Erſcheinung dieſen Gegenſatz zu gewähren, würde einer Natur wohl anſtehen, die überhaupt auf ausdrucksvolle Schönheit ihrer Organiſationen bedacht wäre. Suchen wir deshalb nicht mehr in jenen an ſich leeren Raumformen den Grund jener Geſtalttypen, ſondern vielmehr in dem Inhalt deſſen, was im Raum ſich geſtalten ſoll, die Urſache für die Feſthaltung typiſcher Gewohnheiten des Bildens.

Alles Leben an der Erdoberfläche iſt auf dieſelben Stoffe angewieſen; aus der Kohlenſäure und dem Stickſtoff des Luftkreiſes und aus wenigen löslichen Salzen der Erdrinde bauen alle Pflanzen und alle Thiere ihren Leib auf. Aber ſelbſt die Verbindungen dieſer Elemente, die als nächſte Beſtandtheile der Structur der organiſchen Körper dienen, ſind durch das ganze Reich des Lebendigen

hindurch unerwartet gleichförmig; Zellſtoff, Chitin und Eiweiß kommen faſt ohne Nebenbuhler überall als die gewebbildenden Materialien vor. Vielleicht beſaßen unter den gegebenen Bedingungen an der Oberfläche unſers Planeten unter allen möglichen Verbindungen jener Elemente eben nur dieſe wenigen alle erforderlichen Eigenſchaften, durch die ſie ſich zum Aufbau einer veränderlichen, reizbaren, lebendigen Geſtalt ſchickten; aber wie dem auch ſein mag: die Thatſache dieſer Gleichförmigkeit des chemiſchen Typus der Zuſammenſetzung ſteht für das Lebendige feſt, und ſie konnte nicht ohne die wichtigſten Folgen für ſeine weitere Bildung ſein. Denn zunächſt muß dieſe chemiſche Natur der Körperbeſtandtheile, die Nothwendigkeit für alle Thiere, den Erſatz für das Zerſtörte und die Mittel des Wachsthums immer aus analogen Quellen zu beziehen und durch ähnliche chemiſche Bearbeitung in jene ähnliche Zuſammenſetzung zu bringen, es muß ferner die Veränderlichkeit der gebildeten Gewebe, die vermöge ihrer gleichförmigen chemiſchen Bildung auch überall zu analogen Zerſetzungen neigen, es muß endlich manches andere hieraus entſpringende gleichartige Bedürfniß auch in allen Thieren eine im Weſentlichen übereinſtimmende Vielheit von Verrichtungen und ihnen entſprechender Organe bedingen. So entſteht aus dem chemiſchen ein zweiter ökonomiſcher Typus der Thierwelt, der mit außerordentlicher Gleichförmigkeit ſich durch die entwickelteren Klaſſen derſelben hindurch erhält. Ueberall begegnen wir hier außer den eigentlichen Verdauungsorganen noch beſtimmten Werkzeugen der Reſpiration, der Gallenbildung, der Harnbildung, des Säftekreislaufes und nur in den niederſten Klaſſen der Thiere, deren geringe Körpermaſſe hauptſächlich die Vertheilung dieſer Arbeiten an verſchiedene Organe entbehrlicher macht, finden wir ſtatt dieſer vielgliedrigen Bildung eine einfachere. Mit dieſer mannigfaltigen Maſchinerie nun, die noch gar nicht den eigentlichen Zwecken des Lebens dient, ſondern nur der Herbeiſchaffung der zu ihnen verwendbaren Mittel, iſt die thieriſche Organiſation belaſtet; das was ſie eigentlich zunächſt braucht und geſtalten will, die Werkzeuge ſinnlicher Auffaſſung und thätiger Bewegung, muß ſie nun um

dieſen Stamm unvermeidlicher innerer Structur herum gliedern und anbauen; und ſie muß dafür ſorgen, die größte und ſpecifiſche Brauchbarkeit dieſer Werkzeuge mit den nothwendigen Anforderungen jener einmal feſtſtehenden inneren Structur zu vereinbaren. Nun mag es im Allgemeinen wohl mannigfaltige Geſtaltformen geben, welche dieſe Forderung erfüllen; dann nämlich, wenn die Natur das eigenthümliche Geſammtbedürfniß jeder einzelnen Gattung durch einen neuen unabhängigen Weg des Bildens und mit neuen dafür ausgeleſenen Stoffen befriedigen dürfte. Aber ſie iſt genöthigt, jeden Thierkörper aus Stoffen entſtehen zu laſſen, welche in ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung nicht maßlos verſchieden ſind, ſondern nur in mäßigen Grenzen. Wie nun in jedem Stoffe die chemiſche Natur die Form ſeiner künftigen Geſtalt bedingt, ſo wird auch die Anzahl der möglichen Geſtaltungen, welche der gleichförmige chemiſche Typus der Thierwelt überhaupt übrig läßt, keine unbegrenzte ſein. Aus der Vereinigung aller hier erwähnten Bedingungen wird vielmehr das Ergebniß hervorgehen, daß überhaupt nur eine beſchränkte Anzahl von Formen als immer feſtzuhaltende Muſter übrig bleiben, und daß jede Beſonderheit der Bildung, die in irgend einer Gattung von dem Zwecke ihres Lebens verlangt wird, nicht unmittelbar, ſondern immer nur durch Umwandlung oder eigenthümliche Ausprägung irgend eines Geſtalttheils verwirklicht wird, welcher bereits in dem allgemeinen Typus als eine benutzbare Möglichkeit enthalten war. So erſcheint uns der morphotiſche Typus einer Thierklaſſe erſt zuletzt; nicht als das von Anfang an feſtſtehende Formideal, deſſen eigene Bedeutſamkeit zu realiſiren war, ſondern als die nach mechaniſcher Möglichkeit übrig bleibende Geſtaltungsweiſe, in welcher allein unter den an der Oberfläche der Erde geltenden Bedingungen die große Mannigfaltigkeit der Lebensformen mit der äußerſt beſchränkten und gleichartigen Auswahl der Mittel, die ihrer Herſtellung zu Dienſten ſtehen, ſich vereinigen läßt.

Mit dieſen Bemerkungen kehren wir zu unſerm nächſten Ausgangspunkt zurück. Die Welt der Erſcheinungen, die unſerer Beobachtung offen ſteht, ſchien uns nicht unmittelbar mit der ganzen

Einzelheit ihrer Formen aus dem Entwicklungsbeſtreben des höchſten Weltgrundes ableitbar, ſie galt uns nur für ein Beiſpiel neben andern, und wir ſuchten nach der Urſache der Eigenthümlichkeit, mit welcher ſie, hierin von anderen von uns nur geahnten Ordnungen der Dinge unterſchieden, die allgemeinen Gedanken jenes Grundes auf ihre Weiſe verkörpert. Dieſe Urſache finden wir in dem Charakter der irdiſchen Natur. Es iſt die Eigenthümlichkeit dieſes Planeten, die ſich in den Lebensformen unſerer Beobachtung geltend macht; ſeine Auswahl von Stoffen, ſeine Wärmeverhältniſſe, ſein Luftkreis, alles das, wodurch er ſich in ſeinen phyſikaliſchen und meteorologiſchen Verhältniſſen von andern Himmelskörpern unterſcheidet, alles das tritt hier als eine Reihe von Hinderniſſen und Begünſtigungen, von formbeſtimmenden Bedingungen überhaupt auf und begründet einen großen Theil des eigenthümlichen Verhaltens ſeiner Geſchöpfe, welches wir mit Unrecht als den wahren Kern und das Ziel ihres Daſeins, mit Recht nur als die irdiſche Form deſſelben betrachten würden.

## Viertes Kapitel.

### Der Menſch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatiſirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Geſtalt. —

Dem Menſchen in der Reihe der Geſchöpfe ſeine weſentliche Stelle zu beſtimmen, war die Abſicht, die uns zu den letzten Betrachtungen trieb. Ihr Fortgang ſcheint indeſſen jenes Ziel ſelbſt verflüchtigt zu haben, dem wir nachſtrebten; an die Stelle einer gegliederten Stufenreihe, in der jedes Weſen als niederes oder höheres Glied ſeinen Platz fände, iſt eine freie Mannigfaltigkeit der Bildungen

dieſen Stamm unvermeidlicher innerer Structur herum gliedern und anbauen; und ſie muß dafür ſorgen, die größte und ſpecifiſche Brauchbarkeit dieſer Werkzeuge mit den nothwendigen Anforderungen jener einmal feſtſtehenden inneren Structur zu vereinbaren. Nun mag es im Allgemeinen wohl mannigfaltige Geſtaltformen geben, welche dieſe Forderung erfüllen; dann nämlich, wenn die Natur das eigenthümliche Geſammtbedürfniß jeder einzelnen Gattung durch einen neuen unabhängigen Weg des Bildens und mit neuen dafür ausgeleſenen Stoffen befriedigen dürfte. Aber ſie iſt genöthigt, jeden Thierkörper aus Stoffen entſtehen zu laſſen, welche in ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung nicht maßlos verſchieden ſind, ſondern nur in mäßigen Grenzen. Wie nun in jedem Stoffe die chemiſche Natur die Form ſeiner künftigen Geſtalt bedingt, ſo wird auch die Anzahl der möglichen Geſtaltungen, welche der gleichförmige chemiſche Typus der Thierwelt überhaupt übrig läßt, keine unbegrenzte ſein. Aus der Vereinigung aller hier erwähnten Bedingungen wird vielmehr das Ergebniß hervorgehen, daß überhaupt nur eine beſchränkte Anzahl von Formen als immer feſtzuhaltende Muſter übrig bleiben, und daß jede Beſonderheit der Bildung, die in irgend einer Gattung von dem Zwecke ihres Lebens verlangt wird, nicht unmittelbar, ſondern immer nur durch Umwandlung oder eigenthümliche Ausprägung irgend eines Geſtalttheils verwirklicht wird, welcher bereits in dem allgemeinen Typus als eine benutzbare Möglichkeit enthalten war. So erſcheint uns der morphotiſche Typus einer Thierklaſſe erſt zuletzt; nicht als das von Anfang an feſtſtehende Formideal, deſſen eigene Bedeutſamkeit zu realiſiren war, ſondern als die nach mechaniſcher Möglichkeit übrig bleibende Geſtaltungsweiſe, in welcher allein unter den an der Oberfläche der Erde geltenden Bedingungen die große Mannigfaltigkeit der Lebensformen mit der äußerſt beſchränkten und gleichartigen Auswahl der Mittel, die ihrer Herſtellung zu Dienſten ſtehen, ſich vereinigen läßt.

Mit dieſen Bemerkungen kehren wir zu unſerm nächſten Ausgangspunkt zurück. Die Welt der Erſcheinungen, die unſerer Beobachtung offen ſteht, ſchien uns nicht unmittelbar mit der ganzen

Einzelheit ihrer Formen aus dem Entwicklungsbeſtreben des höchſten Weltgrundes ableitbar, ſie galt uns nur für ein Beiſpiel neben andern, und wir ſuchten nach der Urſache der Eigenthümlichkeit, mit welcher ſie, hierin von anderen von uns nur geahnten Ordnungen der Dinge unterſchieden, die allgemeinen Gedanken jenes Grundes auf ihre Weiſe verkörpert. Dieſe Urſache finden wir in dem Charakter der irdiſchen Natur. Es iſt die Eigenthümlichkeit dieſes Planeten, die ſich in den Lebensformen unſerer Beobachtung geltend macht; ſeine Auswahl von Stoffen, ſeine Wärmeverhältniſſe, ſein Luftkreis, alles das, wodurch er ſich in ſeinen phyſikaliſchen und meteorologiſchen Verhältniſſen von andern Himmelskörpern unterſcheidet, alles das tritt hier als eine Reihe von Hinderniſſen und Begünſtigungen, von formbeſtimmenden Bedingungen überhaupt auf und begründet einen großen Theil des eigenthümlichen Verhaltens ſeiner Geſchöpfe, welches wir mit Unrecht als den wahren Kern und das Ziel ihres Daſeins, mit Recht nur als die irdiſche Form deſſelben betrachten würden.

## Viertes Kapitel.

### Der Menſch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatiſirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Geſtalt. —

Dem Menſchen in der Reihe der Geſchöpfe ſeine weſentliche Stelle zu beſtimmen, war die Abſicht, die uns zu den letzten Betrachtungen trieb. Ihr Fortgang ſcheint indeſſen jenes Ziel ſelbſt verflüchtigt zu haben, dem wir nachſtrebten; an die Stelle einer gegliederten Stufenreihe, in der jedes Weſen als niederes oder höheres Glied ſeinen Platz fände, iſt eine freie Mannigfaltigkeit der Bildungen

getreten; jede nur zu einem eigenthümlichen Genuß berufen und in ihrer Form durch die Rückſicht auf den allgemeinen Haushalt der Erde beſtimmt, keine verpflichtet, ſich irgend einer Reihenfolge einzuordnen und durch ihre Stelle in dieſer ſich die Höhe ihres Werthes und ihrer Bedeutung zumeſſen zu laſſen. In der That bleiben wir bei dieſem Gedanken ſtehen und leugnen allerdings, daß die Herſtellung jener Stufenleiter an und für ſich ein Zweck der Natur, oder daß es möglich ſei, aus dem Range, der jedem einzelnen Geſchöpf in ihr gebührt, ſeine eigenthümliche Natur beſſer und tiefer zu verſtehen, als durch eine unbefangene Betrachtung, welche ſich unmittelbar auf ſeine Erſcheinung, auf die Geſtalt und Leiſtungsfähigkeit ſeines Körpers und auf alle Beſonderheiten ſeiner Lage und Lebensweiſe richtet. Auch von dem Menſchen werden wir nicht anders urtheilen, und wenn es allerdings auch für uns ein Intereſſe hatte, ſeine Stellung in der Natur zu beleuchten, ſo ſuchen wir doch die Bedeutung dieſer Stellung nicht in der Sproſſe der Leiter, auf welcher er ſtände, ſondern in der Eigenthümlichkeit, den Vortheilen und Nachtheilen der Umgebung, mit welcher ſeine Organiſation in Wechſelwirkung zu treten beſtimmt iſt.

Auch hierin ſind wir in Zwieſpalt mit einer weit verbreiteten Gewöhnung. Die philoſophiſche Neigung, die Nothwendigkeit der einzelnen Geſchöpfe aus dem Gedankeninhalt des höchſten Grundes abzuleiten, dem ſie in ihrer Geſammtheit zum erſcheinenden Gegenbild dienen ſollen, hat entſchieden dazu verführt, die Welt der Formen vor der der Ereigniſſe zu bevorzugen. Es ſchien, als würde eine vollſtändige Einſicht in die Natur gewonnen, wenn es [illegible] länge, die feſtſtehenden Formen ihrer verſchiedenen [illegible] Reihe zu ordnen; wenig Gewicht fiel auf [illegible] jedem einzelnen Gliede der Reihe ſich ent[illegible] tur gewiß nicht dieſes ſtillſtehende regu[illegible] typiſchen Geſtalten; die unendliche [illegible] wirrung iſt ſie vielmehr, in der [illegible] ſich ihres Daſeins freuen, ein[illegible] einander ſpielen, kämpfen,

dem eine unendliche reizende Fülle charakteriſtiſcher Manier und Stimmung entfalten. Während die Naturgeſchichte früherer Zeiten nicht müde ward, auf alle einzelnen Züge dieſes märchenhaft glänzenden Bildes zu achten, hat die ſpeculative Neigung, alle Geſchöpfe vorzugsweis nur an dem Platze ſehen zu wollen, den ſie in der Entwicklung des Unendlichen einnehmen, das Andenken an dieſes allein wahre Leben der Natur verdüſtert. Wir ſehen in dieſen ſyſtematiſchen Bemühungen zwar die Paare zum Tanze angetreten, aber wir kommen nie zu dem Tanze ſelbſt; ſie ſcheinen Alles geleiſtet zu haben, was ihnen obliegt, wenn ſie in feierlicher Ruhe geordnet ſtillſtehen.

Wenn es irgend ein philoſophiſches Vorurtheil gibt, deſſen Vernichtung uns recht von Herzen angelegen ſein müßte, ſo iſt es gewiß dieſe Verkennung des eigentlichen Ortes, an welchem der Werth der Dinge zu ſuchen iſt, dieſe Vergötterung ruhender Formen, allgemeiner Urbilder, bedeutungsvoller Typen, dieſe beſtändige Beſchäftigung mit den Mitteln, die zu einem lebendigen Gebrauch beſtimmt ſind, ohne über dies folgenloſe Tändeln damit jemals zu einem wirklichen entſchloſſenen Gebrauch derſelben hinauszukommen. Nicht blos auf dem Gebiete der Naturauffaſſung verkümmert uns dieſe Neigung den Genuß des großen vor uns aufgethanen Bildes; ihre Mißergebniſſe verderben auch die Beurtheilung der geſchichtlichen Thatſachen. Vergeblich für jeden u[illegible]nen Sinn ſchmückt ſie ſich mit dem Vorwand der tiefſinn[illegible]lichkeit; nur eine Carricatur die Tiefſ[illegible]ie oft[illegible]Behauptung, es ſei unmöglich, der[illegible]lko[illegible]ten, ohne alle die tiefe[illegible]rc[illegible]n, an deren Gipfel [illegible]eu[illegible]liche Pedanterie, zu [illegible]e[illegible]or das Infuſorium, [illegible]elche Kühnheit, dies [illegible]enſchlicher Geſchichte, [illegible]menſchlichen Daſeins [illegible]tauſendfach empfunden [illegible]elden, die in den Streit [illegible]der Säugethiere gewußt,

und die ſinnenden Gemüther, deren Entdeckungen der Cultur neue Bahnen des Fortſchrittes öffneten, ſind dabei nicht durch Reflexionen über die Weite des Abſtandes geleitet worden, der in der Reihe der Thiere zwiſchen dem Menſchen und irgend einem Reptile klafft. Kenntniß des Menſchen heißt vor Allem Kenntniß ſeiner Beſtimmung, der Mittel, die ihm zu ihrer Erreichung gegeben ſind, und der Hinderniſſe, die ihm entgegenſtehen; hat es außerdem noch ein Intereſſe, ihn und ſein Leben zu vergleichen mit den Geſchöpfen, die um ihn herum ihre eignen Wege gehen, ſo iſt doch dies eine Betrachtung von zu geringem Werth und Einfluß, um ſie zur Grundlage jener wichtigeren zu machen.

Es kann nach dem Allen nicht unſere Abſicht ſein, die Betrachtung deſſen, was dem Menſchen weſentlich iſt, auf dem weiten Umwege einer naturgeſchichtlichen Ueberſicht der Thierreihe einzuleiten; nur mit wenigen Worten werden wir über ſeine Beziehung zu ihr hinweggehen und in einem andern als dem gebräuchlichen Sinne. Obgleich wir nämlich die Stiftung einer Stufenreihe der Geſchöpfe nicht als die Abſicht der Natur bezeichnen können, ſo wird doch die Mannigfaltigkeit der einmal vorhandenen Bildungen, mögen wir den größeren oder geringern Reichthum ihrer Geſtaltung und Gliederung oder die Höhe und Weite ihrer Lebenszwecke vergleichen, ſich einer verſchiedenen Werthſchätzung nicht entziehen können. Ungeſucht und unbeabſichtigt wird in dieſer Vergleichung das Bild einer aufſteigenden Reihe wieder entſtehen, oder vielmehr die Bilder verſchiedener Ordnungen, denn von dem Maßſtab, den wir anlegen, von dem Intereſſe, das wir zur Vergleichung mitbringen, wird es abhängen, ob dieſelben Geſchöpfe bald in dieſer bald in jener Reihenfolge der Vollkommenheit auftreten ſollen. Die Phyſiologie, deren Luſt es iſt, den harmoniſchen Zuſammenklang zahlreicher, verſchiedener, einander durchkreuzender Functionen zu beobachten, die Morphologie, deren Wunſch es ſein muß, den ganzen Umfang der Biegſamkeit und Variabilität zu erforſchen, deren ein einfacher Geſtalttypus fähig iſt: ſie werden beide ein Thier für um ſo vollkommener halten, je größer die Mannigfaltigkeit ſeiner zuſammen-

wirkenden Theile, je entſchiedener an beſondere Organe vertheilt die einzelnen Functionen, je reicher endlich gegliedert und je vielſeitiger ausgebildet die Formumriſſe eines allgemeinen Typus in ihm hervortreten. Einer Anſicht dagegen, die den Werth des Geſchöpfes nur in der Summe des ihm erreichbaren Genuſſes und in der Größe ſeiner Leiſtungen ſieht, wird dieſe Buntheit der Gliederung an ſich gleichgiltig ſein; ſie würde die einfachſte, compendiöſeſte und gleichartigſte Bildung, ſobald deren ärmlich ſcheinende Mittel gleichwohl zur Erreichung jener Zwecke genügten, für vollkommener anſehen, und ſie wird mit jenen andern Anſichten nur deshalb meiſt übereinſtimmen, weil ſie vorausſetzt, daß ein größeres Aufgebot organiſcher Mittel immer auch eine größere Höhe der Lebenszwecke verrathe.

Wir finden dieſe Vorausſetzung beſtätigt, wenn wir die Vortheile des Organiſationstypus überlegen, den der Menſch mit den Wirbelthieren theilt, von deren höchſter Klaſſe, den Säugethieren, ihn keine durchgreifendere Verſchiedenheit trennt, als auch zwiſchen den einzelnen Gattungen derſelben vorkommt. Aus weichen Maſſen, deren Formumriß weder durch ein äußeres noch durch ein inneres Skelet feſter Theile geſtützt würde, konnte die Natur Thiere nur bilden, die entweder in dem überall nachgebenden und überall gleichmäßig drückenden und tragenden Element des Waſſers, oder auf dem Feſtlande, weder zu ſehr ſtarken noch zu ſehr mannigfaltigen Bewegungen geſchickt, unter möglichſt ähnlichen äußeren Bedingungen leben ſollen. Wir kennen nicht genau die Gründe, aber wir bemerken als eine Thatſache, die ohne Zweifel mit dieſem Bildungstypus nothwendig zuſammenhängt, daß keines dieſer ſkeletloſen Thiere eine erhebliche Größe erreicht, und daß die Gliederung des inneren Körpers in verſchieden wirkende Organe unvollkommner bleibt. Die Weichheit der Körperſubſtanz und die großen Formveränderungen, denen ſie durch äußere Zufälle ausgeſetzt iſt, ſcheinen es unzweckmäßig gemacht zu haben, die Erhaltung des Lebens auf ein ſehr reiches Zuſammenſpiel innerer Organe zu gründen, für welche die hinlängliche Ungeſtörtheit ihres Wirkens nicht zu ſichern geweſen wäre. Die verhältnißmäßige Einfachheit dieſes erhaltenden

Mechanismus nun und vielleicht die Unmöglichkeit, großen weichen Maſſen während ihrer Bewegung den nöthigen Zuſammenhang zu verbürgen, nöthigte dann, den Körper überhaupt in einem kleinen Umfange zu halten, ſo daß durch ſeine ganze Tiefe hindurch auch ohne beſtimmt organiſirte Wege die nöthigen Lebensreize eindringen und das Spiel der chemiſchen Proceſſe erfolgen konnte. Man bemerkt zum Theil dieſelben Umſtände noch bei den Thierklaſſen, denen ein äußeres, horn- oder ſteinartiges Skelet eine feſtbeſtimmte Körpergeſtalt gibt. Obgleich ihre innere Gliederung bereits von großer Feinheit und Mannigfaltigkeit iſt, bildet doch die Welt der Inſecten und der ihnen zunächſt verwandten Gruppen den Wirbelthieren gegenüber nur eine Miniaturthierwelt, Körper von zum Theil äußerſter Kleinheit, in denen doch eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit ſeeliſchen Lebens gedeiht. Der Mechanismus eines Außenſkelets war zu ungünſtig, um ihnen größere Dimenſionen zu erlauben. Als Schutz konnte dieſe Rinde nur dienen entweder gegen kleine Eindrücke, die langſam und mit geringer Kraft einwirken, oder für kleine Körper, deren Fall ſchon der Widerſtand der Luft hinreichend mildert, und deren Maſſe nicht durch ihr eignes Gewicht bei plötzlichen Hinderniſſen der Bewegung zu ſehr gegen ihre früher aufgehaltene Hülle nachſtößt. Sobald das Außenſkelet beſcheidene Dimenſionen überſtieg, mußte die nöthige Feſtigkeit ſeiner Theile unter ſich, die davon unzertrennliche Bildung größerer ſtarrer Stücke und das Gewicht dieſer Maſſen in beſtändigem Streit mit der Leichtigkeit und Gelenkigkeit der bezweckten Bewegungen ſtehen; Nachtheile, die wir ſelbſt in der Klaſſe der Wirbelthiere bei Schildkröten, Krokodilen wiederfinden, ſobald dieſe Panzerträger das flüſſige Element des Waſſers verlaſſen. Der Gedanke eines Innenſkelets bietet dagegen große Vortheile. Eine feſte Axe, welche durch das Innere eines weichen Körpers geht, enthält bei gleicher Formbeſtändigkeit, die ſie ihm gewährt, unvergleichlich viel weniger Maſſe, als eine Schale, die ſeine Oberfläche überzieht; zerfällt dieſe Axe ferner in einzelne unter einander eingelenkte Theile, ſo enthalten die ſich berührenden Flächen jedes Gelenkes einen viel geringeren Oberflächen-

Raum, als die lange Gelenklinie enthalten würde, die, zwiſchen zwei Panzerſtücken der Schale verlaufend, eine Bewegung von derſelben Weite möglich machte. Man ſieht, welche Erſparung an Laſt und Widerſtand hierin zu Gunſten der bewegenden Kraft liegt.

Dies iſt alſo der erſte Vortheil, den die Wirbelthiere und der Menſch mit ihnen von dieſem allgemeinen Typus ernten: die Möglichkeit einer anſehnlichen Körpermaſſe. Man würde Unrecht thun, dies gering zu ſchätzen und den Maßſtab abſoluter Größe für gleichgiltig zu halten, in welchem ein Geſchöpf ausgeführt iſt. Für die Möglichkeit der menſchlichen Cultur iſt ein gewiſſes Maß phyſiſcher Leiſtungsfähigkeit unerläßlich, und ein geringerer Grad der Körperkraft würde nicht eine zierlichere Wiederholung menſchlichen Lebens im Kleinen, ſondern gar kein menſchliches Leben mehr zur Folge haben. Allerdings überwältigen manche Inſecten im Verhältniß zu ihrem Körper größere Laſten, als wir; allerdings leiſten auch wir noch Größeres durch ſinnreichen Gebrauch von Maſchinen, als durch unſere unmittelbare Körperkraft; aber immer muß doch die letztere ſo groß ſein, um Werkzeuge handhaben zu können, die im Stande ſind, die Objecte unſerer Umgebung nützlich zu verändern. Dieſe Kraftgröße alſo, durch die wir Maſchinen bauen und die gebauten benutzen können, darf uns nicht fehlen, und ſie iſt allerdings eine Größe von feſtem, nicht beliebig verminderbarem Werth. Welch ein bewundernswürdiger Erdarbeiter auch die Ameiſe ſein mag, ſo wird ſie doch nie Ackerbau und Bergbau treiben können. Die Wurzeln der Gewächſe gehen nun einmal in eine gewiſſe abſolute Tiefe, der Boden muß alſo bis zu dieſer Tiefe aufgegraben werden; dies ſetzt voraus, daß Erdmaſſen von gewiſſer Größe in gewiſſer Zeit auf gewiſſe Höhe gehoben werden können; eine Aufgabe, die ihrerſeits nur durch den Gebrauch feſter und ſtarker Werkzeuge, alſo auch nur durch den Beſitz einer Kraft, die Stein oder Eiſen formen und regieren kann, erfüllbar wird. Die Cohäſion der Metalle aber iſt eine beſtimmte Größe, und die kleineren Stücke, an welche die Ameiſe ſich wagte, haben nicht eine geringere Feſtigkeit als die großen, ſo daß ihre Trennung und Bearbeitung der kleineren Kraft

trum zu Peripherie zu liegen ſchien? Und wenn ſie aus der Kugelgeſtalt herausging, wohin hätten ihre Gebilde ſich ausbreiten ſollen, ohne in den Verdacht zu kommen, eine entweder parallele oder ſtrahlenförmige, entweder ein- oder mehraxige Gliederung zu beabſichtigen? Wenn ſie endlich die Enden einer Axe verſchieden ausbildete, mußte ſie nicht auf Polarität zu ſinnen, und wenn ſie überhaupt ein begrenztes Ganze ſchuf, mußte ſie nicht eine Darſtellung der Wahrheit zu bezwecken ſcheinen, daß alles Begrenzte Anfang, Mittel und Ende habe?

Ich meine keineswegs hiermit die Bedeutung der oft ſo zäh von der Natur feſtgehaltenen Geſtaltverhältniſſe zu beſtreiten; ich leugne nur, daß die Erzeugung dieſer rein geometriſchen Formen das Ideal war, auf deſſen Verwirklichung es der Natur ankam. Man muß bedenken, daß kein organiſches Geſchöpf dieſe Formen nur überhaupt darſtellt, ſondern ſie darſtellt durch lebendig wirkſame Glieder, und daß ohne Zweifel die Bedeutung und Verrichtung dieſer Glieder, der Werth, den ſie für das Leben des Thieres haben, erſt rückwärts auch der äußerlichen Form, in der ſie zuſammengeordnet ſind, ihren Werth gibt. Polarität an ſich darzuſtellen, kann kein vernünftiges Princip einer Geſtaltbildung ſein; zwei Theilen dagegen, deren Sinn für das Ganze einen eigenthümlichen Gegenſatz enthält, auch in der äußeren Erſcheinung dieſen Gegenſatz zu gewähren, würde einer Natur wohl anſtehen, die überhaupt auf ausdrucksvolle Schönheit ihrer Organiſationen bedacht wäre. Suchen wir deshalb nicht mehr in jenen an ſich leeren Raumformen den Grund jener Geſtalttypen, ſondern vielmehr in dem Inhalt deſſen, was im Raum ſich geſtalten ſoll, die Urſache für die Feſthaltung typiſcher Gewohnheiten des Bildens.

Alles Leben an der Erdoberfläche iſt auf dieſelben Stoffe angewieſen; aus der Kohlenſäure und dem Stickſtoff des Luftkreiſes und aus wenigen löslichen Salzen der Erdrinde bauen alle Pflanzen und alle Thiere ihren Leib auf. Aber ſelbſt die Verbindungen dieſer Elemente, die als nächſte Beſtandtheile der Structur der organiſchen Körper dienen, ſind durch das ganze Reich des Lebendigen

hindurch unerwartet gleichförmig; Zellſtoff, Chitin und Eiweiß kommen faſt ohne Nebenbuhler überall als die gewebbildenden Materialien vor. Vielleicht beſaßen unter den gegebenen Bedingungen an der Oberfläche unſers Planeten unter allen möglichen Verbindungen jener Elemente eben nur dieſe wenigen alle erforderlichen Eigenſchaften, durch die ſie ſich zum Aufbau einer veränderlichen, reizbaren, lebendigen Geſtalt ſchickten; aber wie dem auch ſein mag: die Thatſache dieſer Gleichförmigkeit des chemiſchen Typus der Zuſammenſetzung ſteht für das Lebendige feſt, und ſie konnte nicht ohne die wichtigſten Folgen für ſeine weitere Bildung ſein. Denn zunächſt muß dieſe chemiſche Natur der Körperbeſtandtheile, die Nothwendigkeit für alle Thiere, den Erſatz für das Zerſtörte und die Mittel des Wachsthums immer aus analogen Quellen zu beziehen und durch ähnliche chemiſche Bearbeitung in jene ähnliche Zuſammenſetzung zu bringen, es muß ferner die Veränderlichkeit der gebildeten Gewebe, die vermöge ihrer gleichförmigen chemiſchen Bildung auch überall zu analogen Zerſetzungen neigen, es muß endlich manches andere hieraus entſpringende gleichartige Bedürfniß auch in allen Thieren eine im Weſentlichen übereinſtimmende Vielheit von Verrichtungen und ihnen entſprechender Organe bedingen. So entſteht aus dem chemiſchen ein zweiter ökonomiſcher Typus der Thierwelt, der mit außerordentlicher Gleichförmigkeit ſich durch die entwickelteren Klaſſen derſelben hindurch erhält. Ueberall begegnen wir hier außer den eigentlichen Verdauungsorganen noch beſtimmten Werkzeugen der Reſpiration, der Gallenbildung, der Harnbildung, des Säftekreislaufes und nur in den niederſten Klaſſen der Thiere, deren geringe Körpermaſſe hauptſächlich die Vertheilung dieſer Arbeiten an verſchiedene Organe entbehrlicher macht, finden wir ſtatt dieſer vielgliedrigen Bildung eine einfachere. Mit dieſer mannigfaltigen Maſchinerie nun, die noch gar nicht den eigentlichen Zwecken des Lebens dient, ſondern nur der Herbeiſchaffung der zu ihnen verwendbaren Mittel, iſt die thieriſche Organiſation belaſtet; das was ſie eigentlich zunächſt braucht und geſtalten will, die Werkzeuge ſinnlicher Auffaſſung und thätiger Bewegung, muß ſie nun um

dieſen Stamm unvermeidlicher innerer Structur herum gliedern und anbauen; und ſie muß dafür ſorgen, die größte und ſpecifiſche Brauchbarkeit dieſer Werkzeuge mit den nothwendigen Anforderungen jener einmal feſtſtehenden inneren Structur zu vereinbaren. Nun mag es im Allgemeinen wohl mannigfaltige Geſtaltformen geben, welche dieſe Forderung erfüllen; dann nämlich, wenn die Natur das eigenthümliche Geſammtbedürfniß jeder einzelnen Gattung durch einen neuen unabhängigen Weg des Bildens und mit neuen dafür ausgeleſenen Stoffen befriedigen dürfte. Aber ſie iſt genöthigt, jeden Thierkörper aus Stoffen entſtehen zu laſſen, welche in ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung nicht maßlos verſchieden ſind, ſondern nur in mäßigen Grenzen. Wie nun in jedem Stoffe die chemiſche Natur die Form ſeiner künftigen Geſtalt bedingt, ſo wird auch die Anzahl der möglichen Geſtaltungen, welche der gleichförmige chemiſche Typus der Thierwelt überhaupt übrig läßt, keine unbegrenzte ſein. Aus der Vereinigung aller hier erwähnten Bedingungen wird vielmehr das Ergebniß hervorgehen, daß überhaupt nur eine beſchränkte Anzahl von Formen als immer feſtzuhaltende Muſter übrig bleiben, und daß jede Beſonderheit der Bildung, die in irgend einer Gattung von dem Zwecke ihres Lebens verlangt wird, nicht unmittelbar, ſondern immer nur durch Umwandlung oder eigenthümliche Ausprägung irgend eines Geſtalttheils verwirklicht wird, welcher bereits in dem allgemeinen Typus als eine benutzbare Möglichkeit enthalten war. So erſcheint uns der morphotiſche Typus einer Thierklaſſe erſt zuletzt; nicht als das von Anfang an feſtſtehende Formideal, deſſen eigene Bedeutſamkeit zu realiſiren war, ſondern als die nach mechaniſcher Möglichkeit übrig bleibende Geſtaltungsweiſe, in welcher allein unter den an der Oberfläche der Erde geltenden Bedingungen die große Mannigfaltigkeit der Lebensformen mit der äußerſt beſchränkten und gleichartigen Auswahl der Mittel, die ihrer Herſtellung zu Dienſten ſtehen, ſich vereinigen läßt.

Mit dieſen Bemerkungen kehren wir zu unſerm nächſten Ausgangspunkt zurück. Die Welt der Erſcheinungen, die unſerer Beobachtung offen ſteht, ſchien uns nicht unmittelbar mit der ganzen

Einzelheit ihrer Formen aus dem Entwicklungsbeſtreben des höchſten Weltgrundes ableitbar, ſie galt uns nur für ein Beiſpiel neben andern, und wir ſuchten nach der Urſache der Eigenthümlichkeit, mit welcher ſie, hierin von anderen von uns nur geahnten Ordnungen der Dinge unterſchieden, die allgemeinen Gedanken jenes Grundes auf ihre Weiſe verkörpert. Dieſe Urſache finden wir in dem Charakter der irdiſchen Natur. Es iſt die Eigenthümlichkeit dieſes Planeten, die ſich in den Lebensformen unſerer Beobachtung geltend macht; ſeine Auswahl von Stoffen, ſeine Wärmeverhältniſſe, ſein Luftkreis, alles das, wodurch er ſich in ſeinen phyſikaliſchen und meteorologiſchen Verhältniſſen von andern Himmelskörpern unterſcheidet, alles das tritt hier als eine Reihe von Hinderniſſen und Begünſtigungen, von formbeſtimmenden Bedingungen überhaupt auf und begründet einen großen Theil des eigenthümlichen Verhaltens ſeiner Geſchöpfe, welches wir mit Unrecht als den wahren Kern und das Ziel ihres Daſeins, mit Recht nur als die irdiſche Form deſſelben betrachten würden.

## Viertes Kapitel.

### Der Menſch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatiſirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Geſtalt. —

Dem Menſchen in der Reihe der Geſchöpfe ſeine weſentliche Stelle zu beſtimmen, war die Abſicht, die uns zu den letzten Betrachtungen trieb. Ihr Fortgang ſcheint indeſſen jenes Ziel ſelbſt verflüchtigt zu haben, dem wir nachſtrebten; an die Stelle einer gegliederten Stufenreihe, in der jedes Weſen als niederes oder höheres Glied ſeinen Platz fände, iſt eine freie Mannigfaltigkeit der Bildungen

getreten; jede nur zu einem eigenthümlichen Genuß berufen und in ihrer Form durch die Rückſicht auf den allgemeinen Haushalt der Erde beſtimmt, keine verpflichtet, ſich irgend einer Reihenfolge einzuordnen und durch ihre Stelle in dieſer ſich die Höhe ihres Werthes und ihrer Bedeutung zumeſſen zu laſſen. In der That bleiben wir bei dieſem Gedanken ſtehen und leugnen allerdings, daß die Herſtellung jener Stufenleiter an und für ſich ein Zweck der Natur, oder daß es möglich ſei, aus dem Range, der jedem einzelnen Geſchöpf in ihr gebührt, ſeine eigenthümliche Natur beſſer und tiefer zu verſtehen, als durch eine unbefangene Betrachtung, welche ſich unmittelbar auf ſeine Erſcheinung, auf die Geſtalt und Leiſtungsfähigkeit ſeines Körpers und auf alle Beſonderheiten ſeiner Lage und Lebensweiſe richtet. Auch von dem Menſchen werden wir nicht anders urtheilen, und wenn es allerdings auch für uns ein Intereſſe hatte, ſeine Stellung in der Natur zu beleuchten, ſo ſuchen wir doch die Bedeutung dieſer Stellung nicht in der Sproſſe der Leiter, auf welcher er ſtände, ſondern in der Eigenthümlichkeit, den Vortheilen und Nachtheilen der Umgebung, mit welcher ſeine Organiſation in Wechſelwirkung zu treten beſtimmt iſt.

Auch hierin ſind wir in Zwieſpalt mit einer weit verbreiteten Gewöhnung. Die philoſophiſche Neigung, die Nothwendigkeit der einzelnen Geſchöpfe aus dem Gedankeninhalt des höchſten Grundes abzuleiten, dem ſie in ihrer Geſammtheit zum erſcheinenden Gegenbild dienen ſollen, hat entſchieden dazu verführt, die Welt der Formen vor der der Ereigniſſe zu bevorzugen. Es ſchien, als würde eine vollſtändige Einſicht in die Natur gewonnen, wenn es nur gelänge, die feſtſtehenden Formen ihrer verſchiedenen Geſchöpfe in eine Reihe zu ordnen; wenig Gewicht fiel auf das Leben ſelbſt, das in jedem einzelnen Gliede der Reihe ſich entwickelt. Und doch iſt Natur gewiß nicht dieſes ſtillſtehende regungslos geordnete Syſtem von typiſchen Geſtalten; die unendliche, lebendige, geräuſchvolle Verwirrung iſt ſie vielmehr, in der zahlloſe Exemplare dieſer Formen ſich ihres Daſeins freuen, einander ſtören und begünſtigen, mit einander ſpielen, kämpfen, ſich gegenſeitig vernichten, und in all

dem eine unendliche reizende Fülle charakteriſtiſcher Manier und Stimmung entfalten. Während die Naturgeſchichte früherer Zeiten nicht müde ward, auf alle einzelnen Züge dieſes märchenhaft glänzenden Bildes zu achten, hat die ſpeculative Neigung, alle Geſchöpfe vorzugsweis nur an dem Platze ſehen zu wollen, den ſie in der Entwicklung des Unendlichen einnehmen, das Andenken an dieſes allein wahre Leben der Natur verdüſtert. Wir ſehen in dieſen ſyſtematiſchen Bemühungen zwar die Paare zum Tanze angetreten, aber wir kommen nie zu dem Tanze ſelbſt; ſie ſcheinen Alles geleiſtet zu haben, was ihnen obliegt, wenn ſie in feierlicher Ruhe geordnet ſtillſtehen.

Wenn es irgend ein philoſophiſches Vorurtheil gibt, deſſen Vernichtung uns recht von Herzen angelegen ſein müßte, ſo iſt es gewiß dieſe Verkennung des eigentlichen Ortes, an welchem der Werth der Dinge zu ſuchen iſt, dieſe Vergötterung ruhender Formen, allgemeiner Urbilder, bedeutungsvoller Typen, dieſe beſtändige Beſchäftigung mit den Mitteln, die zu einem lebendigen Gebrauch beſtimmt ſind, ohne über dies folgenloſe Tändeln damit jemals zu einem wirklichen entſchloſſenen Gebrauch derſelben hinauszukommen. Nicht blos auf dem Gebiete der Naturauffaſſung verkümmert uns dieſe Neigung den Genuß des großen vor uns aufgethanen Bildes; ihre Mißergebniſſe verderben auch die Beurtheilung der geſchichtlichen Thatſachen. Vergeblich für jeden unbefangenen Sinn ſchmückt ſie ſich mit dem Vorwand der tiefſinnigen Gründlichkeit; nur eine Carricatur des Tiefſinns iſt die oft wiederholte Behauptung, es ſei unmöglich, den Menſchen vollkommen zu kennen, ohne alle die tieferen Glieder der Thierreihe durchſchaut zu haben, an deren Gipfel zu ſtehen ſeine weſentliche Bedeutung ſei. Welche Pedanterie, zu meinen, den Menſchen verſtehe nur, wer zuvor das Infuſorium, das Inſect und den Froſch verſtanden habe; welche Kühnheit, dies zu ſagen im Angeſicht von Jahrtauſenden menſchlicher Geſchichte, in deren langem Verlauf alle Bedeutung des menſchlichen Daſeins in leidenſchaftlichſtem Ringen ohne Zweifel tauſendfach empfunden worden iſt! Und doch haben gewiß die Helden, die in den Streit zogen, ſich dabei nicht als die Oberſten der Säugethiere gewußt,

und die ſinnenden Gemüther, deren Entdeckungen der Cultur neue Bahnen des Fortſchrittes öffneten, ſind dabei nicht durch Reflexionen über die Weite des Abſtandes geleitet worden, der in der Reihe der Thiere zwiſchen dem Menſchen und irgend einem Reptile klafft. Kenntniß des Menſchen heißt vor Allem Kenntniß ſeiner Beſtimmung, der Mittel, die ihm zu ihrer Erreichung gegeben ſind, und der Hinderniſſe, die ihm entgegenſtehen; hat es außerdem noch ein Intereſſe, ihn und ſein Leben zu vergleichen mit den Geſchöpfen, die um ihn herum ihre eignen Wege gehen, ſo iſt doch dies eine Betrachtung von zu geringem Werth und Einfluß, um ſie zur Grundlage jener wichtigeren zu machen.

Es kann nach dem Allen nicht unſere Abſicht ſein, die Betrachtung deſſen, was dem Menſchen weſentlich iſt, auf dem weiten Umwege einer naturgeſchichtlichen Ueberſicht der Thierreihe einzuleiten; nur mit wenigen Worten werden wir über ſeine Beziehung zu ihr hinweggehen und in einem andern als dem gebräuchlichen Sinne. Obgleich wir nämlich die Stiftung einer Stufenreihe der Geſchöpfe nicht als die Abſicht der Natur bezeichnen können, ſo wird doch die Mannigfaltigkeit der einmal vorhandenen Bildungen, mögen wir den größeren oder geringern Reichthum ihrer Geſtaltung und Gliederung oder die Höhe und Weite ihrer Lebenszwecke vergleichen, ſich einer verſchiedenen Werthſchätzung nicht entziehen können. Ungeſucht und unbeabſichtigt wird in dieſer Vergleichung das Bild einer aufſteigenden Reihe wieder entſtehen, oder vielmehr die Bilder verſchiedener Ordnungen, denn von dem Maßſtab, den wir anlegen, von dem Intereſſe, das wir zur Vergleichung mitbringen, wird es abhängen, ob dieſelben Geſchöpfe bald in dieſer bald in jener Reihenfolge der Vollkommenheit auftreten ſollen. Die Phyſiologie, deren Luſt es iſt, den harmoniſchen Zuſammenklang zahlreicher, verſchiedener, einander durchkreuzender Functionen zu beobachten, die Morphologie, deren Wunſch es ſein muß, den ganzen Umfang der Biegſamkeit und Variabilität zu erforſchen, deren ein einfacher Geſtalttypus fähig iſt: ſie werden beide ein Thier für um ſo vollkommener halten, je größer die Mannigfaltigkeit ſeiner zuſammen-

wirkenden Theile, je entſchiedener an beſondere Organe vertheilt die einzelnen Functionen, je reicher endlich gegliedert und je vielſeitiger ausgebildet die Formumriſſe eines allgemeinen Typus in ihm hervortreten. Einer Anſicht dagegen, die den Werth des Geſchöpfes nur in der Summe des ihm erreichbaren Genuſſes und in der Größe ſeiner Leiſtungen ſieht, wird dieſe Buntheit der Gliederung an ſich gleichgiltig ſein; ſie würde die einfachſte, compendiöſeſte und gleichartigſte Bildung, ſobald deren ärmlich ſcheinende Mittel gleichwohl zur Erreichung jener Zwecke genügten, für vollkommener anſehen, und ſie wird mit jenen andern Anſichten nur deshalb meiſt übereinſtimmen, weil ſie vorausſetzt, daß ein größeres Aufgebot organiſcher Mittel immer auch eine größere Höhe der Lebenszwecke verrathe.

Wir finden dieſe Vorausſetzung beſtätigt, wenn wir die Vortheile des Organiſationstypus überlegen, den der Menſch mit den Wirbelthieren theilt, von deren höchſter Klaſſe, den Säugethieren, ihn keine durchgreifendere Verſchiedenheit trennt, als auch zwiſchen den einzelnen Gattungen derſelben vorkommt. Aus weichen Maſſen, deren Formumriß weder durch ein äußeres noch durch ein inneres Skelet feſter Theile geſtützt würde, konnte die Natur Thiere nur bilden, die entweder in dem überall nachgebenden und überall gleichmäßig drückenden und tragenden Element des Waſſers, oder auf dem Feſtlande, weder zu ſehr ſtarken noch zu ſehr mannigfaltigen Bewegungen geſchickt, unter möglichſt ähnlichen äußeren Bedingungen leben ſollen. Wir kennen nicht genau die Gründe, aber wir bemerken als eine Thatſache, die ohne Zweifel mit dieſem Bildungstypus nothwendig zuſammenhängt, daß keines dieſer ſkeletloſen Thiere eine erhebliche Größe erreicht, und daß die Gliederung des inneren Körpers in verſchieden wirkende Organe unvollkommner bleibt. Die Weichheit der Körperſubſtanz und die großen Formveränderungen, denen ſie durch äußere Zufälle ausgeſetzt iſt, ſcheinen es unzweckmäßig gemacht zu haben, die Erhaltung des Lebens auf ein ſehr reiches Zuſammenſpiel innerer Organe zu gründen, für welche die hinlängliche Ungeſtörtheit ihres Wirkens nicht zu ſichern geweſen wäre. Die verhältnißmäßige Einfachheit dieſes erhaltenden

Mechanismus nun und vielleicht die Unmöglichkeit, großen weichen Maſſen während ihrer Bewegung den nöthigen Zuſammenhang zu verbürgen, nöthigte dann, den Körper überhaupt in einem kleinen Umfange zu halten, ſo daß durch ſeine ganze Tiefe hindurch auch ohne beſtimmt organiſirte Wege die nöthigen Lebensreize eindringen und das Spiel der chemiſchen Proceſſe erfolgen konnte. Man bemerkt zum Theil dieſelben Umſtände noch bei den Thierklaſſen, denen ein äußeres, horn- oder ſteinartiges Skelet eine feſtbeſtimmte Körpergeſtalt gibt. Obgleich ihre innere Gliederung bereits von großer Feinheit und Mannigfaltigkeit iſt, bildet doch die Welt der Inſecten und der ihnen zunächſt verwandten Gruppen den Wirbelthieren gegenüber nur eine Miniaturthierwelt, Körper von zum Theil äußerſter Kleinheit, in denen doch eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit ſeeliſchen Lebens gedeiht. Der Mechanismus eines Außenſkelets war zu ungünſtig, um ihnen größere Dimenſionen zu erlauben. Als Schutz konnte dieſe Rinde nur dienen entweder gegen kleine Eindrücke, die langſam und mit geringer Kraft einwirken, oder für kleine Körper, deren Fall ſchon der Widerſtand der Luft hinreichend mildert, und deren Maſſe nicht durch ihr eignes Gewicht bei plötzlichen Hinderniſſen der Bewegung zu ſehr gegen ihre früher aufgehaltene Hülle nachſtößt. Sobald das Außenſkelet beſcheidene Dimenſionen überſtieg, mußte die nöthige Feſtigkeit ſeiner Theile unter ſich, die davon unzertrennliche Bildung größerer ſtarrer Stücke und das Gewicht dieſer Maſſen in beſtändigem Streit mit der Leichtigkeit und Gelenkigkeit der bezweckten Bewegungen ſtehen; Nachtheile, die wir ſelbſt in der Klaſſe der Wirbelthiere bei Schildkröten, Krokodilen wiederfinden, ſobald dieſe Panzerträger das flüſſige Element des Waſſers verlaſſen. Der Gedanke eines Innenſkelets bietet dagegen große Vortheile. Eine feſte Axe, welche durch das Innere eines weichen Körpers geht, enthält bei gleicher Formbeſtändigkeit, die ſie ihm gewährt, unvergleichlich viel weniger Maſſe, als eine Schale, die ſeine Oberfläche überzieht; zerfällt dieſe Axe ferner in einzelne unter einander eingelenkte Theile, ſo enthalten die ſich berührenden Flächen jedes Gelenkes einen viel geringeren Oberflächen-

raum, als die lange Gelenklinie enthalten würde, die, zwiſchen zwei Panzerſtücken der Schale verlaufend, eine Bewegung von derſelben Weite möglich machte. Man ſieht, welche Erſparung an Laſt und Widerſtand hierin zu Gunſten der bewegenden Kraft liegt.

Dies iſt alſo der erſte Vortheil, den die Wirbelthiere und der Menſch mit ihnen von dieſem allgemeinen Typus ernten: die Möglichkeit einer anſehnlichen Körpermaſſe. Man würde Unrecht thun, dies gering zu ſchätzen und den Maßſtab abſoluter Größe für gleichgiltig zu halten, in welchem ein Geſchöpf ausgeführt iſt. Für die Möglichkeit der menſchlichen Cultur iſt ein gewiſſes Maß phyſiſcher Leiſtungsfähigkeit unerläßlich, und ein geringerer Grad der Körperkraft würde nicht eine zierlichere Wiederholung menſchlichen Lebens im Kleinen, ſondern gar kein menſchliches Leben mehr zur Folge haben. Allerdings überwältigen manche Inſecten im Verhältniß zu ihrem Körper größere Laſten, als wir; allerdings leiſten auch wir noch Größeres durch ſinnreichen Gebrauch von Maſchinen, als durch unſere unmittelbare Körperkraft; aber immer muß doch die letztere ſo groß ſein, um Werkzeuge handhaben zu können, die im Stande ſind, die Objecte unſerer Umgebung nützlich zu verändern. Dieſe Kraftgröße alſo, durch die wir Maſchinen bauen und die gebauten benutzen können, darf uns nicht fehlen, und ſie iſt allerdings eine Größe von feſtem, nicht beliebig verminderbarem Werth. Welch ein bewundernswürdiger Erdarbeiter auch die Ameiſe ſein mag, ſo wird ſie doch nie Ackerbau und Bergbau treiben können. Die Wurzeln der Gewächſe gehen nun einmal in eine gewiſſe abſolute Tiefe, der Boden muß alſo bis zu dieſer Tiefe aufgegraben werden; dies ſetzt voraus, daß Erdmaſſen von gewiſſer Größe in gewiſſer Zeit auf gewiſſe Höhe gehoben werden können; eine Aufgabe, die ihrerſeits nur durch den Gebrauch feſter und ſtarker Werkzeuge, alſo auch nur durch den Beſitz einer Kraft, die Stein oder Eiſen formen und regieren kann, erfüllbar wird. Die Cohäſion der Metalle aber iſt eine beſtimmte Größe, und die kleineren Stücke, an welche die Ameiſe ſich wagte, haben nicht eine geringere Feſtigkeit als die großen, ſo daß ihre Trennung und Bearbeitung der kleineren Kraft

gelingen könnte. Alle Induſtrie und Technik beruht zuletzt auf dieſem Einſatzkapital einer beſtimmten Körperkraft, und ein Pygmäenvolk würde, wie vielſeitig auch immer ſeine Thätigkeit ſein möchte, nie zu derjenigen menſchlichen Cultur gelangen, die aus der Fähigkeit entſpringt, ſchon Maſſenhaftes leicht zu bewegen, und die ſich deshalb zu einem Ueberblick über die ganze Ausdehnung der Erde, zur mittelbaren Ueberwältigung zwar nicht jedes Maßes, aber faſt jeder Art von Schwierigkeiten, endlich zur willkührlichen Benutzung faſt aller noch ſo unzugänglichen Stoffe hat aufſchwingen können.

Fügen wir einen zweiten nicht minder bemerkenswerthen Vortheil hinzu. Phyſiologiſch nicht vollkommen erklärbar, aber eine Thatſache der Erfahrung iſt die beſchränkte Lebensdauer nicht nur der ſkeletloſen Thiere, ſondern aller wirbelloſen; und zugleich iſt die kurze Zeitſpanne ihres Daſeins ſehr häufig von einer merkwürdigen Mannigfaltigkeit der Metamorphoſen ihrer Geſtalt und Lebensweiſe ausgefüllt. Beide Charakterzüge ſcheinen nahe Folgen der Kleinheit des Körpers zu ſein; ſeine Reſiſtenzkraft gegen äußere Einflüſſe und gegen die eigene Veränderlichkeit ſeiner innern Verhältniſſe mag überhaupt gering ſein, und kaum in Ruhe, ſondern nur in beſtändiger Umformung eine Zeit lang der Auflöſung widerſtehen. Beide Umſtände ſind zugleich der Entwicklung des geiſtigen Lebens nicht förderlich; ſie ſchließen das ganze Thierleben in einen oder in wenige große Kreisläufe der Natur ein und erſchweren dadurch nothwendig die Bildung, die aus einer Reflexion über öfters wiederholte Erfahrung entſtehen könnte; das Jahr mit ſeinem Wechſel aller Lebensphaſen wiederholt ſich zu Gunſten der kleinen Thiere nicht im Kleinen; nur die langlebenden erfahren die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturſchauſpiele. Aber auch die haſtige Entwicklung, das ſchnelle Wachsthum und Verblühen, die Häufigkeit der Metamorphoſen, alle dieſe innere Unruhe kann unmöglich dem Seelenleben die ſtetige, bewußte, nachdenkliche Entwicklung verſtatten, welche dem langlebenden Wirbelthiere der langſam und gleichförmig fortgehende Strom ſeiner Entwicklung, die maßhaltende

Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke und die verhältnißmäßig große Gleichartigkeit ſeiner Lebensgefühle möglich macht.

In keiner dieſer Rückſichten ſcheint auf den erſten Blick der Menſch an der Spitze der Thierreihe zu ſtehen; an Größe und Kraft des Körpers übertreffen ihn manche ſeiner gewöhnlichen Begleiter, der Hausthiere; an Lebensdauer die großen Koloſſe der Säugethierwelt und manche niedriger geſtellte Gattung, an Beweglichkeit ſein Zerrbild, der Affe. Aber eine nähere Betrachtung läßt die Vortrefflichkeit ſeiner Organiſation doch größer erſcheinen. Es gibt ohne Zweifel eine Grenze, über welche hinaus die Vortheile einer wachſenden Körpermaſſe zu Nachtheilen für die Höhe der Entwicklung werden und nicht mehr mit den günſtigen Bedingungen vereinbar ſind, welche der Typus der Wirbelthiere dem Leben zu verſchaffen ſucht. Denken wir uns das Knochengerüſt eines Säugethieres nach allen Dimenſionen gleichmäßig vergrößert, ſo wächſt die Laſt der Knochen mit ihrer Länge und mit ihrem Durchſchnitt zugleich, aber die Kraft der in ähnlicher Weiſe vergrößert gedachten Muskeln, die zu ihrer Bewegung dienen ſollen, gewinnt nicht durch ihre wachſende Länge, ſondern durch die Zunahme ihres Durchſchnittes allein, denn ſie hängt nur von der größeren Anzahl der wirkſamen Faſern ab, die in dieſem Durchſchnitt neben einander liegen. Soll dies Mißverhältniß zwiſchen Laſt und Kraft ausgeglichen werden, ſo müſſen die Muskeln in ſtärkerem Verhältniſſe ſich verdicken, als die Knochen, und man ſieht, wie hieraus das Bild einer plumperen Körpergeſtalt entſteht, in welcher die Zwiſchenräume des Knochengerüſtes durch umfänglichere Fleiſchmaſſen ausgefüllt, oder, um von entgegengeſetzter Seite her durch Verminderung ungünſtiger Hebelverhältniſſe einen Erſatz zu bieten, die Längenausdehnungen der Knochen möglichſt vermindert ſind. Dieſe gedrungenen Körperformen vermögen allerdings eine ungeheure Kraft zu entfalten, aber in einer verhältnißmäßig wenig nützlichen Weiſe; denn ihre geringe Beweglichkeit oder die einſeitigen Richtungen, in denen ihre Bewegungen noch freier von ſtatten gehen, hindern ſie, ihre Leiſtungsfähigkeit raſch auf allerlei Angriffspunkte

wechſelnd zu werfen und dadurch nützlich zu verwerthen. Wir bewundern die entſetzliche Stärke des Nilpferdes und des Elephanten, aber in der That iſt dies mehr eine zerſtörende als eine arbeitende Kraft und wir würden in Verlegenheit ſein, wenn wir entſprechend große Vortheile nachweiſen ſollten, die dieſes ſchwierig verwendbare Kapital den Thieren ſelbſt in ihren natürlichen Lebensverhältniſſen verſchaffte. Nicht dieſe maſſenhafte Größe, ſondern das Geſchenk des beweglichen Rüſſels iſt es, wodurch der Elephant zu den Leiſtungen befähigt wird, in denen er klüger, bildſamer und mächtiger erſcheint, als die anderen Unthiere. So iſt alſo vielſeitige, lebhafte Beweglichkeit ohne große Kraft das Eigenthum der kleineren, übergewaltige Stärke ohne entſprechende Gewandtheit, oder zu einzelnen Bewegungsformen allein verwendbar, die Mitgabe der großen Thiere; zwiſchen beiden Extremen ſteht doch vielleicht der Menſch in einer Mitte, die deswegen, weil ſie beide zu einem Gleichgewicht vielſeitigſter Benutzbarkeit vereinigt, als der wahre Gipfel der Thierreihe zu betrachten iſt.

Es iſt zweifelhafter, ob wir Aehnliches in Bezug auf die Lebensdauer behaupten dürfen. Wir glauben mit Recht die allzuvergänglichen Geſchlechter beklagen zu können, denen ihre kurze Lebenszeit nur einen kleinen Ausſchnitt des Naturlebens zu ſchauen vergönnt; wir würden anderſeits dem Leben keine längere Dauer wünſchen, als ihm nöthig iſt, um die Summe der Schickſale, aus denen es einen Genuß ziehen kann, durchzukoſten und die daraus gezogene Luſt zu einer feſten, ſchwankungsloſen Stimmung zu verdichten. In dieſer Meinung kann es uns ſcheinen, als gewönnen die Thiere durch ihre zum Theil größere Lebensdauer nichts. Nachdem ihr Wachsthum vollendet iſt, enthält ihre Organiſation keine Mittel mehr, um ſie von Jahr zu Jahr in neue, der Theilnahme würdige, den Werth und die Schönheit ihres innern Lebens erhöhende Situationen zu bringen; es ſind immer dieſelben Beobachtungen, die jeder Jahreswechſel monoton mit ſich bringt. Auch in dieſer Beziehung iſt daher doch vielleicht das Loos des Menſchen das glücklichſte. Wir mögen einerſeits den Klagen nicht wehren, die in dem Bewußt-

ſein, wie unermeßlich uns unſere Erfahrungen zu immer neuem Fortſchritt auffordern, das Leben zu kurz finden, um dieſe Fülle zu erſchöpfen; anderſeits aber drängt ſich uns doch das Gefühl auf, daß neben dieſer ſtets neuen Mannigfaltigkeit des Einzelnen die großen Erlebniſſe, an denen unſer Gemüth ſeinen tiefſten Antheil nimmt, ebenſo erſchöpfbar ſind, als die großen und umfaſſenden Wahrheiten, die uns zugänglich ſcheinen. Wir geben im Stillen zu, daß das Weſentlichſte, was dieſes irdiſche Daſein uns bieten kann, innerhalb der natürlichen Grenzen unſers Lebens recht wohl Platz findet, und daß eine beträchtlich längere Dauer keine Steigerung, ſondern eine allmählige Minderung unſers Glückes herbeiführen würde. Durchmißt daher das menſchliche Leben ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden kaum jemals ein volles zweites Jahrhundert, und erreicht es gewöhnlich kaum die Hälfte dieſes Zeitraumes, ſo bringt doch die Geſammtwirkung aller in unſerer Organiſation liegenden Vortheile innerhalb dieſer engen Grenzen eine Vielſeitigkeit der Entwicklung und einen Reichthum des inneren Lebens hervor, wie ſie außer dem Menſchen, der auch hierin der wahre Gipfel der Reihe iſt, keinem ſterblichen Geſchlechte zu Theil wird. Er überlebt mehrere Generationen ſeiner nächſten Gefährten, der Hausthiere, und ſieht die Enkel derer, mit denen als gleichalterigen Genoſſen ſeine eigene Kindheit ſpielte; was dagegen ihn ſelbſt und ſeine Generationen überlebt, liegt meiſt außerhalb ſeines näheren Geſichtskreiſes, und er hört von ihm erzählen, ohne vor Augen dieſe Langlebigkeit zu haben, die ihm ſeine eigene Vergänglichkeit allzu nahe rückte; ſo fühlt er ſich in die rechte Mitte geſetzt. Nur in anderen Zonen mag es ein eigenes Gefühl geben, Elephanten vielleicht um ſich zu ſehen, die aus der Hand der Väter ihre Nahrung nahmen und ſie nehmen werden aus der der Enkel, Zeugen früherer Geſchlechter und fortlebend noch mit den künftigen, während unſere Heimat nur an die ſtillen Geſtalten ehrwürdiger Bäume dieſe weitausblickenden fröhlichen oder wehmüthigen Träume der Erinnerung und Hoffnung knüpft.

Wir kennen übrigens ſehr wenig die mechaniſchen Gründe,

welche das Maß der Lebensdauer bestimmen. Innerhalb desselben Typus der Organisation hat unleugbar die Körpergröße einen verlängernden Einfluß auf dasselbe, aber einen gleich großen der Lebensplan jeder Gattung, dessen Gesammtsinn wir nicht unmittelbar kennen, sondern nur in dem charakteristischen Gepräge ihrer Körperbildung widerscheinen sehen. Große und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigen Geschlechter der jagdbaren Thiere, der Hunde, selbst die Affen, stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen, als den größeren Raubthieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen, ohne einer überflüssigen Bewegungslust nachzugeben. Ebenso sind die raschen, kraftvollen, aber doch ruhigen Flüge des Adlers eine verhältnißmäßig geringere Anstrengung im Vergleich mit der unaufhörlichen Unruhe des Hin- und Herfliegens, die den leichten Körper der kleineren Vögel verzehrt. Die Trägheit der Amphibien gestattete dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit und die Natur scheint diese Gunst dadurch noch gesteigert zu haben, daß sie die Beständigkeit der Blutwärme hier aufgab. Für alle Thiere, deren Leben einen gleichförmigen, nicht durch Perioden der Stumpfheit oder des Winterschlafes unterbrochenen Strom der Thätigkeit bilden soll, war dagegen die Selbständigkeit einer gleichmäßigen Temperatur eine unerläßliche Nothwendigkeit, aber zugleich eine Quelle vielfacher innerer Störungen. Unter diesen verschiedenen Möglichkeiten hat die Organisation des Menschen die vortheilhafteste gewählt; eine stets bereite, immer wachsame, aber nie in zweckloser Unruhe sich aufreibende Vereinigung von Kraft und vielseitiger Beweglichkeit, die nie Ungeheures auf einmal leistet, aber in ihrer Lebensdauer Zeit genug hat, ihre einzelnen Leistungen zu einem bedeutenden Ganzen zu verbinden.

Wie nun in allen diesen Rücksichten, so hat die Natur auch in Bezug auf die äußeren Lebensbedürfnisse den Menschen günstiger gestellt, als die übrigen Thiere. Es ist bekannt, wie eng ein großer Theil der niedersten Thierwelt parasitisch an einen äußerst beschränkten Lebensschauplatz gebunden ist, der allein die taugliche Nahrung

und die übrigen nothwendigen Bedingungen des Daſeins gewährt. Die Wirbelthiere ſind alle von dieſem gröbſten Bande, das an die Erde feſſelt, befreit, aber doch ſind ſelbſt von den Säugethieren viele Gattungen um der beſonderen Nahrung willen, zu der ihr Inſtinct ſie ausſchließlich treibt, an wenig ausgedehnte Wohnplätze und an die ſehr veränderliche Gunſt der Umſtände gebunden. Auch die letzte weiteſte Beſchränkung dieſer Art, die, entweder zu Pflanzennahrung oder zu Fleiſchkoſt ausſchließlich beſtimmt zu ſein, iſt in der Organiſation des Menſchen hinweggefallen. Sein Gebiß enthält die Zahnformen der fleiſchfreſſenden wie die der pflanzenkauenden Thiere; die Gelenkbildung ſeiner Kinnladen geſtattet ebenſowohl den kraftvollen Zuſammenſchluß beider von oben nach unten, als das reibende horizontale Gleiten derſelben über einander; Länge und Einrichtung ſeines Darmkanals ſind zu der längerdauernden Verdauung vegetabiliſcher Nahrung ebenſo paſſend wie zu der ſchnelleren des Fleiſches. Der Kreis der Selbſterhaltungsmittel iſt daher für den Menſchen weit gezogen, und aus dem weiten Kreiſe iſt er anderſeits fähig, ſich mit einem geringen Ausſchnitte zu begnügen. Die weſentlichen Beſtandtheile, die er zu ſeiner Ernährung unerläßlich bedarf, eiweißartige Körper, die Stoffe aus der Gruppe des Stärkemehls und Zuckers und der Fette, kommen, zwar nicht überall in gleich günſtigen Miſchungsverhältniſſen, in den Pflanzen eben ſo weit verbreitet vor, wie in der Thierwelt, und die Erfahrung zeigt Beiſpiele von Völkern, die überwiegend oder faſt ganz ihre Nahrung aus einem der beiden Naturreiche allein ziehen.

Aber ich möchte hinzufügen, daß die menſchliche Organiſation nicht einmal die Beſchränkung auf einen kleineren Theil der ihr zu Gebote geſtellten Stoffwelt mit bedeutenden Modificationen ihrer Lebensthätigkeit zu büßen hat, obgleich ſie den wirklichen Mangel des Nothwendigen freilich nicht ausgleichen kann. Die gegenwärtig hierüber gebräuchlichen Meinungen ſind andere, und man gefällt ſich darin, von der Art und Menge der Nahrung auf kürzeſtem Wege die Eigenthümlichkeit und Größe der körperlichen und geiſtigen Lebenskraft abhängen zu laſſen. In der That ſind unſere genauen

Kenntniſſe über dieſen Zweig der thieriſchen Oekonomie ſehr gering; wahrſcheinlich iſt nur dies, daß in dem uns bekannteren cultivirten Leben die für nothwendig gehaltene Nahrungsaufnahme oft weit das wirkliche Bedürfniß überſteigt. Nur die Erhaltung der Wärme mag einen ziemlich großen Maſſenverbrauch nöthig machen, und dieſer würde durch vegetabiliſche Koſt in milderen, durch thieriſche Fettnahrung bequemer in kälteren Klimaten zu beſtreiten ſein; die Abnutzung des Körpers durch die Function iſt dagegen gewiß viel geringer, und ſie erfordert ſchwerlich zu ihrem Wiedererſatz eine beträchtliche Aufnahme der dazu allerdings geeigneteren Fleiſchkoſt. Das Uebermaß der Stoffaufnahme wird entweder zu einer nützlichen Vermehrung der Kraft des Körpers zu verwenden ſein oder es wird den Thätigkeiten des Stoffwechſels zur Laſt fallen und ihnen die unnütze Aufgabe der Wiederzerſetzung zuwälzen. Es iſt unnöthig, der zahlreichen Krankheiten zu gedenken, die offenbar aus dieſem letztern Umſtande herrühren; was den erſten Fall dagegen betrifft, ſo hat der lebendige Körper eine gewiſſe Sättigungscapacität, die ihm nicht erlaubt, jeden willführlich zugeführten Ueberſchuß an Nahrung nützlich zu verwerthen. Nur in Verbindung mit beſtändiger Uebung der Körperkräfte, durch welche die Aneignungsfähigkeit vermehrt wird, kann daher die reichlichere und beſſere Nahrung zum Wachsthum dieſer Kräfte ſelbſt beitragen. Daß nun zu dieſem Zwecke Fleiſchkoſt ein weit vorzüglicheres Mittel ſei, als vegetabiliſche, und daß von dieſer Wahl eben ſo nothwendig die Lebhaftigkeit der geiſtigen Verrichtungen abhänge, iſt nicht in dem Maße und in dem Sinne richtig, in welchem beides jetzt oft genug behauptet wird.

Ueberblicken wir zunächſt die Thierreihe, ſo finden wir, daß es dem Stiere unſerer Herden weder an Körperkraft, noch an Muth, noch ſelbſt an ſtreitſüchtigem Naturell fehlt, obgleich er dieſelbe Weide mit den geduldigeren Kühen beſucht; die gewaltige Kraft der Bären und Elephanten wird großentheils durch Pflanzenkoſt genährt; die Hyäne dagegen entwickelt weder große Kraft noch Muth. Führt man den Löwen und ſeine Verwandten dagegen auf, ſo iſt doch ihr Ingrimm am größten, wenn ſie hungern, und alſo der

Fleiſchkoſt entbehren; ſo daß ihr Muth wenigſtens ebenſo leicht für ein Mittel gelten kann, das ihnen die Natur zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe gab, als für eine Folge des Stoffes, in welchem ſie dieſe Befriedigung finden. Beweglichkeit und Intelligenz iſt eben ſo wenig ohne Ausnahme an die Art der Nahrung geknüpft; dem grasfreſſenden Schaf ſteht die Gemſe und das Eichhorn, dem fleiſchverzehrenden Hunde das Pferd gegenüber. Möglich iſt es alſo der Natur ohne Zweifel, ſelbſt innerhalb eines und deſſelben allgemeineren Bildungstypus der Säugethierwelt alle möglichen Grade körperlicher Kraft und geiſtiger Regſamkeit durch die verſchiedenſten Nahrungsweiſen hervorzubringen. Der Grund der Unterſchiede muß daher in den angeborenen Eigenthümlichkeiten der Gattungen liegen, und wer für den Menſchen jenen verſchiedenen Werth der Nahrungsweiſen behaupten wollte, müßte ſich auf Erfahrungen berufen, nicht aber auf doctrinäre Schätzungen der Nährkraft der Stoffe; Schätzungen, deren Untriftigkeit die eben angeführten leicht zu vermehrenden Thatſachen beweiſen. Alle jene Tabellen, welche die einzelnen Nahrungsmittel nach ihrem Gehalt an Eiweiß oder Kohlenhydraten als mehr oder minder vorzügliche Erſatzmittel für Kraft oder Wärme des Körpers ordnen, können nichts ſagen, als daß in dieſen Subſtanzen beſtimmte Mengen eines Materials vorhanden ſind, welches nutzbar zu machen iſt, vorausgeſetzt, daß die Organiſation, der es dargeboten wird, es zu benutzen verſteht. Der Nachweis dieſer letztern Bedingung fehlt. Zwiſchen zwei Stoffen von gleicher Reichhaltigkeit an Eiweiß können feine Unterſchiede des Aggregatzuſtandes, der Dichtigkeit, der Miſchung mit andern Subſtanzen ſtattfinden, um deren willen dennoch der eine dem andern an wirklicher Benutzbarkeit für die thieriſche Organiſation bedeutend nachſteht. Wiſſen wir doch, wie häufig im Leben eine Vorliebe für die eine Nahrung und eine bis zur völligen Unfähigkeit des Verdauens geſteigerte Abneigung gegen eine andere vorkommt, die in allen chemiſchen Eigenſchaften doch mit jener erſten auf's nächſte verwandt iſt. Ein Stoff von geringerem Nahrungsgehalt kann um ſolcher Nebenumſtände willen nahrhafter ſein, als ein anderer, der nützliche Ele-

mente concentrirter und reichlicher, aber in weniger günſtigen Formen enthält.

Wendet man ſich nun an die Erfahrung, ſo findet man, daß reichliche Koſt überhaupt, thieriſche beſonders, ohne entſprechende körperliche Anſtrengung, keinen Zuwachs an Kraft, ſondern nur wachſende Körperlaſt und innere Störungen erzeugt; lebhafte Uebung der Kräfte, unterſtützt durch ausgiebige Fleiſchkoſt, entwickelt die größte Stärke des Körpers, aber nicht die größte Feſtigkeit der Geſundheit, denn die Gewöhnung an reichen Erſatz vermindert die Fähigkeit, ſeinen Mangel zu ertragen; dieſelbe Uebung mit ſparſamer, aber hinlänglicher Nahrung entwickelt neben einer immer noch großen, obgleich nicht der größten Körperkraft die ſehnigen Geſtalten von größerer Ausdauer unter Beſchwerden und wie es ſcheint ſelbſt höherem Lebensalter; Anſtrengungen ohne genügenden Erſatz führen frühzeitiges Altern herbei, aber es fehlt an Beweiſen, daß überwiegende Pflanzennahrung dieſe Schwächung des Organismus beſonders verſchulde. Wenn man aber von der edleren Koſt ohne Umwege auch die höhere geiſtige Entwicklung ableiten möchte, ſo entfernt man ſich gänzlich von der Erfahrung. Die kalten Dachſtuben, in die ſich oft außer unzureichendem Brot kaum eine andere Nahrung verlor, haben unſterblichere Gedanken entſtehen ſehen, als bisher aus den üppigeren Mahlen moderner Talente erwuchſen, und die neue Generation, die endlich in der Zufuhr von Phosphor den Weg zu einer Steigerung der Intelligenz gefunden hat, findet zugleich einen Schatz von Erkenntniſſen vor, den viele Jahrhunderte, ohne dieſes Mittel zu wiſſen, angehäuft haben, und den mit merklicher Beſchleunigung zu überbieten ſchwer ſein wird. Sollte endlich nicht ſowohl die Einſicht, deſto mehr aber der thatkräftige Muth ein Erzeugniß der beſſeren Nahrung ſein, ſo würde dieſe Behauptung uns nur zu einem bittern Rückblick auf die Thätigkeit veranlaſſen, die in nicht lange vergangenen Zeiten die edler genährten Theile der Nation entfalteten; kräftig handeln ſahen wir überall nur die, die ſchon vordem dieſe glücklicheren leiblichen Bedingungen zur Uebung des Handelns benutzten. Daß ſie dies aber thaten, war

das Verdienſt eines Muthes, der in ſeiner Lebhaftigkeit nicht von der Nahrung abhängig iſt, dem es aber zu gönnen iſt, daß er überall in einem hinreichenden leiblichen Erſatz die Möglichkeit finde, auch die Kraft des Vollbringens zu erwerben. Denn Niemand freilich wird leugnen, daß die letztere von dem Zuſtande des Körpers abhängt; ſcheint aber auch das Feuer des Wollens und ſeine Nachhaltigkeit unmittelbar von derſelben Urſache bedingt zu ſein, ſo können wir dies nur für die Fälle unzweifelhafter Krankheit zugeſtehen; außerdem aber entſteht die traurige Herabſtimmung des Muthes zum Erkennen ſowohl wie zum Handeln weit mehr mittelbar von einem Zuſammenfluß ungünſtiger geſellſchaftlicher Lebenszuſtände, aus denen das geiſtige Daſein die ihm gebührende Nahrung vergeblich zu ziehen ſucht.

Auf dieſer Unabhängigkeit von einer beſtimmten Form der Nahrung beruht zum Theil die Fähigkeit des menſchlichen Geſchlechtes, ſich den verſchiedenartigſten Bedingungen des Klima anzupaſſen. Doch rührt ſie nicht allein von dieſer Urſache her und die Gattungen der Thiere ſtehen hierin dem Menſchen nicht nur um ihres ſpecielleren Nahrungsbedürfniſſes willen nach. Obgleich die Natur den Thieren in dem Wechſel dichterer oder dünnerer Behaarung einen auffälligeren Schutz gegen die Verſchiedenheiten der Temperatur gab, ſind doch nur wenige von ihnen im Stande, eine große Abweichung von ihrem natürlichen Klima zu ertragen, und auch ſie vermögen es nur, indem ſie als Hausthiere des Menſchen von der regelmäßigen Verpflegung und der ſchützenden Unterkunft, die ſeine Hand ihnen bereitet, Nutzen ziehen. Den meiſten Gattungen gedeiht auch ihre gewohnte Nahrung nicht, wenn ſie ihren natürlichen Lebensumgebungen entzogen ſind. Liegt nun in ihrer Organiſation eine Anzahl ungünſtiger Umſtände, die, uns wenig bekannt, ihre Acclimatiſirung verhindern, ſo iſt es anderſeits nicht wahrſcheinlich, daß der Leib des Menſchen an ſich viel günſtigere Bedingungen zu ihr enthalte. Er würde vielmehr noch rettungsloſer zu Grunde gehen, wenn er allein auf die Hilfe ſeiner organiſchen Verrichtungen angewieſen wäre, und wenn nicht, von der Ueberlegung der Seele

trum zu Peripherie zu liegen ſchien? Und wenn ſie aus der Kugelgeſtalt herausging, wohin hätten ihre Gebilde ſich ausbreiten ſollen, ohne in den Verdacht zu kommen, eine entweder parallele oder ſtrahlenförmige, entweder ein- oder mehraxige Gliederung zu beabſichtigen? Wenn ſie endlich die Enden einer Axe verſchieden ausbildete, mußte ſie nicht auf Polarität zu ſinnen, und wenn ſie überhaupt ein begrenztes Ganze ſchuf, mußte ſie nicht eine Darſtellung der Wahrheit zu bezwecken ſcheinen, daß alles Begrenzte Anfang, Mittel und Ende habe?

Ich meine keineswegs hiermit die Bedeutung der oft ſo zäh von der Natur feſtgehaltenen Geſtaltverhältniſſe zu beſtreiten; ich leugne nur, daß die Erzeugung dieſer rein geometriſchen Formen das Ideal war, auf deſſen Verwirklichung es der Natur ankam. Man muß bedenken, daß kein organiſches Geſchöpf dieſe Formen nur überhaupt darſtellt, ſondern ſie darſtellt durch lebendig wirkſame Glieder, und daß ohne Zweifel die Bedeutung und Verrichtung dieſer Glieder, der Werth, den ſie für das Leben des Thieres haben, erſt rückwärts auch der äußerlichen Form, in der ſie zuſammengeordnet ſind, ihren Werth gibt. Polarität an ſich darzuſtellen, kann kein vernünftiges Princip einer Geſtaltbildung ſein; zwei Theilen dagegen, deren Sinn für das Ganze einen eigenthümlichen Gegenſatz enthält, auch in der äußeren Erſcheinung dieſen Gegenſatz zu gewähren, würde einer Natur wohl anſtehen, die überhaupt auf ausdrucksvolle Schönheit ihrer Organiſationen bedacht wäre. Suchen wir deshalb nicht mehr in jenen an ſich leeren Raumformen den Grund jener Geſtalttypen, ſondern vielmehr in dem Inhalt deſſen, was im Raum ſich geſtalten ſoll, die Urſache für die Feſthaltung typiſcher Gewohnheiten des Bildens.

Alles Leben an der Erdoberfläche iſt auf dieſelben Stoffe angewieſen; aus der Kohlenſäure und dem Stickſtoff des Luftkreiſes und aus wenigen löslichen Salzen der Erdrinde bauen alle Pflanzen und alle Thiere ihren Leib auf. Aber ſelbſt die Verbindungen dieſer Elemente, die als nächſte Beſtandtheile der Structur der organiſchen Körper dienen, ſind durch das ganze Reich des Lebendigen

hindurch unerwartet gleichförmig; Zellſtoff, Chitin und Eiweiß kommen faſt ohne Nebenbuhler überall als die gewebbildenden Materialien vor. Vielleicht beſaßen unter den gegebenen Bedingungen an der Oberfläche unſers Planeten unter allen möglichen Verbindungen jener Elemente eben nur dieſe wenigen alle erforderlichen Eigenſchaften, durch die ſie ſich zum Aufbau einer veränderlichen, reizbaren, lebendigen Geſtalt ſchickten; aber wie dem auch ſein mag: die Thatſache dieſer Gleichförmigkeit des chemiſchen Typus der Zuſammenſetzung ſteht für das Lebendige feſt, und ſie konnte nicht ohne die wichtigſten Folgen für ſeine weitere Bildung ſein. Denn zunächſt muß dieſe chemiſche Natur der Körperbeſtandtheile, die Nothwendigkeit für alle Thiere, den Erſatz für das Zerſtörte und die Mittel des Wachsthums immer aus analogen Quellen zu beziehen und durch ähnliche chemiſche Bearbeitung in jene ähnliche Zuſammenſetzung zu bringen, es muß ferner die Veränderlichkeit der gebildeten Gewebe, die vermöge ihrer gleichförmigen chemiſchen Bildung auch überall zu analogen Zerſetzungen neigen, es muß endlich manches andere hieraus entſpringende gleichartige Bedürfniß auch in allen Thieren eine im Weſentlichen übereinſtimmende Vielheit von Verrichtungen und ihnen entſprechender Organe bedingen. So entſteht aus dem chemiſchen ein zweiter ökonomiſcher Typus der Thierwelt, der mit außerordentlicher Gleichförmigkeit ſich durch die entwickelteren Klaſſen derſelben hindurch erhält. Ueberall begegnen wir hier außer den eigentlichen Verdauungsorganen noch beſtimmten Werkzeugen der Reſpiration, der Gallenbildung, der Harnbildung, des Säftekreislaufes und nur in den niederſten Klaſſen der Thiere, deren geringe Körpermaſſe hauptſächlich die Vertheilung dieſer Arbeiten an verſchiedene Organe entbehrlicher macht, finden wir ſtatt dieſer vielgliedrigen Bildung eine einfachere. Mit dieſer mannigfaltigen Maſchinerie nun, die noch gar nicht den eigentlichen Zwecken des Lebens dient, ſondern nur der Herbeiſchaffung der zu ihnen verwendbaren Mittel, iſt die thieriſche Organiſation belaſtet; das was ſie eigentlich zunächſt braucht und geſtalten will, die Werkzeuge ſinnlicher Auffaſſung und thätiger Bewegung, muß ſie nun um

dieſen Stamm unvermeidlicher innerer Structur herum gliedern und anbauen; und ſie muß dafür ſorgen, die größte und ſpecifiſche Brauchbarkeit dieſer Werkzeuge mit den nothwendigen Anforderungen jener einmal feſtſtehenden inneren Structur zu vereinbaren. Nun mag es im Allgemeinen wohl mannigfaltige Geſtaltformen geben, welche dieſe Forderung erfüllen; dann nämlich, wenn die Natur das eigenthümliche Geſammtbedürfniß jeder einzelnen Gattung durch einen neuen unabhängigen Weg des Bildens und mit neuen dafür ausgeleſenen Stoffen befriedigen dürfte. Aber ſie iſt genöthigt, jeden Thierkörper aus Stoffen entſtehen zu laſſen, welche in ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung nicht maßlos verſchieden ſind, ſondern nur in mäßigen Grenzen. Wie nun in jedem Stoffe die chemiſche Natur die Form ſeiner künftigen Geſtalt bedingt, ſo wird auch die Anzahl der möglichen Geſtaltungen, welche der gleichförmige chemiſche Typus der Thierwelt überhaupt übrig läßt, keine unbegrenzte ſein. Aus der Vereinigung aller hier erwähnten Bedingungen wird vielmehr das Ergebniß hervorgehen, daß überhaupt nur eine beſchränkte Anzahl von Formen als immer feſtzuhaltende Muſter übrig bleiben, und daß jede Beſonderheit der Bildung, die in irgend einer Gattung von dem Zwecke ihres Lebens verlangt wird, nicht unmittelbar, ſondern immer nur durch Umwandlung oder eigenthümliche Ausprägung irgend eines Geſtalttheils verwirklicht wird, welcher bereits in dem allgemeinen Typus als eine benutzbare Möglichkeit enthalten war. So erſcheint uns der morphotiſche Typus einer Thierklaſſe erſt zuletzt; nicht als das von Anfang an feſtſtehende Formideal, deſſen eigene Bedeutſamkeit zu realiſiren war, ſondern als die nach mechaniſcher Möglichkeit übrig bleibende Geſtaltungsweiſe, in welcher allein unter den an der Oberfläche der Erde geltenden Bedingungen die große Mannigfaltigkeit der Lebensformen mit der äußerſt beſchränkten und gleichartigen Auswahl der Mittel, die ihrer Herſtellung zu Dienſten ſtehen, ſich vereinigen läßt.

Mit dieſen Bemerkungen kehren wir zu unſerm nächſten Ausgangspunkt zurück. Die Welt der Erſcheinungen, die unſerer Beobachtung offen ſteht, ſchien uns nicht unmittelbar mit der ganzen

Einzelheit ihrer Formen aus dem Entwicklungsbeſtreben des höchſten Weltgrundes ableitbar, ſie galt uns nur für ein Beiſpiel neben andern, und wir ſuchten nach der Urſache der Eigenthümlichkeit, mit welcher ſie, hierin von anderen von uns nur geahnten Ordnungen der Dinge unterſchieden, die allgemeinen Gedanken jenes Grundes auf ihre Weiſe verkörpert. Dieſe Urſache finden wir in dem Charakter der irdiſchen Natur. Es iſt die Eigenthümlichkeit dieſes Planeten, die ſich in den Lebensformen unſerer Beobachtung geltend macht; ſeine Auswahl von Stoffen, ſeine Wärmeverhältniſſe, ſein Luftkreis, alles das, wodurch er ſich in ſeinen phyſikaliſchen und meteorologiſchen Verhältniſſen von andern Himmelskörpern unterſcheidet, alles das tritt hier als eine Reihe von Hinderniſſen und Begünſtigungen, von formbeſtimmenden Bedingungen überhaupt auf und begründet einen großen Theil des eigenthümlichen Verhaltens ſeiner Geſchöpfe, welches wir mit Unrecht als den wahren Kern und das Ziel ihres Daſeins, mit Recht nur als die irdiſche Form deſſelben betrachten würden.

## Viertes Kapitel.

### Der Menſch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatiſirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Geſtalt. —

Dem Menſchen in der Reihe der Geſchöpfe ſeine weſentliche Stelle zu beſtimmen, war die Abſicht, die uns zu den letzten Betrachtungen trieb. Ihr Fortgang ſcheint indeſſen jenes Ziel ſelbſt verflüchtigt zu haben, dem wir nachſtrebten; an die Stelle einer gegliederten Stufenreihe, in der jedes Weſen als niederes oder höheres Glied ſeinen Platz fände, iſt eine freie Mannigfaltigkeit der Bildungen

getreten; jede nur zu einem eigenthümlichen Genuß berufen und in ihrer Form durch die Rückſicht auf den allgemeinen Haushalt der Erde beſtimmt, keine verpflichtet, ſich irgend einer Reihenfolge einzuordnen und durch ihre Stelle in dieſer ſich die Höhe ihres Werthes und ihrer Bedeutung zumeſſen zu laſſen. In der That bleiben wir bei dieſem Gedanken ſtehen und leugnen allerdings, daß die Herſtellung jener Stufenleiter an und für ſich ein Zweck der Natur, oder daß es möglich ſei, aus dem Range, der jedem einzelnen Geſchöpf in ihr gebührt, ſeine eigenthümliche Natur beſſer und tiefer zu verſtehen, als durch eine unbefangene Betrachtung, welche ſich unmittelbar auf ſeine Erſcheinung, auf die Geſtalt und Leiſtungsfähigkeit ſeines Körpers und auf alle Beſonderheiten ſeiner Lage und Lebensweiſe richtet. Auch von dem Menſchen werden wir nicht anders urtheilen, und wenn es allerdings auch für uns ein Intereſſe hatte, ſeine Stellung in der Natur zu beleuchten, ſo ſuchen wir doch die Bedeutung dieſer Stellung nicht in der Sproſſe der Leiter, auf welcher er ſtände, ſondern in der Eigenthümlichkeit, den Vortheilen und Nachtheilen der Umgebung, mit welcher ſeine Organiſation in Wechſelwirkung zu treten beſtimmt iſt.

Auch hierin ſind wir in Zwieſpalt mit einer weit verbreiteten Gewöhnung. Die philoſophiſche Neigung, die Nothwendigkeit der einzelnen Geſchöpfe aus dem Gedankeninhalt des höchſten Grundes abzuleiten, dem ſie in ihrer Geſammtheit zum erſcheinenden Gegenbild dienen ſollen, hat entſchieden dazu verführt, die Welt der Formen vor der der Ereigniſſe zu bevorzugen. Es ſchien, als würde eine vollſtändige Einſicht in die Natur gewonnen, wenn es nur gelänge, die feſtſtehenden Formen ihrer verſchiedenen Geſchöpfe in eine Reihe zu ordnen; wenig Gewicht fiel auf das Leben ſelbſt, das in jedem einzelnen Gliede der Reihe ſich entwickelt. Und doch iſt Natur gewiß nicht dieſes ſtillſtehende regungslos geordnete Syſtem von typiſchen Geſtalten; die unendliche, lebendige, geräuſchvolle Verwirrung iſt ſie vielmehr, in der zahlloſe Exemplare dieſer Formen ſich ihres Daſeins freuen, einander ſtören und begünſtigen, mit einander ſpielen, kämpfen, ſich gegenſeitig vernichten, und in all

dem eine unendliche reizende Fülle charakteriſtiſcher Manier und Stimmung entfalten. Während die Naturgeſchichte früherer Zeiten nicht müde ward, auf alle einzelnen Züge dieſes märchenhaft glänzenden Bildes zu achten, hat die ſpeculative Neigung, alle Geſchöpfe vorzugsweis nur an dem Platze ſehen zu wollen, den ſie in der Entwicklung des Unendlichen einnehmen, das Andenken an dieſes allein wahre Leben der Natur verdüſtert. Wir ſehen in dieſen ſyſtematiſchen Bemühungen zwar die Paare zum Tanze angetreten, aber wir kommen nie zu dem Tanze ſelbſt; ſie ſcheinen Alles geleiſtet zu haben, was ihnen obliegt, wenn ſie in feierlicher Ruhe geordnet ſtillſtehen.

Wenn es irgend ein philoſophiſches Vorurtheil gibt, deſſen Vernichtung uns recht von Herzen angelegen ſein müßte, ſo iſt es gewiß dieſe Verkennung des eigentlichen Ortes, an welchem der Werth der Dinge zu ſuchen iſt, dieſe Vergötterung ruhender Formen, allgemeiner Urbilder, bedeutungsvoller Typen, dieſe beſtändige Beſchäftigung mit den Mitteln, die zu einem lebendigen Gebrauch beſtimmt ſind, ohne über dies folgenloſe Tändeln damit jemals zu einem wirklichen entſchloſſenen Gebrauch derſelben hinauszukommen. Nicht blos auf dem Gebiete der Naturauffaſſung verkümmert uns dieſe Neigung den Genuß des großen vor uns aufgethanen Bildes; ihre Mißergebniſſe verderben auch die Beurtheilung der geſchichtlichen Thatſachen. Vergeblich für jeden unbefangenen Sinn ſchmückt ſie ſich mit dem Vorwand der tiefſinnigen Gründlichkeit; nur eine Carricatur des Tiefſinns iſt die oft wiederholte Behauptung, es ſei unmöglich, den Menſchen vollkommen zu kennen, ohne alle die tieferen Glieder der Thierreihe durchſchaut zu haben, an deren Gipfel zu ſtehen ſeine weſentliche Bedeutung ſei. Welche Pedanterie, zu meinen, den Menſchen verſtehe nur, wer zuvor das Infuſorium, das Inſect und den Froſch verſtanden habe; welche Kühnheit, dies zu ſagen im Angeſicht von Jahrtauſenden menſchlicher Geſchichte, in deren langem Verlauf alle Bedeutung des menſchlichen Daſeins in leidenſchaftlichſtem Ringen ohne Zweifel tauſendfach empfunden worden iſt! Und doch haben gewiß die Helden, die in den Streit zogen, ſich dabei nicht als die Oberſten der Säugethiere gewußt,

und die ſinnenden Gemüther, deren Entdeckungen der Cultur neue Bahnen des Fortſchrittes öffneten, ſind dabei nicht durch Reflexionen über die Weite des Abſtandes geleitet worden, der in der Reihe der Thiere zwiſchen dem Menſchen und irgend einem Reptile klafft. Kenntniß des Menſchen heißt vor Allem Kenntniß ſeiner Beſtimmung, der Mittel, die ihm zu ihrer Erreichung gegeben ſind, und der Hinderniſſe, die ihm entgegenſtehen; hat es außerdem noch ein Intereſſe, ihn und ſein Leben zu vergleichen mit den Geſchöpfen, die um ihn herum ihre eignen Wege gehen, ſo iſt doch dies eine Betrachtung von zu geringem Werth und Einfluß, um ſie zur Grundlage jener wichtigeren zu machen.

Es kann nach dem Allen nicht unſere Abſicht ſein, die Betrachtung deſſen, was dem Menſchen weſentlich iſt, auf dem weiten Umwege einer naturgeſchichtlichen Ueberſicht der Thierreihe einzuleiten; nur mit wenigen Worten werden wir über ſeine Beziehung zu ihr hinweggehen und in einem andern als dem gebräuchlichen Sinne. Obgleich wir nämlich die Stiftung einer Stufenreihe der Geſchöpfe nicht als die Abſicht der Natur bezeichnen können, ſo wird doch die Mannigfaltigkeit der einmal vorhandenen Bildungen, mögen wir den größeren oder geringern Reichthum ihrer Geſtaltung und Gliederung oder die Höhe und Weite ihrer Lebenszwecke vergleichen, ſich einer verſchiedenen Werthſchätzung nicht entziehen können. Ungeſucht und unbeabſichtigt wird in dieſer Vergleichung das Bild einer aufſteigenden Reihe wieder entſtehen, oder vielmehr die Bilder verſchiedener Ordnungen, denn von dem Maßſtab, den wir anlegen, von dem Intereſſe, das wir zur Vergleichung mitbringen, wird es abhängen, ob dieſelben Geſchöpfe bald in dieſer bald in jener Reihenfolge der Vollkommenheit auftreten ſollen. Die Phyſiologie, deren Luſt es iſt, den harmoniſchen Zuſammenklang zahlreicher, verſchiedener, einander durchkreuzender Functionen zu beobachten, die Morphologie, deren Wunſch es ſein muß, den ganzen Umfang der Biegſamkeit und Variabilität zu erforſchen, deren ein einfacher Geſtalttypus fähig iſt: ſie werden beide ein Thier für um ſo vollkommener halten, je größer die Mannigfaltigkeit ſeiner zuſammen-

wirkenden Theile, je entſchiedener an beſondere Organe vertheilt die einzelnen Functionen, je reicher endlich gegliedert und je vielſeitiger ausgebildet die Formumriſſe eines allgemeinen Typus in ihm hervortreten. Einer Anſicht dagegen, die den Werth des Geſchöpfes nur in der Summe des ihm erreichbaren Genuſſes und in der Größe ſeiner Leiſtungen ſieht, wird dieſe Buntheit der Gliederung an ſich gleichgiltig ſein; ſie würde die einfachſte, compendiöſeſte und gleichartigſte Bildung, ſobald deren ärmlich ſcheinende Mittel gleichwohl zur Erreichung jener Zwecke genügten, für vollkommener anſehen, und ſie wird mit jenen andern Anſichten nur deshalb meiſt übereinſtimmen, weil ſie vorausſetzt, daß ein größeres Aufgebot organiſcher Mittel immer auch eine größere Höhe der Lebenszwecke verrathe.

Wir finden dieſe Vorausſetzung beſtätigt, wenn wir die Vortheile des Organiſationstypus überlegen, den der Menſch mit den Wirbelthieren theilt, von deren höchſter Klaſſe, den Säugethieren, ihn keine durchgreifendere Verſchiedenheit trennt, als auch zwiſchen den einzelnen Gattungen derſelben vorkommt. Aus weichen Maſſen, deren Formumriß weder durch ein äußeres noch durch ein inneres Skelet feſter Theile geſtützt würde, konnte die Natur Thiere nur bilden, die entweder in dem überall nachgebenden und überall gleichmäßig drückenden und tragenden Element des Waſſers, oder auf dem Feſtlande, weder zu ſehr ſtarken noch zu ſehr mannigfaltigen Bewegungen geſchickt, unter möglichſt ähnlichen äußeren Bedingungen leben ſollen. Wir kennen nicht genau die Gründe, aber wir bemerken als eine Thatſache, die ohne Zweifel mit dieſem Bildungstypus nothwendig zuſammenhängt, daß keines dieſer ſkeletloſen Thiere eine erhebliche Größe erreicht, und daß die Gliederung des inneren Körpers in verſchieden wirkende Organe unvollkommner bleibt. Die Weichheit der Körperſubſtanz und die großen Formveränderungen, denen ſie durch äußere Zufälle ausgeſetzt iſt, ſcheinen es unzweckmäßig gemacht zu haben, die Erhaltung des Lebens auf ein ſehr reiches Zuſammenſpiel innerer Organe zu gründen, für welche die hinlängliche Ungeſtörtheit ihres Wirkens nicht zu ſichern geweſen wäre. Die verhältnißmäßige Einfachheit dieſes erhaltenden

Mechanismus nun und vielleicht die Unmöglichkeit, großen weichen Maſſen während ihrer Bewegung den nöthigen Zuſammenhang zu verbürgen, nöthigte dann, den Körper überhaupt in einem kleinen Umfange zu halten, ſo daß durch ſeine ganze Tiefe hindurch auch ohne beſtimmt organiſirte Wege die nöthigen Lebensreize eindringen und das Spiel der chemiſchen Proceſſe erfolgen konnte. Man bemerkt zum Theil dieſelben Umſtände noch bei den Thierklaſſen, denen ein äußeres, horn- oder ſteinartiges Skelet eine feſtbeſtimmte Körpergeſtalt gibt. Obgleich ihre innere Gliederung bereits von großer Feinheit und Mannigfaltigkeit iſt, bildet doch die Welt der Inſecten und der ihnen zunächſt verwandten Gruppen den Wirbelthieren gegenüber nur eine Miniaturthierwelt, Körper von zum Theil äußerſter Kleinheit, in denen doch eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit ſeeliſchen Lebens gedeiht. Der Mechanismus eines Außenſkelets war zu ungünſtig, um ihnen größere Dimenſionen zu erlauben. Als Schutz konnte dieſe Rinde nur dienen entweder gegen kleine Eindrücke, die langſam und mit geringer Kraft einwirken, oder für kleine Körper, deren Fall ſchon der Widerſtand der Luft hinreichend mildert, und deren Maſſe nicht durch ihr eignes Gewicht bei plötzlichen Hinderniſſen der Bewegung zu ſehr gegen ihre früher aufgehaltene Hülle nachſtößt. Sobald das Außenſkelet beſcheidene Dimenſionen überſtieg, mußte die nöthige Feſtigkeit ſeiner Theile unter ſich, die davon unzertrennliche Bildung größerer ſtarrer Stücke und das Gewicht dieſer Maſſen in beſtändigem Streit mit der Leichtigkeit und Gelenkigkeit der bezweckten Bewegungen ſtehen; Nachtheile, die wir ſelbſt in der Klaſſe der Wirbelthiere bei Schildkröten, Krokodilen wiederfinden, ſobald dieſe Panzerträger das flüſſige Element des Waſſers verlaſſen. Der Gedanke eines Innenſkelets bietet dagegen große Vortheile. Eine feſte Axe, welche durch das Innere eines weichen Körpers geht, enthält bei gleicher Formbeſtändigkeit, die ſie ihm gewährt, unvergleichlich viel weniger Maſſe, als eine Schale, die ſeine Oberfläche überzieht; zerfällt dieſe Axe ferner in einzelne unter einander eingelenkte Theile, ſo enthalten die ſich berührenden Flächen jedes Gelenkes einen viel geringeren Oberflächen-

raum, als die lange Gelenklinie enthalten würde, die, zwiſchen zwei Panzerſtücken der Schale verlaufend, eine Bewegung von derſelben Weite möglich machte. Man ſieht, welche Erſparung an Laſt und Widerſtand hierin zu Gunſten der bewegenden Kraft liegt.

Dies iſt alſo der erſte Vortheil, den die Wirbelthiere und der Menſch mit ihnen von dieſem allgemeinen Typus ernten: die Möglichkeit einer anſehnlichen Körpermaſſe. Man würde Unrecht thun, dies gering zu ſchätzen und den Maßſtab abſoluter Größe für gleichgiltig zu halten, in welchem ein Geſchöpf ausgeführt iſt. Für die Möglichkeit der menſchlichen Cultur iſt ein gewiſſes Maß phyſiſcher Leiſtungsfähigkeit unerläßlich, und ein geringerer Grad der Körperkraft würde nicht eine zierlichere Wiederholung menſchlichen Lebens im Kleinen, ſondern gar kein menſchliches Leben mehr zur Folge haben. Allerdings überwältigen manche Inſecten im Verhältniß zu ihrem Körper größere Laſten, als wir; allerdings leiſten auch wir noch Größeres durch ſinnreichen Gebrauch von Maſchinen, als durch unſere unmittelbare Körperkraft; aber immer muß doch die letztere ſo groß ſein, um Werkzeuge handhaben zu können, die im Stande ſind, die Objecte unſerer Umgebung nützlich zu verändern. Dieſe Kraftgröße alſo, durch die wir Maſchinen bauen und die gebauten benutzen können, darf uns nicht fehlen, und ſie iſt allerdings eine Größe von feſtem, nicht beliebig verminderbarem Werth. Welch ein bewundernswürdiger Erdarbeiter auch die Ameiſe ſein mag, ſo wird ſie doch nie Ackerbau und Bergbau treiben können. Die Wurzeln der Gewächſe gehen nun einmal in eine gewiſſe abſolute Tiefe, der Boden muß alſo bis zu dieſer Tiefe aufgegraben werden; dies ſetzt voraus, daß Erdmaſſen von gewiſſer Größe in gewiſſer Zeit auf gewiſſe Höhe gehoben werden können; eine Aufgabe, die ihrerſeits nur durch den Gebrauch feſter und ſtarker Werkzeuge, alſo auch nur durch den Beſitz einer Kraft, die Stein oder Eiſen formen und regieren kann, erfüllbar wird. Die Cohäſion der Metalle aber iſt eine beſtimmte Größe, und die kleineren Stücke, an welche die Ameiſe ſich wagte, haben nicht eine geringere Feſtigkeit als die großen, ſo daß ihre Trennung und Bearbeitung der kleineren Kraft

gelingen könnte. Alle Induſtrie und Technik beruht zuletzt auf dieſem Einſatzkapital einer beſtimmten Körperkraft, und ein Pygmäenvolk würde, wie vielſeitig auch immer ſeine Thätigkeit ſein möchte, nie zu derjenigen menſchlichen Cultur gelangen, die aus der Fähigkeit entſpringt, ſchon Maſſenhaftes leicht zu bewegen, und die ſich deshalb zu einem Ueberblick über die ganze Ausdehnung der Erde, zur mittelbaren Ueberwältigung zwar nicht jedes Maßes, aber faſt jeder Art von Schwierigkeiten, endlich zur willkührlichen Benutzung faſt aller noch ſo unzugänglichen Stoffe hat aufſchwingen können.

Fügen wir einen zweiten nicht minder bemerkenswerthen Vortheil hinzu. Phyſiologiſch nicht vollkommen erklärbar, aber eine Thatſache der Erfahrung iſt die beſchränkte Lebensdauer nicht nur der ſkeletloſen Thiere, ſondern aller wirbelloſen; und zugleich iſt die kurze Zeitſpanne ihres Daſeins ſehr häufig von einer merkwürdigen Mannigfaltigkeit der Metamorphoſen ihrer Geſtalt und Lebensweiſe ausgefüllt. Beide Charakterzüge ſcheinen nahe Folgen der Kleinheit des Körpers zu ſein; ſeine Reſiſtenzkraft gegen äußere Einflüſſe und gegen die eigene Veränderlichkeit ſeiner innern Verhältniſſe mag überhaupt gering ſein, und kaum in Ruhe, ſondern nur in beſtändiger Umformung eine Zeit lang der Auflöſung widerſtehen. Beide Umſtände ſind zugleich der Entwicklung des geiſtigen Lebens nicht förderlich; ſie ſchließen das ganze Thierleben in einen oder in wenige große Kreisläufe der Natur ein und erſchweren dadurch nothwendig die Bildung, die aus einer Reflexion über öfters wiederholte Erfahrung entſtehen könnte; das Jahr mit ſeinem Wechſel aller Lebensphaſen wiederholt ſich zu Gunſten der kleinen Thiere nicht im Kleinen; nur die langlebenden erfahren die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturſchauſpiele. Aber auch die haſtige Entwicklung, das ſchnelle Wachsthum und Verblühen, die Häufigkeit der Metamorphoſen, alle dieſe innere Unruhe kann unmöglich dem Seelenleben die ſtetige, bewußte, nachdenkliche Entwicklung verſtatten, welche dem langlebenden Wirbelthiere der langſam und gleichförmig fortgehende Strom ſeiner Entwicklung, die maßhaltende

Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke und die verhältnißmäßig große Gleichartigkeit ſeiner Lebensgefühle möglich macht.

In keiner dieſer Rückſichten ſcheint auf den erſten Blick der Menſch an der Spitze der Thierreihe zu ſtehen; an Größe und Kraft des Körpers übertreffen ihn manche ſeiner gewöhnlichen Begleiter, der Hausthiere; an Lebensdauer die großen Koloſſe der Säugethierwelt und manche niedriger geſtellte Gattung, an Beweglichkeit ſein Zerrbild, der Affe. Aber eine nähere Betrachtung läßt die Vortrefflichkeit ſeiner Organiſation doch größer erſcheinen. Es gibt ohne Zweifel eine Grenze, über welche hinaus die Vortheile einer wachſenden Körpermaſſe zu Nachtheilen für die Höhe der Entwicklung werden und nicht mehr mit den günſtigen Bedingungen vereinbar ſind, welche der Typus der Wirbelthiere dem Leben zu verſchaffen ſucht. Denken wir uns das Knochengerüſt eines Säugethieres nach allen Dimenſionen gleichmäßig vergrößert, ſo wächſt die Laſt der Knochen mit ihrer Länge und mit ihrem Durchſchnitt zugleich, aber die Kraft der in ähnlicher Weiſe vergrößert gedachten Muskeln, die zu ihrer Bewegung dienen ſollen, gewinnt nicht durch ihre wachſende Länge, ſondern durch die Zunahme ihres Durchſchnittes allein, denn ſie hängt nur von der größeren Anzahl der wirkſamen Faſern ab, die in dieſem Durchſchnitt neben einander liegen. Soll dies Mißverhältniß zwiſchen Laſt und Kraft ausgeglichen werden, ſo müſſen die Muskeln in ſtärkerem Verhältniſſe ſich verdicken, als die Knochen, und man ſieht, wie hieraus das Bild einer plumperen Körpergeſtalt entſteht, in welcher die Zwiſchenräume des Knochengerüſtes durch umfänglichere Fleiſchmaſſen ausgefüllt, oder, um von entgegengeſetzter Seite her durch Verminderung ungünſtiger Hebelverhältniſſe einen Erſatz zu bieten, die Längenausdehnungen der Knochen möglichſt vermindert ſind. Dieſe gedrungenen Körperformen vermögen allerdings eine ungeheure Kraft zu entfalten, aber in einer verhältnißmäßig wenig nützlichen Weiſe; denn ihre geringe Beweglichkeit oder die einſeitigen Richtungen, in denen ihre Bewegungen noch freier von ſtatten gehen, hindern ſie, ihre Leiſtungsfähigkeit raſch auf allerlei Angriffspunkte

wechſelnd zu werfen und dadurch nützlich zu verwerthen. Wir bewundern die entſetzliche Stärke des Nilpferdes und des Elephanten, aber in der That iſt dies mehr eine zerſtörende als eine arbeitende Kraft und wir würden in Verlegenheit ſein, wenn wir entſprechend große Vortheile nachweiſen ſollten, die dieſes ſchwierig verwendbare Kapital den Thieren ſelbſt in ihren natürlichen Lebensverhältniſſen verſchaffte. Nicht dieſe maſſenhafte Größe, ſondern das Geſchenk des beweglichen Rüſſels iſt es, wodurch der Elephant zu den Leiſtungen befähigt wird, in denen er klüger, bildſamer und mächtiger erſcheint, als die anderen Unthiere. So iſt alſo vielſeitige, lebhafte Beweglichkeit ohne große Kraft das Eigenthum der kleineren, übergewaltige Stärke ohne entſprechende Gewandtheit, oder zu einzelnen Bewegungsformen allein verwendbar, die Mitgabe der großen Thiere; zwiſchen beiden Extremen ſteht doch vielleicht der Menſch in einer Mitte, die deswegen, weil ſie beide zu einem Gleichgewicht vielſeitigſter Benutzbarkeit vereinigt, als der wahre Gipfel der Thierreihe zu betrachten iſt.

Es iſt zweifelhafter, ob wir Aehnliches in Bezug auf die Lebensdauer behaupten dürfen. Wir glauben mit Recht die allzuvergänglichen Geſchlechter beklagen zu können, denen ihre kurze Lebenszeit nur einen kleinen Ausſchnitt des Naturlebens zu ſchauen vergönnt; wir würden anderſeits dem Leben keine längere Dauer wünſchen, als ihm nöthig iſt, um die Summe der Schickſale, aus denen es einen Genuß ziehen kann, durchzukoſten und die daraus gezogene Luſt zu einer feſten, ſchwankungsloſen Stimmung zu verdichten. In dieſer Meinung kann es uns ſcheinen, als gewönnen die Thiere durch ihre zum Theil größere Lebensdauer nichts. Nachdem ihr Wachsthum vollendet iſt, enthält ihre Organiſation keine Mittel mehr, um ſie von Jahr zu Jahr in neue, der Theilnahme würdige, den Werth und die Schönheit ihres innern Lebens erhöhende Situationen zu bringen; es ſind immer dieſelben Beobachtungen, die jeder Jahreswechſel monoton mit ſich bringt. Auch in dieſer Beziehung iſt daher doch vielleicht das Loos des Menſchen das glücklichſte. Wir mögen einerſeits den Klagen nicht wehren, die in dem Bewußt-

ſein, wie unermeßlich uns unſere Erfahrungen zu immer neuem Fortſchritt auffordern, das Leben zu kurz finden, um dieſe Fülle zu erſchöpfen; anderſeits aber drängt ſich uns doch das Gefühl auf, daß neben dieſer ſtets neuen Mannigfaltigkeit des Einzelnen die großen Erlebniſſe, an denen unſer Gemüth ſeinen tiefſten Antheil nimmt, ebenſo erſchöpfbar ſind, als die großen und umfaſſenden Wahrheiten, die uns zugänglich ſcheinen. Wir geben im Stillen zu, daß das Weſentlichſte, was dieſes irdiſche Daſein uns bieten kann, innerhalb der natürlichen Grenzen unſers Lebens recht wohl Platz findet, und daß eine beträchtlich längere Dauer keine Steigerung, ſondern eine allmählige Minderung unſers Glückes herbeiführen würde. Durchmißt daher das menſchliche Leben ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden kaum jemals ein volles zweites Jahrhundert, und erreicht es gewöhnlich kaum die Hälfte dieſes Zeitraumes, ſo bringt doch die Geſammtwirkung aller in unſerer Organiſation liegenden Vortheile innerhalb dieſer engen Grenzen eine Vielſeitigkeit der Entwicklung und einen Reichthum des inneren Lebens hervor, wie ſie außer dem Menſchen, der auch hierin der wahre Gipfel der Reihe iſt, keinem ſterblichen Geſchlechte zu Theil wird. Er überlebt mehrere Generationen ſeiner nächſten Gefährten, der Hausthiere, und ſieht die Enkel derer, mit denen als gleichalterigen Genoſſen ſeine eigene Kindheit ſpielte; was dagegen ihn ſelbſt und ſeine Generationen überlebt, liegt meiſt außerhalb ſeines näheren Geſichtskreiſes, und er hört von ihm erzählen, ohne vor Augen dieſe Langlebigkeit zu haben, die ihm ſeine eigene Vergänglichkeit allzu nahe rückte; ſo fühlt er ſich in die rechte Mitte geſetzt. Nur in anderen Zonen mag es ein eigenes Gefühl geben, Elephanten vielleicht um ſich zu ſehen, die aus der Hand der Väter ihre Nahrung nahmen und ſie nehmen werden aus der der Enkel, Zeugen früherer Geſchlechter und fortlebend noch mit den künftigen, während unſere Heimat nur an die ſtillen Geſtalten ehrwürdiger Bäume dieſe weitausblickenden fröhlichen oder wehmüthigen Träume der Erinnerung und Hoffnung knüpft.

Wir kennen übrigens ſehr wenig die mechaniſchen Gründe,

welche das Maß der Lebensdauer bestimmen. Innerhalb desselben Typus der Organisation hat unleugbar die Körpergröße einen verlängernden Einfluß auf dasselbe, aber einen gleich großen der Lebensplan jeder Gattung, dessen Gesammtsinn wir nicht unmittelbar kennen, sondern nur in dem charakteristischen Gepräge ihrer Körperbildung widerscheinen sehen. Große und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigen Geschlechter der jagdbaren Thiere, der Hunde, selbst die Affen, stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen, als den größeren Raubthieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen, ohne einer überflüssigen Bewegungslust nachzugeben. Ebenso sind die raschen, kraftvollen, aber doch ruhigen Flüge des Adlers eine verhältnißmäßig geringere Anstrengung im Vergleich mit der unaufhörlichen Unruhe des Hin- und Herfliegens, die den leichten Körper der kleineren Vögel verzehrt. Die Trägheit der Amphibien gestattete dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit und die Natur scheint diese Gunst dadurch noch gesteigert zu haben, daß sie die Beständigkeit der Blutwärme hier aufgab. Für alle Thiere, deren Leben einen gleichförmigen, nicht durch Perioden der Stumpfheit oder des Winterschlafes unterbrochenen Strom der Thätigkeit bilden soll, war dagegen die Selbständigkeit einer gleichmäßigen Temperatur eine unerläßliche Nothwendigkeit, aber zugleich eine Quelle vielfacher innerer Störungen. Unter diesen verschiedenen Möglichkeiten hat die Organisation des Menschen die vortheilhafteste gewählt; eine stets bereite, immer wachsame, aber nie in zweckloser Unruhe sich aufreibende Vereinigung von Kraft und vielseitiger Beweglichkeit, die nie Ungeheures auf einmal leistet, aber in ihrer Lebensdauer Zeit genug hat, ihre einzelnen Leistungen zu einem bedeutenden Ganzen zu verbinden.

Wie nun in allen diesen Rücksichten, so hat die Natur auch in Bezug auf die äußeren Lebensbedürfnisse den Menschen günstiger gestellt, als die übrigen Thiere. Es ist bekannt, wie eng ein großer Theil der niedersten Thierwelt parasitisch an einen äußerst beschränkten Lebensschauplatz gebunden ist, der allein die taugliche Nahrung

und die übrigen nothwendigen Bedingungen des Daſeins gewährt. Die Wirbelthiere ſind alle von dieſem gröbſten Bande, das an die Erde feſſelt, befreit, aber doch ſind ſelbſt von den Säugethieren viele Gattungen um der beſonderen Nahrung willen, zu der ihr Inſtinct ſie ausſchließlich treibt, an wenig ausgedehnte Wohnplätze und an die ſehr veränderliche Gunſt der Umſtände gebunden. Auch die letzte weiteſte Beſchränkung dieſer Art, die, entweder zu Pflanzennahrung oder zu Fleiſchkoſt ausſchließlich beſtimmt zu ſein, iſt in der Organiſation des Menſchen hinweggefallen. Sein Gebiß enthält die Zahnformen der fleiſchfreſſenden wie die der pflanzenkauenden Thiere; die Gelenkbildung ſeiner Kinnladen geſtattet ebenſowohl den kraftvollen Zuſammenſchluß beider von oben nach unten, als das reibende horizontale Gleiten derſelben über einander; Länge und Einrichtung ſeines Darmkanals ſind zu der längerdauernden Verdauung vegetabiliſcher Nahrung ebenſo paſſend wie zu der ſchnelleren des Fleiſches. Der Kreis der Selbſterhaltungsmittel iſt daher für den Menſchen weit gezogen, und aus dem weiten Kreiſe iſt er anderſeits fähig, ſich mit einem geringen Ausſchnitte zu begnügen. Die weſentlichen Beſtandtheile, die er zu ſeiner Ernährung unerläßlich bedarf, eiweißartige Körper, die Stoffe aus der Gruppe des Stärkemehls und Zuckers und der Fette, kommen, zwar nicht überall in gleich günſtigen Miſchungsverhältniſſen, in den Pflanzen eben ſo weit verbreitet vor, wie in der Thierwelt, und die Erfahrung zeigt Beiſpiele von Völkern, die überwiegend oder faſt ganz ihre Nahrung aus einem der beiden Naturreiche allein ziehen.

Aber ich möchte hinzufügen, daß die menſchliche Organiſation nicht einmal die Beſchränkung auf einen kleineren Theil der ihr zu Gebote geſtellten Stoffwelt mit bedeutenden Modificationen ihrer Lebensthätigkeit zu büßen hat, obgleich ſie den wirklichen Mangel des Nothwendigen freilich nicht ausgleichen kann. Die gegenwärtig hierüber gebräuchlichen Meinungen ſind andere, und man gefällt ſich darin, von der Art und Menge der Nahrung auf kürzeſtem Wege die Eigenthümlichkeit und Größe der körperlichen und geiſtigen Lebenskraft abhängen zu laſſen. In der That ſind unſere genauen

Kenntniſſe über dieſen Zweig der thieriſchen Oekonomie ſehr gering; wahrſcheinlich iſt nur dies, daß in dem uns bekannteren cultivirten Leben die für nothwendig gehaltene Nahrungsaufnahme oft weit das wirkliche Bedürfniß überſteigt. Nur die Erhaltung der Wärme mag einen ziemlich großen Maſſenverbrauch nöthig machen, und dieſer würde durch vegetabiliſche Koſt in milderen, durch thieriſche Fettnahrung bequemer in kälteren Klimaten zu beſtreiten ſein; die Abnutzung des Körpers durch die Function iſt dagegen gewiß viel geringer, und ſie erfordert ſchwerlich zu ihrem Wiedererſatz eine beträchtliche Aufnahme der dazu allerdings geeigneteren Fleiſchkoſt. Das Uebermaß der Stoffaufnahme wird entweder zu einer nützlichen Vermehrung der Kraft des Körpers zu verwenden ſein oder es wird den Thätigkeiten des Stoffwechſels zur Laſt fallen und ihnen die unnütze Aufgabe der Wiederzerſetzung zuwälzen. Es iſt unnöthig, der zahlreichen Krankheiten zu gedenken, die offenbar aus dieſem letztern Umſtande herrühren; was den erſten Fall dagegen betrifft, ſo hat der lebendige Körper eine gewiſſe Sättigungscapacität, die ihm nicht erlaubt, jeden willkührlich zugeführten Ueberſchuß an Nahrung nützlich zu verwerthen. Nur in Verbindung mit beſtändiger Uebung der Körperkräfte, durch welche die Aneignungsfähigkeit vermehrt wird, kann daher die reichlichere und beſſere Nahrung zum Wachsthum dieſer Kräfte ſelbſt beitragen. Daß nun zu dieſem Zwecke Fleiſchkoſt ein weit vorzüglicheres Mittel ſei, als vegetabiliſche, und daß von dieſer Wahl eben ſo nothwendig die Lebhaftigkeit der geiſtigen Verrichtungen abhänge, iſt nicht in dem Maße und in dem Sinne richtig, in welchem beides jetzt oft genug behauptet wird.

Ueberblicken wir zunächſt die Thierreihe, ſo finden wir, daß es dem Stiere unſerer Herden weder an Körperkraft, noch an Muth, noch ſelbſt an ſtreitſüchtigem Naturell fehlt, obgleich er dieſelbe Weide mit den geduldigeren Kühen beſucht; die gewaltige Kraft der Bären und Elephanten wird großentheils durch Pflanzenkoſt genährt; die Hyäne dagegen entwickelt weder große Kraft noch Muth. Führt man den Löwen und ſeine Verwandten dagegen auf, ſo iſt doch ihr Ingrimm am größten, wenn ſie hungern, und alſo der

Fleiſchkoſt entbehren; ſo daß ihr Muth wenigſtens ebenſo leicht für ein Mittel gelten kann, das ihnen die Natur zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe gab, als für eine Folge des Stoffes, in welchem ſie dieſe Befriedigung finden. Beweglichkeit und Intelligenz iſt eben ſo wenig ohne Ausnahme an die Art der Nahrung geknüpft; dem grasfreſſenden Schaf ſteht die Gemſe und das Eichhorn, dem fleiſchverzehrenden Hunde das Pferd gegenüber. Möglich iſt es alſo der Natur ohne Zweifel, ſelbſt innerhalb eines und deſſelben allgemeineren Bildungstypus der Säugethierwelt alle möglichen Grade körperlicher Kraft und geiſtiger Regſamkeit durch die verſchiedenſten Nahrungsweiſen hervorzubringen. Der Grund der Unterſchiede muß daher in den angeborenen Eigenthümlichkeiten der Gattungen liegen, und wer für den Menſchen jenen verſchiedenen Werth der Nahrungsweiſen behaupten wollte, müßte ſich auf Erfahrungen berufen, nicht aber auf doctrinäre Schätzungen der Nährkraft der Stoffe; Schätzungen, deren Untriftigkeit die eben angeführten leicht zu vermehrenden Thatſachen beweiſen. Alle jene Tabellen, welche die einzelnen Nahrungsmittel nach ihrem Gehalt an Eiweiß oder Kohlenhydraten als mehr oder minder vorzügliche Erſatzmittel für Kraft oder Wärme des Körpers ordnen, können nichts ſagen, als daß in dieſen Subſtanzen beſtimmte Mengen eines Materials vorhanden ſind, welches nutzbar zu machen iſt, vorausgeſetzt, daß die Organiſation, der es dargeboten wird, es zu benutzen verſteht. Der Nachweis dieſer letztern Bedingung fehlt. Zwiſchen zwei Stoffen von gleicher Reichhaltigkeit an Eiweiß können feine Unterſchiede des Aggregatzuſtandes, der Dichtigkeit, der Miſchung mit andern Subſtanzen ſtattfinden, um deren willen dennoch der eine dem andern an wirklicher Benutzbarkeit für die thieriſche Organiſation bedeutend nachſteht. Wiſſen wir doch, wie häufig im Leben eine Vorliebe für die eine Nahrung und eine bis zur völligen Unfähigkeit des Verdauens geſteigerte Abneigung gegen eine andere vorkommt, die in allen chemiſchen Eigenſchaften doch mit jener erſten auf's nächſte verwandt iſt. Ein Stoff von geringerem Nahrungsgehalt kann um ſolcher Nebenumſtände willen nahrhafter ſein, als ein anderer, der nützliche Ele-

mente concentrirter und reichlicher, aber in weniger günstigen Formen enthält.

Wendet man sich nun an die Erfahrung, so findet man, daß reichliche Kost überhaupt, thierische besonders, ohne entsprechende körperliche Anstrengung, keinen Zuwachs an Kraft, sondern nur wachsende Körperlast und innere Störungen erzeugt; lebhafte Uebung der Kräfte, unterstützt durch ausgiebige Fleischkost, entwickelt die größte Stärke des Körpers, aber nicht die größte Festigkeit der Gesundheit, denn die Gewöhnung an reichen Ersatz vermindert die Fähigkeit, seinen Mangel zu ertragen; dieselbe Uebung mit sparsamer, aber hinlänglicher Nahrung entwickelt neben einer immer noch großen, obgleich nicht der größten Körperkraft die sehnigen Gestalten von größerer Ausdauer unter Beschwerden und wie es scheint selbst höherem Lebensalter; Anstrengungen ohne genügenden Ersatz führen frühzeitiges Altern herbei, aber es fehlt an Beweisen, daß überwiegende Pflanzennahrung diese Schwächung des Organismus besonders verschulde. Wenn man aber von der edleren Kost ohne Umwege auch die höhere geistige Entwicklung ableiten möchte, so entfernt man sich gänzlich von der Erfahrung. Die kalten Dachstuben, in die sich oft außer unzureichendem Brot kaum eine andere Nahrung verlor, haben unsterblichere Gedanken entstehen sehen, als bisher aus den üppigeren Mahlen moderner Talente erwuchsen, und die neue Generation, die endlich in der Zufuhr von Phosphor den Weg zu einer Steigerung der Intelligenz gefunden hat, findet zugleich einen Schatz von Erkenntnissen vor, den viele Jahrhunderte, ohne dieses Mittel zu wissen, angehäuft haben, und den mit merklicher Beschleunigung zu überbieten schwer sein wird. Sollte endlich nicht sowohl die Einsicht, desto mehr aber der thatkräftige Muth ein Erzeugniß der besseren Nahrung sein, so würde diese Behauptung uns nur zu einem bittern Rückblick auf die Thätigkeit veranlassen, die in nicht lange vergangenen Zeiten die edler genährten Theile der Nation entfalteten; kräftig handeln sahen wir überall nur die, die schon vordem diese glücklicheren leiblichen Bedingungen zur Uebung des Handelns benutzten. Daß sie dies aber thaten, war

das Verdienſt eines Muthes, der in ſeiner Lebhaftigkeit nicht von der Nahrung abhängig iſt, dem es aber zu gönnen iſt, daß er überall in einem hinreichenden leiblichen Erſatz die Möglichkeit finde, auch die Kraft des Vollbringens zu erwerben. Denn Niemand freilich wird leugnen, daß die letztere von dem Zuſtande des Körpers abhängt; ſcheint aber auch das Feuer des Wollens und ſeine Nachhaltigkeit unmittelbar von derſelben Urſache bedingt zu ſein, ſo können wir dies nur für die Fälle unzweifelhafter Krankheit zugeſtehen; außerdem aber entſteht die traurige Herabſtimmung des Muthes zum Erkennen ſowohl wie zum Handeln weit mehr mittelbar von einem Zuſammenfluß ungünſtiger geſellſchaftlicher Lebenszuſtände, aus denen das geiſtige Daſein die ihm gebührende Nahrung vergeblich zu ziehen ſucht.

Auf dieſer Unabhängigkeit von einer beſtimmten Form der Nahrung beruht zum Theil die Fähigkeit des menſchlichen Geſchlechtes, ſich den verſchiedenartigſten Bedingungen des Klima anzupaſſen. Doch rührt ſie nicht allein von dieſer Urſache her und die Gattungen der Thiere ſtehen hierin dem Menſchen nicht nur um ihres ſpeciellen Nahrungsbedürfniſſes willen nach. Obgleich die Natur den Thieren in dem Wechſel dichterer oder dünnerer Behaarung einen auffälligeren Schutz gegen die Verſchiedenheiten der Temperatur gab, ſind doch nur wenige von ihnen im Stande, eine große Abweichung von ihrem natürlichen Klima zu ertragen, und auch ſie vermögen es nur, indem ſie als Hausthiere des Menſchen von der regelmäßigen Verpflegung und der ſchützenden Unterkunft, die ſeine Hand ihnen bereitet, Nutzen ziehen. Den meiſten Gattungen gedeiht auch ihre gewohnte Nahrung nicht, wenn ſie ihren natürlichen Lebensumgebungen entzogen ſind. Liegt nun in ihrer Organiſation eine Anzahl ungünſtiger Umſtände, die, uns wenig bekannt, ihre Acclimatiſirung verhindern, ſo iſt es anderſeits nicht wahrſcheinlich, daß der Leib des Menſchen an ſich viel günſtigere Bedingungen zu ihr enthalte. Er würde vielmehr noch rettungsloſer zu Grunde gehen, wenn er allein auf die Hilfe ſeiner organiſchen Verrichtungen angewieſen wäre, und wenn nicht, von der Ueberlegung der Seele

geleitet, die Kunſtfertigkeit der Hände ihm eine größere Anzahl veränderlicher und beſſerer Schutzmittel bereitete. Daß die Natur ihm dieſe Werkzeuge des Schaffens zu dem mannigfaltigſten Gebrauche frei ließ und ſie nicht zu dem einförmigen Geſchäfte der Stützung des Körpers verbrauchte, darin beruht die wahre und große Bedeutung der aufrechten Stellung, in welcher man zu allen Zeiten das Uebergewicht der menſchlichen Bildung über alle verwandten thieriſchen gefunden hat.

Eine mehr dichteriſche als wiſſenſchaftliche, zuweilen mehr ſentimentale als genaue Auffaſſung hat den Sinn dieſes unterſcheidenden Kennzeichens, wie mir ſcheint, nicht an der rechten Stelle geſucht. Wohl mag ein äſthetiſches Gefühl in der aufrechten Stellung die Beſtimmung ſymboliſirt finden, ſich über die Erde zu erheben und das Haupt zu den Sternen zu richten; aber wir können doch nicht leugnen, daß die Sterne des Horizonts auch von dem vierfüßigen Thiere mit gleicher Bequemlichkeit bemerkt werden; die des Zeniths dagegen aufzuſuchen, koſtet auch unſerem Haupte noch eine unbequeme Drehung. Und ſo auffällig an den Boden gefeſſelt iſt der Kopf aller Thiere doch nicht; die Giraffe und das Kameel würden ſich uns gegenüber der weit größeren Umſchau rühmen können, die ihnen ihr ſchlank getragener Hals möglich macht. Auch nicht die geringere Berührung des Erdbodens durch zwei Füße allein iſt unſer ausſchließlicher Vorzug; alle Vögel theilen ihn mit uns. Daß endlich die Längenaxe unſers Leibes nahezu ſenkrecht aufgerichtet ſteht, während die Vögel wenigſtens ihr Hintertheil vorwiegend horizontal tragen, iſt der einzige ziemlich allgemeine Unterſchied, aber auf den möchten wir doch kaum unſern Vorrang begründen. Von Vögeln und Säugethieren dagegen trennt uns unzweideutig die freie und vielſeitige Beſtimmung der Arme, die weder zur Stütze des Körpers, noch wie die Flügel zum Werkzeuge der Fortbewegung, ſondern zu einer unermeßlichen Vielförmigkeit der Verrichtungen organiſirt ſind.

Man hat nun von der Beſtimmung zur aufrechten Stellung einen durchgreifenden Einfluß auf die übrige Formbildung des

menſchlichen Körpers abzuleiten geſucht, und vielfach mit Recht, obgleich wir nicht die Schwärmerei theilen können, mit welcher Herder faſt alle Vorzüge der Humanität aus dieſer einen Quelle ableiten möchte. Aber da wir nicht begreifen würden, inwiefern an ſich eine ſenkrechte Linie vornehmer wäre, als eine wagerechte, ſo ſcheint uns vielmehr der andere Verſuch gemacht werden zu müſſen, zuerſt die Nothwendigkeit dieſer aufrechten Stellung einzuſehen, die ja nicht um ihrer ſelbſt willen etwas Vorzügliches iſt, ſondern vorzüglich nur, ſofern ſie die Bedingung einer größern Höhe der Lebensleiſtungen bildet. Ich halte nun den Nachweis für möglich, daß für ein Geſchöpf, deſſen Bildung einmal dem Typus der Säugethiere angehört, jene Benutzbarkeit der Arme und Hände, deren unendlichen Werth zu ſchildern wir einer ſpäteren Stelle aufbewahren, nur unter Vorausſetzung der aufrechten Stellung denkbar iſt. Für Inſecten und andere niedere Thiere würde die Sache anders ſtehen. Die Natur hat ihnen zahlreichere Glieder gegeben, und es blieben ihnen auch für horizontale Stellung des Körpers Stützen genug, wenn einige jener Glieder zu freien Händen entwickelt würden, wie ſie denn wirklich in den Taſtern, Fühlhörnern und Scheeren Organe von einigermaßen ähnlicher Bedeutung beſitzen. Der Typus des Säugethieres bot nur zwei Gliederpaare dar; wurde das eine jener freien Bewegung gewidmet, ſo fiel die Stützung eines hier viel maſſenhafteren Körpers dem andern allein zu, in deſſen ſenkrechte Längenaxe mithin, wenn wir zunächſt nur die ruhende Stellung berückſichtigen, der Schwerpunkt des Körpers fallen mußte. Dies führt nicht ſofort zu dem, was wir die aufrechte Stellung des Menſchen nennen; der Bau der Vögel löſt dieſe mechaniſche Aufgabe auch, aber bei überwiegend horizontaler Richtung der größeren Körpermaſſe. Die Beckenknochen des Vogels verlängern ſich mehr nach hinten, an die Schwanzwirbel ſchließt ſich der Fächer der Schwanzfedern. Häufig weit länger als der Leib, und trotz ſeiner geringen Schwere, wirkt der Schwanz, indem er unter günſtigen Hebelverhältniſſen den Gegendruck der Luft benutzt, als ein Gegengewicht gegen die Laſt des Körpers, der ſich nach der andern vor-

deren Seite des Drehpunktes ausdehnt. Die ſpitzwinklige Einknickung des Oberſchenkels nach dieſer Vorderſeite hin, und die Stärke der Muskelwirkung, die ihn überwiegend in dieſer Richtung erhält, verlegt jenen Drehpunkt, der eigentlich in der Mitte einer Querlinie zwiſchen beiden Gelenkköpfen der Oberſchenkel liegen würde, mehr nach vorn, dem Schwerpunkte des Körpers näher; in vielen Gattungen endlich wird die an ſich unbedeutende Laſt des Kopfes durch einen langen gekrümmten Hals ebenfalls nach der Mitte des Körpers, der Schwerlinie nahe zurückgebogen, in manchen Stellungen ſogar hinter dieſe zurück, ſo daß ſie dann als Gegenlaſt gegen die vordere Hälfte des Körpers dienen kann. Durch ſolche Einrichtungen war ein zweifüßiger Gang möglich gemacht, und die Arme konnten ſich frei zu Flügeln entwickeln. Um aber zum Fluge benutzbar zu ſein, durften ſie nur eine geringe Körperlaſt zu bewegen haben; die Erſparung an Maſſe, die dem Vogel ein nothwendiges Princip wurde, zeigt ſich unter andern auffallend an der Schlankheit der Beine, deren bewegende Muskeln dicht an den Leib gerückt ſind, während die Längenaxe des Beines nur von feſten dünnen Sehnen begleitet wird. Daraus entſteht eine Unſicherheit des Gleichgewichtes, die in dem Vogelkörper ſehr merkbar iſt. Die geringe Maſſe der Beine kann nicht durch ihr bloßes Gewicht den Verrückungen des Schwerpunktes über die Ebene hinaus, in welcher ſie ihn ſtützen, leicht entgegenwirken; wir ſehen daher den Vogel jedem Ungleichgewicht ſeiner Stellung zugleich durch Bewegungen der Flügel, des Schwanzes und des Kopfes begegnen, durch deren vereinigte Wirkung, theils indem ſie den Widerſtand der Luft benutzen, theils indem ſie durch ihre Lagenveränderung den Schwerpunkt des Körpers verrücken, der Neigung zum Falle widerſtanden wird. In dem ruhigen Gange der Vögel iſt es beſonders das beſtändige Vor- und Zurückſtoßen des Halſes, worin ſich dieſe Anſtrengung zum Gleichgewicht verräth.

Die Organiſation des Säugethieres bot ähnliche Hilfsmittel nicht; ſie konnte ihren weit maſſenhafteren Körper auf zwei gleich dünnen Säulen nicht in horizontaler Richtung balanciren, da ſie

ihm weder einen fächerförmigen Federſchweif als Gegengewicht, noch Flügel geben konnte, deren Stoß gegen die Luft nach vorn dem Uebergewicht der vorderen Körperhälfte entgegenwirken konnte. Vielleicht könnte ein grübelnder Scharfſinn allerhand abenteuerliche Formumänderungen erdenken, die dennoch zu dieſem Ziele führten; aber ſie würden ohne Zweifel von dem einmal feſtſtehenden Typus der Säugethierbildung weiter abweichen, als die Wahl, welche die Natur wirklich traf, die Aufrichtung der Längenaxe mit allen den Modificationen der Geſtalt, die in ihrem Gefolge unerläßlich waren. Zu ihnen gehört vor Allem die Bildung der Beine. Zunächſt ihre Maſſenhaftigkeit, durch welche ſich der Menſch vor allen ihm verwandten Thieren auszeichnet, denn ſelbſt die vier Beine des Elephanten ſind ein geringerer Theil ſeiner Körpermaſſe, als die zwei des Menſchen verglichen mit der ſeinigen. Dieſe Fülle war nothwendig, um die große Laſt des Leibes bei ihrer Geſammtverſchiebung gegen die Axe der Beine, bei Beugung und Streckung theils durch eine gewiſſe Gegenlaſt zu balanciren, theils dieſe Bewegungen ſelbſt durch kraftvolle Muskelwirkung zu ermöglichen. Daher umgibt das Becken und ſeine Verbindung mit dem Oberſchenkel ein Reichthum von Muskeln, gegen den das ärmliche Geſäß des Affen abſticht. Dieſelbe Fülle ſetzt ſich fort über die Oberſchenkel herab, denn auf den beiden Gelenkköpfen dieſer Knochen allein ſchwebt der Rumpf, und jede ſeitliche Drehung deſſelben, die bei feſtſtehenden Füßen ausgeführt werden ſoll, erfordert, weil die Verbindungslinie jener Gelenkköpfe nun eine neue Lage annehmen muß, auch eine entgegengeſetzte Abweichung beider Beine von der früher verticalen Richtung ihrer Axe. Dreht in aufrechter Stellung bei zuſammenſtehenden Füßen der Körper ſich rechts, ſo weicht die Axe des rechten Beines rückwärts hinter die Senkrechte nach links, die des linken neigt ſich vorwärts nach rechts; Bewegungen von unbedeutendem Umfang, aber großer Kraft, und nicht nützlich ausführbar ohne die bedeutenden Muskelmaſſen, welche am Oberſchenkel fortlaufend der Veränderlichkeit ſeiner Lage gegen das Becken dienen. Gleiches Aufgebot erforderte die Herbeiführung des Aufſtehens ſelbſt, namentlich wo

dies unter dem Drucke einer getragenen Laſt zu geſchehen hatte; auch dieſe Aufgabe, das Kniegelenk kraftvoll zu ſtrecken, führt zur Vergrößerung der Muskelmaſſe des Oberſchenkels, während das ruhige Stehen, der Gewinn dieſer Anſtrengung, auf einfachere Weiſe unterhalten wird. Denn beim Stehen bildet die Knochenaxe des Beines keine völlig gerade, ſenkrechte Linie, ſondern der Oberſchenkel macht mit dem Unterſchenkel nach vorn im Knie einen ſtumpfen Winkel, deſſen weiteres Einknicken nach hinten theils durch die Knieſcheibe, theils durch die ſtarken Kreuzbänder verhindert wird, welche am Kniegelenk hinten die Enden des Ober- und des Unterſchenkels verbinden, und deren Anſpannung allein, ohne Mitwirkung lebendiger Muskelkraft, jene Stellung des Beines forterhält. Die geringſte Bewegung des Körpers, wie ſie namentlich ſo leicht eine getragene Laſt hervorbringt, ſtört indeſſen dieſes Gleichgewicht und nöthigt, wieder die Anſtrengung der Muskeln zu Hilfe zu rufen. Die geringe gegenſeitige Drehbarkeit, welche außerdem Ober- und Unterſchenkel gegen einander und nur unter beſondern Verhältniſſen beſitzen, erlaubte, die Gegend des Knies ſelbſt von größeren Muskelſchichten frei zu laſſen; ſie treten dagegen mächtig wieder auf in der Bildung der Wade, durch deren Entwicklung ebenfalls das menſchliche Bein von dem der verwandteſten Thiere abweicht. Der Gang des Menſchen iſt noch eigentlicher als das Schreiten der Thiere ein beſtändig unterbrochenes Fallen. Indem die Ferſe ſich vom Boden erhebt, erhebt ſie mit ſich die ganze Laſt des Körpers und läßt ſie nur noch durch den Ballen des Fußes und die Zehen unterſtützt; unterdeſſen ſchwingt ohne lebendige Anſtrengung dem Pendel gleich das andere Bein vorbei, um dem vorwärts geneigten Körper durch ſein vorrückendes Auftreten einen neuen Stützpunkt zu geben. Allein nicht blos der natürliche Gang erfordert dieſe wenig umfängliche, aber kraftvolle Hebung des Körpers, und er erſcheint uns ungebildet, wo dieſe fehlt, und geziert, wo ſie über ihr Bedürfniß übertrieben wird; auch das Aufſtehen aus jeder gebogenen Knielage, das Erſteigen von Anhöhen, die Aufhebung jeder Laſt macht die Mitwirkung derſelben Muskeln nöthig. Dieſe eigenthümlichen Bewegungsbedürfniſſe, deren

Befriedigung bei dem vierfüßigen Gange auf eine Mehrheit zuſammenwirkender Glieder vertheilt wird, haben die Bildung des menſchlichen Fußes ſehr abweichend von der des thieriſchen geſtaltet. Viele Knochenſtücke von verſchiedener Form und Größe, durch feſte ſehnige Bänder ſtraff und doch elaſtiſch verbunden, bilden ein flaches bogenförmiges Gewölbe, das nur vorn und hinten den Boden berührt, die Mitte des Fußes dagegen über ihm erhaben läßt. Auf dem höchſten Punkte des Bogens, dem hintern Ende nahe, befindet ſich die Gelenkfläche, auf welcher der herabſteigende Unterſchenkel ſenkrecht zur Längenrichtung des Fußes ruht, und von welcher aus die ganze Laſt des Körpers ihren Druck getheilt durch die beiden Zweige des Bogens nach vorn und hinten zum Boden ableitet. Für die Muskelwirkungen bildet der Fuß auf dieſe Weiſe einen zweiarmigen Hebel, an deſſen hinteren Arm, den Ferſenvorſprung, ſich die kurze und dicke Sehne der kraftvollen Wadenmuskeln heftet, die jene elaſtiſche Hebung der ganzen Körperlaſt, eine der ausgezeichnetſten Eigenthümlichkeiten menſchlicher Bewegungsweiſe, bewirken. Kein Thierfuß zeigt hierin eine gleiche Anordnung. Die einzelnen Knochen, die in dem menſchlichen eng unter einander zu einem Ganzen verbunden ſind, das auch äußerlich durch ſeine horizontale Richtung eben als Fuß gegen das ſenkrechte Bein ſich unterſcheidet, haben in der Thierreihe mannigfache Umformungen und Lagenveränderungen erfahren. Wie das Kniegelenk in den Säugethieren mit Verkürzung des Oberſchenkels dem Leibe ſich genähert, ſo hat ſich das Ferſengelenk vom Boden erhoben und die verlängerten Knochen des Mittelfußes ſchalten ſich zwiſchen daſſelbe und die umgeformten Zehen ein. Für viele Gattungen bilden die Zehen die einzige zum Gange benutzte Berührungsfläche, wenigere treten als Sohlengänger auf die Fläche des ganzen Fußes. Die Füße der Affen ſind bekanntlich handförmig gebildet, und zum Aufenthalte auf Bäumen, zum Klettern und Greifen beſtimmt, eignen ſie ſich ſo wenig zu längerem Gehen, daß die ausſchließliche Beſtimmung des Menſchen zu aufrechter Stellung durch ſie nicht zweifelhaft wird. Er allein vermag das Bein in eine vollkommen geradlinige ſenkrechte Richtung auszu-

ſtrecken, die rechtwinklig auf dem unterſtützenden und bewegenden Hebel des Fußes ruht; alle Thiere gehen, wenn ſie gehen, mit gebogenen Knien und bedürfen deshalb ſelbſt zu ruhender aufrechter Stellung einer Kraftanſtrengung, die dem Menſchen erſpart iſt.

Es würde verführeriſch ſein, in eine genaue Unterſuchung dieſer Organiſationsverhältniſſe einzugehen, die wir hier nur in ſehr oberflächlichen Zügen andeuten konnten; es würde noch mehr Intereſſe haben, nachzuforſchen, welche weiteren Nachwirkungen dieſe Beſtimmung zur aufrechten Stellung auf den Bau und die Verrichtungen des übrigen Körpers ausübt. Wir ſind nicht in Zweifel darüber, daß ein enger Zuſammenhang alle Einzelheiten der organiſchen Structur umfaßt, aber nach dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Wiſſenſchaft müſſen wir doch behaupten, daß die außerordentlichen Einflüſſe, welche man in dieſem Betracht dem Aufrechtſtehen zuſchreibt, nicht vollkommen beweisbar ſind. Mehr nur aus dem thatſächlichen Zuſammenvorkommen der menſchlichen Geſtalt mit dem aufrechten Gange und aus der vortrefflichen äſthetiſchen Uebereinſtimmung jener Form mit dem Sinne dieſer Verrichtung ſchließt man darauf, daß zwiſchen der ſenkrechten Aufrichtung der Körperaxe und dem übrigen Bildungsgepräge des Menſchenkörpers auch ein nothwendiger mechaniſcher Zuſammenhang ſtattfinde. Für den Bau und die Function der inneren Organe läßt ſich keine bedeutende Rückwirkung nachweiſen, und die Annahmen Herders, alle Kräfte würden in aufrechter Stellung anders wirken, das Blut anders die Nerven reizen, entbehren, wenn ſie ſich auf erhebliche und für die Lebensweiſe nachweisbar wichtige Unterſchiede beziehen ſollen, jeder Begründung. Auch in dem äußeren Bau des Oberkörpers finden wir nur einen beträchtlichen Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier, den Stellenwechſel der größten Querdurchmeſſer. In vierfüßigen Thieren haben Bruſtkorb und Leib vom Rücken nach der Bauchſeite hin eine größere Länge, als ihre Breite von rechts nach links beträgt; die Rippen des Menſchen dagegen wölben ſeine Bruſt vorwiegend nach der Breite hin, und ſein Bruſtbein tritt zurück, der Wirbelſäule näher. Auch die Form des Beckens und ſelbſt

die der Beine zeigt dieſen Unterſchied; die Schenkel der meiſten Vierfüßler ſind flach, von beiden Seiten zuſammengedrückt; das Bein des Menſchen verräth in ſeiner Rundung die zunehmende Breitendimenſion, die noch auffallender in der Geſtalt der Hüfte hervortritt. Für den aufrechten Gang iſt dieſe Einrichtung vortheilhaft, denn die Laſt des Körpers iſt ſo vorzugsweis in der Richtung einer Ebene geſammelt, welche ſenkrecht zu der unterſtützenden Richtung des Fußes ſteht. Die Länge des Fußes hätte beträchtlicher ſein müſſen, wenn ſie einer von vorn nach hinten angeſammelten Maſſe gleich gut als Widerhalt hätte dienen ſollen. Nach den Seiten hin iſt dagegen wegen der Richtung der Hauptgelenkverbindungen die Hinfälligkeit des Körpers geringer, und er bedurfte hierin weniger Unterſtützung; findet aber dennoch eine ſehr ausreichende, da in dieſer Richtung ſeiner größten Breite zwei Füße es ſind, die ſich in ſeine Laſt theilen und ſich in der Bekämpfung ihrer ſeitlichen Neigung unterſtützen. Ein Uebergewicht des Körpers dagegen nach vorn hin wird nur dann durch zwei Füße bekämpft, wenn dieſe vor einander geſetzt ſind; ſtehen ſie zuſammengeſchloſſen, ſo gelten ſie nach der Richtung einer vorwärtsgehenden Bewegung nur für Eine Stütze.

Die Bildung des menſchlichen Kopfes können wir nicht als eine nothwendige Folge des aufrechten Ganges erweiſen, ſo ſchön ſie freilich, nachdem ſie da iſt, mit dieſem zuſammenſtimmt. Je größer der Kopf und je länger der Hebelarm des Halſes, an dem ſeine Maſſe hängt, um ſo mehr Kraft erfordert ſein horizontales Tragen bei vierfüßigem Gange. Die aufrechte Stellung erſpart dieſen Theil des Kraftaufwandes, und einen weiteren Vortheil würde ſie nur darin finden, die Laſt des Kopfes möglichſt ſymmetriſch um die Gelenkflächen zu vertheilen, mit denen er auf ſeiner unmittelbaren Unterſtützung, der Halswirbelſäule, aufſitzt. Hierzu war die große Veränderung der Kopfbildung, wie wir ſie von den Säugethieren zum Menſchen eintreten ſehen, die Vergrößerung des Schädelgewölbes und die Verkleinerung des Geſichtstheils, die Zurückdrängung namentlich der Naſe und des Gebiſſes aus ihrer Verlän-

gerung nach vorn, mechaniſch nicht nothwendig. Der längliche Säugethierkopf hätte eben ſo gut rechtwinklig auf der Säule des Halſes äquilibrirt werden können, wie wir den Fuß nur bei dem Menſchen dieſelbe Stellung gegen die Axe des Beines einnehmen ſehen; nichts wäre hierzu weiter nöthig geweſen, als daß das Hinterhauptsloch, durch welches das Rückenmark ſich in das Gehirn fortſetzt, etwas mehr nach vorn gerückt und die Beugung, mit welcher die Richtung des Marks in die Hauptrichtung des Gehirns übergeht, noch etwas größer geworden wäre, als ſie im Menſchen wirklich iſt. Die thierähnlichen Bildungen, die der menſchliche Kopf in der That häufig zeigt, das merkliche Hervortreten des Mundes und die Zurückweichung der Stirn, eine typiſche Geſichtsform ganzer Racen, deren Gang doch nicht weniger aufrecht iſt, laſſen erkennen, daß der Zuſammenhang zwiſchen Kopfgeſtalt und Körperſtellung, obwohl gewiß vorhanden, doch kein ſo ganz unmittelbarer iſt. Natürlich mußte der Umſtand, daß die Bauchſeite des Leibes jetzt zur Vorderſeite geworden iſt, nach der alle Ortsbewegungen geſchehen, und nach welcher hin ſich auch die Thätigkeit der Arme zunächſt erſtreckt, auch die Lagerung der Sinnesorgane nach dieſer Seite hin zweckmäßig machen. Aber weder dies noch das Bedürfniß, einem für die zunehmenden Lebenszwecke an Maſſe anwachſenden Gehirn Raum zu verſchaffen, nöthigte an ſich zu dieſem weiten Abgehen von dem gewöhnlichen Bildungstypus der ganzen Säugethierklaſſe. Innerhalb der allgemeinen Gleichförmigkeit dieſes Typus wechſelt jedoch überhaupt von Gattung zu Gattung die Kopfbildung charakteriſtiſch genug, theils nach der Eigenthümlichkeit des Nahrungsbedürfniſſes und der nöthigen Mittel zu ſeiner Befriedigung, theils mit dem geiſtigen Naturell und der Gemüthsart überhaupt; und ſo können wir uns begnügen, auch die Geſtaltung des menſchlichen Hauptes als die Variation zu betrachten, die den deutlichſten Ausdruck eines zu höherer Beſtimmung berufenen Innern gewährte.

Es ſei denn, daß wir uns ſelbſt dieſe Auffaſſung durch die ungünſtigen Seitenblicke abgeſchnitten hätten, die wir früher auf Anſichten warfen, welche ſich zu einer ſymboliſchen Deutung der

Naturformen hinneigten. Aber jene Aeußerungen ſollten nicht bezweifeln, daß auch Schönheit zu den Zwecken der Schöpfung gehöre. Nur dies konnten wir nicht zugeſtehen, daß es der Natur vor Allem auf Repräſentation ankomme. Wo ſie ein Geſchöpf zu einer großen Beſtimmung beruft, iſt es nicht ihr Erſtes, ihm eine äußerliche Form als Siegel dieſes Berufes aufzudrücken, ſondern ihre weit ernſtere Mitgift beſteht darin, daß ſie ihm alle praktiſchen Mittel zur Geltendmachung dieſes Berufes und zur Behauptung ſeines Ranges zu Gebot ſtellt. Sie gibt ihm zuerſt die Macht etwas zu ſein, nicht zuerſt die Form, etwas zu ſcheinen, und ſie verläßt ſich darauf, daß am Ende der wirkliche Beſitz und Gebrauch der Macht auch immer die ausdrucksvollſte Art iſt, ſich ihren Schein zu ſichern. Es kam daher wenig unmittelbar darauf an, daß der Menſch zum Symbol ſeiner Herrſchaft ſeinen Leib aufrichte; eine Stellung, die ihm die Fettgänſe des Polarmeeres mit nutzloſer Feierlichkeit copiren; es lag mehr daran, daß dieſe Stellung allein ihm die Möglichkeit zu jenen Handlungen gab, durch welche er in Wirklichkeit dieſe Herrſchaft über alle andern Geſchlechter ausübt. Nachdem dies Wichtigſte gethan und der Kern geſchaffen iſt, wer würde dann nicht wahrſcheinlich finden, daß ihm die Schale entſprechen, daß in der äußeren Körperform der Geſammtcharakter des Innern einen Ausdruck finden werde, ſo weit Inneres überhaupt durch räumliche Formen darſtellbar iſt? Aber eben hier zeigt ſich die Unſicherheit jener Symbolik, welche unmittelbar geiſtige Eigenſchaften an Raumformen knüpft, ohne als Zwiſchenglied die mechaniſche, praktiſche Bedeutung deſſen, was in dieſen Formen auftritt, zu berückſichtigen. Ich rede gar nicht von jener naiven Auffaſſung, für die alle Schönheit in einfachen Zahlenverhältniſſen liegt, und daher durch Eingehen dieſer Proportionen in die äußerliche Geſtalt auch jeder Erſcheinung, gleichviel, welches ihr Sinn ſei, ohne weiteres mitgetheilt werden kann. Vielmehr gerade jene Anſichten, welche ausdrücklich ſymboliſiren und auf die Bedeutung der Theile in ihrer Art ſich einlaſſen, zeigen ihre Richtigkeit darin, daß es ja kaum irgend eine erdenkliche Körperform würde geben können, die ſich nicht mit gleichem Tiefſinn be-

friedigend würde deuten laſſen. Geht der Menſch aufrecht, ſo iſt es bedeutſam, daß er nur mit den Füßen die Erde berührt, das Haupt zum Himmel hebt; daß er nun doch nicht fliegt, iſt auch bedeutſam, denn er bezeugt dadurch ſeinen ſteten Zuſammenhang mit der Erde, ſeiner Mutter; ginge er nun auf vier Füßen wie die Giraffe, ſo wäre das noch bedeutſamer, denn dann wendete er der Mutter Erde, wie es Recht iſt, nur ſein irdiſches Theil, den Leib, zu, während das Haupt, Niederes verachtend, zur Höhe ſtrebte. Jetzt, da der Menſch ſeine Bruſt breit gewölbt den Stürmen entgegenkehrt, wie bedeutſam iſt dieſer erwartende Trotz! Hätte er aber das vorſtrebende Bruſtbein des Vogels, ſo wäre das wieder bedeutſam, denn nun ſchiene erſt recht ſein Muth dem Strome der Dinge entgegenzuſtreben; wäre endlich ſeine Bruſt vertieft und ausgehöhlt, wie gemüthvoll ſymboliſirte dann dieſe Form die Sehnſucht, die Welt in die Tiefe des eigenen Herzens aufzunehmen! Zu dieſem Spiel der Sentimentalität und eines fruchtloſen Witzes führt zuletzt immer die Neigung zu unmittelbarer Deutung von Raumformen, deren Ausprägung als ſolcher, oder deswegen, weil ſie etwa an ſich feſte Erſcheinungsweiſen einer Idee wären, gewiß nie zu den Abſichten der Natur gehört. Gibt es eine ausdrucksvolle Schönheit der Geſtalten, ſo liegt ſie immer darin, daß wir in der Form zunächſt die durch ſie mögliche Handlung erkennen, daß wir aus den Umriſſen des Körpers, ihrer weichen Verſchmelzung oder kraftvollen Abſetzung gegen einander, aus den Größenverhältniſſen der einzelnen Theile ein Bild der Intenſität der lebendigen Kraft gewinnen, der Leichtigkeit, mit der ſie erweckt wird, der ſchnellen Veränderlichkeit, deren ſie fähig iſt, des Genuſſes, den das übereinſtimmende Gleichgewicht einer mannigfachen Theile dem lebendigen Weſen ſelbſt gewährt, der Stimmung, die um dieſer Eigenthümlichkeiten ſeines Baues willen ſein Inneres füllt, endlich der Leidenſchaft, die in ihm bereit zum Hervorbrechen ſchlummert oder von ihm gebändigt wird.

Dieſes Bild aber des Lebendigen kann nur dem gleich Lebendigen zu Theil werden; nur die eigene Erfahrung und die durch ſie geleitete Beobachtung anderer Geſchlechter kann uns in der menſch-

lichen Geſtalt den Ausdruck finden lehren, den wir bewundern. Die Natur gab nicht dem Menſchen die ſteil aufſtrebende Stirn, damit er gedankenreich ausſehe; dieſe Stirn iſt an ſich nichts als eine leere Wand. Nur die Erfahrung und der unbewußt wiſſenſchaftliche Inſtinct des Menſchen lehrte ihn, an dieſer Stelle die Werkſtatt des geiſtigen Lebens zu ſuchen und die Stärke deſſelben nach der räumlichen Ausdehnung jener zu ſchätzen. Ohne Zweifel gibt es Formen, denen als ſolchen, ohne Rückſicht auf ihre Bedeutung, eine gewiſſe Schönheit, nicht die höchſte, zukommt; aber zu ihnen gehören die ſymmetriſchen Figuren der Kryſtalle und die anmuthigen farbenreichen Geſtalten der Blumen weit mehr, als die Lineamente eines menſchlichen Kopfes. Hätte eine Baumwurzel es in ihrer Art, eben ſo geformt zu ſein, wie er, ſo würden wir uns bald überzeugen, wie gar kein ſelbſtändiger Reiz in dieſer Krümmung des Schädelgewölbes, in den geſchwungenen Linien der Augenhöhlen, in der Rundung der Wangen, in dem Schnitte der Lippen liegt. Das Alles iſt, als bloße Form betrachtet, ein verworrener Haufen von Erhöhungen und Vertiefungen; erſt das Wiſſen darum, welche Kräfte des Geiſtes innerhalb jener monotonen Wölbung arbeiten, welche Lieblichkeit des Gemüthes mit Augen und Lippen als Werkzeugen ihres Thuns waltet, erſt dies Verſtändniß läßt alle jene Raumformen ſchön erſcheinen. Die Natur gab alſo nicht den Geſchöpfen gewiſſe an ſich bedeutſame Formen, um durch deren ſelbſtverſtändliche Symbolik ihrem Inneren einen angemeſſenen Ausdruck zu verſchaffen; ſondern indem ſie den lebendigen Weſen Mittel zum Handeln gab, wurden allemal die an ſich gleichgiltigen Formen, in denen dieſe Organiſation ihre erſcheinende Oberfläche fand, von ſelbſt zu bedeutſamen Symbolen für alle, denen eigene innere Erfahrung oder Beobachtung fremder Natur die Fähigkeit verliehen hatte, die unter der Oberfläche arbeitende Kraft zu errathen.

Daß aber dieſe Kraft überhaupt ſich verrieth und daß nicht ein ungegliedertes Aeußere ſie ganz verbarg, das allerdings mag zu den Abſichten der Natur rechnen, wer überhaupt von ſolchen ſpricht. Nicht freilich, damit nur dieſe Erſcheinung da ſei, ließ ſie

die Oberfläche dem Innern entſprechen; nicht auf die Thatſache kam es an, daß Inneres ſich äußere; denn was wäre Gutes gewonnen geweſen, wenn nun dieſes Spiel in größter Vollkommenheit gelungen wäre? Erſcheinung eines Weſens ſetzt überall ein zweites voraus, dem es erſcheint, und das Glück des gegenſeitigen Füreinanderſeins, das daraus entſpringt, iſt der reale und ernſte Zweck, dem alle Erſcheinung dient. Ein müßiges Pendelſpiel dagegen wäre es, wenn der ſchaffende Weltgrund ohne dieſen Zweck nur die beſtändige Oscillation zwiſchen Aeußerung des Weſens und Wiederverinnerung der Aeußerung vollzöge, die bekannte langweilige Urbewegung, in welcher jene verhängnißvolle, Alles in Symbol ohne ernſtlichen Nutzen auflöſende Anſicht auch hier wieder eine an ſich heilige und unverbrüchliche Nothwendigkeit zu ſehen glaubt. Das Thier iſt nicht zu vereinſamtem Leben beſtimmt, ſondern zum Verkehr mit ſeines Gleichen; je höher und ausgebreiteter der Inhalt ſeines Lebens, um ſo mehr ſoll es nicht allein die Einwirkungen anderer blind empfangen, ſondern ſehend werden auch für die inneren Regungen des Andern, von denen es augenblicklich nicht leidet; auf dieſem Verſtändniß und Mitgefühl beruht jeder Umgang, und eben das, was wir mit dieſem Worte ſagen wollen, unterſcheidet den Verkehr des Lebendigen von aller Wechſelwirkung der Stoffe. Jede Gattung wird daher zunächſt ihres Gleichen verſtehen und ſchön ſein für ihres Gleichen; haben aber einem bevorzugten Geſchöpfe ſeine höheren Lebenszwecke eine Vielſeitigkeit der Organiſation verliehen, mit deren größerem Reichthum es ſich in die einfacheren Regungen weniger begünſtigter Geſchlechter vertiefen und ſie mitgenießend wiederholen und verſtehen kann, ſo werden wir ihm nicht verdenken, wenn es ſich zum Richter über die Schönheit aller Geſtalten macht und die höchſte Vollendung in derjenigen Form findet, die das bedeutendſte innere Leben und am deutlichſten jeden leiſeſten Zug deſſelben widerſpiegelt.

Wie wollten wir leugnen, daß in jeder dieſer Rückſichten der menſchliche Körper an der Spitze der Geſchöpfreihe ſteht? ſelbſt von denen, deren Bildungsgeſetz dem ſeinigen am meiſten ähnlich

iſt, durch eine immer noch große Kluft geſchieden? Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Stufenleiter der thieriſchen Geſtalten, ſo ſehen wir die Entwicklung derſelben hauptſächlich darin fortſchreiten, daß die Empfänglichkeit der Seele für die Eindrücke von außen immer zarter und leichter erregbar, ihre rückwirkende Herrſchaft über die kleinere Welt des Leibes ſelbſt, wie über die größere Außenwelt, immer vielſeitiger und doch an immer einfachere Mittel geknüpft wird. Ihre niederen Geſchöpfe umgibt die Natur mit ſtarren Panzern und Schalen, die nur den letzten Lärm der Arbeit in den vorgeſtreckten Gliedern, nicht die lebendige Elaſticität auch in der Ruhe des Leibes erſcheinen laſſen; ſie mildert allmählig dieſe Starrheit; das Federkleid des Vogels, der Pelz des Säugethieres läßt nach und nach mit zunehmender Beweglichkeit die kraftvolle und gelenkige Muskulatur hervortreten, die der Schuppenmantel des Fiſches noch völlig verbarg; aber erſt die nackte Haut des Menſchen verräth alle jene leiſen Spannungen und Dehnungen, die einander unterſtützend und verſtehend, Bewegung oder Gleichgewicht ſuchend, wie eine zuſammenhängende Melodie durch ſeine Geſtalt laufen. Hier zuerſt füllt das volle warme Leben mit ſeinem Pulsſchlag ganz die Grenzen der erſcheinenden Form aus, während das zierliche Bild des Vogels nur mit einer gerundeten Hülle von Federn, manches vierfüßige Thier nur mit einer Wolke von Haaren einen unſchönen und eckigen Körperumriß überkleidet. Aus der unentſchiedenen Maſſe des Leibes tritt im Fortſchritt der Thierreihe immer deutlicher das Haupt, die Hülle des herrſchenden Willens, in einen gemeſſenen Gegenſatz zu dem übrigen Ganzen; weder dumpf in den Leib zurückgezogen wie in Cruſtaceen und Fiſchen, noch allzubeweglich, wie bei ſchwachſinnigen Inſecten an fadenförmigem Stiele ſchwankend, geht es ſchon in den Säugethieren als der kraftvoll beherrſchende Anfang des Körpers voran, nirgends doch ſo deutlich an ſeine Spitze geſtellt, wie durch den Hals des aufrecht ſtehenden Menſchen. Und dieſem Geiſte, deſſen Sitz es bildet, gehört eine ſtille und geräuſchloſe Macht über die Welt, nicht eine ſolche, die mit großem Lärm und ungeheurem Aufwande von Mitteln zum

Fahnden der äußern Dinge nur die Anſtrengung verriethe, die ſie machen müßte. Darum wächſt der Umfang des Kopfes nicht mit dem Umfang ſeiner Leiſtungen; mit dem Zunehmen der Maſſe, welche die Seele zu ihren Verrichtungen bedürfte, würde der Zauber ihrer Macht abnehmen; jede Vielfältigkeit hervorſpringender Mittel, die ſie benutzen müßte, würde nur ihre eigene Hilfloſigkeit verrathen. Abenteuerliche Verlängerungen und Auswüchſe mag daher die Natur den Sinnesorganen ihrer niederen Geſchöpfe geben, in den höheren, und im Menſchen am meiſten, drängt ſie dieſe Werkzeuge ohne Aufſehen in einen kleinen Raum zurück. Die Augen ſtarren nicht hervortretend in die Ferne, wie in Furcht, daß die Dinge ihnen entlaufen; ruhig unter der Wölbung ihrer Höhlen ſind ſie vielmehr gewiß, das Fernſte dennoch zu beherrſchen. Weder zum Ergreifen der Nahrung, noch zum Rufen drängt ſich der Mund vor; der bedeutſame Klang des Wortes wird mühelos von der Lippe fließen, denn es iſt nicht mehr die Kraft des Schreies, womit die Seele wirken will, jener rohe Laut, zu deſſen Entlaſſung das Thier mühſam Kopf und Hals vorſtreckt. Und ähnlich verfährt die Natur in den Organen der Bewegung. Niederen Geſchöpfen gibt ſie wohl eine Anzahl von Fangarmen mit Saugnäpfen, Warzen, Wimpern, ohne Knochen und Gelenke einer widrigen Verdrehbarkeit fähig; in den höheren beſchränkt ſie dieſen Aufwand, mindert die Anzahl der Glieder überhaupt und beſonders die der gleichen und ähnlichen. Sie verringert jene rankende Beweglichkeit einer zu großen Anzahl von Gelenken und läßt dieſe nur in den Fingern der menſchlichen Hand in verkleinertem Maßſtab fortbeſtehen. Aber die wenigen übrig gelaſſenen Glieder dehnt ſie dafür zu warmer Fülle und Rundung aus; Arme und Beine der menſchlichen Geſtalt durchdringt bis in ihre äußerſten Grenzen der Puls des Lebens. Wie anders erſcheinen uns die dünnen Beine der Inſecten, in vielfachen Gelenken zuſammenknickend, äußerlich angeheftete Stelzen, in deren fadenförmige Dimenſionen ſich unmöglich ein volles Leben ſcheint verlieren zu können! Wie anders die Steifigkeit des ſehnigen Vogelbeins, und wie ſehr ſtehen ſelbſt die Hausthiere, deren Kraft und

elegante Bewegung wir bewundern, an ſo vollſtändiger, weicher und kraftvoller Belebung des ganzen Körperumriſſes zurück!

Wozu ſollten wir jedoch eine Betrachtung fortſetzen, die nur zerſtückt jene Vorzüge aufzählen könnte, in deren lebendiger Vereinigung erſt die Phantaſie den vollen Werth der menſchlichen Bildung empfinden würde? Möge deshalb der Anſchauung der Natur oder der Kunſtwerke dieſe Aufgabe überlaſſen bleiben, die bedeutungsvolle Schönheit einer Geſtalt nachzufühlen, von welcher unſere Ueberlegungen den praktiſchen Nutzen hervorzuheben hatten.

## Fünftes Kapitel.

### Die Verſchiedenheiten des menſchlichen Geſchlechts.

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Thierähnlichkeiten. — Verſchiedenheit der Racen. — Hypotheſen über ihre Entſtehung. — Neger, Indianer, Malayen, Mongolen, Kaukaſier. — Begriffe von Art und Spielart. —

Eine gewöhnliche Täuſchung läßt dem Reiſenden in einem neubetretenen Lande jedes Geſicht dem andern ungewöhnlich ähnlich erſcheinen; die wirklich vorhandenen gleichen Nationalzüge treten im Gegenſatz zu der heimiſchen Bildung ſo auffallend hervor, daß ihre eigenen mannigfaltigen Unterſchiede im Anfange der Aufmerkſamkeit entgehen. Vielleicht iſt es ein ähnliches Vorurtheil, das uns überredet, in denjenigen Thierklaſſen, deren Organiſation von der unſrigen weiter abweicht, nur gleichwerthige Exemplare eines Gattungstypus zu ſehen, ohne daß das eine vom andern durch weſentlich individuelle Züge, die veränderliche Größe und Kraft der Ausbildung abgerechnet, ſich unterſchiede. Den Thieren ſelbſt erſcheint dies vielleicht anders; indeſſen werden wir doch mit unſerem Vorurtheil ſchwerlich ganz Unrecht haben. Denn auch in den höheren uns weit ähnlicher organiſirten Klaſſen überwiegt doch, ſo weit unſere Beobachtung reicht,



477978

das Naturell der Gattung ſo ſehr, daß individuelle Züge kaum merklich gegen daſſelbe in Betracht kommen; erſt die Hausthiere, denen die Theilnahme am menſchlichen Verkehr eigenthümliche und verſchiedene Erziehung und Lebenserfahrung verſchafft, ſehen wir eine größere Mannigfaltigkeit körperlicher und geiſtiger Individualität entfalten. Und auch das menſchliche Geſchlecht, das ohne Zweifel durch die Fülle ſeiner auch körperlich ſcharf gezeichneten perſönlichen Charaktere allen Thiergattungen unvergleichlich voranſteht, erzeugt doch nicht von ſelbſt und von Natur wegen dieſe Mannigfaltigkeit. Je gleichförmiger die Schickſale und Beſchäftigungen der Einzelnen, je enger der geiſtige Horizont, je niedriger und einſeitiger überhaupt die Cultur eines Stammes, deſto mehr ſehen wir auch ſeine Angehörigen in eine große Monotonie des körperlichen und geiſtigen Naturells zurückſinken. Um dieſen Schwerpunkt des allgemeinen Typus vollzieht nach verſchiedenen Seiten hin ausweichend die individuelle Bildung ihre Schwingungen; aber indem wir verſuchen wollen, die Weite der Ablenkung, die ſie erfahren kann, und die bedingenden Gründe ihrer Eigenthümlichkeiten zu überlegen, betreten wir ein Gebiet, in welchem der bisherige Zuſtand unſerer Kenntniſſe uns nicht blos keine Gewißheit, ſondern häufig nicht einmal ein entſchiedenes Urtheil über die Wahrſcheinlichkeit der Hypotheſen geſtattet, die wir wagen möchten.

Gehen wir von der einzelnen bereits erzeugten Geſtalt aus, ſo finden wir, daß äußere pſychiſche und phyſiſche Einflüſſe der Erziehung, der Gefühlseindruck der Erlebniſſe und die willkührliche Uebung aller Kräfte zwar zu außerordentlichen Unterſchieden der geiſtigen Entwicklung führen können, daß ſie dagegen die einmal von Geburt empfangene körperliche Bildung nur unbeträchtlich umgeſtalten. Hemmungen ohne Zahl freilich können eintreten, welche die urſprüngliche Anlage an vollkommener Entfaltung hindern; und eben dies, daß die Erziehung ſchon durch Entfernung dieſer ſtörenden Hinderniſſe überraſchende Erfolge erzielt, bringt den Schein hervor, als vermöchte ſie nicht nur die Entwicklung vorhandener Anlagen zu ſichern, ſondern auch ſolche hinzu zu erwerben und anzuerziehen,

die dem Keime der Geſtalt fehlten. Mag dies in ſehr geringem Maße vorkommen, mögen namentlich Wachsthum und Muskelkraft des Körpers, beide von Natur beſtimmt, im Verlaufe des Lebens zuzunehmen, durch eine zweckmäßige Gymnaſtik gefördert werden, ſo wird doch im Ganzen weder die Geſtaltbildung des Körpers noch ſeine Anlage zu einſeitiger oder krankhafter Entwicklung um ſehr Vieles durch die Einflüſſe geändert, die erſt nach der Geburt auf das lebendige Geſchöpf einwirken. Nur auf die Züge des Geſichts und vermittelſt der ſich einfindenden Bewegungsgewohnheiten auf die Haltung des Körpers, endlich im Allgemeinen auf die Zartheit der äußern Erſcheinung überhaupt ſehen wir die höhere geiſtige Ausbildung eine entſchieden günſtige Nachwirkung ausüben; aber mit dieſer ganzen eigenthümlichen Veredlung der Geſtalt iſt ſie doch nicht im Stande, die einmal in der erſten Anlage der Bildung feſtgeſtellten Grundzüge derſelben zu verwiſchen. Wer die individuelle Seele als die Schöpferin ihres Körpers betrachtet, wird doch zugeſtehen müſſen, daß ihre geſtaltende Kraft bald erliſcht, und ſelbſt in dem Zeitraume, in welchem ſie eine ſolche ausüben mag, iſt ſie doppelt gebunden. Sie iſt nicht allein genöthigt, einen Leib zu bilden, der im Allgemeinen den Geſetzen ihrer Gattung entſpricht, ſondern ſie kann auch im Beſondern ſich von einer Menge eigenthümlicher Züge nicht befreien, die ihren Erzeugern angehörten, und je mehr die Aeltern beide eine gleichmäßige und identiſche Stammform in ihrer Geſtalt repräſentiren, um ſo ſicherer wiederholt auch die Nachkommenſchaft dieſe gewohnte Form, die in dem Typus der Gattung nicht vorgebildet, ſondern nur möglich gelaſſen war. Allmählig indeſſen ſehen wir doch im Laufe der Generationen, ohne daß dieſe Schranke der Stammform überſchritten wird, neue individuelle Eigenthümlichkeiten der Bildung auftreten, über deren Urſprünge wir nur wenige glaubhafte Vermuthungen haben.

Wir wiſſen nichts über die phyſiſchen Vermittlungen, durch welche überhaupt in den Maſſen der organiſchen Keime ſich die Anlage zur Wiederholung der Gattungsgeſtalt bildet; nichts über die Hergänge, durch welche die gewöhnliche Aehnlichkeit der Kinder mit

den Aeltern zu Stande kommt; ſelbſt die Urſachen ſind unbekannt, welche das Geſchlecht des Kindes beſtimmen. Um ſo weniger werden wir die Abweichungen erklären können, durch welche die Uebertragung derſelben Stammform allmählig in verſchiedene Individualitäten ausläuft. Indeſſen dürfen wir doch annehmen, daß die veränderten Zuſtände, in welche der Lauf des Lebens die Organiſation der Aeltern bringt, daß ihre erworbenen Krankheitsanlagen, ihre Lebensgewohnheiten, daß endlich ihr zunehmendes Alter ſelbſt einen mitbeſtimmenden Einfluß auf die Eigenthümlichkeit des Weſens haben mag, das erſt noch entſtehen ſoll. Hierin dürften die Umſtände liegen, die in derſelben Familie, ſelbſt wenn wir einen urſprünglich vollkommen gleichen Formtypus beider Aeltern vorausſetzen, doch allmählig eine Reihe individueller Modificationen entſpringen laſſen. Die Art der Fortpflanzung jedoch, wie ſie allen höheren Thieren gemeinſam zukommt, muß ſowohl die Weite der Unterſchiede zwiſchen dieſen Einzelformen als die Dauer ihrer Erhaltung durch ſpätere Generationen wieder beſchränken.

Wollen wir einmal vorhandene Spielarten eines Gewächſes fortpflanzen, ſo thun wir dies mit ſicherem Erfolg nur durch Stecklinge. In ihnen hat eine ſehr große Anzahl von Zellen in organiſchem Zuſammenhange ſich bereits in jene eigenthümliche Variation der Lebensvorgänge eingewöhnt, durch welche die Spielart ſich von der allgemeineren Form der Art unterſchied. Dieſer ſtarke und maſſenhafte Strom des Lebens bietet daher eine Kraftgröße dar, welche durch äußere Einflüſſe nicht leicht wieder von der eigenſinnigen Bahn ihrer Entwicklung abgelenkt werden kann. Der Same der Pflanze dagegen enthält zwar vielleicht in der Anordnung ſeiner Elemente jene beſondere Bildungstendenz auch, aber repräſentirt durch eine verhältnißmäßig geringe Maſſe, ja wahrſcheinlich ſelbſt nur durch einzelne Verhältniſſe zwiſchen einzelnen Theilen dieſer Maſſe. Dieſe kleinere Größe der Bildungsbewegung drängen die äußeren Einflüſſe während der Entwicklung leichter wieder auf den allgemeinen Weg der übergeordneten Stammart zurück, deren Geſtalt durch alle Verhältniſſe aller Elemente des Samens unter einander weit feſter be-

gründet iſt. Man ſieht daher aus dem Samen der Spielart theils die Stammart, theils andere Spielarten und nur hin und wieder auch vollkommen dieſelbe wieder erſcheinen. Wählt man dieſe letzteren Pflänzchen aus und läßt ſie völlig unter denſelben Bedingungen wachſen und Samen tragen, unter denen ihre Mutterpflanze zuerſt ihre eigenthümliche Bildung erlangte, ſo verfeſtigt ſich zuweilen nach einigen Generationen die Form der Spielart und ſie wird dann auch fortpflanzbar durch Samen; aber immer pflegt eine fortgeſetzte Ungunſt der äußern Umſtände ſie allmählig wieder in die Geſtalt der Stammart zurückzuführen.

Die höhere Thierwelt kennt nur dieſe letzte Weiſe der Fortpflanzung. Es iſt daher von Anfang an zu bezweifeln, daß jede Eigenthümlichkeit der älterlichen Organiſation in den Elementen der Maſſen, welche in ihnen als Keime der künftigen Geſtalt bereitet werden, auf eine wirkſame Weiſe repräſentirt ſein werde; nicht darauf kommt es natürlich an, wie der erzeugende Körper gebildet ſei, ſondern darauf, welche von ſeinen Bildungszügen ſich in beſtimmten Verhältniſſen der Keimtheile ſo ausprägen, daß ſie in der folgenden Entwicklung des Erzeugten ſich wiederholen müſſen. Den Einfluß allgemeiner Verſtimmungen des Stoffwechſels und der ernährenden Functionen, weitverbreiteter Krankheiten der Säfte oder des Nervenſyſtems würde man daher zuzugeben wohl geneigt ſein; die Nachwirkung ſolcher Veränderungen mag ſich auch auf die Bildung der Fortpflanzungskeime erſtrecken, und mit den erblichen Krankheitsanlagen, die ſie denſelben mittheilt, würde ſie auch eine gewiſſe Abweichung der entſtehenden Geſtalt von den allgemeinen normalen Verhältniſſen bedingen können. Dieſe Abweichung würde eine Aehnlichkeit mit der eigenthümlichen Bildung der Aeltern ſein, wenn auch deren Conſtitution ſich bereits unter dem Eindruck einer überlieferten Krankheitsanlage bildete; ſie würde dagegen die Kinder von den Aeltern unterſcheiden, wenn erſt eine im Laufe des Lebens eingetretene Störung den Organismus der letztern innerlich umgeſtaltete, ohne ſeine fertige äußere Form noch weſentlich modificiren zu können. Viel weniger glaublich würden wir die Vermuthung finden, daß ganz ſpecielle

Einzelheiten der Geſtalt, am unglaublichſten, daß zufällige Verſtümmelungen ſich als angeborne Bildungen in den Kindern wiederholen ſollten. Die Erfahrung zeigt indeſſen doch den erſten Fall außerordentlich häufig; beſondere Formen der Lippen, der Augen, der Naſe gehen deutlich erblich durch viele Geſchlechter; ſelbſt Mißbildungen, die keine Rechtfertigung in dem allgemeinen Typus der Gattung finden, wie ſechsfingerige Hände, pflanzen ſich in dieſer Weiſe fort; nur die Anerbung zufälliger, nicht ſchon den Aeltern anerzeugter Mißformen hat keine ſichere Erfahrung für ſich. Im Ganzen iſt daher die Ueberlieferung der einmal in die Züge der Organiſation aufgenommenen Einzelheiten genauer, als wir dachten; aber eben dies erklärt weit mehr die unveränderte Fortpflanzung einmal beſtehender Eigenthümlichkeiten, als ihre erſte Entſtehung innerhalb eines gemeinſamen Typus. Faſt nur die Krankheitsanlagen ſind uns in ihrer Entſtehung und ihrem allmähligen Einſchleichen in die Bildungstriebe der Generationen begreiflich; aber die Mannigfaltigkeit der Einzelformen, die ſich aus dem menſchlichen Typus entwickeln, beſteht nicht in einer Vielheit bloßer Verkümmerungsweiſen.

Aber ehe wir dieſe Betrachtung fortſetzen, haben wir des andern Hinderniſſes zu gedenken, welches ſich der Verfeſtigung und Fortpflanzbarkeit einer irgendwie entſtandenen ſpeciellen Bildung zu widerſetzen ſcheint. Es iſt die Kreuzung der Geſchlechter. Die Pflanze erzeugt männliche und weibliche Blüthenorgane meiſt in engſter Nachbarſchaft recht eigentlich auf demſelben Stamme; die Summe aller Lebensbedingungen, die auf beide eingewirkt und ſie gezeitigt haben, iſt dieſelbe; es iſt zu erwarten, daß unter ſo günſtigen Verhältniſſen die Beiträge, welche jedes von ihnen zur Geſtalt des Sämlings geben will, unter einander völlig einſtimmig ſind und genau zur Reproduction der Stammgeſtalt in einander greifen. Die Aeltern eines Thieres, wie vollkommen ſie auch immer denſelben Typus urſprünglich getheilt haben mögen, ſind doch unter mannigfaltig verſchiedenen Bedingungen aufgewachſen; am meiſten wird bei dem Menſchen, deſſen Lebenskreiſe die größte Verſchiedenheit darbieten,

die Individualiſirung jenes gemeinſamen Charakters fortgeſchritten ſein. Unter den Veränderungen, die hierdurch die Körper erfahren haben, mögen viele ſein, die auf keine phyſiſch wirkſame Weiſe ſich in der Fortpflanzung gelten machen; andere werden dies thun. Aus dem Zuſammentreffen ſo verſchiedener Bildungstriebe können daher allerdings neue Formen der Nachkommen entſtehen; aber dieſelbe Kreuzung, welche auch ferner jede ſo entſtandene Eigenthümlichkeit mit einer ihr fremden zuſammenzuwirken nöthigt, wird die Verfeſtigung und unveränderte Fortpflanzung einer jeden hindern. Je mehr namentlich die moraliſche Sitte dazu führt, über den engen Kreis der Verwandtſchaft hinauszugehen, in welchem dieſelbe Bildungsform herrſcht, um ſo mehr wird die Vermiſchung heterogener Eigenheiten das Auseinandergehen der Stammform in feſte ſehr abweichende Geſtalten verhüten, und dafür ein allgemeines beſtändiges Schwanken in kleinen Grenzen um die Mittellage eines ziemlich gleichbleibenden Durchſchnittstypus hervorbringen.

Nach welchen Geſetzen übrigens die Verſchiedenheit der älterlichen Körperbildung die des Kindes bedingt, auch darüber haben wir nur wenige allgemeine Erfahrungen. Wenn man annehmen kann, daß durchſchnittlich die Abkömmlinge die Mitte zwiſchen beiden Aeltern halten, ſo iſt doch fraglich, was dieſe Mitte ſelbſt bedeutet. In einzelnen Beziehungen, wie vielleicht in Betreff des Wuchſes, der Körperfülle und mancher Eigenthümlichkeiten der Conſtitution ſcheinen die beiden Bildungstriebe in der That ſich wie zwei mechaniſche Kräfte zu einem reſultirenden Geſammtproduct zu verbinden, an welchem jeder von ihnen nach ſeiner Stärke ſeinen proportionalen Antheil hat; in der phyſiognomiſch bedeutſamen Bildung des Geſichtes dagegen glauben wir häufig eine Zuſammenſetzung aus einzelnen Zügen zu ſehen, deren einige dem Vater allein, andere nur der Mutter gehören, ſo daß in der Geſammtform faſt wie in einer chemiſchen Verbindung das eine Element an die Stelle des andern mit ihm gleichbedeutenden ſubſtituirt erſcheint. So iſt es nicht ſelten, die Augen der Mutter und das Haar des Vaters in einem kindlichen Geſicht verbunden zu ſehen, deſſen übrige Züge vielleicht eine Miſchung

der Eigenthümlichkeiten beider bilden. In andern Fällen überwiegt jedoch einseitig der väterliche oder mütterliche Charakter vollständig, ohne daß die Bedingungen dieser Erscheinung bekannt wären. Nur in Bezug auf das Geschlecht der Kinder ist es eine wahrscheinlich allgemein geltende Erfahrung, daß, wenn der Vater älter ist, mehr Knaben geboren werden, und daß dies um so mehr zunimmt, je älter der Vater im Verhältniß zur Mutter ist. Man hat hierin einen der Gründe finden wollen, welche das allgemeine Ueberwiegen der Anzahl der gebornen Knaben über die der Mädchen bedingen, und ungefähr 21 männliche Kinder auf 20 weibliche kommen lassen. Da jedoch jene Altersdifferenz die Geburt weiblicher Kinder doch nicht ausschließt, so klärt uns diese Erfahrung wenig über die Ursachen des bekannten Thatbestandes auf. Die größere körperliche Kraft und Rüstigkeit des einen Theils scheint in der Fortpflanzung das Geschlecht der Kinder nicht nach sich zu bestimmen, ja nicht einmal im Stande zu sein, in der Constitution der letztern den Einfluß körperlicher Schwäche oder Krankheit des andern Theiles völlig auszugleichen. Daß ferner eigenthümliche Bildungstriebe eine Generation überspringen oder in ihr schlummern bleiben können, und daß die Züge der Großältern oft ausdrucksvoller an den Enkeln wiederkehren, ist eine bekannte und oft gemachte Bemerkung. Aber selbst die von der neueren Zeit verfehmte Annahme, daß die Phantasie der Mutter ihrem Kinde die Züge eines Bildes mittheilen könne, an dem sie sich versehen, kann ich in Betracht nicht abzuleugnender Thatsachen nicht für unmöglich ansehen, obgleich ich in der Ueberzeugung, daß die gestaltende Kraft der Seele eng begrenzt sei, die abenteuerlichen Mißbräuche dieses Gedankens zur Erklärung aller möglichen Bildungsfehler gern preisgebe.

Fassen wir nun unsere Betrachtungen zusammen, so ist es nur ein Gedanke, den wir über den Ursprung der individuellen Formeigenthümlichkeiten hegen können. Die Lebensgeschichte, die für jeden Einzelnen eines Stammes doch immer eine besondere ist, arbeitet durch abweichende nie ganz gleichartig Mehreren zugemessene Einflüsse seine Organisation zu einer charakteristischen Bildung aus.

Sind dieſe Einwirkungen nun nicht im Stande, die ſchon verfeſtigte Körpergeſtalt deſſen, der ſie erfährt, merklich von dem allgemeinen Typus ſeiner Gattung abzulenken, ſo kann doch ein ſtärkerer Nachklang derſelben in der folgenden Generation eintreten, deren ganze Entwicklung von ihren zarteſten Anfängen an bereits unter dem Einfluß dieſer veränderten Conſtitution ihrer Erzeuger ſteht. Das Ungleichgewicht der Verrichtungen, das Vorwiegen der Thätigkeit einer beſonderen Organgruppe, die ſpecielle Richtung, welche die Stoffbereitung des Körpers genommen hat, die einſeitigen Erregungen des Nervenſyſtems, endlich die Gewohnheiten, welche Gemüth und Phantaſie angenommen haben und deren zarter Einfluß auf die Bildung der Geſtalt in der Entſtehung des Organismus merklicher ſein kann, als in der Umgeſtaltung des fertigen: alle dieſe Bedingungen, die in den älterlichen Körpern gegeben ſind, mögen einen urſprünglichen Stammcharakter in verſchiedene Individualitäten zu zerbilden im Stande ſein. Und wie überall die organiſche Natur nicht leidet, daß ein Beſtandtheil ihrer Erzeugniſſe ohne Rückſicht auf die übrigen und ohne eine compenſirende Umgeſtaltung auch in ihnen verändert werde, ſo wird dieſe Summe von Bedingungen eigenthümliche Umformungen auch in ſolchen Theilen hervorbringen, auf welche ſich unmittelbar ihr wirkſamer Einfluß nicht erſtreckte. Die Folgerichtigkeit der organiſchen Bildung kann daher den neu entſtehenden Körper noch weiter und charakteriſtiſcher von der Form der Aeltern entfernen, als es aus den einzelnen Motiven der Umformung zu vermuthen war. Man muß hierin den Grund der Acclimatiſirung ſehen, die im Laufe mehrerer Geſchlechter die ſpäteren mit äußeren Bedingungen ausſöhnt, an denen ihre Vorfahren zu Grunde gingen; die körperliche Bildung der Nachkommen iſt ohne Zweifel hier eine mehr in ſich ſelbſt harmoniſche geworden und hat in neuen Formen das Gleichgewicht wieder gewonnen, welches die fertige und unnachgiebige der Vorfahren unter dem Drucke ungewohnter äußerer Nachtheile verlor.

Vielleicht kann derſelbe Gedanke von einer durchgehenden Einheit der organiſchen Geſtaltung noch in anderer Weiſe einen Leit-

faden durch die Mannigfaltigkeit der individuellen Formen bieten. Obgleich die Verſchiedenheit dieſer Formen ſo groß iſt, daß es möglich wird, jeden Einzelnen durch einen Namen von allen übrigen zu unterſcheiden, ſo iſt es doch unwahrſcheinlich, daß ſie eine ganz principloſe Vielheit ſei, in der Art, daß irgend eine ſpecielle Bildung des einen Körpertheils mit jeder beliebigen Geſtalt eines andern Theils eine Combination bildete, deren Verwirklichung den aufbauenden Kräften des Organismus möglich wäre. Die Willkühr des Carricaturenzeichners geht ohne Zweifel über Grenzen hinaus, welche die Natur ſelbſt innehalten muß. Nicht jede Bildung des Kopfes wird mit jedem Wuchs, nicht jede Armform mit jeder beliebigen Geſtalt des Fußes zuſammen möglich ſein, noch ganz abgeſehen von ausſchweifenden Größenverhältniſſen, durch welche am leichteſten die ſpielende Phantaſie abenteuerliche und unmögliche Bildungen hervorbringt. In der allgemeinen Gleichung, welche das Geſetz des Körperbaues enthält, werden nur beſtimmte Werthe der veränderlichen Größen, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, zu einer möglichen und ausführbaren Form combinirt werden können. Nun iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß diejenigen Verbindungsweiſen der Theile, die zu einem feſten Gleichgewicht zuſammenſtimmen, keine andern ſind, als die, welche die Natur auch ſonſt in der Bildung anderer ſelbſtändiger Gattungstypen befolgt. Es iſt eine alte und bekannte Bemerkung, auf welche Jeder im täglichen Leben von neuem verfällt, wie ſehr Phyſiognomie, Haltung und Bewegung einzelner Menſchen an beſtimmte Thierarten erinnert. Ich möchte dieſe Beobachtung nicht dahin gedeutet ſehen, daß auch hier die Natur ſich in einer grundloſen Wiederholung früherer Typen gefalle, die hier gewiß am unrechten Orte ſein würde, wenn ſie nicht durch eine mechaniſche Nothwendigkeit ſich rechtfertigen könnte. Bei der durchgehenden Gleichheit des allgemeinſten Formgeſetzes, welches die ganze Reihe der Wirbelthiere beherrſcht, iſt der Gedanke an eine ſolche Rechtfertigung möglich. Sobald die Natur einmal durch irgend welche Nebenbedingungen von der allgemeinen Normalgeſtalt des Menſchen zu irgend einer charakteriſtiſchen Ablenkung veranlaßt iſt, wird ſie am liebſten und

bequemſten in einen der andern feſtſtehenden Accorde verfallen, welche ſie in andern Thiergattungen zu beſtändigen Typen ausgeprägt hat, und deren leichte Ableitbarkeit aus dem allgemeinen Formprincip des Wirbelthierreichs eben dadurch bezeugt wird. Allerdings wird ſie nicht zu der übrigen menſchlichen Geſtalt einzelne thieriſche Züge hinzufügen, ſondern den menſchlichen Umriß überall feſthalten; aber innerhalb deſſelben wird ſie doch die charakteriſtiſchen Lineamente einer Thierart mit jener deutlichen Annäherung an den Geſammteindruck wiederholen, welche wir alle beſſer aus unmittelbarer Anſchauung kennen, als es hier möglich ſein würde, ſie zu ſchildern. Man könnte hinzufügen, daß die alltägliche Beobachtung gewöhnlich nur in der Form einzelner Theile, namentlich des Geſichtes, jene Thierreminiscenzen findet, daß ſie aber in der That vielleicht regelmäßig durch die ganze Geſtalt und ihre Verrichtungen gehen.

Wer hätte nicht blaſſe Leute geſehen, mit wenig Haar, fiſchartig hervorquellenden runden Augen, dem Munde des Karpfens? Ihre Lippen haben die Gewohnheit des Schmatzens, ihre Haut iſt kalt und feucht; ſie treten ſelten hörbar auf, ſondern gleiten auf platten Füßen, deren ganze Sohle den Boden berührt, mehr ſchlürfend umher. In andern geſellt ſich zu der Adlernaſe die ſcharfe rundbogig geſchwungene Kante der Augenhöhle, der dunkle glänzende Blick des Vogels; ihr Geſicht iſt nicht breit, ihr Mund, ohne hervorzuragen, dennoch nach vorn zugeſpitzt; der längere Hals, die ſchmalere Bruſt, der hohe Spann des Fußes mit gehöhlter Sohle, raſche Bewegungen, oft von jener abſpringenden Eckigkeit, die dem gehenden Vogel eigen iſt, vollenden dieſes nicht minder charakteriſtiſche Bild. Kleine weiße, meiſt etwas unregelmäßig ſtehende Nagezähnchen in zierlicher Kinnlade, mit länglicher Geſichtsform und Vorliebe für trockene ſüße vegetabiliſche Speiſe, kommen zuſammen mit kleinem ſchlanken Körper und artiger Nettigkeit der Bewegungen vor; an ganz andere Thierformen erinnert das mächtige Gebiß mit zermalmenden Backzähnen und hervorſtehenden Eckzähnen, das offenbar für Fleiſchnahrung und Knochen beſtimmt, in einem breiten Geſicht ſich öffnet, mit ſtark hervorſpringenden Jochbogen, runder Form des Kopfes

überhaupt, unterſetzter Geſtalt, kurzen und kraftvollen Fingern der Hand verbunden. Aber anſtatt dieſe Bilder zu mehren, wollen wir vielmehr den Zweifel ausdrücken, ob wir in der That ein Recht haben, ihnen ſo viel Bedeutung zuzugeſtehen. Unleugbar iſt das ganze Gebiet ſolcher Vergleiche ſehr ſchlüpfrig, und indem wir in ihnen ein ernſthaftes Geſetz der Geſtaltung zu ahnen glauben, könnte es uns begegnen, daß wir nur mit dem Uebermuth künſtleriſcher Phantaſie einige wenige wirklich vorkommende Züge zu gar nicht vorkommenden übereinſtimmenden Geſammtbildern ausmalen. Man braucht nicht ſehr ſcharf hinzuſehen, um ſchon in den eben angeführten Beiſpielen einzelne Züge zu entdecken, die zwar äſthetiſch beſtechend, aber doch, ſo weit unſere jetzige Kenntniß ſie zu beurtheilen erlaubt, phyſiologiſch ohne Sinn ſind. Wir müſſen daher die Kritik dieſes Gedankens überhaupt von einem viel ſorgfältigeren und ſcrupulöſeren Studium der wirklich vorkommenden Geſtalten erwarten, als es bisher, der gelegentlichen Beobachtung des täglichen Lebens überlaſſen, ſtattgefunden hat; aber allerdings glauben wir, daß eine ſolche Kritik aus dem Schwalle phantaſtiſcher Vergleichungen einen Kern von Wahrheit herausfinden würde.

Kehren wir nun von dieſen Bemerkungen über die Entſtehung individueller Bildungen zu dem allgemeinen Typus eines Stammes zurück, ſo macht uns die Zähigkeit, mit welcher ganz ſpecielle Familiencharaktere ſich oft durch viele Geſchlechter erhalten, darauf aufmerkſam, mit wie viel größerer Conſequenz ohne Zweifel jeder allgemeinere in ſich harmoniſche Stammcharakter ſich gegen ſeine Verwiſchung wehren wird. Wir können nicht zweifeln, daß eine Nation, deren ſämmtliche Glieder einmal dieſelbe Grundform übereinſtimmend theilen, ſelbſt die geringſten Eigenthümlichkeiten derſelben ſtetig vererben werde, ſo lange keine Kreuzung mit anders gebildeten Stämmen eintritt. Das Mißtrauen, welches man dabei gegen die Kraft und Lebensfähigkeit von Geſchlechtern hegt, die lange nur durch Kreuzung innerhalb eines engen Kreiſes nahe verwandter Formen ſich fortpflanzten, iſt einem natürlichen Stammcharakter gegenüber ohne Grund, und gilt nur, wo einſeitige Ein-

flüſſe der Cultur in einzelnen Familien eben jenem allgemeineren Charakter eine ſpecielle Ausbildung gegeben haben, deren fortdauerndes Anwachſen ein Ungleichgewicht des ganzen organiſchen Lebens bedingt. Ueberblicken wir die Geſchichte der Völker, ſo ſehen wir überall da, wo eine ſolche ungeſtörte einheimiſche Abfolge der Generationen ſtattgefunden hat, die alten nationalen Phyſiognomien und die Eigenthümlichkeiten des Körperbaues durch Jahrtauſende unverändert fortdauern. Die Denkmäler Aſſyriens und Aegyptens, um viele Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung vorangehend, laſſen uns in ihren bildlichen Darſtellungen die Geſtalten und Geſichtszüge derſelben Völker erkennen, die noch jetzt jene Gegenden bewohnen. Der Charakter des iſraelitiſchen Volkes hat ſich trotz ſeiner Zerſtreuung durch alle möglichen Klimate überall kenntlich erhalten und läßt nur eine gewiſſe Anzahl beſtändig wiederkehrender Variationen wahrnehmen. Selbſt die unterſcheidenden Züge des griechiſchen, des römiſchen, des celtiſchen und des germaniſchen Körperbaues laſſen ſich trotz der außerordentlichen Durcheinanderwürfelungen, welche dieſe Nationen im Laufe der Geſchichte erfahren haben, noch immer in einzelnen Landſtrichen als die herrſchenden Formen der leiblichen Bildung wieder erkennen. Und in der That hatten wir keinen Grund, es anders vorauszuſetzen. Die Organiſation einer natürlichen Art iſt nicht eine ſo gebrechliche und in ſich unharmoniſche Maſchinerie, daß ſie vorausſichtlich nur in ſeltenen Glücksfällen ſich in der Fortpflanzung vollkommen gleich wieder erzeugte; mit Unrecht würden wir ein Mißtrauen dieſer Art, das uns bei der Vorausberechnung der Erfolge künſtlicher Vorrichtungen überkommt, auf die regelmäßige Vorausbeſtimmung von Naturereigniſſen übertragen. Räthſelhaft iſt daher weit weniger die zähe Beſtändigkeit der Stammarten, als vielmehr die erſte Entwicklung derſelben ſelbſt, ſobald wir vorausſetzen, daß auch ſie, mit ihren weit größeren Unterſchieden von einander, ſich in ähnlicher Weiſe aus einem allgemeineren Gattungscharakter entwickelt haben, wie wir die kleineren Variationen der individuellen Bildungen aus der Form eines Stammes hervorgehen ſehen.

Daß dieſe vielerwogene Frage von der Arteinheit oder Nicht-

einheit des ganzen menſchlichen Geſchlechts bis jetzt eine entſchiedene Antwort nicht erhalten könne, wird, wie ich glaube, ziemlich das allgemeine Gefühl aller Unbefangenen ſein. Aber ein Bedenken drängt ſich doch überhaupt ſogleich gegen die Stellung der ganzen Frage auf. Es würde eine willkührliche Vorausſetzung ſein, dem abgeſtuften Klaſſenſyſtem, in welchem wir Familien unter einen Stammnamen, Stämme unter den Begriff einer Nation, Nationen unter die Bezeichnung einer Race vereinigen, um endlich alle Racen in den einen Gipfel der menſchlichen Gattung zuſammenlaufen zu laſſen: es würde willkührlich ſein, dieſer Stufenordnung neben der logiſchen und phyſiſchen zugleich durchgängig eine hiſtoriſche Bedeutung zu geben. Logiſch allein iſt allerdings ihr Sinn nicht; denn wir können nicht meinen, lediglich zur Bequemlichkeit unſerer Ueberſicht Geſtalten hier zuſammengeſtellt und angeordnet zu haben, ohne daß ein in ihrer Natur liegender Zuſammenhang der Verwandtſchaft ſowohl dieſe Vereinigung als die Reihenfolge der Stellung rechtfertigte. Aber ebenſo, wie wir die verſchiedenen Gattungen der Pflanzen als verwandte Modificationen eines allgemeinen Typus faſſen, der doch an ſich ſelbſt, als Pflanze überhaupt, nie eine Wirklichkeit hatte, ſo können jene Unterſchiede der Menſchenracen Abwandlungen eines Gattungscharakters ſein, der als ſolcher ihnen eben ſo wenig in natürlicher Wirklichkeit voranging. Sie ſind ſämmtlich die möglichen Fälle, die aus der allgemeinen Gleichung des menſchlichen Weſens entſpringen können, wenn die einzelnen Parameter, von denen die charakteriſtiſche Einzelform ſeiner Bildung abhängt, entweder ſo oder anders beſtimmt werden. Bei unſerer Unkenntniß dieſer Gleichung und ihrer phyſiſchen Verwirklichungsweiſe iſt es eine nicht ſogleich widerlegbare, aber doch willkührliche Annahme, daß der allgemeine Gattungstypus zu Anfang in einer wirklichen, und nur in Einer wirklichen Form ſich ausgeprägt habe, die verſchiedenartige Beſtimmung der Parameter aber, von der die ſpäteren Unterſchiede abhängen ſollen, an dieſem ſchon beſtehenden Naturgeſchöpf erſt nachträglich und ſucceſſiv durch die Einwirkung äußerer Lebensbedingungen erfolgt ſei. Wir müſſen überall vielmehr der andern

Möglichkeit eingedenk bleiben, daß jede einmal erfolgte Realiſirung des allgemeinen Typus in irgend einer wirklichen **Form** gerade die hiſtoriſche Entwicklung anderer Formen aus dieſer abgeſchnitten habe, ganz ebenſo, wie der Körperbau des Kindes in weiten Grenzen unbeſtimmt iſt, ſo lange es noch nicht erzeugt iſt, ſondern nur die Organiſation der Aeltern feſtſteht, von denen es hervorgebracht werden ſoll; das Erzeugte dagegen hat nur Eine Conſtitution mit Ausſchluß aller übrigen.

Es iſt natürlich, daß man zwiſchen beiden Möglichkeiten durch die genauere Analyſe des beſtimmten vorliegenden Falles wird zu entſcheiden ſuchen. Niemand wird an ein Urſäugethier denken, das einſt gelebt, und aus dem durch äußere Einflüſſe erſt Elephanten, Kameele und Rinder allmählig entſtanden ſeien; in den Variationen des menſchlichen Geſchlechtes dagegen komme kein ſo exceſſiver Unterſchied vor, der eine hiſtoriſche Ableitung aus Einem Quelle verbiete. Es iſt wahr: keine Menſchenrace beſitzt ein phyſiologiſch bedeutſames Organ, das der andern fehlte; in keiner haben vielfach vorhandene Theile, wie Zähne oder Fingerglieder, naturgemäß eine andere Anzahl als in einer andern; keine einzige Articulation des Skelets, keine Muskelſchicht iſt in verſchiedenen Racen nach verſchiedenen Principien gebildet oder gelagert; alle ſind zu aufrechtem Gange geſchaffen, alle ſprachfähig; die phyſiologiſchen Verrichtungen theilen ſie alle nach einem gemeinſamen Plane; in der Lebensdauer, in der Dauer der Schwangerſchaft, in dem Eintritt der Mannbarkeit finden ſich neben den zahlreichen Schwankungen, denen das menſchliche Geſchlecht in Bezug auf jeden dieſer Punkte ausgeſetzt iſt, keine beſtändigen Zeitunterſchiede, welche die verſchiedenen Racen von einander trennten. Alle ihre Differenzen ſind Abweichungen in den Größenproportionen der Körpertheile und hauptſächlich in der Bildung und Färbung der äußeren Bedeckungen. Gewiß, wenn die Natur nicht den Neger ſchwarz, den Indianer roth gefärbt hätte, ſo würde in der ganzen übrigen Organiſation dieſer Stämme zwar vielleicht der ſonderungsluſtige Sinn des Naturforſchers, aber nie die allgemeine Phantaſie der Menſchen einen Grund geſucht haben, ſie

als verſchiedene Arten zu behandeln und von einem gemeinſamen Urſprunge auszuſchließen. Denn die wirklich noch vorhandenen Unterſchiede gehen, wie alle Differenzen, die nur auf Größenverhältniſſen und deren wechſelnden Combinationen beruhen, durch unzählige Mittelſtufen in einander über; ſelbſt die Farbencontraſte mildern ſich durch die Beobachtung, daß zwar eigentliche Mitteltinten nicht vorkommen mögen, daß dagegen in einzelnen Fällen, in einzelnen Hautflecken am Ende jede Race das unterſcheidende Pigment der andern produciren kann, daß folglich auch dieſe Abweichungen immer wieder aus einem allgemeinen Gattungscharakter entwickelbar erſcheinen. Fügen wir endlich hinzu, daß verſchiedene Racen ſich durch Kreuzung fortzupflanzen im Stande ſind, ſo geht aus alle dem ohne Zweifel hervor, daß die engſte Analogie der phyſiſchen Bildung alle dieſe Variationen des menſchlichen Geſchlechtes vereinigt.

Aber alle dieſe Umſtände, ſelbſt der letzte, wie ich ſpäter zu bemerken haben werde, beweiſen nicht, daß dieſe phyſiſche Analogie auch eine hiſtoriſche Verwandtſchaft des Urſprungs einſchließe. Jene beſchwichtigenden Vergleiche ſind unſicher, die den Abſtand zweier Extreme durch unzählige Mittelſtufen verwiſchen möchten; denn eben, wenn wir zugeben, daß durch unmerkliche Größenveränderungen das eine in das andere übergehen könne, ſo iſt auf dieſe Weiſe zuletzt Alles aus Allem zu machen. Es handelt ſich aber darum, ob die Natur mit ihren wirkenden Kräften an dem phyſiſchen Material, welches ſie bearbeitet, gerade dieſe Reihe von Uebergängen vollziehen kann, welche unſere Phantaſie an dem bloßen Bilde einer Geſtalt mit größter Leichtigkeit ausführt. Es fällt nicht ſchwer, in Gedanken jede Kryſtallform durch immer wiederholte kleine Abſtumpfungen und Zuſchärfungen der Kanten und Ecken zuletzt in jede andere zu verwandeln. Aber die Mineralien ſind eigenſinniger; ſie verweigern oft durchaus, neben ihrer gewöhnlichſten Form eine andere anzunehmen, die blos ſtereometriſch betrachtet, jener ganz nahe verwandt ſcheinen könnte; für die bildenden Kräfte lag ſie doch ſehr weit ab und war gar nicht erreichbar. Von der menſchlichen Geſtalt wiſſen wir gar nicht, welchen großen oder kleinen Werth für ſie jene Pro-

portionsverſchiedenheiten haben, die wir in den Racen antreffen; den Werth der Hautfärbung dagegen bin ich ſogar geneigt ſehr hoch anzuſchlagen, denn durch die Bildung der Haut überhaupt unterſcheidet der Menſch ſich ſehr weſentlich von den Thieren.

Nun iſt es wahr, daß die in früheren Zeiten lebhaft bemerkten Contraſte zwiſchen den einzelnen Racen ſich gegenwärtig durch die beſſere Kenntniß vieler Zwiſchenformen, welche ihre extremſten Formen unter einander nähern, etwas gemildert haben. Allein einen erheblichen Beweis für die Einheit des ganzen Geſchlechtes kann ich doch hierin nicht finden. Geſchichtlich iſt es äußerſt unwahrſcheinlich, daß nicht ſchon früh ſelbſt zwiſchen Stämmen von ſehr abweichender Bildung Kreuzungen ſtattgefunden haben ſollten, aus denen allmählig eine Menge von Mittelformen entſtanden ſein kann. Wir können daher freilich nicht geneigt ſein, jede Stammeigenthümlichkeit, die ſich jetzt noch vorfindet, ſelbſt wenn ſie in größeren Bezirken herrſchend vorkommen ſollte, unmittelbar als eine urſprüngliche beſondere Form der menſchlichen Gattung zu betrachten. Es liegt in der Natur der Sache und iſt immer ſo gehalten worden, daß hier, wie bei der Betrachtung jeder Mannigfaltigkeit, in der durch viele Mittelſtufen am Ende ſehr verſchiedenartige Glieder verbunden ſind, unſere Aufmerkſamkeit ſich beſonders auf jene ausgezeichneten Punkte der Reihe richtet, in denen Merkmale, welche von da nach beiden Seiten hin an Deutlichkeit und Reinheit abnehmen, ſich am beſtimmteſten zu einem in ſich abgeſchloſſenen und ausdrucksvollen Bilde verdichten. Finden wir nun, daß es ſolcher Punkte mehrere gibt; finden wir, daß eine Menge eigenthümlicher Bildungszüge, die in verſchiedenen Stämmen vereinzelt und andeutungsweiſe vorkommen, ſich in andern allmählig ſammeln und eine gewiſſe ausſchließliche Combination unter einander eingehen; finden wir, daß ſie zuletzt, jeder einzelne deutlicher hervortretend, eine immer feſtere und charakteriſtiſchere Verbindung knüpfen, und ſehen wir endlich, daß dies ſo entſtehende Bild nicht nur eine zufällig irgendwo vorkommende Sonderbarkeit, ſondern das gleichförmige Gepräge einer großen, ausgedehnten, immer in gleicher Weiſe ſich wieder erzeugenden Nation iſt: ſo geſtatten dieſe That-

ſachen zunächſt gewiß nur den einen wahrſcheinlichen Schluß, daß man in jedem ſolchen Bilde eine urſprüngliche Geſtaltungsform erreicht habe, die nicht aus vielerlei bedingenden Umſtänden allmählig zuſammengefloſſen ſei. Viel eher werden wir die Mittelformen, die zwiſchen dieſen ausgezeichneten Punkten liegen, als Producte ſolcher Nebenbedingungen faſſen, welche die eine oder die andere jener feſteren Stammformen in minder charakteriſtiſche Bildungen abgelenkt haben. Die Geſtalten des Negers und des rothen Indianers ſind beiſpielsweis zwei ſolche durchaus lebendige und in ſich zuſammenſtimmende Gemälde, deren einzelne Züge eine unbefangene Anſchauung kaum aus tauſend verſchiedenen kleinen Einwirkungen von außen würde herleiten mögen. Es kommt hiergegen ſehr wenig in Betracht, daß auch ohne Kreuzung der Racen manche Europäerköpfe den Typus des Negers oder ſein Wollhaar zeigen; eine Thatſache, die ohnehin, wenn man nicht eine ziemlich oberflächliche Aehnlichkeit für Gleichheit nehmen will, außerordentlich viel ſeltner ſein dürfte, als angenommen wird. Es kommt wenig in Betracht, daß auch unter Negern einzelne weiße oder hellfarbige Kinder geboren werden, unter Europäern partielle Hautſchwärzungen vorkommen. Alle dieſe Erſcheinungen ſind aus Krankheit oder local und zeitlich beſchränkten Bedingungen erklärbar; keine tritt bei großen Völkern dieſer Racen als eine durch Jahrhunderte hindurch gleichförmig wiederkehrende Aeußerung ihrer lebendigen Geſtaltungstriebe auf. So lange daher nicht andere Erwägungen uns eine entgegengeſetzte Anſicht aufdrängen, wird die urſprüngliche Verſchiedenheit einer nicht ſehr großen, obgleich vielleicht niemals genau beſtimmbaren Anzahl von Stammformen die natürlichere Annahme ſein; doch hat es allerdings ein ſelbſtändiges naturwiſſenſchaftliches Intereſſe, der Möglichkeit einer Umformung dieſer Typen in einander nachzuforſchen.

Die Verſchiedenheiten der Wohnplätze, der Klimate, der Nahrung und Lebensweiſe, ſo wie der geiſtigen Cultur ſind als Bedingungen dieſer Umwandlung in Anſpruch genommen worden. Geſchichtliche Beobachtungen liegen indeſſen nicht vor, welche von irgend einer Combination dieſer wandelbaren Elemente die Fähigkeit bezeugten,

jene ſo weit gehenden Veränderungen der menſchlichen Entwicklung hervorzubringen. Wir ſind genöthigt, ſtückweis die Wirkungen zuſammenzuleſen, die jedes von ihnen in geringerem Maße auf die Geſtaltung einzelner beſſer bekannter Stämme ausübt, und doch ſind ſelbſt dieſe Einzeleinflüſſe noch nicht alle durch genügende Beobachtungen ſicher geſtellt; noch unſicherer wird das Bild ihres Geſammterfolges ſein, das wir uns entwerfen. Die Wirkung, welche Licht und Schatten auf die Haut äußern, war ohne Zweifel wenigſtens für die außerwiſſenſchaftliche Phantaſie immer der überredendſte Beweis für die Macht des Klima. Daß die heiße Sonne Sudans den weißen Menſchen zum Neger geſchwärzt, galt als die natürlichſte Hypotheſe, der etwas ſchüchterner als Gegenbild die Vermuthung nicht gefehlt hat, der urſprünglich ſchwarze Urmenſch ſei unter günſtigen Bedingungen allmählig zum Kaukaſier gebleicht. Der weiße Menſchenſtamm ſchien in ſeinen beiden Varietäten, der blonden gelb- oder rothhaarigen lichthäutigen blauäugigen und der brünetten ſchwarzhaarigen dunkelhäutigen ſchwarzäugigen, ſchon die Anlage zu einem Auseinandergehen in verſchiedene Racen zu tragen; fügte man die Annahme hinzu, daß die Färbung der Haare und der Haut auf einem und demſelben phyſiologiſchen Grunde beruhe, ſo lag die Hoffnung nahe, die Mannigfaltigkeit der Typen aus dieſem einen entwickeln zu können. Die Thatſachen entſprachen dieſer Hoffnung nicht. Der ganze durch alle Zonen ausgedehnte Continent Amerikas war von dem trotz zahlreichen Modificationen doch identiſchen zimmtbraunen Stamme bewohnt, von dem nur die nördlichſte Bevölkerung in den Polargegenden abweicht; in der heißen Zone der alten Welt finden ſich von Weſt nach Oſt Negervölker, braune malayiſche Stämme und weiße kaukaſiſche unter kaum verſchiedenen klimatiſchen Bedingungen; in den gemäßigten Erdgürtel theilen ſich kaukaſiſche und mongoliſche Bildung. Nie hat ferner, wo eine Kreuzung der Racen mit Sicherheit ausgeſchloſſen war, ein weißer Stamm unter den Tropen mit der oberflächlichen Hautbräunung zugleich ihre negerartige Sammtglätte, ſein Haar die Natur der Wolle, ſeine Kopfbildung den Typus der ſchwarzen Race oder ſein geiſtiges

Leben das Naturell derſelben angenommen, noch iſt umgekehrt mit der Verbleichung, die das Colorit des Negers unter einem unzuſagenden kältern Klima erfährt, ein wirklicher Uebergang in kaukaſiſche Bildung verbunden geweſen. Nachdem die Negerbevölkerung Amerikas ſo zahlreiche Gegenſtände der Beobachtung dargeboten hat, lohnt es ſich nicht mehr, auf einzelne unanalyſirbare Erzählungen früherer Zeit zurückzukommen, nach denen irgend ein einzelner Neger in Europa gebleicht ſein ſoll. Daß Jahrtauſende hierin mehr bewirken würden, als Jahrhunderte, iſt nicht wahrſcheinlich; denn Jahrtauſende ſind es doch ſchon, daß wir weit weniger auffallende Bildungsunterſchiede nahe unter einander verwandter Stämme ungeſchmälert fortdauern ſehen. Man hat dieſen Erfahrungen ſich zu accommodiren geſucht. Jede Race ſei am Anfange der Geſchichte, obwohl nicht nothwendig gleichzeitig, in einem Klima, das ihr entſprach, aus dem Urſtamme hervorgegangen; einmal entſtanden aber ſei ſie unveränderlich geworden und der urſprüngliche allgemeine Charakter der Menſchheit, nachdem er eine dieſer ſpecifiſchen Geſtaltungsformen angenommen habe, könne nun durch keine entgegengeſetzten klimatiſchen Einflüſſe mehr in die Stammform zurück, oder in andere Racengeſtalten hinübergebildet werden; nur die Kreuzung der Racen ſtelle mittlere Formen wieder her. Mancherlei Schickſale ſeien hinzugekommen, um die ſo entſtandenen Varietäten über die Grenzen ihrer urſprünglichen Wohnſitze hinaus zu treiben, und die gegenwärtige klimatiſche Verbreitung derſelben entſpreche nicht mehr den klimatiſchen Bedingungen ihrer Entſtehung. Man ſieht indeſſen, wie nahe dieſe Meinung eigentlich doch der andern kommt, daß jene urſprüngliche Einheit nur in dem Gattungsbegriffe des Menſchen gelegen habe; denn da für ſie ſelbſt der kaukaſiſche Typus nur eine dieſer klimatiſch abgeleiteten Formen ſein kann, weil er als Urform ja noch jene Umwandlungsfähigkeit in verſchiedene Racen beſitzen müßte, ſo iſt die Annahme eines phyſiſch realiſirten und hiſtoriſch vorhanden geweſenen Urbildes eine willkührliche Zuthat zu dem Beſtehenden.

Auch Erfahrungen aus der Thierwelt ſind der Annahme ſo großer

klimatiſchen Einflüſſe nicht günſtig. Man wird nicht Beiſpiele anführen mögen, deren Beweiskraft nur auf gleich unſicheren Vermuthungen beruhen würde, wie vielleicht die außerordentliche Verſchiedenheit der Hunderacen. Da wir durchaus nie eine derſelben ohne Kreuzung mit einer andern ihren Typus verlaſſen ſehen, ſo iſt die Vorausſetzung ohne Grund, ſie für mannigfaltige Ausartungen einer früher beſtandenen Urrace zu halten; vielmehr iſt ihre urſprüngliche Verſchiedenheit gleich wahrſcheinlich wie die der Menſchen. Rinder, Pferde und Schafe dagegen ſehen wir allerdings unter dem Einfluſſe der Zucht und des Klima in Spielarten auseinandergehen, deren äußerer Umriß zum Theil ziemlich auffällig von dem allgemeinen Typus ihrer Gattung abweicht, nicht nur dadurch, daß bald die Fetterzeugung, bald die der Wolle geſteigert wird, und daß einzelne übermäßige oder ſeltſame Bildungen der Hörner und Schwänze ſich einfinden, ſondern auch durch Aenderungen in den Proportionen der Skeletbildung, die ſich bei Reinhaltung der Race fortpflanzen. Dieſe Verſchiedenheiten entſprechen den ähnlichen Variationen des Wuchſes, die wir innerhalb deſſelben menſchlichen Stammes nach Maßgabe der äußeren Bedingungen oft eintreten ſehen und ebenſo oft vermiſſen. In der Regel verkürzt ſich die Geſtalt bei höherer Kälte des Klima, aber der größte Wuchs gehört doch der gemäßigten Zone; mäßig trockene und warme Ebenen entwickeln die Formen voll und kräftig zugleich, feuchte Niederungen erzeugen eine ſchlaffe breite Fülle, Berghöhen geben kürzere, gedrungene und magere Geſtalten; übermäßige, ſchon während des Wachsthums beginnende Arbeit hält den Wuchs zurück und die Bevölkerung der Städte iſt durchſchnittlich länger und ſchlanker als die des Landes. Aber die Ausnahmen von allen dieſen Regeln ſind zahlreich und man erinnert ſich an ihnen, daß die äußeren Bedingungen ein vielverſchlungenes Gewebe ſind, deſſen Kenntniß noch in ſeinen Anfängen iſt. In den Thieren nun zeigen alle jene Variationen, wie ſie auch entſtanden ſein mögen, nicht die Kraft, ſich nach dem Aufhören ihrer Urſachen und unter verändertem Klima fortzuerhalten; ſie arten nach und nach in den allgemeineren Charakter der Stammart zurück.

Die Erfahrungen ſprechen daher im Ganzen nicht für eine ſo bedeutende umgeſtaltende Kraft der äußern Einflüſſe, welche wir jetzt kennen; und in der That hat man oft verſucht, die Bildung der Racen von andern uns unbekannten, aber intenſiver wirkenden klimatiſchen Gewalten der Vorzeit abzuleiten. Es liegt eine gewiſſe Häufung des Schwierigen darin, für ein Ereigniß, deſſen Wirklichkeit nicht ſicher iſt, Urſachen anzunehmen, von denen man ſich keine Vorſtellung machen kann. Beruft man ſich darauf, das Leben der Erde ſei vormals ſchöpferiſcher, intenſiver geweſen als jetzt, ſo wird dieſe etwas unbeſtimmte Anſchauung ganz ebenſo leicht für die entgegengeſetzte Anſicht benutzbar ſein. Je productiver die Erde war, deſto wahrſcheinlicher, daß ſie gleich anfangs verſchiedene Typen neben einander ſchuf. Gleichwohl wird es unmöglich ſein, die Vermuthung einer urſprünglichen Einheit des Menſchengeſchlechts vollkommen zu widerlegen, und ſo gewichtvoll die Analogien ſein mögen, auf welche ſich die Abneigung der Naturforſcher gegen ſie gründet, ſo reichen ſie doch nicht aus, auf eine zwingende Weiſe die nothwendige Vielheit der anfänglichen Bildungen darzuthun.

Sollte indeſſen der Gedanke einer allmähligen Entwicklung der Racen durch äußere Einflüſſe wieder aufgenommen werden, obwohl er die Abhängigkeit eines Organiſationstypus von der unorganiſchen Welt in ebenſo greller Weiſe wie der entſchloſſenſte Materialismus lehrt, ſo würden wir doch die klimatiſchen Einflüſſe nur als mithelfende Bedingungen anſehen, welche den Bildungstrieb zwar aus der Richtung ſeines urſprünglichen Weges ablenken, in einen neuen Weg aber nur deshalb überführen können, weil er ſelbſt in dieſen überzuſpringen und in ihm zu verharren eine natürliche Neigung hat. Wenn zu einem chemiſchen Element eine größere Menge eines zweiten gefügt wird, als zur Erzeugung der niedrigſten Verbindungsſtufe beider gehört, ſo bleibt der Ueberſchuß zunächſt unverbunden. Vermehrt man ihn aber noch weiter, ſo kann ein Punkt kommen, an welchem unter günſtigen Verhältniſſen auch dieſe vergrößerte Maſſe des zweiten Elements von dem erſten völlig gebunden wird und mit ihm zu einer andern eigenthümlichen Verbindung zuſammenſchmilzt.

Aehnlich könnte man ſich vorſtellen, daß auf eine feſtſtehende organiſche Form die Summe der äußern Einflüſſe zuerſt umgeſtaltende Einwirkungen ausübt, die lange Zeit nicht vermögen, die beſtändige Wiedererzeugung dieſer Stammform zu verhindern, und die deshalb nur untergeordnete individuelle oder nationale Eigenthümlichkeiten begründen, den Variationen der Zuchtthiere vergleichbar, die nur ſo lange dauern, als ihre bedingenden Urſachen. Aber es könnte bei längerer Dauer ſolcher Einflüſſe ein Punkt erreicht werden, an welchem der organiſirenden Kraft ihre Selbſterhaltung leichter wird, wenn ſie die urſprüngliche Form ganz aufgibt und in eine neue überſpringt, eine ſolche nämlich, die in der allgemeinen Gleichung des Organismus ebenſo wie jene, nicht nur als Möglichkeit, ſondern als bevorzugte Möglichkeit enthalten war, weil in ihr, wie in jener, die bildenden Triebe wieder ein ſtabiles, zu beſtändiger Wiedererzeugung fähiges Gleichgewicht gefunden haben. Die Mannigfaltigkeit aller möglichen Bildungsformen würde uns dann wie eine Reihe erſcheinen, welche mehrere Maxima der Feſtigkeit, der innerlichen Uebereinſtimmung und der organiſchen Selbſterhaltungskraft beſitzt. Wird die organiſche Entwicklung durch äußere Einflüſſe von einem dieſer Maxima, dieſer ausgezeichnetſten Geſtalttypen abgelenkt, ſo erzeugt ſie zunächſt ſchwankende, veränderliche, ungewiſſe Formationen, die beſtändig, wenn die äußern Bedingungen nachlaſſen, nach jenem feſteren Typus zurück gravitiren, dem ſie am nächſten liegen. Iſt jedoch einmal der bildende Trieb durch eine Summe von Ablenkungen bis zur Waſſerſcheide zwiſchen ſeinem eignen Gebiet und dem des benachbarten Maximum getrieben, ſo wird er nun nicht mehr durch die Kraft der äußern Umſtände, ſondern durch ſeinen eignen Fall, ſeine eigne Beſchleunigung, die wieder ein ſicheres Gleichgewicht der Kräfte ſucht, völlig über ſich ſelbſt hinausgeführt, und es entſtehen Bildungen nach einem neuen, wieder conſtanten Typus, der ebenſo wie der frühere eine Wurzel der allgemeinen Formgleichung iſt. Eine ſolche Vorſtellungsweiſe würde die große Zähigkeit erklären, mit welcher gewiſſe, von äußeren Bedingungen unabhängig gewordene Hauptformen ſich überall erhalten; ſie würde zugleich begreiflich

machen, wie um dieſe herum ſich eine große Anzahl veränderlicher, leichter verwiſchbarer, in Wahrheit von äußern Einflüſſen abhängiger Zwiſchenformen gruppirt, und endlich würde ſie die Entſtehung einer jener Hauptformen aus der andern als möglich erſcheinen laſſen, ohne zu durchaus ungewohnten und unangebbaren Urſachen der Umwandlung greifen zu müſſen. Was eine Jahrtauſende hindurch fortgeſetzte Einwirkung äußerer Reize auf einen Stamm, deſſen Natur durchaus nur zu einer einzigen feſten Entwicklungsweiſe vorbeſtimmt war, nicht bewirken konnte: dieſe Mannigfaltigkeit der Geſtaltungen konnte recht wohl aus derſelben Einwirkung hervorgehen, wenn ſie auf einen Bildungstrieb geſchah, der außer vielen zufälligen Ausprägungen, in denen er nicht ruhen kann, doch von Haus aus in mehreren Accorden von gleich feſter Fügung ſich auszugeſtalten vermag. Aber freilich iſt erfahrungsmäßig auch dies noch nicht erwieſen, was wir hierbei vorausſetzen, daß nämlich jene zahlreichen Uebergangsformen, ihrer natürlichen Heimat entrückt, weniger unwandelbar ſind, als die Kernformen, die wir uns als ihre Ausgangspunkte dachten.

Auf alle Fälle würde die Mannigfaltigkeit der wirklich vorkommenden Formunterſchiede zu groß ſein, um ſie hier zu beſchreiben, und das Intereſſe einer allgemeinen Anthropologie erfordert nicht die Löſung dieſer umfänglichen ethnographiſchen Aufgabe. Suchen wir aber nur jene Hauptformen auf, ſo ſcheint kein Grund vorhanden, die bereits von Blumenbach gegebene Eintheilung in die fünf Hauptſtämme der Neger, der amerikaniſchen Rothhäute, der Malayen, der Mongolen und der Kaukaſier zu verlaſſen.

Mit Ausnahme der blaß fleiſchroth bleibenden Innenflächen von Hand und Fuß färbt der bei der Geburt röthliche Körper des Negerkindes ſich ſehr bald durch eine unter der Oberhaut liegende Schicht von Pigmentzellen. Die Schwärze, deren hellere und tiefere Töne zum Theil nationale Verſchiedenheiten der Stämme ſind, wird intenſiver durch Hitze und Licht, und bleicht im Alter und in kälterer Luft. Die Haut iſt ſammetweich und ölig, durch eine beſtändig ſtark riechende Ausdünſtung dem Europäer unangenehm. Die Haare, kohlſchwarz, nicht von kreisrundem, ſondern von länglichem Durch-

ſchnitt, in der erſten Kindheit weich, bald härter, in einzelnen Büſcheln zuſammenſtehend, drehen ſich in Spiralen von ſehr geringer Weite und verfilzen ſich, das einzelne nicht länger als einige Zoll, unter einander zu einem dichten wollartigen Gewebe. Die Dimenſionen des Körpers erinnern in vieler Beziehung an thieriſche Formen. Das Becken, wenigſtens des männlichen Geſchlechts, iſt enger als das der kaukaſiſchen Race und die Darmbeine ſtehen ſteiler aufgerichtet, daher eine geringere Breite der Hüften und hervorhängender Unterleib. Der Oberarm iſt entweder kürzer oder doch nicht länger als der des Europäers, aber der lange Vorderarm und die ebenfalls lange und ſchmale langfingerige Hand bewirken einen auffallenden Eindruck von Langarmigkeit. Auch der Oberſchenkel iſt im Verhältniß zum Unterſchenkel kürzer, Proportionen, die lebhaft an die ähnlichen des Affenkörpers erinnern. Das Bein iſt mager und ſoll häufig ſehr kenntlich durch ſeitliche Zuſammendrückung die Form des Thierbeines zeigen. Eine wenig entwickelte Wade leitet endlich zu einem übelgeformten langen Plattfuß, deſſen ganze Sohle den Boden berührt, ohne Spannhöhe, mit breitem niedrigen Hacken und kleinen Zehen, von denen die große deutlicher als bei Europäern der zweiten an Länge nachſteht und beſonders durch ihr Abſtehen von den übrigen an thieriſche Bildung erinnert. Ein kurzer Hals mit ſtarker Musculatur trägt den ſeitlich zuſammengedrückten, von vorn nach hinten länglichen Kopf. An die niedrige geneigte Stirn ſchließen ſich zwiſchen ſtumpf vorragenden Rändern der Augenhöhle platte Naſenbeine mit abgerundetem Ausſchnitt, breit vorſpringende eckige Jochbeine, weit nach vorn ausladende Kiefer mit ſchräg auf einander treffenden Zahnreihen und dicken wulſtigen Lippen. Das zurückweichende Kinn iſt faſt bartlos, das Ohr klein, aber dick in ſeiner Wandung und abſtehend. Eine horizontale Linie, die Oeffnung des äußern Gehörganges berührend, bildet mit einer andern, welche die hervorragendſten Punkte von Stirn und Oberkiefer verbindet, einen Winkel von 70—75°. Dieſer Winkel iſt in allen Racen bei dem Kinde größer als bei dem Erwachſenen; bei dem Neger wächſt, wie bei dem Orang Utang, der Geſichtstheil des Kopfes beſonders ſtark

nach, und der Schädel tritt um ſo mehr gegen ihn zurück. Die ſchwärzeſte Färbung der Neger findet ſich nicht genau unter dem Aequator, ſondern nördlich und ſüdlich von ihm; das ganze häßliche Bild dieſes Typus iſt in vielen Stämmen durch feinere Bildung veredelt. Die ebenholzſchwarzen Joloffs, die röthlichen Aſchanti's, die gelblich ſchwarzen Mandingos und Fellatahs, auch an intellectuellen Anlagen hervorragend, beſitzen edleren Wuchs und zum Theil ſchöne Geſichtszüge; ſelbſt die breite und eingedrückte Naſe iſt in einigen Stämmen durch eine hervortretende faſt adlerartige Bildung verdrängt. Die ganze Race iſt urſprünglich auf das Innere, den Weſten und Süden des afrikaniſchen Continents beſchränkt; im Südweſten ſchließt ſich an ſie die ſchmutzig hellbraune kleine hagere und häßliche Nation der Hottentotten, im Südoſten die größere wohlgewachſene broncebraune Race der Kaffern.

Der rothe Menſchenſtamm bewohnt mit Ausnahme der Polarregionen das ganze amerikaniſche Feſtland. Das Colorit, von der Farbe eingeweichten Sohlenleders bis zu verſchiedenen Schattirungen dunkleren und helleren Rothbrauns wechſelnd, iſt tiefer und ausgeprägter bei bedeutender Uebung körperlicher Bewegung. Trotz mannigfacher Unterſchiede der einzelnen Stämme iſt doch der im Ganzen ſehr gleichförmige Eindruck, den die Bildung aller macht, von jeher von den Beobachtern hervorgehoben worden. Der Wuchs der meiſten iſt nicht ſehr hoch, ſondern gedrungen und unterſetzt, Bruſt und Arme musculös und entwickelt, die Beine weniger voll und wohlgebildet. Die Hände, deren Kälte als ein charakteriſtiſches Zeichen ſelbſt bei Miſchlingen der Race mit Europäern noch vorkommen ſoll, ſind klein, wie auch die Füße; Finger und Zehen ſchmal und lang, die große Zehe etwas abſtehend; die Haltung des Körpers aufgerichtet, der Unterleib lang und hervortretend. Der Kopf, dem mehrere Stämme durch Preſſen und Binden in der Kindheit künſtliche Formen geben, iſt bei wenig entwickeltem Hinterhaupt breit in der Mitte. Das Geſicht iſt groß, doch nicht platt, ſtark hervortretende, doch nicht eckige Backenknochen verlegen ſeine größte Breite in die Gegend der Wangen, die gerundet, voll und geſchwungen ſind; aber auch im

Profil ist die Entfernung vom Ohr bis an die Umrißlinie des Gesichts bedeutend. Die niedrige geneigte nach oben sich verengende Stirn deckt mit hervorragenden Höckern weite tiefe etwas nach innen und unten gestellte Augenhöhlen; die Augen selbst, mit schwarzer oder brauner Iris, von bogenförmigen Brauen überwölbt, sind von ernstem finsterem Blick, dessen Contrast mit dem sanfteren Ausdruck des großen Mundes erwähnt wird. Die Nase tritt mehr oder weniger gebogen, häufig in der Form der Adlernase oder mit einer Brechung ihrer Umrißlinie hervor; die Lippen sind breit, doch nicht wulstig; das Ohr zierlich und klein, der Bart meist sehr dünn oder kaum vorhanden, das Haar schwarz grob lang glänzend und durchaus schlicht. So herabgekommen viele dieser Stämme sein mögen, so liegt doch in ihrem Bildungstypus ein Charakter, der zu ästhetischer Idealisirung weit mehr als die Gestalt des Negers auffordert.

Die malayische Race gewährt ein weniger charakteristisches Bild. Die Inseln des indischen und des großen Oceans sind von einem Völkergemisch eingenommen, dessen Herkunft und dessen Zugehörigkeit zu den übrigen Racen schwer zu ermitteln ist. Unter diesen Stämmen unterscheidet man die Malayen, die von den Philippinen, wie es scheint, und von den umliegenden Inseln als ihrer Heimat ausgegangen, auf dem Festland die Halbinsel Malacca besetzt haben. Ihre Hautfarbe ist braun, in mannigfachen Schattirungen vom Kastanienbraun bis zum Rhabarbergelb wechselnd, das reiche Haar des Kopfes schwarz, dicht lockig und weich, die Gestalt schlank und von mittler Größe, doch musculös und außerordentlicher Gewandtheit fähig; Hände und Füße klein. Der Schädel ist mäßig schmal, die Stirn hoch und krumm gewölbt, die Augen weitgeschlitzt, die Nase breit und weitflügelig, der Mund groß, der Oberkiefer wenig hervorspringend, das Kinn spitz, die Züge des länglichen Gesichts mehr ausgeprägt als abgerundet.

Die gelbe mongolische Race ist über ein ungeheures Terrain ausgebreitet. Sie nimmt die Polarregionen von Europa und Amerika ein und wohnt in Asien vom kaspischen Meer und vom Ural bis nach Japan und Korea, vom nördlichen Eismeer bis zum Himalaya,

dem Ganges, dem Meerbuſen von Bengalen. Die große Mannigfaltigkeit der Klimate dieſer ausgedehnten Landſtrecke und die Verſchiedenheit der Cultur, welche ſie ihren Bewohnern erlaubt, bringt auch in die körperlichen Eigenſchaften der Race manche Abweichungen. In der bezeichnendſten Geſtalt repräſentiren den mongoliſchen Typus die noch jetzt nomadiſirenden Hirtenvölker Inneraſiens. Der kugelige oder faſt würfelförmige Schädel zeigt eine niedrige zurückweichende platte Stirn, ſehr vorſpringende eckige Jochbeine, die dem flachen Geſicht ſeine größte Breite in der Wangengegend zwiſchen den großen abſtehenden Ohren geben. Die Naſe iſt kurz, flach und breit, mit plattem Stirnraum über ihrer eingedrückten Wurzel; die enggeſchlitzten ſchief nach innen und unten geſtellten Augen ſtehen weit auseinander, ihr innerer Winkel iſt abgerundet, die Lider dick, die Brauen ſchwach. Das Haar, nicht reichlich, iſt ſchwarz und ſchlicht, der Wuchs von mittler Größe, richtig proportionirt, wenig Fleiſchfülle der leichten und dauerhaften Geſtalt. Die Farbe der Haut, weizengelb, bräunlich bei dieſen nomadiſchen Stämmen, wird dunkler bei den Polarvölkern, die mit niedrigerem Körperbau und äußerſt reizbarem Nervenſyſtem unter den ungünſtigſten äußern Bedingungen leben. In den ſeßhaften und civiliſirten Nationen der Race, Chineſen und Japaneſen, hellt das Colorit ſich auf, und namentlich das weibliche Geſchlecht der höhern Stände nähert ſich der Weiße der kaukaſiſchen Haut; Geſichtszüge und Geſtalt bewahren den Typus der Race getreuer und erſcheinen in ſeinem eigenen Sinne veredelt.

Es iſt unnöthig, die bekannten Eigenthümlichkeiten der kaukaſiſchen Race, das Oval des Geſichtes, die Höhe und Wölbung der Stirn, das ſenkrecht niedergehende Profil mit zurückgehaltenem Mund und gewölbtem Kinn, ſo wie die übrigen Proportionen der Geſtalt hier ausdrücklich zu erwähnen. Wie dieſer Stamm als Träger der geſchichtlichen Entwicklung des menſchlichen Geſchlechtes unſere ſpäteren Betrachtungen vorzugsweiſe beſchäftigen wird, ſo werden wir auch Veranlaſſung haben, der charakteriſtiſchen Züge ſeiner einzelnen Zweige noch weiter zu gedenken.

Wie nun die zahlreichen Mittelformen, auf welche keines dieſer

typiſchen Bilder ganz paßt, wie z. B. die Papuas und Alfuros der Südſeeinſeln ihnen anzuſchließen ſind, welche Bildungen ferner als Kreuzungen verſchiedener Racen, welche anderen als klimatiſche Modificationen zu faſſen ſind: über dieſe Fragen müſſen wir die Entſcheidung der ſpeciell vergleichenden Ethnographie und wahrſcheinlich einer viel ſpäteren Zukunft überlaſſen. Unſere wirklichen Beobachtungen ſcheinen mir nicht in hinlänglich lange Zeiträume zurückzureichen, um über den Einfluß des Klima in dieſer Beziehung urtheilen zu können; ſie ſind ſelbſt unzulänglich, um die Wirkung der Racenkreuzungen vollſtändig zu überſehen. Daß aus dieſer zunächſt eine zur Fortpflanzung fähige Nachkommenſchaft entſpringe, iſt nicht in Bezug auf die Vermiſchung jeder Race mit jeder völlig erwieſen, obwohl an ſich glaublich genug. Daß jedoch alle Miſchlinge auch ohne neue Verbindung mit einer der Stammformen ins Unbegrenzte fortpflanzungsfähig ſeien, iſt nicht außer allem Zweifel und in Amerika ſelbſt ſcheint man gegen dieſe Fähigkeit Mißtrauen zu hegen. Die erſtmalige Kreuzung zweier Racen erzeugt ſtets eine Miſchform aus den körperlichen Differenzen der Aeltern, während innerhalb einer Race die individuelle Eigenthümlichkeit des einen erzeugenden Theils ſich oft mit faſt völliger Ausſchließlichkeit auf die Kinder überträgt. Indeſſen ſind hauptſächlich die Farbennüancen der Miſchlinge, weniger die Architectonik ihres Körperbaues bisher Gegenſtand des Studiums geweſen. Die Kreuzung von Weißen und Negern in den Mulatten, die von Weißen und Indianern in den Meſtizen bringt häufig, namentlich aber durch ſpäter wiederholte Verbindung dieſer Miſchlinge mit dem weißen Stamme, ſehr ſchöne, auch geiſtig wohlbegabte Bildungen hervor. In der fünften Generation einer wiederholten Rückmiſchung mit Weißen geht in den Mulatten die letzte Spur des Negerblutes verloren; aus der vierten zwiſchen Mulatten und Negern gehen wieder völlig ſchwarze Nachkommen hervor. Die Abkömmlinge von Negern und Indianern, Chinos, bilden eine der häßlichſten Miſchungen, ſowohl leiblich als hinſichtlich der Gemüthsart. In den Cafuſos hat das indianiſche Roth und das äthiopiſche Schwarz ſich zu dunklem Kaffeebraun verſchmolzen, und wie in den

Zügen des Geſichts, ſo zeigt ſich die Miſchung der Racen beſonders in der Haarbildung; das lange ſtraffe indianiſche Haar ſteigt von der Mittelſtirn fußhoch auf und verfilzt ſich, an ſeinen Spitzen nach Art der Negerwolle gekräuſelt, zu einem dichten Gewebe.

Die Erwähnung dieſer Verhältniſſe führt uns noch zu einem Geſichtspunkt, den man in der Betrachtung der Mannigfaltigkeit der Menſchenformen am liebſten ſogleich einzunehmen pflegt. Denn ganz gewöhnlich beginnt man dieſe Ueberlegungen mit der Behauptung, es ſei vor allem nöthig, den Begriff einer natürlichen Art oder Species und den einer Spielart oder Varietät ſo genau als möglich feſtzuſtellen. Man ſucht den Satz zu begründen, daß alle Menſchenracen nur Spielarten einer Art, nicht verſchiedene Arten einer Gattung ſind. Ich habe dieſe Ausdrücke bisher nicht ſo erwähnt, als läge in ihnen ein entſcheidendes Motiv für die Faſſung unſerer Anſichten, und in der That glaube ich, daß ihre weitläufige Einführung und Discuſſion nur geeignet iſt, den eigentlichen Inhalt der Frage, um die es ſich handelt, unter einem logiſchen Formelſpiel verſchwinden zu laſſen. Es hat offenbar keinen Werth an ſich, ob man für die Unterſchiede der menſchlichen Racen den einen oder den andern Namen wählt; aber man ſucht eine Beantwortung der Frage, ob ſie alle aus einem und demſelben Urſtamme hiſtoriſch durch Zeugung und klimatiſche Einwirkungen entſtanden ſein können. Man glaubt dieſe Möglichkeit dadurch zu ſichern, daß man ſie nur als Spielarten einer Art vorausſetzt; ſie haben dann ein gemeinſames Bildungsgeſetz, das nur durch verſchiedenartige Beſtimmungen einzelner in ihm unbeſtimmt gelaſſener Größen in verſchiedene Formen ausläuft. Unſere Unkenntniß der organiſchen Bildungsgeſetze erlaubt uns jedoch nicht, dieſe weſentliche Identität des Typus aller Racen, oder eine ſo weit gehende Identität, daß alle Unterſchiede den äußeren Einwirkungen zugerechnet werden könnten, unmittelbar zu beweiſen. Wir ſehen uns deshalb nach einem äußern Kennzeichen um, an welchem wir uns derſelben verſichern können, und dies glauben wir in der Thatſache gefunden zu haben, daß die Menſchenracen ſich fruchtbar miſchen und die Producte ihrer Kreuzung zu weiterer Fort-

pflanzung fähig ſind. Man wird nicht leugnen können, daß dieſes Merkmal von Wichtigkeit iſt; denn ohne Zweifel, wenn die Natur die Grenzen zwiſchen den einzelnen Gattungen ihrer Geſchöpfe innehalten will, muß es irgendwo eine Verſchiedenheit der Geſtaltungstriebe geben, welche die Erzeugung von Mittelformen ausſchließt. Gewiß gehören daher die Menſchen durch dieſes Zeugniß der Erfahrung zu einer Gruppe zuſammen, in der ein weſentlich gleicher Bildungstrieb herrſcht. Aber ich weiß nicht, was wir gewinnen, wenn wir dieſe Thatſache in den Ausdruck umſetzen, die Menſchenracen ſeien nur Varietäten einer Art. Varietät iſt für ſie ein Titel ohne Einkünfte. Soll in ihm nur dies liegen, daß ſie ſich fortpflanzungsfähig vermiſchen können, ſo haben ſie dieſes ja immer gethan und thun es noch, ohne das Recht dazu von dieſem logiſchen Titel zu erwarten; und wir unſerſeits wußten es längſt, ſo weit es wirklich feſtſteht; ſo weit es aber erfahrungsmäßig nicht feſtſteht, werden wir es um dieſes Titels willen nicht gewiſſer glauben, als vorher. Denn was hindert uns anzunehmen, daß die äußeren Einflüſſe, welche aus ganz identiſchem Stamme verſchiedene Varietäten entwickelten, zuweilen vielleicht Unterſchiede hervorbringen, welche die weitere fruchtbare Vermiſchung derſelben hindern, daß es alſo wirkliche Varietäten derſelben Art gibt, denen jenes Kennzeichen mangelt, um deswillen wir den Menſchenracen nur dieſe Weite des Unterſchiedes zugeſtehen wollen? Die Unfruchtbarkeit mancher Ehen innerhalb derſelben Race, während doch nach ihrer Löſung beide Theile mit anderen Individuen fortpflanzungsfähig ſind, deutet auf die Möglichkeit eines ſolchen Verhaltens hin. Soll aber in dem Namen Varietät zugleich dies liegen, daß die Racen aus einem identiſchen Urſtamm durch äußere Einflüſſe entwickelt worden ſind, was berechtigt zu dieſem Ueberſchuſſe der Behauptung? Wenn zwei Bildungen ſich zu einer dritten miſchen können, ſo liegt darin kein Beweis dafür, daß ſie auch aus einer gemeinſamen vierten müſſen entſtehen können. In jener Miſchung durchkreuzen ſich *zwei* organiſche Bildungstriebe; daß dieſe Verbindung lebensfähige und fortpflanzbare Erzeugniſſe liefert, kann doch nicht dafür bürgen ſollen, daß auch aus *einem*

organiſchen Bildungstriebe allein, lediglich unter Einwirkung äußerer Bedingungen, verſchiedene Typen entſpringen können; oder kürzer die Möglichkeit des Zuſammenſchmelzens organiſcher Verſchiedenheiten entſcheidet nichts für die Möglichkeit ihres Auseinandertretens aus einem Dritten. Es kann im Gegentheil ſehr wohl ſein, daß zwar die einmal vorhandenen Racen ſo weit gleichartig genug ſind, um Miſchlinge zu geben, daß aber gleichwohl keine Stammform phyſiſch möglich iſt, aus der ſie hätten entſpringen können. Dann würden Art und Spielart nur Namen für den Verwandtſchaftsgrad der vorhandenen Bildungen ſein, aber ganz ohne ſichere Bedeutung für ihre Entſtehungsweiſe. Dieſe Begriffe und alle Verſuche zu ihrer genauen Definition entſcheiden daher nichts; das einzige reelle Object der Unterſuchung, auf welches man dieſe logiſchen Weitläufigkeiten hartnäckig immer wieder zurückführen muß, beſteht nur in der einen Aufgabe, äußere Bedingungen nicht blos im Unbeſtimmten ahnen zu laſſen, ſondern namhaft zu machen, aus denen hiſtoriſch und wo möglich experimentell die Umwandlung einer Racenform in eine andere beweisbar wird. Doch ſind wir allerdings nicht unbillig genug, um durchaus dieſen äußerſten Grad ganz handgreiflicher Gewißheit zu verlangen; käme die Phyſiologie ſo weit, den Mechanismus der Fortpflanzung und die phyſiſchen Hergänge genauer zu erforſchen, durch welche die Bildung der Aeltern und hinzukommende äußere Umſtände die Geſtalt der ſpäteren Generationen beſtimmen, ſo ließe ſich vielleicht jener erfahrungsmäßige Nachweis durch eine phyſikaliſche Theorie erſetzen; nur die Verbrämung der Frage durch logiſche Kunſtausdrücke iſt ohne Ausſicht auf Erfolg.

Das Schlimmſte endlich würde ſein, wenn auch praktiſch der menſchliche Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Racen nicht auf den Thatbeſtand, den wir mit leidlicher Sicherheit kennen, ſondern auf logiſche Vermuthungen über ihn gegründet werden ſollte. Geſetzt, es wäre documentariſch nachweisbar, daß die Urältern der Neger wirkliche wahre unzweifelhafte Affen geweſen, aber es bliebe auch gleichzeitig bei der Thatſache, daß dieſe jetzigen Neger aufrecht gehen, ſprechen, denken und überhaupt die Intelligenz, ſie ſei groß oder

klein, beſitzen, welche ihnen erfahrungsmäßig zukommt: welche ſittliche Entſchuldigung gäbe es dann für die Grauſamkeit, ihre Behandlung nicht nach dem einzurichten, was ſie ſind, ſondern nach dem, was ihre Urältern waren, oder logiſch ausgedrückt, nach der Art oder Species, zu welcher ſie ihrer Herkunft nach gehören? Oder wenn es nun umgekehrt feſtſtände, daß die Affen verkümmerte Menſchen ſeien, deren Vorältern wir vielleicht noch in der Geſchichte vergangener Zeiten in menſchlicher Geſtalt antreffen, es bliebe aber gleichzeitig dabei, daß ſie jetzt eben durchaus nur wirkliche Affen ſind? Gewiß würden wir in dieſem Falle einem echt menſchlichen Gefühle der Pietät nachgeben, und ſie nicht wie anderes jagdbares Wild behandeln; eine Scheu, die auch ohne ſolche Reflexion der Eindruck ihrer Menſchenähnlichkeit in dem Gemüthe manches rauhen Jägers von ſelbſt hervorbringt. Aber Niemand würde doch um deswillen, was ihre Vorfahren geweſen ſind, oder um der natürlichen Art willen, zu der ſie gehörten, über ihren gegenwärtigen Zuſtand hinwegſehen und ſie zu geſelliger Gleichſtellung mit uns heranziehen wollen. Wie ſchwer iſt es doch unſerer reflexionsreichen Zeit, bei dem beſtimmten Inhalte einer vorliegenden Frage zu bleiben, und wie groß die Verlockung, auch ſittliche Verhältniſſe nicht nach den Aufforderungen der Sache, wie ſie wirklich liegt, ſondern nach den unſicherſten Vermuthungen über die Art zu begründen, wie dieſer Zuſtand entſtanden ſein könnte!

---

Es iſt nur die leibliche Bildung der Geſchöpfe geweſen, worauf unſere Betrachtung bisher geachtet hat. Wir haben geſehen, wie die Eigenthümlichkeit des Erdkörpers, welcher den Schauplatz alles unſerer Erfahrung zugänglichen Lebens bildet, wie ſeine Stoffe, ſeine Kräfte, ſein Wechſel der Ereigniſſe und der äußern Lebensbedingungen zu gewiſſen allgemeinen Formen führen, in denen ſich die Mannigfaltigkeit der Geſchlechter bewegen muß, um ſich innerhalb dieſer Grenzen in eine vielfach verſchlungene Reihe verwandter Geſtaltungen zu gliedern. In allen dieſen Bildungen haben wir neben den allge-

meinen mechaniſchen Geſetzen, denen die Wechſelverhältniſſe der Elemente gehorchen, auch die innere Natur dieſer Elemente als mitwirkſame Kraft anerkannt. Es ſchien uns nahe zu liegen, auch dieſe Seite der Betrachtung ſogleich mit hervorzuheben und das geiſtige Leben zu ſchildern, das in jeder dieſer Geſtaltungen ſich regt, zum Theil an ihnen die Bedingungen ſeiner Aeußerung findet, zum Theil auf ſie formbeſtimmend zurückwirkt, endlich der leiblichen Gliederung entſprechend eine geordnete Gattungsreihe eines Geiſterreiches entfaltet. Aber nicht nur iſt uns das innere Leben der Thierwelt ſo unzugänglich, daß dieſer Verſuch nur unſichere Umriſſe hätte verzeichnen können, ſondern manche andere Ungewißheit über die Berechtigung, mit welcher wir die Form einer ſyſtematiſchen Ordnung auf die geiſtige Welt anwenden dürften, würde uns gehemmt haben. Vielleicht führt die geſonderte Betrachtung des geiſtigen Lebens, zu welcher wir übergehen, zu anderen Auffaſſungen, als die ſind, welche ſich hier zuerſt darzubieten ſchienen.

# Fünftes Buch.

## Der Geist.

# Erſtes Kapitel.

## Der Geiſt und die Seele.

Die thieriſche Seele und der vernünftige Geiſt. — Wechſelverhältniß beider. — Aufhebung dieſer Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologiſche Bezeichnung verſchiedner Weſen. — Uebergang dieſes Prädicats in die Bezeichnung eines gleichartigen Weſens. — Das Anſich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als urſprünglicher Inhalt des Weſens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität. — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenſchaften der Seelen. — Seelenreich, und ſeine Glieder. —

Viele Wunder füllen den Erdkreis, wunderbarer keins als der Menſch. In der That wir fühlen uns verſucht, jenen alten Geſang zu wiederholen, in welchem Sophokles mit der Friſche einer noch nicht zur Gewohnheit gewordenen Reflexion die ſtaunenswürdigen Erfolge menſchlicher Bildung überdenkt. Blicken wir in die Natur hinaus: überall hat die wehrloſe ſtille Geſtalt des Menſchen den Kampf mit ihren Schreckniſſen begonnen, unglücklich wohl im Einzelnen, aber doch ſiegreich im Ganzen; weit überlegene Kräfte der Thierwelt hat ſeine Liſt überwunden, die einen zu widerwilligem Gehorſam gebändigt, die Fähigkeiten anderer zu eigenem Nutzen geſteigert, manche zu hingebender Anhänglichkeit und Zuneigung erzogen. Und bedarf es mehr als eines Wortes, um durch Erinnerung an alle Güter des geſelligen Lebens die unausfüllbare Kluft zu bezeichnen, die zwiſchen ihm und der übrigen Welt des Lebendigen ſich ausbreitet? Wo liegt nun der Keim zu dieſer Größe? Iſt es möglich, eine entſcheidend

wichtige Kraft, irgend ein beſtimmtes Vermögen anzugeben, das zu dem menſchlichen Weſen neu hinzutretend ſeine Entwicklung weit über alle Grenzen thieriſcher Wirkſamkeit hinausführt? oder wenn wir in ihm nur Steigerungen der Anlagen fänden, die auch dem Thierreich angehören, laſſen ſich Umſtände bemerken, die dann doch dieſen plötzlichen Aufſchwung erklären, welchen keine Zwiſchenſtufen vorbereitend und vermittelnd ankündigen? oder irren wir uns endlich ſelbſt hierin und liegt vielleicht in der Mannigfaltigkeit menſchlicher Lebenszuſtände wirklich eine Reihenfolge geringerer und höherer Entwicklungen, die auf einem ſtetigen Wege uns ſprunglos von der Dumpfheit des thieriſchen Daſeins bis zu dem Gipfel menſchlicher Bildung leiten? So verſchieden ſind die einzelnen Theile des großen Gemäldes, vor dem wir ſtehen, daß wir der Reihe nach jede einzelne dieſer Fragen zu bejahen verſucht ſind, je nachdem unſer Blick auf dieſen oder auf jenen Zug des großen Ganzen zuerſt fiel und gefeſſelt an ihm haften blieb.

Die Vergleichung der höchſten Gipfel unſerer Bildung mit den halbunverſtändlichen und zuſammenhangloſen Aeußerungen, in welche in unſerer Umgebung das Seelenleben der Thierwelt ausbricht, zeigt den Abſtand beider Kreiſe des Daſeins ſo unermeßlich, daß nur die Hinzukunft eines völlig neuen Entwicklungskeimes das Uebergewicht der menſchlichen Bildung erklären zu können ſcheint. Und ſo hat denn ſchon eine alte Anſicht der ſinnlichen Seele, welche ſie der Thierwelt zugeſtand, den vernünftigen Geiſt als die höhere Macht gegenübergeſtellt, die in dem menſchlichen Geſchlecht allein hinzukommend der regſamen Lebendigkeit ſinnlichen Empfindens und Strebens ihre höhere Richtung gebe. Aber unbedenklich iſt doch dieſer Name des Geiſtes nur als Name; zuſammengefaßt mögen in ihm die unbekannten Eigenthümlichkeiten ſein, durch die ſich in ihren Erfolgen die menſchliche Entwicklung über alles andere irdiſche Daſein erhebt; aber die Gründe dieſer Erfolge werden kaum klarer durch ihn. Denn zu jener unbefangenen Theilung unſerer Perſönlichkeit können wir doch nicht zurückkehren, die in Seele und Geiſt zwei verſchiedene von einander ablösbare Weſen ſieht; jene vielleicht ein ſterblicher

Hauch, mit der räumlichen Gestalt vergänglich, der Geist allein über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus dauernd und höheren Aufgaben zugewendet.

Doch ist es nicht zunächst die scheinbare Spaltung dessen, was Eines sein müßte, woran wir Anstoß nehmen; wie unklar auch immer das wechselseitige Verhältniß zwischen Geist und Seele oft gedacht worden sein mag, so würde es doch an sich einer bestimmten Auffassung nicht durchaus widerstreben. Denn natürlich in dem Geiste ausschließlich würden wir dann die Einheit unsers Wesens, unser wahres Ich, zu finden glauben; ihm gegenüber würde die Seele in die Reihe jener mannigfaltigen Elemente zurücktreten, die sehr verschieden an Werth durch den Plan der Organisation ihm zu Diensten gestellt sind. Nur vermehrt wäre dann diese Reihe um ein hervorragendes Glied, das entweder durch den Vorzug seiner eignen Natur oder durch die Vortrefflichkeit seiner Stellung die innere Regsamkeit aller übrigen Elemente überböte, ihre Erregungen in sich zusammenfaßte, sie dem Einen Wesen des Geistes überlieferte und dafür zum Austausch dessen Gebote übernähme, um sie mit eigner Intelligenz zur Ausführung durch die körperlichen Werkzeuge vorzubereiten. Ein doppeltes Leben würde dann allerdings innerhalb der Grenzen der leiblichen Gestalt bestehen. Denn wie die Seele des Thieres ohne Zweifel die mannigfaltigen Eindrücke in die Einheit eines Bewußtseins sammelt, sie mit Lust und Unlust begleitet und zu Ausgangspunkten künftiger Handlungen verarbeitet: so würde auch unsere Seele ihre Vorstellungen, ihre Erinnerungen, ihre Gefühle und Strebungen hinter dem Rücken des Geistes haben, dem sie dient, und dieses ihr Bewußtsein würde nicht das unsere sein. Manche Aeußerungen dessen, was wir unser Leben zu nennen pflegen, würden von diesem andern lebendigen Elemente in uns ausgehen, ohne unser Wissen und Wollen; andern würde der Geist zusehen, indem die Wechselwirkung zwischen ihm und der Seele auch seinem Bewußtsein die Eindrücke zuführte, die das ihrige füllten, ohne doch in ihm außer dem Gewährenlassen einen Entschluß zu selbständigem Handeln zu erwecken. Dann aber würde es Fälle geben, in denen die Thätigkeit

der Seele, ſelbſt zur Entfaltung ihrer Fähigkeit durch äußere Reize erweckt, nun noch einmal auch den Geiſt zu lebendiger Rückwirkung erregte, und nun endlich würde dieſer verſchloſſene Grund ſich aufthun, und nach allgemeinen Geſetzen, die auch dieſem Verkehr nicht fehlen dürften, würde die höhere Natur des Geiſtes theils ihr eigenes inneres Leben entfalten, theils umgeſtaltend, leitend und richtunggebend in die äußerlichen Wirkſamkeiten der Seele und durch ſie in die des Leibes eingreifen.

So entſteht uns das Bild einer innigen und nicht fruchtloſen Gemeinſchaft zweier Weſen, die deutlich auseinandertretend das mechaniſche Spiel einer pſychiſchen Wechſelwirkung vollführen. Vertraut mit den unzähligen gegenſeitigen Bezügen der organiſchen Gebilde, deren Erregungen ſie in ſich aufnimmt, würde die Seele zwar vielleicht nicht alle dieſe Eindrücke einzeln, wohl aber den Geſammtzuſtand innerer Stimmung, zu dem ſie ſich in ihr ſelbſt zuſammenſetzen, dem Geiſte überliefern und dadurch ſeiner höheren Thätigkeit einen beſtändigen oder wechſelnden Hintergrund eigenthümlichen Lebensgefühls verſchaffen. Aus dem gleichförmigen Tone dieſer Stimmung würden dann einzelne beſtimmte Züge, Zeichnungen von feſter Geſtalt hervortreten; von der Seele geordnet, denn auch dem Thiere fehlt dieſe Fähigkeit nicht, würden die räumlichen Anſchauungen und die mannigfachen Verwandtſchaften und Gegenſätze der Sinnesempfindungen vor den Geiſt treten, um in ihm eine ahnungsvolle äſthetiſche Beurtheilung ihres Werthes zu erfahren, die der ſinnlichen Seele verſagt ſcheint. Aufgeregt endlich in der Tiefe ſeines Weſens, würde doch der Geiſt, unkundig an ſich der äußeren Welt, in geſtaltloſem Wogen ſeiner Phantaſie hin und herringen; aber die unausſprechbaren Triebe ſeiner höheren Natur drücken auf die Regſamkeit der ſinnlichen Seele, und ſie iſt es, die unter dieſem Gebot die ihr verſchwiſterte leibliche Organiſation in unzählige Bewegungen ausbrechen läßt, aus deren Ergebniſſen dem Geiſte das vorher unklare und ahnungsvoll geſtaltloſe Räthſel ſeiner Sehnſucht nun anſchaulich und verkörpert entgegentritt. Und löſt ſich endlich dieſe Gemeinſchaft, ſo hat die vergehende Seele den Ge-

winn des Lebens und der Erfahrung längſt in den Geiſt niedergelegt, der nun, für ſich feſthaltend, was er für ſich nicht erwerben konnte, einem neuen Daſein in andern Formen entgegenreifen mag.

Daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich ſind, die ſich einer deutlichen Vorſtellung von dem Mechanismus des Verhältniſſes zwiſchen Geiſt und Seele entgegenſtellen, dürften dieſe Bemerkungen hinlänglich andeuten; weit unklarer und nur in unbeſtimmten Ausdrücken haben wir die Theilung der Arbeiten zwiſchen dieſen beiden überſinnlichen Weſen und die Beiträge berühren können, die jedes von ihnen zu dem Ganzen unſers Lebens liefern würde. Denn eben die genauere Nachforſchung nach den Eigenthümlichkeiten, welche die menſchliche Bildung über das thieriſche Daſein erheben, ſteht uns noch bevor; den Verſuch, ihr Ergebniß hier vorwegzunehmen, widerräth uns das Mißtrauen, mit dem wir nicht umhin können, dies wunderliche und etwas grelle Bild der Vereinigung zweier Mächte zu betrachten, die gleich einem Doppelſtern die Bewegungen unſers einen Lebens überwachen ſollen. Begönnen wir ohne Rückſicht auf die Thierwelt unſere Betrachtungen bei der Entwicklung des Menſchen, ſo würde offenbar jene ſinnliche Seele als ein überflüſſiges Zwiſchenglied aus unſerer Vorſtellung ausfallen. Denn mit derſelben Leichtigkeit, mit welcher ſie im Stande ſein müßte, die Erſchütterungen unzähliger Körperelemente in ſich zu der Einheit eines Bewußtſeins, eines Gefühls und eines Triebes zu verdichten, oder umgekehrt dem Streben, das dem Geiſte aus der Verarbeitung dieſer innern Zuſtände erwachſen wäre, einen wirkſamen Ausdruck durch Bewegungen jener Elemente zu geben: mit derſelben Leichtigkeit würde der Geiſt unmittelbar ſelbſt dieſelben Leiſtungen im Zuſammenwirken mit den Beſtandtheilen des Körpers vollziehen. Oder umgekehrt, alle die Schwierigkeiten, die Jemand glauben könnte in dieſem unmittelbaren Wechſelverkehr des Geiſtes mit den Maſſen zu finden, kehren mit ganz unvermindertem Gewicht in der andern Wechſelwirkung wieder, die an ſeine Stelle träte, in der zwiſchen Seele und Körper. Hier, wie ſo oft bei der Einſchaltung eines ſcheinbar erklärenden Mittelgliedes, hätten wir das Räthſel nicht nur ungelöſt

gelaſſen, ſondern vervielfacht. Es iſt offenbar nur die Erinnerung an die Thierwelt, an die niedere Sphäre des Seelenlebens, die ſie mit uns theilt, an die höhere, die ihr verſagt iſt, was dieſe Spaltung zweier überſinnlichen Gewalten empfehlen konnte. Aber dieſe Thatſache, wenn wir einſtweilen ihre Geltung zweifellos zugeben, verträgt vielleicht andere Erklärungen.

Wirklich wird kaum Jemand geneigt ſein, ſo buchſtäblich, wie wir es thaten, Geiſt und Seele als verſchiedene Weſen einander gegenüber zu ſtellen; die Gewohnheiten der modernen Reflexion ſind ſo entſchiedenen Trennungen und ihrer beleidigenden Klarheit abhold. Man wird es vorziehen, in einer Weiſe, deren eigentlichem Sinn ſchwerer beizukommen iſt, beide als verſchiedene Stufen, als verſchiedene Seiten oder Potenzen deſſelben überſinnlichen Weſens zu faſſen, oder den Vorrang des Geiſtes von einem höheren Vermögen abzuleiten, von der Vernunft vielleicht, die ihm verliehen, der ſinnlichen Seele verſagt ſei. Unfähig, zu erläutern, was es mit jenen Stufen und Seiten auf ſich habe, müſſen wir dieſe Meinungen auf ſich ſelbſt beruhen laſſen; die letzte jedoch iſt einer Verbeſſerung fähig und führt auf einen betretbaren Weg zurück. Denn worin auch jene Vernunft beſtehen möge: klar iſt, daß die Seele nicht zu ihrer Natur hinzu das Geſchenk eines neuen Vermögens annehmen kann, welches nicht in eben dieſer ihrer Natur ſo begründet läge, daß es entweder mit Nothwendigkeit unvermeidlich aus ihr ſich entwickeln müßte oder doch unter Hinzutritt günſtiger Bedingungen ſich aus ihr entwickeln könnte. Das Weſen eines Dinges verträgt keinen Anhang; ſcheint zu dem einen eine Fähigkeit hinzuzukommen, die anderen ſeines Gleichen fehlte, ſo waren ſie in Wahrheit nicht ſeines Gleichen, ſondern es war heimlich auch der übrige Stamm ſeiner Natur, an den dieſe Fähigkeit ſich ſchließen ſoll, ein anderer als in den verwandten Weſen, die dieſen Zuwachs entbehren. Anſtatt in dem Menſchen eine Thierſeele zu ſuchen, auf die wie auf einen Wildling unedlerer Art ein unterſcheidender höherer Trieb gepflanzt wäre, haben wir vielmehr von Anfang in dem menſchlichen Geiſte ein eigenthümliches Weſen zu ſehen, deſſen charakteriſtiſche Natur ſelbſt in den einfachſten

und niedrigſten Aeußerungen ſeiner Thätigkeit ſchon wirkſam iſt, obgleich ihre volle Bedeutung und ihr Gegenſatz gegen die Seele des Thieres erſt in den letzten Ergebniſſen ihrer Entwicklung deutlicher hervortritt.

Allgemeine Begriffe ſind die zweiſchneidige Waffe, durch die unſerem menſchlichen Erkennen allein es möglich wird, aus der letzten verwickelten Verzweigung der Erſcheinungen den feſten Stamm von urſprünglicher Kraft und Wirkſamkeit blos zu legen, und deren Anwendung doch ſo oft unvermerkt den lebendigen Trieb verletzt, den wir ſchonen wollten. Wenn wir in der Vergleichung einer vorliegenden Mannigfaltigkeit zuerſt das Aehnliche zu kleineren Gruppen ſammeln, dann die abweichenden Charaktere dieſer einzelnen Kreiſe unter höhere zuſammenfaſſende Geſichtspunkte vereinigen und endlich weiter aufſteigend zuletzt in einem gegliederten Stufenwerk einander über und untergeordneter Begriffe die geſammte Fülle der Einzelheiten anordnen: dann glauben wir ſo häufig, in dem Wege, den unſere Reflexion an dieſer Leiter auf und ab wandelnd beſchreibt, zugleich die inneren Abhängigkeitsverhältniſſe der Dinge nachzuahmen, die wir auf ihren verſchiedenen Sproſſen antreffen. Der allgemeinſte und höchſte und deswegen an beſtimmtem Inhalt ärmſte Begriff einer ſolchen Reihe erſcheint uns gleich dem rohen Marmorblock, aus deſſen ſtoffgebender und ſicherer Feſtigkeit ſpäter hinzukommende Bedingungen beſtimmte Formen herausgeſtalten; und in derſelben Reihenfolge, in welcher unſere Gedanken ſyſtematiſch die verſchiedenen Arten und Unterarten durchlaufen, glauben wir auch aus jenem wirklichen Kerne der Sache zuerſt die allgemeineren Unterſchiede der höhern Gattungen hervortreten zu ſehen, um durch immer erneute Einwirkung immer ſpecifiſcher geſtalteter Bedingungen allmählig in die unvergleichbaren Bildungen der Einzelexiſtenzen auseinanderzugehen. Oder wenn wir der Gliederung unſerer Klaſſificationen nicht unmittelbar die Bedeutung einer hiſtoriſchen Abfolge ihrer Stufen auseinander zugeſtehen, ſo glauben wir doch wenigſtens, durch ſie getreu und entſprechend die größere oder geringere Weite einer mittelbaren oder unmittelbaren Abhängigkeit wie-

derzugeben, welche die verſchiedenen Eigenſchaften des einzelnen Wirklichen miteinander verknüpft und mit einem gemeinſamen Kerne, an dem ſie haften. Wir ſehen, daß mannigfaltige Gegenſtände der Wahrnehmung darin übereinkommen, Mittelpunkte aus- und eingehender Wirkungen zu ſein, zu leiden und Thätigkeiten zu äußern und in dem Wechſel dieſer Ereigniſſe als feſte Punkte zu beharren; wir belegen ſie eben um dieſes Verhaltens willen mit dem Namen der Dinge. Aber bald vergeſſen wir, daß dieſer Name nur ein Titel war, der an dem Verſchiedenen eine gemeinſame Form des Seins und Benehmens hervorheben ſollte; er verwandelt ſich unvermerkt für uns in eine Bezeichnung eines urſprünglichen überall gleichartigen Inhalts, der das wahrhaft Weſentliche ausmache, und an welchem erſt durch ſpäter hinzukommende Bedingungen die Mannigfaltigkeit der Geſtaltungen ausgearbeitet werde, die wir in der Erfahrung antreffen. Ding nennt die unbefangene Vorſtellung Alles, was jene Form der Selbſtändigkeit und der Fähigkeit zum Thun und Leiden beſitzt, und ſie läßt es möglich, daß vielleicht Weſen von ſehr verſchiedener Natur dieſe Art des Daſeins genießen; ebenſo wie ſie Gift Alles nennt, was ſie dem organiſchen Leben feindſelig ſieht, wie verſchieden auch ſonſt die Stoffe ſein mögen, die dieſe Feindſeligkeit entfalten. Erſt der Anfang zu philoſophiſcher Reflexion verwirrt dieſe natürliche Auffaſſung, wenigſtens da, wo nicht die Einfachheit der behandelten Gegenſtände den Irrthum vermeiden lehrt. Denn freilich, wenn wir von Unglücksfällen reden, wird Niemand meinen, es geſchehe zuerſt der Unglücksfall an ſich, und aus ihm bilde ſich jede beſondere Verdrießlichkeit durch hinzukommende nähere Beſtimmungen. Wo es ſich dagegen um die verſchiedenen Erſcheinungen der Natur handelt, die uns aus unbekannten Gründen die Eigenſchaften der Materialität, Undurchdringlichkeit und andere, entgegen halten, da ſcheint es uns ſelbſtverſtändlich, daß dieſe gemeinſame Form des Verhaltens in einen gemeinſamen Inhalt, eine allgemeine Materie umzudeuten ſei, von der ein Bruchſtück, jedem einzelnen Körper inwohnend, durch beſondere Nebenbedingungen erſt in die ſpecifiſchen Beſchaffenheiten der einzelnen

Elemente ausgearbeitet werde. Sprechen wir endlich allgemeiner von jener gemeinſamen Verhaltungsweiſe aller Dinge, deren wir oben gedachten, ſo gerathen wir leicht in jenes verhängnißvolle Suchen nach einer Subſtanz, die nichts als Subſtanz ſei, nach einem allgemeinen Stoffe, aus dem Dinge gemacht werden, und deſſen ein Bruchſtück, jedem einzelnen Dinge inwohnend, dieſem vorläufig die allgemeine Eigenſchaft ſelbſtändigen Daſeins, des Leidens und Wirkens überhaupt ſichere, bis ſpäter beſondere Umſtände hinzutreten und ihm nun auch beſtimmen, was es ſein ſoll, und wie es ſoll leiden und wirken können. So ſind die allgemeinen Begriffe, mit denen wir anfänglich wie mit Amtstiteln die gleichartigen Befugniſſe übrigens unbeſtimmt gelaſſener vielleicht ſehr verſchiedener Weſen bezeichneten, in eine völlig verkehrte Bedeutung übergegangen; nicht anders als wenn wir behaupteten, der allgemeine Begriff des Herrn und des Sclaven ſei das vorangehende Wirkliche und Reale, aus welchem die einzelnen Perſönlichkeiten, die dieſe Namen tragen, mit allen ihren individuellen Eigenſchaften durch ſpäter hinzutretende Bedingungen entſtehen.

Auch die Pſychologie hat den Einfluß dieſer Umwandlung der Begriffe erfahren. Die Vergleichung des inneren Lebens ließ in verſchiedenen Geſchöpfen überall gleichartige Formen der Aeußerung, Empfindung und Vorſtellung, Gefühl und Streben, und überall ähnliche Geſetze und Gewohnheiten in der gegenſeitigen Verknüpfung und in der Wechſelwirkung dieſer Aeußerungen hervortreten. Um dieſer Gleichartigkeit willen bezeichnete man die unbekannten Träger dieſer wechſelnden Erſcheinungen mit dem gleichen Namen; was ſie auch ſonſt ſein mochten, ſie ſollten Seelen heißen, ſofern ſie alle darin übereinkamen, ihre inneren Zuſtände in dieſe eigenthümlichen Formen zu kleiden; ſehr verſchieden aber, ja faſt unvergleichbar mochte immerhin der urſprüngliche Inhalt ſein, den die einzelnen Weſen in dieſer gleichartigen Sprache auszudrücken ſuchten. Aber unvermerkt wandte ſich der Gebrauch des Wortes in ſein Gegentheil; der Name für das übereinſtimmende Benehmen des innerlich Verſchiedenen wurde zum Namen für ein identiſches inneres Weſen, an

dem die Verſchiedenheit wie äußerliche Zuthat hängen ſollte. Darin vor allem ſollte jetzt jener Träger der innern Erſcheinungen ſeine wahre und weſentliche Natur haben, daß er Seele war, daß ihm die Fähigkeit zukam, zu empfinden, zu fühlen, zu wollen; was er aber empfinden, wie er fühlen und wollen werde, das hing von andern Bedingungen ab, für welche entweder die leibliche Organiſation oder die Eigenthümlichkeit der äußern Lebensverhältniſſe oder endlich eine ſpäter hinzukommende Begabung ſorgen mochte: durch eines dieſer Mittel allein konnte von nun an das ganz gleichartige Seelenweſen aller Geſchöpfe zu der Mannigfaltigkeit der Ausbildung zurückgelangen, welche die Erfahrung uns vorhält.

In ſehr verſchiedenen Wendungen haben Auffaſſungen dieſer Art ſich unter uns geltend gemacht. Im Kampfe gegen den Materialismus iſt nicht ſelten von Seelenſubſtanz in einer Weiſe die Rede geweſen, welche ziemlich deutlich die Neigung verrieth, der allgemeinen Materie, als dem Stoffe, aus dem die Dinge gemacht werden, einen andern Stoff gegenüberzuſtellen, aus dem Seelen zu machen ſind. Auf den feſten und haltbaren Kern ſchien es vor allem anzukommen, der, in die Mitte der inneren Erſcheinungen geſtellt, ihnen eine Stelle der Anhaftung gewährte; es reichte hin, wenn dieſer Kern von anderer Natur war, als das Subſtrat der körperlichen Welt; wie inhaltlos er auch übrigens ſein mochte, man hoffte die eigenthümlichen Unterſchiede der einzelnen Seelen aus ihm eben ſo ableiten zu können, wie aus der allgemeinen Materie die beſonderen Elemente der Natur. Man überſah dabei, daß auch dieſer letztere Verſuch nur ſcheinbar gelingen kann, daß er aber doch den Schein einer Möglichkeit darum hat, weil nichts uns verbieten würde, die Unterſchiede der körperlichen Elemente auf verſchiedene Verbindungsweiſen der Atome einer allgemeinen Materie zurückzuführen. Vorausgeſetzt nur, daß wir uns entſchlöſſen, jene Elemente nicht als einfache, ſondern als zuſammengeſetzte anzuſehen, und vorausgeſetzt ferner, daß wir Gründe für die Beſtändigkeit wüßten, mit der dann doch dieſe verſchiedenen Verbindungsformen des an ſich identiſchen Stoffes ſich ohne Uebergang in einander als unveränderliche Grundlagen

der Natur erhalten. Die nothwendige Einfachheit der Seele macht einen gleichen Verſuch unmöglich; weder aus Verdünnung und Verdichtung noch aus verſchiedener Lagerung der Elemente einer allgemeinen pſychiſchen Subſtanz können wir die Verſchiedenheiten der Seelen erklären; ſie müſſen entweder völlig gleich ſein, und alle Abweichungen in der Höhe der Ausbildung, welche ſie erreichen können, rühren einzig von der Gunſt der Umſtände her, oder ſie ſind urſprünglich verſchiedene Weſen, die neben der Aehnlichkeit, ſich in gleichartigen Formen des Ausdruckes zu bewegen, eine unbegrenzte Unähnlichkeit des Inhaltes beſitzen, für welchen ſie jene Arten der Aeußerung benutzen. Unaufhaltſam fällt dieſe ſchiefe Vorſtellungsweiſe von einer noch unbeſtimmten Subſtanz dahin, die wie ein allgemeines Gerinnungsmittel vorangehe, um den ſpäter kommenden Inhalt, welcher er auch ſein möge, zu haltbarem Daſein zu verdichten; wir müſſen zu der Anerkennung zurückkehren, daß eben unmittelbar der lebendige Inhalt ſelbſt es iſt, der durch ſeine eigene ſpecifiſche Natur die Fähigkeit des Wirkens und Leidens, die Eigenſchaft der Subſtantialität gewinnt, und der dann für ein unbehutſames Denken den Schein gibt, als verdanke er dieſe Form des Daſeins nicht ſich ſelbſt, ſondern einem in ihm liegenden Kerne allgemeiner Subſtanz.

In etwas anderer Weiſe müſſen wir einen im Ganzen doch ähnlichen Tadel gegen jene Theorie richten, welche aus den Wechſelwirkungen der Vorſtellungen, als der einfachen Selbſterhaltungen der Seele gegen drohende Störungen, die Mannigfaltigkeit des inneren Lebens aufzubauen verſuchte. Sie war weit davon entfernt, einen allgemeinen Seelenſtoff vorauszuſchicken und die einzelnen Seelen aus ihm zu bilden; ſie gab in einer uns freilich unbekannten, aber beſtimmten und einfachen Qualität den Inhalt an, der die Natur jedes Weſens bilde, und ſie geſtand von Anfang an eine unendliche Mannigfaltigkeit dieſer Qualitäten, alſo eine eben ſo große urſprüngliche Verſchiedenheit der Weſen zu; ſie faßte endlich unter dem Namen der Seelen diejenigen zuſammen, deren Selbſterhaltungen die gleichartige Form der Vorſtellung oder Empfindung tragen.

Aber indem ſie aus der ferneren Wechſelwirkung der Empfindungen allein alle zuſammengeſetzteren und höheren Leiſtungen des geiſtigen Lebens zu entwickeln ſuchte, ohne eine andere erneute Mitwirkung der Natur der Seele außer der zuzugeſtehen, welche aus dem blos formalen Charakter ihrer Einheit ſich ergibt, kam ſie doch im Grunde auf den vorhin geſcholtenen Standpunkt zurück. Denn auch ſie ſtellte doch wieder den Begriff des vorſtellenden Weſens überhaupt als das Material hin, aus dem nur durch hinzukommende äußere Bedingungen, welche eine größere oder geringere Verwicklung der inneren Wechſelwirkungen zwiſchen jenen Elementen der Thätigkeit geſtatten, die unterſcheidenden Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Seelen, der menſchlichen wie der thieriſchen, ableitbar ſind. Allerdings hindert nichts die Annahme, daß eben nach der Verſchiedenheit der urſprünglichen Natur der Seelen jene erſten Aeußerungen ihrer ſelbſterhaltenden Thätigkeit, die einfachen Empfindungen, verſchieden ausfallen; manches mag daher den Thierſeelen anders erſcheinen als uns; aber die mechaniſchen Geſetze, nach denen die weitere gegenſeitige Verarbeitung dieſer Elemente unter einander erfolgt, werden doch ausdrücklich, und ohne Zweifel mit Recht, als durchgängig gleich in allen Weſen bezeichnet. Für die Verſchiedenheit der geiſtigen Ausbildung bleibt daher für dieſe Anſicht kein hinlängliches inneres Motiv übrig; denn gewiß dürfte man ein ſolches nicht darin ſuchen, ob eine Seele ſich gegen den Reiz der Lichtwellen auf ihren Körper durch eine Farbenempfindung zu erhalten ſucht, oder durch eine anders geartete uns unbekannte Qualität des Eindrucks. Aber wir haben früher unſere Ueberzeugung dahin ausgeſprochen, wie wenig es möglich ſei, innerhalb eines und deſſelben Seelenlebens alle Formen ſeiner Thätigkeit aus den mechaniſchen Wechſelwirkungen der Vorſtellungen zu erklären; wie nöthig im Gegentheil, das Weſen der Seele als beſtändig von neuem in dieſes Getriebe eingreifend zu faſſen. Und zwar eingreifend mit Anlagen zur Thätigkeit, die in der Erzeugung der einfachen Vorſtellungen noch keine Veranlaſſung zu hervortretender Wirkſamkeit fanden, ſondern ſich zurückhielten, um erſt durch die Verhältniſſe, welche zwiſchen den mannigfach

gegen einander drängenden Vorstellungen sich entspinnen, wie durch Reize höherer Ordnungen allmählig erweckt zu werden. Eine weit größere Tiefe eigenthümlichen Inhaltes schien uns der Seele angeboren zu sein, als die nackte Fähigkeit allein, durch Empfindungen sich selbst zu erhalten; jede augenblickliche Lage des Vorstellungslaufes schien uns zwei Folgen zu haben: die eine berechenbare, die sie vermöge der mechanischen Gesetze des inneren Lebens überall, in jeder Seele gleichartig verlangen konnte; eine andere unberechenbare, die aus der Einwirkung des momentanen Zustandes auf die Eigenthümlichkeit gerade dieser Seele hervorging. Wie vollkommen gleich daher auch immer die mechanischen Gesetze des Ablaufes der inneren Erscheinungen für alle Wesen sein mögen: das Ergebniß, die Höhe und die besondere Färbung der geistigen Entwicklung hängt doch nicht blos von der größern oder geringern Weite und Mannigfaltigkeit dieses gleichartigen mechanischen Stromes, sondern von der ursprünglichen Verschiedenheit des Bodens ab, durch den er verläuft, von der ungleichartigen Natur der Seelen, auf die er stets zurückwirkt und an der sich seine Wellen brechen. Die einfache Erinnerung, daß mechanische Gesetze überall die Natur dessen unbestimmt lassen, was unter sie fallen soll, würde hinreichen zur Befriedigung des Wunsches, das Höchste und Eigenthümlichste, was die Seele in ihrer Entwicklung erreicht, auch auf das Tiefste und Ursprünglichste in ihrer Natur begründet zu denken, ohne daß wir die Vortheile aufgeben müßten, welche die Ueberzeugung von einer mechanischen Ordnung des inneren Lebens wenigstens für die Zukunft der Wissenschaft verspricht.

Auch diese Erwägungen führen also zu einer Auffassungsweise zurück, zu der in andern Fällen der natürliche Verstand geneigt genug ist; nur die ungewohnte Beschäftigung mit unanschaulichen Gegenständen läßt ihn in dieser Frage sich in grundlose Zweifel verwickeln. Niemand meint, der Stamm aller Pflanzen sei gleichartig und nur die Umstände bilden an ihm die Verschiedenheit der Vegetation, des Laubes, der Blüthen und Früchte aus; wir wissen, daß alle Eigenthümlichkeit der spätern Gestaltung in der ersten Keimzelle

vorbeſtimmt liegt, und daß alle Aehnlichkeiten der weitern Entwicklung nur gleichartige Manieren des Ausdruckes, eine gleichartige Sprache ſind, in der die urſprünglich unglejchartigen Naturen der Gewächſe ſich entfalten und ausſprechen. Man wird es allerdings vermeiden müſſen, dies Gleichniß zu weit zu verfolgen; es kann nur der Deutlichkeit dienen, aber nicht beweiſen. Denn immer wird freilich auch jene erſte Keimzelle eine Verbindung mannigfacher Elemente ſein und in der eigenthümlichen Verknüpfung von Theilen, die zuletzt vielleicht wieder allen Pflanzen gleichartig zu Grunde liegen, wird der beſondere Bildungstrieb jeder einzelnen ſeine zureichende Urſache haben. Und hierin muß, wie wir früher bemerkten, unſere Vorſtellung über die Natur der Seele, deren untheilbare Einheit wir feſtzuhalten haben, ſich nothwendig von jenem Gleichniß trennen. Aber wie dieſe Vorſtellung zu faſſen ſei, darüber möchten wir, um eine fühlbare Unklarheit zu heben, noch einige Bemerkungen zu einer Gedankenreihe hinzufügen, die wir an einer früheren Stelle (I. 205 ff.) ſo weit zu verfolgen keine Veranlaſſung hatten.

Die Frage danach, was irgend ein beſtimmter Gegenſtand ſei, wird von uns zunächſt immer durch Beſchreibungen beantwortet, in denen unſere Ueberlegung ſehr bald nur Bezeichnungen deſſen erkennt, was der Gegenſtand wirkt oder leidet, nicht deſſen, was er iſt. Alle ſinnlichen Eigenſchaften, die wir ihm beilegen, ſind Formen ſeines Benehmens im Fall einer Wechſelwirkung mit andern; aber auch alle überſinnlichen Prädicate, durch welche wir ſpäter die Natur der Dinge zu charakteriſiren ſuchen, verwandeln ſich bei näherem Zuſehen immer wieder in Ausſagen über das, was ſie unter gewiſſen Bedingungen thun, oder über Ereigniſſe, die zwiſchen ihnen ſtattfinden. Wie klar auch immer irgend eine Theorie das ganze Gewebe dieſer gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen den Dingen hervortreten läßt: ſie ſelbſt, die feſten Punkte, die in dieſes Netz eintreten oder von denen ſeine Fäden ausgehen, bleiben ſo wie ſie an ſich ſind, völlig unbekannt. Mußten wir nun an jener frühern Stelle zugeben, auch das Weſen der Seele, wie es vor aller Entwicklung durch äußere Anregungen ſei, entziehe ſich unſerer Kenntniß, ſo glaubten

wir doch nicht, daß dieſer dadurch ein großer Abbruch geſchehe. Denn darin eben, wozu die Seele ſich in ihrer Entwicklung entfaltet, ſchien uns derjenige weſentliche Inhalt derſelben zu liegen, um den es uns allein zu thun ſein konnte. Erneuerte ſich gleichwohl jener Wunſch, ſie nun auch ſo kennen zu lernen, wie ſie an ſich iſt, ſo ſahen wir darin mehr die Neugier, zu erfahren, wie es gemacht wird, daß ein Etwas exiſtiren könne, das fähig zum Wirken und Leiden den uns im Grunde nicht unbekannten Inhalt der geiſtigen Entwicklung aus ſich hervorgehen laſſe. In der That, mehr Verſtändniß der weſentlichen Natur der Seele hätten wir von einer Offenbarung über das, was ſie vor ihrem Leben ſei, gar nicht gehofft; nur wie bei jedem Kunſtwerk, deſſen Bedeutung ganz in ſeiner Form liegt und völlig von uns aus dieſer Form herausgeleſen wird, intereſſirte es uns nebenbei, dann auch den Stoff zu kennen, aus dem es beſteht, und durch den es ermöglicht wird, daß dieſe ſchönen und ſinnvollen Linien ſicher und ſtandhaltend und für uns erkennbar den Raum durchziehen. Dieſe Frage nun nach der Art, wie Daſein und Wirken gemacht wird, fanden wir widerſinnig; die Sehnſucht dagegen, das kennen zu lernen, was die Seele abgeſehen von ihrer Entwicklung iſt, ſchien uns überflüſſig; in beiden Beziehungen haben wir jetzt zwei eng mit einander verbundene Nachträge hinzuzufügen.

Was zunächſt den zweiten Punkt betrifft, ſo würde uns die Einſicht in das, was die Seele in ihrer Entwicklung leiſtet, doch nur dann völlig befriedigen, wenn wir eine Bürgſchaft dafür beſäßen, daß in der That in dem Theile ihrer Entwicklung, den wir kennen, die ganze Tiefe ihres Weſens zur Entfaltung komme. Aber die Seele wächſt nicht in ein ſo überſichtliches feſtbeſtimmtes Bild aus, wie die Pflanze, von der wir wiſſen, daß Alles, was ihr Keim an Trieb und Geſtaltungskraft verbarg, in dem Zeitraum zwiſchen ſeinem erſten Sproſſen und der Reife des neuen Samens in den wohlbekannten Formen einer für unzählige Individuen gleichartigen Vegetation ſich völlig auslebt. Das geiſtige Daſein hat nicht wie die körperliche Bildung eine beſtimmte Anzahl von Vorſtellungen, von Gefühlen, von Strebungen, die ſeinen regelmäßigen Beſtand ausmachten,

ſo wie die gemeſſene Zahl der Glieder den des Körpers; zwiſchen den einzelnen Elementen des innern Lebens geſchieht kein ſo rhythmiſch vorherbeſtimmter Kreislauf der Functionen, wie zwiſchen den Organen des Leibes; oder geſchieht er, wenn wir ſo wollen, ſo beſteht doch gar nicht in ihm das innere Leben ſelbſt, ſondern es beſteht erſt in der unermeßlich verſchiedenartigen unberechenbar eigenthümlichen Melodie, zu der dieſe feſtſtehenden Accorde, in jedem einzelnen Weſen anders, auf Anlaß der äußeren Anregungen ſich an einander reihen. Ja nicht einmal eine Melodie iſt ſein richtiges Bild; denn auch ihre Wendungen innerhalb der feſten Leitern harmoniſcher Accorde werden der Seele abgenöthigt durch fremde Reize, die der Weltlauf ihr in den Weg wirft. Sie muß dieſe Anſtöße in die Folgerichtigkeit ihrer eignen Entwicklung aufnehmen, und indem ſie dadurch zu manchem überraſchenden Abſprung, zu unvorhergeſehenen Ausweichungen veranlaßt wird, ſo liegt nun ihre wahre und eigenſte Natur, das was ſie ſelbſt wollte, nicht mehr unmittelbar in der hörbaren Melodie ſelbſt, ſondern in der unhörbaren an keine beſtimmten Intervalle gebundenen Form, Größe und Eigenthümlichkeit der Elaſticität, mit der ſie dies Fremde ſich aneignet und an ihm Geſtalt gewinnt. Es würde ſchwer ſein, dieſen unanſchaulichen Charakter zu faſſen, auch wenn vollſtändig die Reihenfolge der Töne vorläge, in denen er allmählig zu erſchöpfendem Ausdruck kommt. Wie aber dann, wenn wir uns ſagen müſſen, daß die Reihe der Veranlaſſungen endlos iſt, welche die Seele zur Aeußerung und Weiterentfaltung anregen können? daß tauſend Hemmungen die Entwicklung von Keimen zurückhalten mögen, die doch in ihr liegen? daß ſchon in dieſem Leben uns ſo oft die Neuheit von Rückwirkungen überraſcht, die wir auf kaum weſentlich neue Eindrücke folgen ſehen? daß endlich in andern Formen des Daſeins, auf deren Vorausſetzung uns der eigne Sinn der irdiſchen Entwicklung hinweiſt, neue uns bis jetzt ungeahnte Anlagen ihre Ausbildung finden mögen? Es iſt gleichgiltig für den Augenblick, mit welchem Rechte wir jedes einzelne dieſer Bedenken hegen; genug, daß ein thatſächlich vorhandenes Mißtrauen uns abhält, gerade in dem geiſtigen Leben

die volle Natur ſeines Keimes in der wirklichen Entwicklung erſchöpft zu denken. Ja dieſe Entwicklung ſelbſt glauben wir nicht vollkommen zu durchſchauen, wenn wir nicht in dem, was die Seele an ſich iſt, die geſetzgebende ſchöpferiſche Formel fänden, welche uns lehrte, durch Hinzuergänzung deſſen, was die Erfahrung uns nicht zeigen kann, Verſtändniß und Zuſammenhang auch in das Bruchſtück der Entwicklung zu bringen, das unſerer Beobachtung offen liegt. Dies Bedürfniß iſt es, was uns immer wieder zu jener Frage nach dem zurückführt, was die Seele an ſich ſei; aber in anderer Weiſe doch, als früher. Es kommt uns nicht auf eine allgemeine Natur der Seele an, aus der die verſchiedenen hervorgingen, ſondern auf die eine Idee, die innerhalb jeder einzelnen Seele ſich in die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Thätigkeiten als in ihre natürlichen Conſequenzen entwickelt.

Es handelt ſich jetzt nicht darum, ob wir im Stande ſein werden, dieſe belebende und erzeugende Idee irgend eines Dinges zu finden und auszuſprechen; aber es hat ein Intereſſe für uns, zu überlegen, ob denn überhaupt dieſe Form einer Idee eine zuläſſige Faſſungsweiſe für das iſt, worin wir das Weſen eines Dinges ſuchen. Nach zwei Seiten hin möchten wir ihre Tauglichkeit bezweifeln. Denn eine Idee ſcheint zuerſt nicht Körper genug zu haben, um ein feſtes ſtandhaftes Etwas zu bilden, von dem Wirkungen ausgehen könnten; aber ſie ſcheint auch nicht jenen Charakter der Einheit zu beſitzen, der dem Weſen jedes wahrhaft Seienden ſo unerläßlich iſt.

Mit dem erſten Bedenken berühren wir noch einmal jenen Punkt, dem ſchon oben unſere Bemerkungen galten, die Neigung, eine Seelenſubſtanz der wirklichen Seele vorauszuſchicken. Aber oben ſollte jene Subſtanz die allgemeine pſychiſche Natur ſein, aus welcher die eigenthümlichen Unterſchiede der Seelen hervorwüchſen; hier wird ſie als das Reale geſucht, an dem die Erſcheinungen des innern Lebens als an ihrem feſten Träger haften. Man kennt dieſe Neigung der gewöhnlichen Meinung, in jeder Erſcheinung, deren Veränderlichkeit doch ein beſtändiges Geſetz in ihr ahnen läßt, als

Urſache dieſer Folgerichtigkeit einen finſtern Kern undurchdenkbarer Sachlichkeit zu ſuchen. Alles, was wir wirklich verſtehen, dem trauen wir nicht zu, daß es eine volle ſelbſtändige Wirklichkeit haben könne; erſt wo wir an einen Reſt kommen, über den wir gar keine Hoffnung mehr haben ins Klare zu gelangen, erſt da glauben wir das wahrhaft Seiende, die dem Gedanken ſchlechthin entgegengeſetzte und ihm durchaus unbegreifliche Sache, das Reale gefunden zu haben. Nur Zuſammengeſetztes meinen wir einzuſehen; indem unſer Denken zwiſchen die Fugen eindringt, welche das Reale bei ſeiner Verbindung zwiſchen ſich läßt, lernen wir durch dieſe Analyſe alle die Eigenſchaften verſtehen, die nur auf der Art dieſer Verbindung beruhen. Aber während wir ſo hinter das Zuſammengeſetzte kommen, wird das Reale ſelbſt, das den Stoff dieſer Combinationen bildet, durch unſer Denken nur auseinandergedrängt, nicht aufgelöſt; ſuspendirt wie eine chemiſche Subſtanz in einem flüſſigen Mittel, in dem ſie nicht löslich iſt, ſchweben dieſe eigentlichen einfachen Kerne der Sachlichkeit in unſerem beziehenden Denken, ſo völlig unaufgeſchloſſen wie vorher. Und eben dies bürgt uns dafür, daß ſie etwas wahrhaft Seiendes ſind. Wären ſie auflöslich für das Denken, ließe ſich das, was ſie ſind, völlig in Gedanken ausdrücken, ſo wären ſie ja nun bloße Gedanken geworden und wären nicht mehr Sachen. Setzten wir das, was ſie ſind, gleich einer Qualität, ſo müßte die Qualität etwas haben, deſſen Qualität ſie wäre; nännten wir ihr Weſen eine Kraft, ſo ſetzte ſie einen Träger voraus, der ſie ausübt; gälte es uns für eine Idee, ſo müßte doch Jemand ſein, der die Idee hat oder ſie denkt. Kurz, wie wir auch durch Gedanken das Weſen der Dinge nachbilden wollen, allemal zeigt ſich das Nachbild als bloßes Bild der Sache; es fehlt immer der feſte, unauflösliche Kern von Realität, an dem oder in dem, oder um welchen herum, oder aus ihm hervorgehend ſich die einzelnen inhaltvollen Züge des Bildes zu einer haltbaren Exiſtenz verdichten ließen. So kommen wir dazu, am Ende ſelbſt in unſerem eigenen Innern ein unſagbares unauflösliches Etwas von Realität zu ſuchen und zu ihm die helle Fülle des bekannten geiſtigen Lebens in ein nie klar zu machendes

Verhältniß der Abhängigkeit zu bringen. In der That, nur ſo lange kann dieſe ſchiefe Vorſtellungsweiſe ſich erhalten, als man die beſtimmtere Art jener Abhängigkeit nicht aufzuhellen ſucht, ſondern ſich mit dem rohen Bilde eines Trägers begnügt, an dem der mannigfache Inhalt des Seienden äußerlich aufgehängt iſt. Sobald man ſich klar wird, daß jedes Haben einer Eigenſchaft unmittelbar ein beſtimmtes Sein desjenigen iſt, der ſie hat; daß ferner zwei Weſen, welche ſich durch ihre Eigenſchaften beſtändig unterſcheiden, nothwendig auch in dem verſchieden ſein müſſen, was ſie ſind; daß alſo der Vorzug, eine Sache, ein Reales zu ſein, nicht einem einzigen, überall gleichen Inhalt zukomme, ſondern daß Verſchiedenes und Mannigfaltiges real iſt: ſo erkennt man, daß Realität, als eine beſtimmte Weiſe der Exiſtenz, der urſprünglichere Begriff iſt, der in unſerem Denken vorangehen muß, und daß der Name des Realen auf jeden Inhalt fällt, dem aus irgend welchen Gründen, die unſere Forſchung ermitteln oder nicht ermitteln mag, dieſe Form der Exiſtenz zukommt. Nicht aber haben umgekehrt die Dinge Realität, ſofern ein Reales in ihnen wäre. Durch ihren Inhalt allein ſind die Dinge das, was ſie ſind; dadurch daß dieſer Inhalt fähig iſt, zu wirken und zu leiden und das beſtändige Element in einer veränderlichen Reihe von Erſcheinungen zu bilden, dadurch ſind die Dinge und unterſcheiden ſich als real von ihrem Abbild; wie es endlich gemacht iſt, daß jener Inhalt eine zum Leiden und Wirken fähige Wirklichkeit genießt, das iſt jene thörichte Frage nach der Maſchinerie des Daſeins, die wir ſchon mehrmals aus unſerem Denken verwieſen haben. Nur ſo viel wiſſen wir, daß wir nichts gewinnen durch den abenteuerlichen Verſuch, zuerſt für einen allgemeinen Wirklichkeitsſtoff, ein Reales zu ſorgen und von ihm aus die Wirklichkeit demjenigen zu Lehen zu übertragen, das ſich an ihn anknüpfen will; daß wir vielmehr das Daſein als eine in ihrem Zuſtandekommen ſtets unbegreifliche Setzung betrachten müſſen, die unmittelbar und ohne Zwiſchenglied auf das fällt, was den Inhalt des Seienden bildet. Setzen wir einſtweilen voraus, worüber noch mehr zu ſprechen ſein wird, daß dieſer Inhalt nicht durch eine dem Gedanken

völlig fremde Natur ſich jeder Begreiflichkeit entziehe, ſondern daß er im Gegenſatz zu ſolcher unauflöslichen Sachlichkeit den Namen des Idealen verdiene, ſo können wir das Ergebniß unſerer Ueberlegung dahin ausdrücken, daß das Reale nichts Anderes ſei, als die auf unbegreifliche Weiſe in der Form wirkungsfähiger Selbſtändigkeit geſetzte Idee.

Dieſe Meinung iſt verſchieden von einer andern, welche wir im gleichen Gegenſatz gegen jene Verehrung ſtarrer Kerne der Realität häufig ausgeſprochen hören. Nachdem man dieſes gröbſten Irrthums ſich entſchlagen hat, verfällt man gern in Enthuſiasmus für ein gleich unmögliches Gegentheil; das Weſen der Dinge ſei die reine unabläſſige Thätigkeit ſelbſt ohne den Rückhalt eines an ſich unthätigen Etwas, von dem ſie ausgehe. Es iſt klar, daß dieſe Ausdrücke die Vorſtellung nicht wiedergeben, die man nothwendig bei ihrem Ausſprechen ſelbſt feſthalten muß. Man kann den Geiſt nicht mit dem infinitiviſchen Denken gleichſetzen, ſondern fühlt, daß er Denkendes ſein muß; das Weſen der Dinge kann weder Sein noch Thätigkeit ſein, ſondern iſt Seiendes und Thätiges. Es kommt darauf an, jenes Subject, das in dieſen Participien erſcheint, richtig zu beſtimmen, aber man gewinnt nichts, wenn man es leugnet und den Infinitiv an ſeine Stelle ſetzt, der dieſe Stelle nicht ausfüllt. Einen Schein der Durchführbarkeit würde dieſe Meinung nur dann haben, wenn wir von dem Dinge, deſſen Weſen ſie ſo beſtimmen will, ununterbrochen dieſelbe Thätigkeit ausgeübt ſähen, und höchſtens die Erſcheinung derſelben in der Wirklichkeit durch entgegengeſetzte Thätigkeiten zuweilen gehemmt würde, oder wenn ein unaufhörliches Werden, ein ſtetiger Wechſel von Form und Inhalt ſich als die ganze Natur der Dinge zeigte. Aber die Natur der Dinge, ſo wie ſie ſich uns darbieten, und am meiſten die Natur der Seele, die uns hier beſchäftigt, iſt nicht begreifbar, ohne in ihr neben dem Thun auch ein Leiden vorauszuſetzen, ohne zuzugeben, daß nach Maßgabe des Leidens, das ſie von verſchiedenen Bedingungen erfährt, ſich nicht nur die äußere Erſcheinung ihrer Thätigkeit, ſondern dieſe Thätigkeit ſelbſt, ihre Form und weſentliche Eigenthümlichkeit abändert,

ohne endlich hinzuzufügen, daß auch dieſe Veränderlichkeit wieder kein ewig fortfließendes Werden iſt, ſondern ein in ſich zurückkehrendes, in welchem die Wiederkehr gleicher Bedingungen auch gleiche Erfolge wiederbringt. Die Dinge ſind offenbar Mittelpunkte, von denen aus ſehr verſchiedene Ströme des Handelns nach verſchiedenen Richtungen gehen, bald hervorbrechend, bald ſich zurückhaltend, bald ſtärker, bald ſchwächer, mit einander abwechſelnd oder einander begleitend. Dieſe Erſcheinung einer veränderlichen Thätigkeit bedarf einen erklärenden Grund und Rückhalt; er liegt eben in dem, was das Weſen iſt, in jenem Inhalte, den wir nicht wieder als bloße Thätigkeit, ſondern nur als die Idee faſſen können, welche die vereinigende und geſetzgebende Formel für eine Vielheit des Thuns und zugleich für eine Mannigfaltigkeit des Leidens und der inneren Zuſtände überhaupt bildet. Dieſer Inhalt iſt das, was als das Theilnehmende am Sein, am Handeln, am Wirken als Seiendes, Handelndes, Wirkendes vor uns ſteht und gleichweit entfernt iſt vom haltloſen Verfließen in die Thätigkeit ſelbſt, wie von der Starrheit eines Kernes, der ſich nie in die Bewegung dahin gäbe, ſondern ſie ſtets nur äußerlich an ſich kommen ließe.

Aber wenn wir nun dies Alles zugeben, wird man zweifelnd einwenden, iſt denn nun das, was wir hier unter der Form der Idee als das Weſen des Dinges faſſen, jenes Daſein zu genießen fähig, das den Dingen zukommen muß? Nicht als wenn wir trotz der früheren Zugeſtändniſſe nun doch noch einmal zu wiſſen verlangten, durch welchen Zauber den Dingen, worin ſie nun auch immer beſtehen mögen, ihr Daſein gemacht werde; aber da nicht allem Denkbaren dieſe ſelbſtändige Wirklichkeit zukommt, ſo müßten ſich doch an jener Idee wenigſtens die allgemeinen Kennzeichen erkennen laſſen, durch die ſich das, was zu dieſer Wirklichkeit zugelaſſen iſt, von dem unterſcheidet, dem ſie verſagt bleibt. Gehört nun nicht zu jenen Zügen jedes wahrhaft Seienden vor allem dieſer, daß es Eines ſei in ſich ſelbſt? und ſcheint nicht Alles, was wir als Idee bezeichnen, vielmehr eine Vielheit von Elementen vorauszuſetzen, deren gegenſeitige Verknüpfung untereinander ſie ausdrückt? und zwar ſo aus-

drückt, daß aus der Einwirkung dieſes Ausdruckes auf unſere empfängliche Phantaſie in uns wohl als Ergebniß eine einheitliche Stimmung entſteht, ohne daß jedoch dieſe von uns gefühlte Einheit unſers Zuſtandes als eben ſolche Einheit in den Beziehungen jener Elemente außer uns vorhanden war? iſt alſo nicht am Ende jede Idee nur ein Gedanke, den die vergleichende Thätigkeit eines erkennenden Weſens ſich macht, indem es in ſich ſelbſt die Vielheit der Erſcheinungen zuſammenfaßt, ohne daß dieſer Gedanke jemals in dieſer Vielheit ſelbſt als erzeugende und formbeſtimmende Kraft zugegen iſt?

Dieſe Einwürfe ſind häufig gemacht worden, und man hat ihnen zu begegnen geſucht, indem man an die Stelle der Idee, welche allerdings mannigfaltige Tendenzen und Beziehungen des Seienden zu Anderem einſchloß, eine völlig einfache Urqualität als das Weſen jedes einzelnen Dinges einſetzte. Dadurch iſt, je nachdem man es anſieht, entweder nur ein neuer Name, oder zugleich ein alter Irrthum wieder eingeführt. Denn das Weſen des Dinges muß in jedem Fall ſo beſchaffen ſein, daß ſeine ſpäteren Wirkungen und vielfachen Eigenſchaften, obgleich nicht unveranlaßt, ſondern unter dem Einfluß äußerer Bedingungen, aus ihm hervorgehen können; es muß ferner ſo beſchaffen ſein, daß diejenigen Verknüpfungsweiſen ſeiner Zuſtände, die nicht von der Aufeinanderfolge der äußern Reize allein abhängen, bei Gelegenheit dieſer Reize ſich aus ihm entwickeln müſſen; kurz jene einfache Qualität muß vollſtändig denſelben Grund des Wirkens und Leidens und der Ordnung der inneren Zuſtände enthalten, den wir in der Idee ſuchten. Inſofern iſt die einfache Qualität nur ein veränderter Name, in welchem höchſtens die Aufforderung liegt, den Inhalt der Idee nicht in jener auseinandergezogenen Weiſe, in welcher unſere Sprache, wenn wir ihn könnten, ihn ausdrücken würde, ſondern eben zuſammengefaßt in die Einheit einer einzigen Beſtimmung, in die Form einer Urqualität, als das Weſen des Dinges aufzufaſſen. Ohne Zweifel lag ſolche Zuſammenfaſſung auch in unſerer Abſicht; der Irrthum dieſer andern Vorſtellungsweiſe dagegen beſteht darin, daß gerade die Form der

Qualität unfähig iſt, jene Concentration der Idee zur Einheit zu leiſten. Wie unbekannt nämlich auch und aller Erkenntniß unzugänglich man die Qualität jedes Dinges nennen mag: ſobald der Name der Qualität nicht eine völlig bedeutungsloſe, willkührliche Bezeichnung für den weſentlichen Inhalt der Dinge ſein, ſondern denſelben wenigſtens formell auf eine beſtimmte und charakteriſtiſche Weiſe bezeichnen ſoll, ſo muß auch jene unbekannte Qualität der Weſen die Eigenthümlichkeiten beſitzen, die jeder Qualität als ſolcher zukommen. Wir kennen aber nur die Qualitäten der ſinnlichen Empfindung; nur von ihnen iſt der allgemeine Begriff abſtrahirt, und nur an ſie denken wir auch wirklich, wenn wir vom Weſen der Dinge ſo ſprechen, wie es dieſe Meinung thut; wir bilden uns die Vorſtellung der überſinnlichen Qualitäten durchaus nach dem Muſter der ſinnlichen, die wir kennen, und gerade ſo weit uns dies gelingt, ſind wir für den Augenblick befriedigt. So durchaus eins mit ſich ſelbſt, wie das Blau des Himmels, das uns vorſchwebt, ſo ſatt und plaſtiſch die Leere erfüllend, ſo unveränderlich ruhend ohne alle Spur und allen Anſatz zu hinausgreifender Beweglichkeit, ſo beziehungslos und theillos in ſich ſelbſt, wie jede einfache Farbe, ſo ſtellen wir uns das Weſen des Dinges vor und ruhen ſelbſt befriedigt in ſeinem Anblick. Wir vergeſſen nur, daß dieſe Ruhe allzu unbeweglich, dieſe Einheit allzu einfach iſt. Denn unerbittlich müſſen wir daran erinnern, daß die Einheit des Dinges nicht dazu da iſt, beſtändig ſich über ſich ſelbſt zu freuen, ſondern daß ſie die veränderliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen aus ſich entſpringen laſſen muß. Und eben dazu iſt ein Inhalt, der ſeiner Natur nach in dieſer Form der Qualität gefaßt werden müßte, nicht fähig. Er würde nur aufgehoben, aber nicht verändert werden können, denn jede Veränderung ſetzt einen beſtändigen ſich gleichbleibenden Rückhalt voraus, auf welchen das ſich Verändernde ſich zurückzieht, um aus ihm heraus die neue Geſtalt zu entwickeln. Die einfache Qualität hat nichts der Art hinter ſich, und je einfacher ſie iſt, um deſto weniger laſſen ſich die Begriffe des Wirkens und Leidens an ſie anknüpfen. Jene ruhige offene Glätte hinterhaltloſer Gleichheit

mit ſich ſelbſt, die wir an den ſinnlichen Qualitäten bemerkten und als den wahrhafteſten Ausdruck für die ungeſtörte Natur des Seienden bewunderten, gehört im Gegentheil gerade dieſem niemals an. Nicht einmal die ruhende Eigenſchaft der Dinge deutet ſie an; ſie iſt nur ein freundlicher Schein, in welchem für unſere Auffaſſung irgend ein bewegter Augenblick des Geſchehens, der Wechſelwirkung zwiſchen mehreren Elementen fixirt iſt; das Seiende ſelbſt, deſſen ruhigſtes und objectivſtes Symbol wir in ihr zu finden glaubten, iſt nach dieſer Analogie am wenigſten zu faſſen.

Schließen wir nun dieſe Betrachtung. Wenn Jemand noch einmal fragt, wie denn nun der Inhalt einer Idee jene Einheit haben könne, die dem Seienden nothwendig iſt, und die wir in der Qualität wohl fanden, aber entblößt von dem Keime der Mannigfaltigkeit, der gleich unentbehrlich iſt: ſo verweiſen wir dieſe Frage auf folgende Ueberlegung. Jede Anſicht, welche das Weſen irgend eines Gegenſtandes durch Begriffe und Worte auszudrücken und nachzuahmen ſucht, will natürlich nicht dieſen Ausdruck, ſondern den Inhalt, den er bezeichnen ſoll, für das Weſen des Gegenſtandes genommen wiſſen. Der Name Idee hat die doppelte Bedeutung, einmal jenen Inhalt der Dinge, dann aber auch die Form des Gedankens zu meinen, in welcher wir dieſen Inhalt für unſere Auffaſſung wieder erzeugen. Die Umwege, die unſer abbildendes Denken nimmt, ſind nicht Umwege in der abgebildeten Sache ſelbſt; die Vielheit nicht blos der Worte, ſondern auch der vielleicht wortlos gedachten Beziehungspunkte, die wir bedürfen, um uns das klar zu machen, was wir meinen, ſchließt nicht eine gleiche Vielheit der Theile in dem Object unſers Nachdenkens ein. Iſt daher Idee in dieſem Sinne eines von uns gehegten Gedankens allerdings eine in ſich mannigfache und unruhige Thätigkeit des beziehenden und vergleichenden Wiſſens, die nicht in dieſer Form ſich als das objective Weſen des Dinges faſſen läßt, ſo iſt dagegen das, was dieſer Gedanke meint, einer urſprünglichen Einheit fähig. Erzeugt doch auch dasſelbe hin- und hergehende Nachdenken in uns aus der mannigfaltigen Reihenfolge der Elemente eines Gedichtes die Einheit ſeiner

poetiſchen Seele wieder. In die Geſtalt ſolcher Einheit zuſammengefaßt nennen wir eine Idee das Weſen des Dinges. Verlangte endlich eine niebefriedigte Neugier noch eine Anweiſung, wie ſie es machen ſolle, um den Inhalt einer Idee in dieſe Einheit zu verdichten, und wie ſie das Ergebniß dieſer Bemühung ſich vorſtellen könne, ſo läge darin ein völliges Mißverſtehen der Aufgabe und der Leiſtungsfähigkeit des Erkennens. Denn dieſes Anſinnen wäre ganz gleichbedeutend mit dem Wunſche, zu erfahren, wie man es machen müſſe, um geradezu das zu ſein, um deſſen Erkennen es ſich hier handelt. Und ſelbſt dieſer Wunſch würde nicht zum Ziele führen; denn wenn wir uns nun wirklich ſo verwandeln könnten, daß wir allemal das wären, was wir durchſchauen wollten, ſo würde ja das Bemühen, nun auch das zu wiſſen, was wir dann wären, ſelbſt dieſes neue Weſen, in welches wir uns verwandelt hätten, nothwendig wieder aus ſeiner Einheit in ein zuſammengeſetztes, aus mannigfachen Theilen und ihren Beziehungen beſtehendes Erkenntnißbild umgeſtalten müſſen.

Ein Wort nur haben wir über den Grund hinzuzufügen, aus welchem wir jenen Doppelſinn des Namens Idee benutzten; denn allerdings geſchah es mit Grund. Unter den verſchiedenen Auffaſſungsformen der Gegenſtände zeichnen wir mit dieſem Namen diejenige aus, welche ihr Object weder durch einen beſtimmten Thatbeſtand feſter Merkmale, noch durch eine beſtimmte Form der Verknüpfung zwiſchen veränderlichen Merkmalen, ſondern einzig durch den beſtändigen gleichbleibenden Sinn charakteriſirt, der ſich in unermeßlicher Verſchiedenheit der Merkmale ſowohl als ihrer Verbindungsweiſen ausdrücken kann. Die Anſchauung des Menſchen iſt ſein räumliches Bild; die Vorſtellung von ihm fügt zu dieſem Bilde und der mit ihm vereinigten Erinnerung an ſeine übrigen Merkmale den Nebengedanken hinzu, daß alle dieſe Mannigfaltigkeit ein Ganzes bilde; den Begriff des Menſchen gewinnen wir, wenn wir die allgemeinere übergeordnete Formel der Gattung als erklärenden Mittelpunkt in die Menge ſeiner beſondern Merkmale hineinſtellen; die Idee des Menſchen aber haben wir erſt dann, wenn wir den Gedanken

faſſen, zu deſſen Realiſirung er berufen iſt, einen Gedanken, der an keine beſtimmte Reihe von Merkmalen gebunden iſt, aber den Grund enthält, warum der Menſch eine räumliche Erſcheinung, ein zuſammenhängender Organismus, der Gipfel des Thierreichs ſein muß. Dieſe Bedeutung, welche die Idee als Denkform für uns hat, wollten wir durch den Gebrauch deſſelben Namens auch auf ihren Gegenſtand übertragen: darauf kam es an, das Weſen des Dinges nicht als erſchöpft durch eine ruhende Qualität, nicht durch eine beſtimmte Handlung oder eine beſtimmte Reihe mehrerer zu faſſen, ſondern ſeinen vollen Inhalt nur in dem Sinne zu ſehen, den es auf die verſchiedenſte Weiſe und durch die verſchiedenſten Formen der Entwicklung verwirklicht. Dagegen war es keineswegs unſere Abſicht, durch die Wahl dieſes Namens in den berühmten Satz einzuſtimmen, welcher Denken und Sein für identiſch erklärt und in den Dingen keinen andern Inhalt findet außer dem, welchen wir in der Form der Idee denkend nacherzeugen können, oder vielleicht ſogar außer dieſer Form der Idee ſelbſt. Die allgemeinere Ueberzeugung allerdings haben wir früher ausgedrückt, daß das Weſen der Dinge nicht in einer undurchdringlichen Fremdartigkeit für den Geiſt beſtehe; aber der Geiſt und ſein Leben iſt mehr als Denken. Es iſt wohl möglich, daß dem ganzen Geiſte das, was die Dinge ſind, nicht unerlebbar iſt, und daß es doch dieſer einzelnen Form ſeiner innern Thätigkeit, dem Denken, durchaus unfaßbar bleibt. Fühlen und Wollen, Luſt und Unluſt ſind innere Erlebniſſe in uns ſelbſt, für welche unſer bewußtes Denken, indem es ihnen zuſteht, wohl Namen erfindet, ohne doch den Unterſchied, der ſie ſelbſt von allem Denken trennt, jemals durch Formen des Denkens begreiflich zu machen; ſie ſind nur verſtändlich für den, der ſie erlebt. Und ebenſo würde das Weſen der Dinge, falls überhaupt unſer Blick durch die Erſcheinung bis zu ihm dränge, zwar beſchreibbar für das Denken ſein, aber doch vielleicht nur ſo, daß dieſe Beſchreibung manche Namen enthielte, deren Bedeutung nicht wieder gedacht, ſondern nur gelebt werden kann. Wie aber auch dieſes Weſen ſein möchte, jene Form der Idee würde es an ſich tragen, ein ſelbſt geſtaltloſer beſtändiger Sinn veränderlicher Geſtaltungen zu ſein.

Für dieſe lange Reihe abſtracter Ueberlegungen müſſen wir nun auf Entſchuldigung hoffen. Sie haben nicht ganz die Fragen zu Ende geführt, in die wir uns verwickelten und welche nur die metaphyſiſche Wiſſenſchaft in dem ſtrengen Zuſammenhang ihrer Beantwortung darſtellen könnte; aber ſie haben den Standpunkt deutlich genug, wie wir hoffen, bezeichnet, auf welchem unſere weitere Betrachtung der geiſtigen Entwicklung ſich halten wird. Werfen wir jetzt einen Blick auf das zurück, woran dieſe Abſchweifung anknüpfte, ſo erinnern wir uns, daß wir von dem menſchlichen Geiſte nicht im Uebrigen eine weſentliche Gleichheit mit den Seelen der Thiere behaupten durften, um dann durch die entſchädigende Hinzufügung eines ihm eigenen höheren Vermögens ihn wieder über alle Thierwelt zu erheben. Was er war, mußte er als ein untheilbares Ganze ſein; was die Seelen der Thiere waren, das waren auch ſie als lebendig wirkſame abgeſchloſſene Ideen, jede von der andern völlig geſchieden, jede völlig eins in ſich ſelbſt. Und ſo ließe ſich ein Reich der Seelen denken, in welchem jede Gattung, und in ihr jede einzelne, ihre beſtimmte Stelle fände, je nachdem die lebendige Idee, welche ſie ausdrückt, in dem Sinne der Weltordnung höher oder niedriger ſteht oder andern gleichwerthig zu achten iſt. Daraus kann der Schein entſtehen, als wäre auch hier die beſſere Erkenntniß des Einzelnen aus der Ueberſicht des Ganzen zu hoffen, deſſen Theil es iſt; die Einſicht in die Natur des menſchlichen Geiſtes aus der Betrachtung der thieriſchen Seelen, die ſeine Vorſtufen ſind. Aber abgeſehen von der mangelhaften Kenntniß thieriſchen Seelenlebens, die uns in den meiſten Fällen nur unerwieſene Einfälle an die Stelle ſicherer Thatſachen würde ſetzen laſſen, iſt dieſe Ausſicht auch aus andern Gründen trüglich oder doch nutzlos für unſern gegenwärtigen Zweck. Denn dieſe Ordnung des Seelenreichs, wenn wir ſie kännten, würde uns mehr in das Verſtändniß des unendlichen Weſens einführen, das in dieſem Bilde ſich ſelbſt anſchauen mag; aber ſie würde wenig zu der Würdigung der Aufgaben beitragen, die dem menſchlichen Leben zu ſeinem Theile geſtellt ſind, und der Mittel, die ihm zur Ausführung zu Gebot ſtehen. Für dieſe letzte Frage iſt es

nur von entfernter Wichtigkeit zu wiſſen, welche Stelle des Menſchen Geiſt auf der Leiter der Weſen einnimmt, von ſehr großem Werthe dagegen die Kenntniß der urſächlich auf ihn einwirkenden Bedingungen, von denen ſeine Entwicklung abhängt. In dieſer Beziehung iſt ſeine Stellung im Reiche der Seelen eine andere, als in jener Stufenreihe der Gattungen. Wie nahe verwandt oder wie ſehr verſchieden die Seele einer Thierart von der unſrigen ſein mag: es iſt gleichgiltig für uns, wenn ſie nicht auf uns wirkt. Der größte Theil der Thierheit hat zu unſerer Entwicklung dieſe theilnahmloſe Stellung, und die unbelebte oder unbeſeelte Natur beſitzt unter den Bedingungen unſerer Bildung eine verhältnißmäßig weit größere Wichtigkeit. Daß der kunſtfertige Inſtinct vieler niederen Thierklaſſen ſich in ſcheinbar wenigſtens ganz andern und fremdartigen Formen des Wirkens bewegt, wenn wir ihn mit der Regſamkeit der menſchlichen Seele vergleichen, iſt für uns im Ganzen eine wenig bedeutſame Thatſache; tauſende ſolcher Inſtincte mögen dem Menſchen noch unbekannt ſein, ſelbſt die bekannten kommen nur wenigen von uns zur Anſchauung; möchten ſie da ſein oder nicht, die menſchliche Entwicklung bliebe dieſelbe. Von anderen Klaſſen können wir anderes ſagen; manche von ihnen treten uns wirkſam nahe, aber es ſind vielleicht nicht eben die, die in der Stufenleiter der Seelengattungen uns am nächſten ſtehen. An die Affen knüpft ſich kein Fortſchritt menſchlicher Cultur, an das Pferd, an die übrigen zuchtbaren Hausthiere gar mancher. Sie leiſten uns nicht allein durch Körperkraft Dienſte, wie belebte Maſchinen, ſondern auf dem Umgange mit ihnen beruhen hauptſächlich alle die Vorſtellungen, die wir über ein dem unſrigen fremdes und doch im Allgemeinen verwandtes Seelenleben erhalten; und ohne Zweifel ſind eben die Vorſtellungen, die wir von einer fremden Seele uns bilden, der wichtigſte Theil der Wirkſamkeit, die dieſe auf uns ausübt. Am meiſten natürlich iſt es der Menſch ſelbſt, der auf den Menſchen wirkt; von dem Werthe dieſes gegenſeitigen Einfluſſes werden alle andern Beziehungen ähnlicher Art verdunkelt, die uns an die Thierwelt knüpfen. In der Erforſchung dieſer Dinge muß die Aufklärung über die weſentlichen

Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Lebens liegen; jedes Unternehmen dagegen, den Menſchen an den Gipfel eines irdiſchen Seelenreiches zu ſtellen und ſeine Beſtimmung aus der Natur der niedrigeren Stufen zu erläutern, würde eines der prächtig beginnenden, aber fruchtlos endenden Schauſpiele ſein, deren die Anthropologie nach und nach ſehr viele vorgeführt hat.

Wir haben hierdurch noch nicht die zweite der Fragen beantwortet, die wir am Eingange dieſer Betrachtung aufwarfen. Denn alles Bisherige konnte nur zu zeigen verſuchen, wie eine weſentliche Eigenthümlichkeit des menſchlichen Geiſtes gedacht werden müſſe, falls die Ueberlegung der Thatſachen eine ſolche vorauszuſetzen nöthigte. Ungelöſt bleibt hierdurch der Zweifel, ob nicht vielleicht ohne weſentlichen Unterſchied, nur durch die Größe ſeiner Entwicklung bevorzugt, der menſchliche Geiſt ſich an das Seelenleben der Thierwelt anſchließen möge. So wenig wir nun unſere Neigung verhehlt haben, dieſe Frage zu verneinen, ſo iſt doch ihre beſtimmte Beantwortung hier nicht möglich, und wir müſſen uns begnügen, die Schwierigkeiten einer ſolchen hervorzuheben. Sucht man die Entſcheidung unabhängig von der Vergleichung der Erfahrung, ſo könnte man ſie nur von den letzten Ergebniſſen der Speculation über die nothwendige Bildung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Glieder erwarten. Was aus dieſer Quelle ſich ableiten läßt, wird der letzte Theil unſerer geſammten Betrachtungen zuſammenzuſtellen verſuchen, und wir werden ſehen, daß der Werth der Frage ſelbſt ſich für dieſen höchſten Standpunkt ſehr vermindert. Die allgemeinen Grundſätze, die man außerdem anwenden könnte, würden zu keiner Gewißheit führen. Vielleicht möchte man die Annahme, überall gleichartige Seelen würden nur durch die ſehr verſchiedene Begünſtigung, die ſie von der Organiſation ihrer Körper erfahren, zu verſchiedenen Bildungshöhen gebracht, durch die Erinnerung widerlegen wollen, wie unglaublich es ſei, daß eben gleichartige Seelen an dieſe ſo ſehr abweichenden leiblichen Hüllen gebunden ſein ſollten. Aber allerhand Vermuthungen über Seelenwanderung, abenteuerlich zwar, und ohne Stütze in der Erfahrung, aber doch nicht ſtreng wi-

derlegbar, würden ſogleich bereit ſein, dieſe Paradoxie zu beſeitigen und zu zeigen, welchen guten Sinn fortſchreitender Erziehung es haben könnte, wenn urſprünglich vollkommen gleiche Weſen nach und nach in immer andere vollkommnere Körper übergingen. Wendet man ſich an die Erfahrung, ſo wird die Entſcheidung um nichts leichter. Alles, was als Thatſache vor uns liegt, beſchränkt ſich eben auf den allgemeinen und allerdings unwiderleglichen Eindruck einer weit geringeren Entwicklung, zu der es die Thiere bringen; aber dieſer Eindruck geſtattet, ſo wenig zergliedert, wie er noch immer iſt, keinen ſichern Rückſchluß auf die Urſachen dieſes Zurückbleibens. Unſere Kenntniſſe des thieriſchen Seelenlebens ſind weit oberflächlicher und ungewiſſer, als die Zuverſicht philoſophiſchen Claſſificirens meiſtens zugibt. Wir ſchlagen die Höhe ſeiner Entwicklung gewiß oft falſch, wahrſcheinlich häufig zu niedrig an; denn mit Recht ſchreiben wir zwar den Thieren die Fähigkeiten zu, deren vollendete Leiſtungen wir vor uns ſehen; aber mit ſehr zweifelhaftem Rechte ſprechen wir ihnen andere ab, die ſie entweder nicht äußern können, oder deren Aeußerungen für unſer Verſtändniß zu fremdartig ſind. Verſuchen wir nun, aus dieſen mangelhaften Vorlagen Vermuthungen über Gleichartigkeit oder Verſchiedenheit der thieriſchen und menſchlichen Seelen abzuleiten, ſo locken zwei entgegengeſetzte Irrwege.

Von der Betrachtung unſers eignen innern Daſeins gehen wir nothwendig aus; erſt aus ihr fällt ein Schimmer des Verſtändniſſes auf das Seelenleben der Thierwelt, das wir nicht unmittelbar kennen. Sind wir nun nicht gewohnt, die einzelnen Leiſtungen unſers eignen Geiſtes zu zergliedern und die Entſtehung mancher ſcheinbar neuen Fähigkeit aus einfacheren Vorgängen aufzuſuchen, ſo ſtoßen wir bei jeder oberflächlichen Verſchiedenheit an, die das Thier vom Menſchen trennt, und gerathen in jene bequeme Claſſificationsweiſe, welche die Natur der verſchiedenen Seelen wie mit der Sicherheit chemiſcher Formeln durch Combination abweichender Beſtandtheile, nämlich der verſchiedenen Vermögen definirt, die der einen Gattung fehlen, der andern zukommen ſollen. Anderſeits aber verführt auch gerade dieſe richtige Gewohnheit, die zuſammengeſetzten oder abge-

leiteten geiſtigen Functionen auf ihre einfachen Wurzeln zurückzuführen, zu dem entgegengeſetzten Fehler einer Ueberſchätzung der äußern Hilfsmittel des Wirkens, und zu dem Uebermuth, durchaus gleichartigen Weſen durch unendlich variirte äußere Anregung Leiſtungen abgewinnen zu wollen, die nur auf urſprünglich verſchiedenem Boden gedeihen können. Man kommt natürlich in dieſer Beziehung hauptſächlich auf die körperliche Organiſation zurück, denn durch dieſe wird ja größtentheils auch die Eigenthümlichkeit der äußern Lebensumſtände bedingt, in denen ſich jedes Geſchöpf befindet, und deren Einfluß den zweiten großen Kreis von Bedingungen für die ſpecifiſche Bildungsrichtung der Seele ausmacht. Nun läßt ſich ohne Zweifel zeigen, daß manche körperliche Einrichtung einzelne Formen der geiſtigen Aeußerungen begünſtigt oder hindert; ſo wird für augenloſe Thiere die Geſammtvorſtellung, die ſie vom Raum entwickeln mögen, nothwendig anders ſein, als bei ſehenden; für vollkommen ſymmetriſch gebaute wird eine Unterſcheidung der Richtungen im Raum unmöglich, für ſtimmloſe die Mittheilung der innern Zuſtände nicht nur anders, ſondern ohne Zweifel weit unvollkommner ſein. Aber in der Regel läßt ſich wohl aus dem Mangel eines Organs der Mangel einer Leiſtung begreifen, aus dem Vorhandenſein deſſelben jedoch wird ſein Gebrauch und die Mannigfaltigkeit der geiſtigen Regſamkeit, die ſich in ihm kund gibt, nicht ſogleich mit begreiflich. Wir müſſen es dem Verlauf dieſer Betrachtung überlaſſen, einzelne Beiſpiele dieſer Dinge zu erwähnen; überall indeſſen, wo wir auf thieriſches Seelenleben ein Streiflicht fallen laſſen, geſchieht es eigentlich nur, um durch einen Contraſt die Bedeutung des menſchlichen aufzuhellen; in den meiſten Fällen drücken ſolche Vergleiche nur aus, wie wir uns einbilden, daß es ſich mit den Thieren verhalten möge, nicht wie es gewiß iſt oder mit Nothwendigkeit ſein muß.

Dieſe Unſicherheit des Urtheils iſt indeſſen ohne weſentlichen Einfluß auf den Gegenſtand unſerer nächſten Unterſuchungen. Für eine Betrachtung allerdings, die nicht ausſchließlich der menſchlichen Bildung gälte, ſondern eine allgemeine Mechanik des Seelenlebens

bezweckte, würde die Frage nach der Gleichartigkeit oder Verſchiedenheit der Mittel in den Vordergrund treten, durch welche die verſchiedenen Höhen der Entwicklung ermöglicht werden. Für uns dagegen kommt es hauptſächlich darauf an, was der Menſch iſt, nicht darauf, was die Thiere nicht ſind. Die ängſtliche Scheu davor, in eine zu nahe Weſensgemeinſchaft mit ihnen gerückt zu werden, knüpft ſich mit Unrecht gerade an die Frage, ob wir einer Gattung mit ihnen ſind, oder nicht. Denn am Ende: wir haben doch die höhere Entwicklung; eben dieſer Beſitz iſt der bleibende Unterſchied zwiſchen uns und ihnen, und dieſe Kluft wird nicht größer oder kleiner, je nachdem ſie für einen generiſchen Unterſchied, oder für die Wirkung einer verſchiedenen Begünſtigung gleicher Anlagen erklärt wird. Die Dinge ſind immer das, als was ſie ſich behaupten; es verlohnte ſich nicht der Mühe, etwas zu werden, wenn man immer nach dem geſchätzt werden ſollte, woraus man es geworden iſt.

Faſt die gleichen Bemerkungen, und die letzte namentlich, haben wir vorläufig über die dritte der Fragen unſers Einganges hinzuzufügen. Innerhalb des menſchlichen Geſchlechtes ſelbſt wechſelt die geiſtige Ausbildung von thieriſcher Roheit an bis zu der Höhe eines Genius, den wir voreilig durch den Namen der Göttlichkeit ehren zu dürfen glauben. Gibt es in dieſen ungeheuren Unterſchieden ein gewiſſes gemeinſames Element, das wir als den allgemeinen menſchlichen Geiſt betrachten dürften? ſind die Geiſter der verſchiedenen Stammarten der Menſchheit weſentlich verſchieden? und innerhalb deſſelben Stammes, wo können wir in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Individuen ein gemeinſchaftliches Maß finden, und wie es anlegen? liegt es im Allgemeinen hoch, und die Roheit bleibt darunter zurück, durch die Ungunſt der Umſtände und die Mängel der körperlichen Organiſation zurückgehalten? oder liegt es tief, und der Genius wird durch das Glück ſeiner Lebensbedingungen und den Vorzug leiblicher Organe darüber erhöht? oder laſſen ſich endlich doch einzelne beſtimmte Züge, charakteriſtiſche Gewohnheiten des Wirkens angeben, die, in allen Menſchenſeelen wiederkehrend, ſie zu einem zuſammengehörigen Ganzen verbinden, in den einzelnen aber

in unendlich verſchiedenen Graden vorhanden die unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit der individuellen Geſtaltungen geſtatten? Es iſt die Bejahung dieſer letzten Frage, die unſere fernere Betrachtung ſich zum Ziel ſetzt. Dann, nachdem wir dies gemeinſame Band außer Zweifel geſtellt hätten, würde für uns kein Grund ſein, aus der Reihe der Bedingungen, welche die Höhe der Bildung beſtimmen, die äußern Umſtände und die körperliche Organiſation auszuſchließen, deren keines für ſich zu ihrer Begründung hinreicht. Das allgemeine Maß der menſchlichen Bildung aber liegt weder hoch noch tief in dem Sinne, in dem wir es ſuchten; es iſt wohl ein Durchſchnitt der thatſächlichen Bildung zu ziehen, aber kein Maß der ſein ſollenden zu finden. Der Körper hat eine Normalgeſtalt und iſt vollkommen, wenn er die Umriſſe derſelben ausfüllt; dem Geiſte ſchwebt anſtatt eines beſtimmten Normalbildes ſeiner Entwicklung nur ein Idealbild der Vollkommenheit vor, beſtändig unerreicht; nur eine Richtung dahin zeichnen ihm im Allgemeinen die charakteriſtiſchen Thätigkeitsformen ſeines Geſchlechtes vor, aber ſie beſtimmen kein Maß des Weges, nach deſſen Zurücklegung er am Ziele wäre. Endlich, welche Zweifel ſich auch über die Gleichheit der geiſtigen Anlagen in den verſchiedenen Stammformen der Menſchen erheben mögen: jedenfalls ſind jene Anlagen gleichartig genug, um ſie alle, obwohl mit abgeſtufter Wichtigkeit ihrer Betheiligung, zur Gemeinſamkeit eines menſchlichen Lebensverkehres zu befähigen: ſie bilden alle die zuſammengehörige, ſich gegenſeitig erziehende Gemeinde der Menſchheit. Dieſe wahrhafte praktiſche Einheit der Wechſelwirkung entſchädigt uns reichlich für die Befriedigung der müßigen logiſchen Neugier, ob ſie an dieſer Aufgabe als verſchiedene Arten einer Gattung von Geiſtern oder als nächſtverwandte Glieder eines völlig gleichen Stammes Antheil nehmen.

## Zweites Kapitel.

### Die menſchliche Sinnlichkeit.

Verſchiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgiltige Sinnesinhalt und das an ihm haftende Gefühl der Luſt und Unluſt. — Eigner Werth der Sinneseindrücke. — Uebereinſtimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen ſie entſprechen. — Beiſpiele; Licht und Klang. — Aeſthetiſche Beurtheilung. — Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematiſche Phantaſie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verſtändniß fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Ceremonien.

Von den Empfindungen der Sinne hebt nicht nur einmal alle Bewegung des geiſtigen Lebens an, ſondern zu ihnen kehrt ſie unaufhörlich zurück, um Stoff und Ausgangspunkt für neue Entwicklungen ihrer Thätigkeit zu gewinnen. An die Empfindungen werden auch wir anknüpfen müſſen, wenn uns daran liegt, die eigenthümlichen beſtändigen Neigungen und Gewohnheiten zu überblicken, in denen ſich die Natur des menſchlichen Geiſtes verräth, und aus deren Zuſammenſtellung wir uns ein Bild dieſer Natur entwerfen müſſen. Zwar kann gewiß die ganze Tiefe der urſprünglichen Anlagen des Geiſtes kaum erſchöpfend ſelbſt aus den vollkommenſten Aeußerungen ſeiner Thätigkeit ermeſſen werden, aber die Einheit ſeines Weſens muß einen Vorſchein ſeiner höheren Beſtrebungen doch ſchon auf die einfachſten Vorgänge des innern Lebens werfen, und vielleicht ſind die Züge, die davon zeugen, deutlich genug, um erkannt zu werden.

Von den mancherlei Gedankenreihen indeſſen, die ſich an die Betrachtung der menſchlichen Sinnlichkeit knüpfen laſſen, ſcheiden wir einige aus, die dem Zweck unſerer Ueberlegungen fremd ſind, und in denen man häufig, wie mir ſcheint, eine Aufklärung ſucht, welche ſie nicht geben können. Zu ihnen gehört zuerſt die Aufſuchung der phyſiſchen Veranlaſſungsurſachen unſerer Empfindungen. Wir haben uns früher überzeugt, daß von der eigenthümlichen Beſchaf-

fenheit der äußeren Bewegungen, die als Sinnesreize auf unſere Organe wirken, die im Bewußtſein entſtandene Empfindung keine Erinnerung aufbewahrt. An die Stelle der Luftſchwingungen iſt der Klang getreten, an die Stelle der Aetheroscillationen die Farbe; beide wohl Folgen, keine von beiden Empfindungen ein Abbild ihrer äußeren Veranlaſſung. Für das unbefangene Bewußtſein jedenfalls iſt alles das völlig ausgelöſcht, was vor dem Auftreten dieſer inneren Erſcheinungen lag, die als Klang und Farbe ewig nur Erzeugniſſe der eigenen Natur des Geiſtes ſind; als ſolche nun wirken ſie in dem natürlichen Verlaufe des inneren Lebens weiter, und eine Unterſuchung der Folgen, welche ſie in ihm hervorbringen, würde ſich wohl erfolglos an die Eigenthümlichkeit ihrer äußern Urſachen wenden. Wie wir im Klange nicht die Anzahl der Schallwellen hören, ſondern nur den Klang, ſo iſt keine Muſik für den, der die Entſtehungsweiſe der Töne und ihrer Conſonanzen kennt, harmoniſcher als für den andern, der ohne dieſe Kenntniß einfach und unbefangen von ihr ſein Herz bewegen läßt. Ein Wiſſen, das verhältnißmäßig ſpät im Laufe der Geſchichte entdeckt, noch jetzt der meiſten Menſchen abgeht, wird nicht den Erklärungsgrund der l. haften Eindrücke enthalten, welche dieſe ſinnlichen Anregungen auf jedes empfängliche Gemüth ausüben; nur die fertigen Empfindungen, ſo wie ſie im Bewußtſein ſind, nicht ihre phyſiſchen Veranlaſſungen müſſen wir ins Auge faſſen.

Eine andere Frage iſt es indeſſen, welche Stellung unſere ganze Sinnlichkeit zu der äußeren Welt einnimmt, die den Schauplatz unſers Lebens bietet, und zu deren Abbildung irgendwie doch ſie ſelbſt beſtimmt ſcheint. Jeder einzelne jener phyſiſchen Vorgänge, die uns als Sinnesreize dienen, mag im Zuſammenhange des Naturlaufes eine beſtimmte Aufgabe erfüllen, oder vorurtheilsloſer geſprochen: jeder einzelne wird zu dem Geſammtbeſtande der Natur einen eigenthümlichen mehr oder minder wichtigen Zug beitragen. Beachtet man dieſen beſtimmten Werth der Sinnesreize für den Zuſammenhang der Außenwelt, ſo kann man darin, daß jeder von ihnen gerade in dieſer beſtimmten Form ſinnlicher Empfindung und in keiner

andern in uns wiedererſcheint, eine beſondere Sinnigkeit, vielleicht mehr fühlbar, als in Worten ausdrückbar, zu finden glauben. Man wird dann gewahr werden, daß trotz aller Unvergleichbarkeit der phyſiſchen Bewegungen und der Empfindungen, die ihre Folge ſind, dennoch die letztern in ihrer Sprache die beſondere Bedeutung wiederzugeben verſtehen, die jede der erſteren in dem Zuſammenhange der einander durchkreuzenden Naturwirkungen beſitzt. Hierin liegt ein Element von Wahrheit, das wir in einer anderen Auffaſſung der menſchlichen Sinnlichkeit, obwohl mißdeutet, antreffen. Sehr oft ſind Verſuche gemacht worden, die einzelnen Formen der geiſtigen Thätigkeit als eine gegliederte Stufenreihe anzuſehen, in welcher ein urſprünglicher Trieb, ſich ſelbſt in den Dingen wiederzufinden, eine ſtets ſteigende Vollkommenheit ſeiner Befriedigung erreiche. In derſelben Weiſe ſind die fünf Sinne des Menſchen, oder welche dialektiſch verbeſſerte Anzahl man an ihre Stelle ſetzen mochte, als ein zuſammengehöriges Syſtem betrachtet worden, deſſen Glieder die weſentlichen Thätigkeitsformen des Naturlebens in entſprechende Formen geiſtiger Erregung überſetzen ſollen. Zwar geht aus ſolchen Ueberlegungen niemals ein Bild des wahren geiſtigen Lebens hervor, das ja nicht in der dialektiſchen Reihenfolge, ſondern in der unendlich mannigfachen Durchkreuzung aller jener Thätigkeitsformen beſteht, welche mit völligem Vergeſſen der Rangordnung, die ihnen das Syſtem anwies, in jedem Augenblick ſich in dem bewegten Gemüthe durcheinanderdrängen. Aber in Bezug auf die Sinnlichkeit wenigſtens würde ſich erwiedern laſſen, daß in derſelben Verwirrung auch in der Außenwelt ſelbſt die großen Grundformen des Naturlebens beſtändig ſich durchſchneiden, und daß ſie deswegen doch nicht aufhören, als die zuſammenſetzenden Fäden des ganzen Gewebes die alten Unterſchiede in dem Werthe ihrer Bedeutung beizubehalten. Dies gebe die Sinnlichkeit wieder, und wenn ſie verſchiedene Empfindungen in einem Augenblick vereinige oder geſetzlos auf einander folgen laſſe, ſo bilde ſie darin nur den Verlauf der Natur ab, die ja ebenfalls bald ihre einfacheren, elementaren Triebe allein hervortreten laſſe, ſo daß ſie die ganze Scene der Erſcheinung füllen, bald

auf dieſem dunkleren Grunde die hellere Zeichnung ihrer vollkommneren Wirkungsweiſen entfalte. Nun bezweifle ich freilich, daß die Verſuche dieſer Art die eigne Bedeutung der Vorgänge, die den ſinnlichen Empfindungen zu Grunde liegen, und ihren Werth für den Sinn des Naturganzen richtig erfaßt haben; ich zweifle, daß das Licht die reine Identität der Materie mit ſich oder die Einheit ihrer Reflexion in ſich, daß der Klang die Negation des Fürſichbeſtehens ihres räumlichen Außereinanderſeins, die Wärme die als lebendige Thätigkeit geſetzte Leugnung ſtetiger Raumerfüllung ſei, und ich bin nicht gewiß, daß der Geruch, als ſpecificirte Luftigkeit definirt, oder der Geſchmack als ſpecificirtes Waſſer, dem Naturbilde, das aus jenen erſten Empfindungen entſtände, weſentliche Annehmlichkeiten hinzufügen würde. Aber auch ein Uebermaß von Ungeſchick in der Ausführung würde doch der Wahrheit eines Erklärungsprincips an ſich keinen Eintrag thun, und wir können nicht leugnen, daß es Intereſſe gewährt, das, was die äußern Sinnesreize für die Natur bedeuten, mit der größern oder geringern Lebhaftigkeit, Eindringlichkeit und Eigenthümlichkeit der Empfindungsformen zu vergleichen, die ihnen in uns entſprechen. Aber darin fehlen, wie mir ſcheint, faſt alle dieſe Verſuche, daß ſie eine ſpeculative Deutung, welche unſere Reflexion an den Sinnesinhalt knüpfen *kann*, und meiſtens beſſer thun würde, nicht an ihn zu knüpfen, als einen natürlichen Beſtandtheil dieſes Inhaltes anſehen, der in jeder unbefangenen Seele ſich von ſelbſt an ihn knüpfen müßte. Jene ſpeculativen Bedeutungen, die der Philoſoph vielleicht mit Recht der Empfindung und ihren Objecten beilegt, ſind in der Empfindung ſelbſt und in der Seele, welche empfindet, nicht vorhanden, weder als Nebengedanken, die ſich allemal zu dem Eindruck geſellen, noch als bewußte Motive, um deren willen die Eigenthümlichkeit des Empfindungsinhaltes auf das übrige geiſtige Leben einen Einfluß von beſtimmter Größe und Richtung erhalten müßte. Sie ſind alle nur Phantaſien *über* die Empfindung, nicht die eigne Phantaſie der Empfindung ſelbſt, und doch können wir vielleicht zeigen, daß es etwas gibt, was dieſen letzten Namen verdient.

Ich habe ſo oft ſchon die Unart begangen, von meinem beſchränkten Gegenſtande in ſehr allgemeine Bemerkungen auszuſchweifen, daß ich wohl nichts mehr gewönne, wenn ich es dies eine Mal vermiede. Mir ſcheinen jene Anſichten, die ſo vortrefflich zwiſchen dem bloßen Anſichſein einer noch im Keime verhüllten Geſtaltung und dem vollen Fürſichſein ihrer herausgetretenen Entwicklung unterſcheiden, in den meiſten Anwendungen dieſen lobenswerthen Unterſchied zu vergeſſen. Ihre ganze Betrachtung der Natur und des geiſtigen Lebens geht immer darauf hinaus, für jedes Geſchöpf und jede Erſcheinung eine Idee ausfindig zu machen, als deren Verwirklichung beide anzuſehen ſind; aber höchſt ſelten werfen ſie ſich die Frage auf, wie viel von dem tiefſinnigen Inhalte dieſer Idee, welche irgend ein Weſen für uns repräſentirt, in dieſem Weſen ſelbſt, ſei es als wirkſames bewußtes Motiv ſeines Benehmens, ſei es als Gegenſtand ſeines Selbſtgenuſſes, vorhanden ſei. Kurz, wir erfahren wohl, wie die Objecte vermöge ihrer Idee ſich für uns ausnehmen, aber nicht, was ſie ſelbſt davon haben. Dieſe letzte Frage iſt nicht bedeutungslos und unwichtig, ſobald es ſich nicht mehr um Naturproceſſe, in denen ja vielleicht nur eine unbewußte Vernunft wirkt, ſondern um geiſtiges Daſein handelt. Wir können zwar zugeben, daß auch in den Vorgängen des inneren Lebens ſich häufig ein vernünftiger Zuſammenhang findet, den der eigne Träger dieſes Lebens nicht bemerkt; aber jedenfalls kann das nicht durchgängig ſo ſein, und wer ſich die Frage nicht ausdrücklich aufwirft, was jedes einzelne Weſen als einzelnes von der Idee eigentlich haben möge, die es als Theil des Ganzen für das Ganze verwirklicht, der vernachläſſigt jedenfalls eine möglicherweiſe ſehr bedeutende Seite ſeines Gegenſtandes, vielleicht gerade diejenige, in der die wahrhaft wirkſamen Gründe für das Zuſtandekommen der wichtigſten Lebensereigniſſe liegen. Es reicht in der Betrachtung der Geſchichte nicht hin, die weltbewegenden Ideen der Reihe nach aufzuführen, die ſich für den Geſichtspunkt einer Jahrtauſende nachher kommenden zuſammenfaſſenden Vergleichung als die weſentlichen Signaturen jedes Zeitalters hervordrängen; es kommt auch darauf an zu wiſſen, wie jeder Zeit ſelbſt und

jedem Einzelnen in ihr zu Muthe war, und wie viel von jener Idee, die wir aus weiter Perſpective ſehen, in den Gemüthern damals als wirklich gefühlter Genuß, als thatſächliche Richtung ihrer Phantaſie, als lebendig wirkſames Motiv ihres Strebens, als Troſt, als Leid, als Anregung, als Hoffnung vorhanden war. Und ebenſo kommt es für unſere Betrachtung der Sinnlichkeit nicht darauf an, welchen Sinn Jemand in ihren Verrichtungen finden könnte, ſondern darauf, welchen Sinn die empfindende Seele ſelbſt unvermeidlich, obwohl nicht durch Reflexion zu vollem Bewußtſein verdeutlicht, mit dieſen Verrichtungen im Augenblick ihrer Ausübung verbindet.

Eine frühere Betrachtung ſchon hat uns zu der Vermuthung geführt, daß eigentlich niemals der Eindruck eines äußern Reizes in einer gleichgiltigen Empfindung beſtehe, welche nur einen beſtimmten Inhalt für die Wahrnehmung darböte, ſondern daß an jede Empfindung ſich ein Element des Gefühls knüpfe, welches in Luſt oder Unluſt den Werth der erhaltenen Anregung für unſer individuelles Daſein meſſe. Was jenen qualitativen Inhalt der Empfindung betrifft, ſo wird es ſtets unmöglich ſein zu entſcheiden, ob denſelben Reizen in verſchiedenen Seelen dieſelbe Empfindung entſpricht; doch würde es an jedem Grund für eine Annahme des Gegentheils fehlen. Und ſo ſetzen wir voraus, daß alle Thiere, wenn ſie überhaupt Organe für die Einwirkung eines äußern Reizes beſitzen, dieſen in derſelben Form mit uns wahrnehmen: Aetherwellen als Lichtſchimmer, die Schallwellen der Luft als Klang. Wie weit oder eng gezogen die Grenzen ihrer Empfänglichkeit ſind, wird ebenfalls weder Beobachtung noch Verſuch genau beſtimmen können; fehlt einer Thierklaſſe die gewöhnliche Form des Sinnesorgans, welche für uns die Einwirkung eines beſtimmten Reizes begründet, ſo iſt dadurch dieſe Einwirkung nicht völlig ausgeſchloſſen; doch iſt es wahrſcheinlich, daß ſie einen weniger bedeutſamen Beitrag zu dem Ganzen der Sinnlichkeit liefern werde. Der allgemeine Eindruck der Beobachtungen macht es glaublich, daß für die Thiere überhaupt die feineren Unterſchiede, die uns zwiſchen den einzelnen Eindrücken deſſelben Sinnes auffallen, weniger deutlich ſind, und daß die Reihe

derſelben überhaupt engere Grenzen hat. Sind ſchon uns ſelbſt vermöge der Eigenthümlichkeit unſerer Nerventhätigkeit nur wenige Tonoctaven und kaum eine volle Farbenoctave empfindbar, ſo bewegt ſich die Sinnlichkeit der Thiere hier vielleicht in noch kleinerem Spielraum, und das was ſie noch empfindet, tritt mit geringerer Lebhaftigkeit auseinander; etwa ſo, wie wir Verwandtſchaften zwiſchen verſchiedenen Geſchmäcken wohl bemerken, aber ohne daraus eine beſtimmte Skala bilden zu können. Als Erſatz für dieſen Mangel mögen in einzelnen Thierklaſſen aus dem dunklen Chaos deſſen, was wir Gemeingefühl nennen, manche Erregungen ſich zu höherer Klarheit entwickeln, und es iſt denkbar, daß für manche feine Modificationen des elektriſchen und chemiſchen Zuſtandes der Körper, daß endlich vermöge eines eigenthümlichen Baues der Nervengeflechte auch für die Phaſen des Stoffwechſels und der Bildungsthätigkeit im eigenen Leibe dem Bewußtſein des Thieres eine Wahrnehmungsfähigkeit erwacht, die uns abgeht. Auf ſolche Umſtände mag manche der zweckmäßigen Thätigkeiten der Thiere ſich gründen, welche uns wie Ahnungen oder Vorauswiſſen der Zukunft erſcheinen, während ſie von uns ganz unbekannten Wahrnehmungen ſchon eingetretener Veränderungen in den Lebensbedingungen entſpringen.

Den andern Beſtandtheil der Empfindung, das Gefühl der Luſt oder Unluſt, welches ſich an ihren Inhalt knüpft, würden wir ohne Zweifel auch in dem Inneren des Thieres, und in vielen Fällen wahrſcheinlich zu größerer Stärke geſteigert, wiederantreffen; aber gerade in ihm glauben wir eine weſentliche Verſchiedenheit menſchlicher und thieriſcher Sinnlichkeit, jedenfalls einen bedeutſamen und wichtigen Zug der erſteren, zu entdecken.

In den niederſten unſerer Sinne, in denen, welche wegen der Bauart ihrer Organe und der Natur ihres Empfindungsinhaltes ſich am wenigſten zu einer feinen, mannigfaltige Beziehungen des Objectiven wiedergebenden Wahrnehmung eignen, finden wir die Lebhaftigkeit des Gefühls auf ihr höchſtes Maß entwickelt. In den Schmerzen, welche die Störungen der inneren Organe oder ſtarke Reizungen der Haut erzeugen, geht vor der Intenſität des Wehs alle

eigenthümliche Beſtimmtheit des Empfindungsinhaltes zu Grunde, und wird nur bei dem Nachlaſſen der Reize, und auch dann nur unbeſtimmt, wieder bemerkbar. Wir beſchreiben unſere Schmerzen nur nach der Form ihres zeitlichen und räumlichen Auftretens; wie ſie auch bohren, reißen, ſtechen oder nagen: ihre eigene qualitative Beſchaffenheit iſt unausdrückbar. Nur ihre geringeren Grade verrathen eine Verwandtſchaft mit der Eigenthümlichkeit der Wärmeempfindung; nennen wir ſie aber brennend, ſo bezeichnen wir damit ſchon wieder das bloße Weh an ſich, in deſſen Erzeugung zu hohe Wärmegrade mit den übrigen ſchädlichen Reizen übereinſtimmen. Geruch und Geſchmack, beide ſchon einer größeren Mannigfaltigkeit verſchiedener Eindrücke zugänglich, aber beide noch unfähig zur Erzeugung eines Bildes, welches die Beziehungen eines zuſammengeſetzten Gegenſtandes nachahmte, beide endlich in nächſter Verknüpfung mit den Thätigkeiten ſtehend, auf denen die Erhaltung des individuellen leiblichen Lebens beruht, erzeugen vielförmige Gefühle von geringerer Intenſität. Vielförmig, weil neben dem deutlicher hervortretenden Inhalt auch die Förderung oder Störung, die wir durch ihn erfahren, in ihrer Eigenthümlichkeit bemerkbar wird; die Unluſt am Bittern und Ekelhaften iſt nicht nur der Größe nach, ſondern nach der Art des Leidens verſchieden; jeder Duft iſt in ſeiner eigenthümlichen Weiſe angenehm oder unangenehm. Aber wie intenſiv auch dieſe Gefühle ſein mögen, ſo erreichen ſie doch nie die Stärke der Schmerzen und wir werden zugeben, daß ſelbſt das Allerwidrigſte in dieſem Gebiete uns doch nicht weh thut. An den Tönen, durch deren Reihenfolge und gleichzeitige Verbindung die Muſik eine Welt von ſcharf beſtimmten Beziehungen vor uns aufthut, haftet nur nebenbei noch ein ſtörender Eindruck; theils die übermäßige Stärke, theils die Unreinheit und manches beſondere, knirſchende, ſchrillende Gepräge des Schalles reizt unſere Nerven noch erſchütternd genug, um krampfhafte Bewegungen zu bewirken; an ſich iſt kein Klang durch ſeine unmittelbare Beſchaffenheit ſo unangenehm, wie mancher Geruch oder Geſchmack. Während nun ein vollkommen reiner und beſtimmt gehaltener Ton allerdings ſchon einzeln ein unverkennbares

Gefühl der Luſt erzeugt, entſteht die Unluſt erſt aus der Verbindung der Töne; aber wie ſtörend unſerem Gehör auch immer eine Diſſonanz vorkommen mag, ſo erreicht das Mißbehagen an ihr doch nicht einmal jene Stärke des phyſiſchen Ekels, den uns ein widriger Geſchmack erregt. Zwar fühlen wir ſelbſt uns in der That noch durch das Mißverhältniß der Töne beleidigt, aber zugleich haben wir doch den Nebengedanken, daß ihre Zuſammenſtellung an ſich ſchon eben ſo verwerflich ſei, wie ihr Eindruck auf uns unangenehm. Dem Lichte fehlt ſelbſt die Unannehmlichkeit, die den eigenthümlichen Hall mancher Töne noch begleitet; nur ſeine größte Intenſität blendet uns; einzelne Farben aber ſind nur für die nichtmaßgebenden Idioſynkraſien einzelner Perſonen von beſonderer Luſt oder Unluſt begleitet, und ſelbſt die Unreinheit des Colorits oder die Disharmonie ihrer Zuſammenſtellung erregt den entſchiedenen Widerſpruch des Gefühls nicht mehr, der noch den Diſſonanzen der Töne folgt. Wir empfinden, daß nicht unſer eignes Ich mehr durch die Natur der Eindrücke bedroht wird, und ſo beginnen wir, das als an ſich unſchön nur zu mißbilligen, was wir in andern Sinnen mit dem unmittelbaren Abſcheu der beleidigten eignen Exiſtenz von uns ſtießen. Es iſt klar, daß für das Auge, deſſen Aufgabe die treue und unbefangene Wiedergabe einer unendlichen Vielheit fein aufeinanderbezogener Punkte iſt, nur dieſe kühle Unparteilichkeit der Empfindung dienen konnte, die niemals durch die angenehme oder unangenehme Natur des Eindrucks ihre gleichmüthige Aufmerkſamkeit zu falſcher Vertheilung verleiten läßt.

Während nun ſo in den höheren Sinnen ſich die leidenſchaftliche Stärke der Gefühle allmählig verliert, tritt in ihnen eine andere Beurtheilungsweiſe der Eindrücke nur klarer hervor, die doch ſchon in jenen weniger entwickelten Empfindungen heimlich mitwirkt, und in welcher wir den eigentlichen unterſcheidenden Charakter der menſchlichen Sinnlichkeit zu ſehen meinen. Wir faſſen einerſeits die Sinneseindrücke niemals als einen nur qualitativen Inhalt auf, und wir empfinden anderſeits in dem Gefühl, das ſie begleitet, niemals blos ihren Werth für uns, ſondern ihren Werth an ſich. Nur

in den niederen Sinnen übertäubt die Stärke des Wehe häufig dieſe nie ganz fehlende Beurtheilung und läßt es ſo ſcheinen, als meſſe die Luſt oder Unluſt nur den Grad der Nützlichkeit oder Schädlichkeit, nicht die eigene Würde der Eindrücke; in den Wahrnehmungen des Sehens und Hörens verklärt ſich dieſer thieriſche Egoismus des Empfindens zu einer klaren Anerkennung einer eignen Lieblichkeit und Bedeutung des Inhaltes, der ſich unſer Gemüth ohne den Wunſch perſönlicher Förderung zuneigt. Ich glaube nicht, daß das Seelenleben der Thiere dieſe Erſcheinung kennt. Wenn auch ſie den Gegenſtand, der ihre Sinne verletzt, mit Abſcheu von ſich ſtoßen, ſo liegt darin wohl jener Anfang einer Anwendung von Cauſalvorſtellungen, den wir ihnen nicht abſprechen können; aber dieſe Zurückführung eines empfundenen Gefühls auf einen äußeren Urheber iſt noch nicht ganz das, was wir der menſchlichen Sinnlichkeit eben zuſchrieben. Die Thiere ſetzen doch am Ende nur den Grad des Schmerzes oder der Luſt, den ſie erfahren, als außer ihnen befindlich und von außen auf ſie wirkend, aber es fehlt ihrem Empfinden die gleichzeitige Feſthaltung der feinen Eigenthümlichkeit des Empfundenen, die ſich auf ein Aeußeres als deſſen eigene und von aller Beziehung auf Schmerz und Luſt eines fühlenden Geſchöpfes unabhängige Natur zurückdeuten ließe. So wie ein Kupferſtich nur Licht und Schatten, aber nicht die Farben eines Bildes wiedergibt, ſo mag in den Empfindungen der Thiere das Mehr oder Minder der Luſt und Unluſt vorherrſchen, und das eigne Colorit der Reize zurücktreten, die beide Gefühle erwecken. Erzeugt ihnen nun der Mechanismus ihres Vorſtellens das unklare Bild eines Etwas, von dem ihre eigenen Zuſtände entſpringen, ſo können ſie die Umriſſe deſſelben doch nur mit dem Widerſchein ihres eignen Wohl oder Wehe, nicht mit einem Inhalt füllen, der für ſich ein charakteriſtiſches Weſen bildete. Aber, wie früher erwähnt, ſolche Muthmaßungen können nur als aufklärende Contraſte für das dienen, was wir im Menſchen beobachten, und ich möchte nicht behaupten, daß in der That die Thiere durchaus nur die farbloſe Schattirung der Eindrücke und gar nichts von ihrer Farbe empfinden. Im Menſchen aber finden wir Folgendes.

Wie widerwärtig auch immer, und am nächſten an thieriſches Leben erinnernd uns die beſondere Ausbildung des Geſchmackſinnes vorkommen mag, ſo iſt doch wahr, daß ſelbſt in der verkommenſten Schwelgerei nicht blos die Luſt des Gaumens als eine wohlthuende Anregung unſers Leibes geſucht wird, ſondern daß die prüfende Zunge in dem Geſchmacke der Speiſen mehr ein ihnen eigenthümliches Verdienſt anerkennt, deſſen annehmliche Nebeneffecte ſie ſich freilich gern gefallen läßt. Nur das Thier frißt und ſäuft; d. h. es verwendet die äußeren Mittel lediglich zur Tilgung eines unluſterzeugenden Bedürfniſſes oder zur Herbeiführung einer egoiſtiſchen Empfindungsluſt; es verweilt nicht bei dieſen Mitteln, ſondern beeilt ſich, ſie zu conſumiren; es vertieft ſich in keiner Weiſe beobachtend, koſtend und überlegend in die Natur derſelben; es kennt ſie eben nur als Mittel für ſeinen Nutzen. Der eſſende und trinkende Menſch kann es dagegen nicht laſſen, die Süße als die eigne Freundlichkeit der Dinge freundlich anzunehmen, ihre Herbigkeit als ihre eigne innerliche charakteriſtiſche Bosheit zu faſſen; er kann in Rührung gerathen über die innerliche Vortrefflichkeit der Naturſtoffe, zu der ſein Geſchmackſinn ihm nur den Zugang zeigt. Nicht daß es ihm auf ſeinen eignen Genuß ankäme; es gibt nur kein anderes Mittel, dieſes Gute der Dinge anzuerkennen und dahinter zu kommen, als ihren ſinnlichen Genuß. Schon in der zweideutigen Vorliebe der menſchlichen Sinnlichkeit für die flüſſige Form der Geſchmacksreize zeigt ſich ihre Befreiung von dem gröbſten Intereſſe des körperlichen Wohls; noch deutlicher läßt das Gefallen an Wohlgerüchen dieſe Neigung zum Verſenken in eine objective Lieblichkeit des Materiellen hervortreten. Die Thierwelt ſcheint dieſe Neigung nicht zu theilen; wie kräftig auch der Geruchſinn einzelner Klaſſen zum Dienſt ihrer Lebenszwecke entwickelt iſt, ſo finden wir doch nirgends ein beſtimmtes Beiſpiel eines Wohlgefallens, das mit dem Dufte der Dinge zufrieden wäre. Die menſchliche Cultur dagegen umgibt ſich mit ihm ſchon bei ihrem Beginne, zuerſt in feierlichen Augenblicken religiöſer Stimmung, bald auch zur Verſchönerung des täglichen Lebens. Auf der unbedeutenden Größe der ſinnlichen Luſt, die ſo erzeugt wird,

kann dieſe Gewohnheit nicht beruhen; ſie wird bedeutſam erſt durch die Phantaſie der menſchlichen Sinnlichkeit, die ſich in eine andere Atmoſphäre des Daſeins nicht verſetzt, ohne neben der Luſt, welche ſie von ihr erfährt, den eignen inneren Werth derſelben ahnungsvoll anzuerkennen. Sollen wir hinzufügen, daß auch die Empfindungsinhalte der übrigen Sinne, daß ſelbſt Wärme und Kälte weder blos als gleichgiltig Verſchiedenes, noch blos als luſt- oder ſchmerzerzeugende Kräfte von uns gefaßt werden; daß wir vielmehr auch in ihnen eine unabhängige eigene Schönheit oder Häßlichkeit finden, deren Vortheil und Nachtheil nur nebenbei uns zufällt? Sollen wir endlich zu den höheren Sinnen zurückkehrend erinnern, wie im Klang und der Farbe faſt jede Spur egoiſtiſchen Intereſſes ausgelöſcht iſt, und wir uns völlig der Anſchauung einer auf ſich beruhenden Trefflichkeit hingeben? So groß iſt der eigene Werth dieſer Eindrücke, daß bei aller übrigen Armuth unſers Lebens wir doch immer dem gütigen Schickſal zu danken hätten, das Tag für Tag dieſe ſchöne Welt vor unſern Sinnen aufthat und uns geſtattete, in die lebendige ahnungsvolle Tiefe der Farben, der Töne und Düfte niederzutauchen.

Was iſt es nun aber, was unſere Phantaſie in dieſen Elementen der Sinnlichkeit zu erblicken glaubt? Wir würden es kaum durch Worte auszudrücken verſtehen, und doch pflegt ein ganz natürlicher Trieb, nicht weniger dem menſchlichen Geiſte eigenthümlich, eine Aufklärung darüber zu verlangen und zu verſuchen. In der Ausdrucksweiſe jeder gebildeten Sprache finden wir viele Beiſpiele davon, daß wir die Eigenthümlichkeit der Empfindungen eines Sinnes durch Vergleichung mit denen eines andern verdeutlichen; etwas den verſchiedenen Eindrücken Gleichartiges wird alſo doch für unſer Gemüth bemerklich. Wenn es nun auch am nächſten liegt, dies Gemeinſame in der Aehnlichkeit der Wirkungen zu ſuchen, die von den verſchiedenen Reizen ausgehen, oder in der Analogie der Erſchütterungen, die unſer innerer Zuſtand von ihnen erfährt, ſo können wir doch nicht leugnen, daß unſere Phantaſie noch daneben auch in der Natur des Empfindbaren eine unmittelbare Weſensähnlichkeit

zu erkennen glaubt. Wir ſprechen nicht allein von ſchneidenden Tönen und brennenden Geſchmäcken, ſondern wir vergleichen auch den tieferen Ton mit dem Dunkel, den höheren mit dem Licht; wir glauben in der Reihe der Vocale ähnliche Naturen und Unterſchiede dieſer Naturen vor uns zu haben, wie in der Skala der Farben, und die Farben ſcheinen für manche empfindliche Sinnlichkeit die Eigenthümlichkeiten der Geſchmäcke zu wiederholen. Allerdings wird in allen dieſen Dingen die große Verſchiedenheit ſowohl der körperlichen Organiſation als des geiſtigen Naturells der Individuen eine allgemeine Uebereinſtimmung immer verhindern; und wenn vielleicht noch für Jeden a und u ſich wie weiß und ſchwarz verhalten, ſo wird doch nicht Jeder das e gelb, i roth und o blau vorſtellen; ebenſowenig Jeder in Roth eine aromatiſche Süßigkeit, in Blau wäſſerige Säure, in Gelb metalliſchen Geſchmack wiedererkennen. Allerdings mögen wir ferner zugeſtehen, daß auch für jeden Einzelnen die Aehnlichkeiten, die er zwiſchen verſchiedenen Empfindungen bemerkt, am Ende doch nicht auf einer Vergleichung ihres unmittelbaren Inhaltes beruhen, ſondern auf einem Gewahrwerden der zarteren und verſteckteren Aehnlichkeit jener Erſchütterungen, die von ihnen beiden ſein eignes Gemeingefühl erfährt; aber dieſe Zugeſtändniſſe ändern den Werth dieſer ganzen Auffaſſungsweiſe für unſere menſchliche Entwicklung nicht. Genug, daß der Trieb zu jenen Vergleichungen ſich in jedem einzelnen Gemüthe regt; gleichviel, ob durch ſie ein Allgemeingiltiges gefunden wird oder nicht, für die Sinnlichkeit, die dieſe Vergleiche anſtellt, verwandelt ſich in beiden Fällen die wahrnehmbare Welt in ein Erſcheinungsſpiel, deſſen einzelne Bilder auf einander und auf einen idealen Inhalt hindeuten, dem ſie alle als formverſchiedene Ausdrücke dienen, aber doch nur ſo weit verſchieden, daß eine ſinnige Phantaſie ſich wieder hineinfühlen kann, weß Geiſtes Kinder ſie alle zuſammen ſind. Mögen wir endlich in jenen Vergleichungen uns inſofern täuſchen, als wir Aehnlichkeiten des Leidens, das uns die Eindrücke zufügen, für Verwandtſchaften ihres eignen Inhaltes nehmen, ſo müſſen wir uns doch erinnern, daß in dieſer allgemeinen Täuſchung alle Sinnlichkeit lebt; ſie ſieht überall

die Formen der innern Erregung für eine gegenständliche Natur außer uns an. Ob aber Täuschung oder nicht, genug, daß diese Auffassungsweise einen natürlichen Bestandtheil unserer menschlichen Sinnlichkeit bildet, und daß sie, so wie sie ist, ihren unermeßlichen Einfluß auf unsere ganze Ansicht der Welt ausübt. Wir glauben eben niemals blos auf ähnliche oder verschiedene Weise erregt zu sein, sondern suchen allenthalben den Grund unserer lust- oder leidvollen sinnlichen Erregungen und den Grund ihrer Aehnlichkeiten und Unterschiede in der eigenen objectiven Güte oder Bosheit des andrängenden Eindruckes und in der eigenen innern Verwandtschaft, mit welcher die verschiedenen untereinander zusammenhängen.

Ich kehre nur mit einem Worte noch einmal zu dem Punkte zurück, von dem ich ausging: zu der Frage, ob zwischen der physischen Bedeutung der Sinnesreize im Zusammenhang der Naturprocesse und zwischen der Qualität der Empfindung, welche sie in unserer Sinnlichkeit anregen, eine sinnvolle Uebereinstimmung zu entdecken sei. Es wird kaum gelingen, das was wir hier allerdings zu bemerken glauben, aus einem Gefühl in eine deutliche Anschauung zu verwandeln, aber wir hätten bereits gewonnen, wenn wir eben auf das unbefangene Gefühl uns berufen dürften. Denn nicht anders als in Gestalt eines solchen würde jene Uebereinstimmung als ein wirksames Element unsers innern Lebens vorauszusetzen sein.

Zwischen den ruhenden oder bewegten Massen der Natur eilen die Schwingungen elastischer Stoffe, aus denen Licht und Klang entspringen, als die zartesten und gelenkesten Vermittler gegenseitiger Beziehungen hin und her. Es dauert lange, ehe die Kräfte, die in der Natur gewöhnlich thätig sind, auseinandergelegene Körper zu einer bedeutenden neuen Wechselwirkung zusammenführen, und geringe Hindernisse reichen hin, um den Austausch ihrer innern Zustände zu hemmen oder unvollständig zu machen. Ohne jene lebendigen Wellenbewegungen würden die einzelnen Massen des Erdkörpers nur in dem Druck, den sie alle aufeinander ausüben, eine kümmerliche Gemeinschaft haben, aber die Eigenthümlichkeiten des einen, sowohl seine äußere Gestalt als die Form seines inneren Zu-

ſammenhanges, ſowie die Natur ſeiner Beſtandtheile würden für die übrigen größtentheils wirkungslos verloren gehen. In dieſes Chaos der Maſſen, die nichts von einander wiſſen, bringen die Wellen des Lichtäthers einen eigenen Zuſammenhang. Jede Fläche, jede Kante und Ecke eines Körpers, jeder eigenſinnige Vorſprung ſeiner Geſtalt macht ſich gelten durch die beſondere Richtung, nach welcher er die ankommenden Wellen zurückwirft; jeder beſtrahlt mit der Geometrie ſeiner eigenen Form alle Elemente ſeiner Umgebung; und weit über die unmittelbare Nähe hinaus, und in gedankenſchneller Geſchwindigkeit, und unverwirrt durch die gleichen Strahlungen der andern reicht dieſe Offenbarung ſeiner Natur in alle Fernen. Aber auch die Eigenthümlichkeit des Innern, das ſeine Raumgrenzen erfüllt, deutet er durch die Auswahl der Farben an, die er zurückwirft, der andern, die er durchläßt; die Regelmäßigkeit ſeines Baues und die gleichförmige Stetigkeit der innern Anordnung verräth ſeine Durchſichtigkeit, den ungleichartigen Zuſtand der Beſtandtheile ſeine Trübheit. So wird das, was jeder Körper für ſich war, nun auch eine Wirklichkeit für die andern; nicht zwar, als hätten wir nun ein Recht, das Licht für den Geiſt zu erklären, der in der Natur oder in ſie hineinſchiene; wohl aber ſind ſeine Schwingungen das allgemeine und biegſame Mittel des Verkehrs, in dem jedes einzelne Element ſeine individuellen Zuſtände ausprägen und ſie zur Einwirkung auf andere bringen kann. Denken wir in die Elemente ſelbſt eine geiſtige Regſamkeit hinein, ſo werden ſie auf dieſe Weiſe im Stande ſein, ihre inneren Zuſtände wechſelſeitig wahrzunehmen; für die kühlere Betrachtungsweiſe der Phyſik beſchränkt ſich jene Einwirkung auf ein Geringſtes. Denn ſehr ſelten nur, wenn nicht Wärmewellen die lichterzeugenden Schwingungen begleiten, bringen die letzteren allein eine bleibende Aenderung in der Natur der Körper hervor; unzählige Male durchdringt der helle Strahl folgenlos den durchſichtigen Körper oder wird von ſeiner ſpiegelnden Fläche zurückgeworfen und das ganze Ergebniß des mannigfaltigen Wellenſpiels iſt nicht ſowohl eingreifende Wechſelwirkung der Elemente als vielmehr die Anknüpfung und Vermittlung bloßer Beziehungen, welche

ſchonend die Natur der Dinge beſtehen laſſen, während ſie ihre äußeren Verhältniſſe zu einander in feinſter Gliederung bezeichnen.

Finden wir nun etwa dieſe Bedeutung der Lichtwellen darin wieder, daß ſie unſerem Auge als Glanz und Farbe erſcheinen? Ich fühle, wie ſchwer es iſt, dieſe Frage zu beantworten, deren Sinn ſich nicht durch den Contraſt mit einem denkbaren anderen Verhalten verdeutlichen läßt. Denn wer würde ſich eine klare Vorſtellung davon bilden können, wie es ſein müßte, wenn uns die Anregungen des Auges durch die Wellen des Aethers nicht als Licht erſchienen, ſondern als eine ganz andere Art der Empfindung, die nur darin den Farben gliche, daß ihre Anſchauungen wie dieſe einer räumlichen Ausdehnung und beſtimmten Nebeneinanderlagerung fähig wären? Gelänge uns dieſe Vorſtellung, dann würden wir leichter als jetzt inne werden, daß in der Eigenthümlichkeit unſerer Empfindung, in dem, was das Licht zum Licht macht, in dem hellen Schein und Glanze an ſich ſchon unmittelbar der Eindruck einer Entſchiedenheit aller Verhältniſſe, der Löſung aller Zweifel, und einer zuſammenfaſſenden Einheit liegt, in welcher alles Einzelne ſeinen beſtimmten Platz einnimmt oder finden kann. Nicht wie der Klang nur hie und da entſtehend, durch Pauſen unterbrochen und von beſtimmten Richtungen kommend, bildet das allgemeine Tageslicht, durch unzählige Zurückwerfungen zu einer ſtetigen Klarheit gemiſcht, für unſere Anſchauung den offenen, klaren und weiten Spielraum, in dem die tauſendfachen Wechſelwirkungen der Dinge ſich begegnen können, in dem ſie aber zunächſt noch wirkungslos nur in der Sicherheit ihrer gegenſeitigen Beziehungen leuchtend, neben einander geordnet ſind. Keine andere Empfindung gewährt denſelben unmittelbaren Eindruck, keine Reflexion erſetzt ihn; uns ſelbſt erſcheint im Finſtern die unendliche Ausdehnung des Raumes nicht mehr gemüthlich ſo glaublich als im Hellen, wie feſt wir auch von ihr überzeugt bleiben mögen, und der Blindgeborne, wenn er auch durch Verbindung von Bewegungsvorſtellungen und Taſteindrücken ſich eine genaue Vorſtellung der Umgebung verſchafft, wird nie ſo klar inne werden, was es heißt, im Raume dazuſein, wie der Sehende,

vor dem die Welt im Lichte daliegt. Allerdings trägt zu dieſem Vorzug die Leichtigkeit bei, mit welcher der Blick unzählige Einzelheiten auf einmal überſieht, die der Taſtſinn mühſelig zuſammenſuchen muß; aber ich glaube doch nicht, daß die Eigenthümlichkeit der Licht- und Farbenempfindungen daran ohne Antheil iſt. Die Sprache unſerer dichtenden Phantaſie würde nicht gerade von ihnen ihre Bezeichnungen alles Wiſſens, alles Wachens entlehnen, wenn nicht auch unſer natürlichſtes Gefühl der farbige Glanz als die unmittelbarſte Erſcheinung einer fremden uns gegenüberſtehenden Realität anmuthete, in deren Tiefe wir hineinzuſehen glauben, und von der uns gleichwohl nur die reizende Oberfläche klar wird, mit der ſie in der Ordnung aller Dinge ihren Platz einnimmt. Denn mehr allerdings als den äußern Umriß des Realen gewährt uns die Farbe nicht; ſie iſt das vollkommenſte Beiſpiel deſſen, was wir Qualität nennen, jenes Inhaltes, durch den das Seiende erſt anſchauliche Fülle für uns hat, und der doch, eben weil er von außen anſchauliche Qualität iſt, ein ewig fremdes undurchſchauliches und in Seele nie vollkommen zu verwandelndes Bild bleibt.

Das Innere der Dinge hat man ſtets nur im Klange erfaſſen zu können geglaubt. Und in der That iſt es die eigene Subſtanz der Körper, die, von den Schallwellen kräftig bewegt, nicht ſelten bleibend verändert, ja durch die Gewalt der Bewegung zerriſſen wird; von der Lebhaftigkeit der Spannung, mit welcher die wirkſamen Kräfte den Zuſammenhang und die Lage der Theilchen vertheidigen, von Härte und Weichheit, von Sprödigkeit und von unempfindlicher Verſchiebbarkeit zeugen die Verſchiedenheiten der Klänge, die aus ihrer Erzitterung entſtehen. Solchen Beziehungen entſprechend bildet der Klang nicht wie die Farbe das ruhende Daſein ab, ſondern bricht wie die leidenſchaftliche Seele der Dinge, wie ihr belebender Trieb hervor, oder wie die unmittelbare Erſcheinung jenes urſprünglichſten Charakters, aus welchem alle dieſe phyſiſchen Kräfte nur wie folgerichtige Formen des Verkehrs entſpringen. Nicht mehr an der Kraft, die er ausübt, nicht an der Größe ſeines Widerſtandes gegen äußere Gewalten ſchätzen wir jetzt die Härte,

die Dichtigkeit, die Sprödigkeit und Federkraft des Körpers; vielmehr in der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Feuchten und Abgerundeten des Schalles glauben wir erst zu fühlen, weß Geistes Kinder alle jene physischen Eigenschaften sind, und welche wahrhafte Härte und Sprödigkeit, welche wahre Weichheit des Wesens und Daseins sich in der Welt hinter jenen äußerlichen Formen räumlich wirkender Kräfte verhüllt. Mittel der Verständigung und der Mittheilung gibt es viele; aber auch das vollkommenste wird nie die überzeugende Klarheit besitzen, mit welcher der Klang sich als geborner Verkündiger der inneren Zustände der Dinge an uns drängt.

Doch genug dieser Beispiele, deren weitere Verfolgung wir dem natürlichen Gefühl überlassen müssen. Vielleicht reichten sie hin, um glaubhaft zu machen, daß mit den äußern Reizen unsere Empfindungsweisen nicht principlos verkettet sind, sondern daß die Bedeutung jener in der Eigenthümlichkeit dieser wiederscheine. Aber worauf es uns zunächst ankam, das war die Ueberzeugung, daß in der menschlichen Sinnlichkeit eine ursprüngliche Neigung liegt, in der Natur der äußeren Dinge ein ihnen eignes Verdienst, einen unmittelbaren Werth oder Unwerth zu sehen, so daß sie nicht nur irgend Etwas oder irgend etwie sind, sondern durch ihr Sein einem ihnen vorgeschriebenen Recht entweder entsprechen oder zuwiderthun. Diese Neigung der Betrachtung tritt weit mehr hervor bei der Vergleichung verschiedener, als bei der isolirten Auffassung eines und desselben Inhaltes, und sie zeigt sich hier zunächst nicht nur in der äußerst mannigfaltigen Ausübung solcher Vergleichungen überhaupt, durch deren absichtliches Unternehmen sich die menschliche Reflexion ohne Zweifel vor dem thierischen Vorstellungsverlauf auszeichnet, sondern noch bestimmter in dem Bestreben, jedem einzelnen Inhalt eine feste Stelle in der Reihe mit ihm verwandter anzuweisen, die Reihe selbst als ein organisirtes System zu fassen. Hierbei unterstützt uns die Natur des empfundenen Inhaltes in verschiedenem Maße. So ordnen sich die Töne für uns in eine Skala von Gliedern, deren Abstände von einander, deren Verwandtschaften oder

diſſonirende Gegenſätze wir vollkommen als das eigene innere Recht der Tonwelt begreifen, während die Farben in weniger beſtimmter Weiſe eine ähnliche Geſetzlichkeit wiederholen, die übrigen Sinnesempfindungen nur einen ſchwachen Nachhall dieſer inneren wechſelſeitigen Bezogenheit ihrer einzelnen Beiſpiele gewähren. Der Thierwelt ſcheint ſowohl die ſcharfe Unterſcheidungskraft für die meiſten dieſer Unterſchiede als das Gefühl für den Werth derſelben verſagt zu ſein; ſelbſt der Geſang der Vögel, obwohl einige von ihnen im Stande ſind, harmoniſche Tonintervalle zu unterſcheiden, ſie im Gedächtniß zu behalten und nachzuahmen, bewegt ſich doch von ſelbſt nicht in ihnen, ſondern drückt nur in ſteigenden oder ſinkenden Tönen überhaupt, ganz ebenſo wie in der regelloſen Mannigfaltigkeit ſpielender Körperbewegungen, die Größe und Lebendigkeit ihrer Gemüthsregungen aus; darin allein, und in der Klangſchönheit ihrer Stimmen, liegt der Reiz ihrer Lieder.

Und wie die einzelnen Empfindungsinhalte, ſo ſyſtematiſirt unſere Phantaſie auch die allgemeinen umfaſſenden Formen, innerhalb deren ſie uns entgegentreten, den Raum und die Zeit. Es iſt mißlich, beſtimmen zu wollen, welche Vorſtellung von ihnen beiden ſich die Thiere bilden; finden wir doch ſelbſt in dem natürlichen Bewußtſein des Menſchen keineswegs die Anſchauung von ihnen, welche die Philoſophie für die richtige oder für die allgemein menſchliche ausgeben möchte. Denn obgleich wir ſehr leicht uns zu der Anerkennung der unendlichen Ausdehnung und der eignen Weſenloſigkeit von Raum und Zeit treiben laſſen, ſo denken wir doch unveranlaßt weder an die eine noch an die andere. Der Raum erſcheint uns als wirkliche Ausdehnung, unbeſtimmt, wie weit ſie reichen mag, die Zeit als ein wirkliches Fließen, gleichviel, wie lange es fortgehen wird; aber eine innere Gliederung glauben wir in beiden zu ſehen. Nicht dem irdiſchen Horizont, dem ſie wirklich gehören, ſondern dem Raum ſelbſt legen wir die unterſchiedenen Gegenden des Nordens und Südens, des Oſtens und Weſtens, des Oben und Unten bei; erſt ſo eingetheilt hat der Weltraum Realität für uns und dieſe an ſich feſtſtehenden Richtungen ſollen den natürlichen Bewegungen zu Führern

dienen. Nicht den Punkt, von dem die Sonne aufgeht, nennen wir Osten, um ihn, den an sich gleichgiltigen, von andern ebenso gleichgiltigen Raumpunkten zu unterscheiden, sondern von dem Osten, als einem an sich unvordenklich ausgezeichneten Punkte des Weltraumes, geht, wie wir natürlich finden, die Sonne auf, um in dem gleich ausgezeichneten Westpunkte zu sinken. Und wenn sie im Wechsel der Jahreszeiten den Ort ihres Niederganges ändert, so scheint sie uns aus geheimnißvollen Gründen den Punkt zu verfehlen, der an sich ein Recht hätte, ihr Ort zu sein. Eben so scheint uns die Zeit mit der beständig gleichen Geschwindigkeit ihres Verfließens das gemeinsame Maß aller Bewegungen zu sein; und obgleich wir, wenn die Natur uns nicht eine Reihe zählbarer Wiederholungen völlig gleicher Erscheinungen darböte, nicht im Stande sein würden, die Länge der Zeit einzutheilen und die Größen ihrer Theile zu vergleichen, so verwandelt sich doch unvermeidlich für die Gewohnheit unserer Phantasie die so gewonnene Zeit in den unabhängigen an sich gegliederten Maßstab, in dessen Abschnitte hinein wir die Masse des Geschehens vertheilen. In der Ausbildung aller dieser Vorstellungsweisen werden wir mehr oder weniger durch die Natur unsers Erfahrungsinhaltes begünstigt, und es ist nicht unsere Absicht hier gewesen, diese allmählige Anerziehung unserer Raum- und Zeitanschauungen zu leugnen oder beide als ursprünglich eigenthümliches Besitzthum der menschlichen Phantasie zu bezeichnen. Aber sie würden sich so doch nicht ausgebildet haben, wenn nicht jenen äußern Erfahrungen die Neigung unsers Geistes entgegenkäme, überall in den Dingen, den Erscheinungen, den Ereignissen ein festes ihnen eigenes Maß und Recht zu sehen; eine Neigung, die sich nur schwer durch die Wissenschaft von dem häufig nur relativen Werth ihrer getroffenen Bestimmungen überzeugen läßt.

Zahlen und Größenschätzungen sind die wesentlichsten Hilfsmittel, durch welche wir die Gesetzmäßigkeit der einzelnen Erscheinungen zu prüfen suchen, die in diesen zwei umfassenden Rahmen von Raum und Zeit enthalten sind. Man hat oft gesagt, der Mensch unterscheide sich von allen Thieren als ein Wesen, welches zählen

könne. So kurze Bezeichnungen faſſen nie das Charakteriſtiſche einer beſtimmten Entwicklung zuſammen, und ihre Richtigkeit iſt ſchwer zu beweiſen. Man wird gern zugeben, daß nur die raſtloſe Reflexion, mit welcher das menſchliche Denken die Verhältniſſe zwiſchen den einzelnen Gedanken zum Gegenſtand neuer macht, die Gründung eines mathematiſchen Wiſſens, ſelbſt in ſeinen erſten Anfängen, ermöglicht. Aber wir finden zugleich, daß dieſe Reflexion nicht auf jeder Stufe der Cultur ſehr weit getrieben wird, und daß die Zählkraft mancher wilden Volksſtämme bei geringen Anzahlen ermattet, daß ſie für größere Mengen nur allgemeine Bezeichnungen beſitzen, daß mithin wohl auch die Gedanken, welche ſie ſich über die wechſelſeitigen Beziehungen der wenigen Zahlen machen, die ſie kennen, nur unbedeutend tiefſinniger ſind, als die Vorſtellungen eines bloßen Mehr und Minder der Menge, die wir auch den Thieren zuſchreiben müſſen. Ohne Zweifel ſind auch für ein Thier drei Menſchen, die es ſieht, etwas anderes, als zwei; ohne Zweifel können die drei, da ſie trennbar ſind und durch Auseinandertreten ſich ſcheiden, auch für die Anſchauung eines Thieres nicht Eine Maſſe oder Eine Vorſtellung bilden, ſondern gewiß unterſcheiden ſie ſich als drei Bilder, und dieſe Dreiheit ſelbſt von der Zweizahl der Bilder in einem anderen Falle der Wahrnehmung. Iſt dieſes Gewahrwerden von Unterſchieden ein Zählen, ſo zählen die Thiere; verſtehen wir unter Zählen zugleich das mitwirkende Bewußtſein, Drei ſei in einer ins Unendliche gehenden Reihe an ſeinem beſtimmten Platze zwiſchen Zwei und Vier zu finden, und entſtehe aus dieſen beiden Gliedern durch Hinzuſetzung oder Abzug der Einheit, ſo zählen die Thiere ohne Zweifel nicht, und nur der Menſch beſitzt wohl die Fähigkeit, mit dieſer Klarheit des Bewußtſeins über alle Beziehungen Maß und Zahl an die Dinge anzulegen. Eine Eigenthümlichkeit unſerer eignen Empfindungen gibt uns übrigens eine Analogie von dem Zuſtande, in welchem ſich eine zu beſtimmten Zahlvergleichungen unfähige Vorſtellungskraft befinden würde. Wir unterſcheiden ſehr leicht die verſchiedenen Stärkegrade der Sinnesreize als ein Mehr oder Minder und die feinſten Schattirungen entgehen uns nicht.

Unſer Auge folgt der aufglimmenden Helligkeit des entzündeten Lichtes, unſer Ohr dem Abſterben des Klanges und wir bemerken jeden kleinſten Unterſchied dieſer veränderlichen Eindrücke; aber nie kommt ein Punkt, wo wir ſagen könnten, die eine Helligkeit ſei das Doppelte einer früheren, die eine Stärke des Klanges dreifach ſo groß als die eines ganz gleichen andern; das fein empfundene Mehr oder Minder läßt ſich nicht zählen.

Ohne jetzt weiter auf die Entwicklung des mathematiſchen Wiſſens einzugehen, können wir doch bemerken, wie leicht und frühzeitig ſich in uns allerhand Anſchauungen über Größenverhältniſſe nicht nur der äußern Erſcheinung, ſondern auch der Kräfte einfinden, durch welche ſie hervorgebracht werden. So wie eine Art angeborner Metaphyſik uns in unſern allgemeinſten Urtheilen über die Dinge leitet, ſo befolgt der Menſch ſchon auf den niederſten Stufen der Civiliſation die Eingebungen eines gewiſſen mathematiſchen und mechaniſchen Inſtincts. Die einfachſten Maſchinen, die ſchiefe Fläche, den Hebel, und manche von ihnen abgeleitete Art der Vorkehrung finden wir überall in Gebrauch gezogen; ohne Kenntniß der Principien ihres Wirkens, und deshalb häufig unvortheilhaft angewandt, wenn die Einzelheiten des gegebenen Bedürfnißfalles die Ueberſicht erſchwerten. Aber auch ſo reichen dieſe Vorſtellungen aus, um das Vorhandenſein einer Idee innerer Geſetzmäßigkeit zu bezeugen, welche unſere Phantaſie überall in den Inhalt der wahrgenommenen Erſcheinungen hineinarbeitet, deren anſchaulichen Ausdruck ſie in ihnen ſucht, und wo ſie ihn nicht findet, herzuſtellen ſtrebt.

Ich will mit dieſen Worten an die äſthetiſche Beurtheilung erinnern, welcher unſere Phantaſie die Formen und Ereigniſſe der Natur unterwirft. Ideen von Gleichgewicht und Symmetrie, von Einheit und Vollſtändigkeit beherrſchen unſere unbefangene ſinnliche Auffaſſung ganz; in dieſen formellen Eigenſchaften ſcheint uns das unverbrüchliche eigne Recht aller Dinge zu liegen, dem ſie gehorchen müſſen, und ihr Mangel beleidigt uns als eine Unvollkommenheit ihres Daſeins. Wenn man die ganze Mannigfaltigkeit der unbedeutenden Geberden, der ſpielenden Bewegungen, der ernſteren

Handlungen überſieht, mit welchen der Menſch in ſeine Umgebungen vielfach umgeſtaltend eingreift, ſo wird man allerdings unter ihnen auch einen gewiſſen rohen Zug mehr zerſtörenden als ſchaffenden Wirkens finden, einen Muthwillen, in welchem nichts als die Bethätigung der Willkühr zu liegen ſcheint, mit den Dingen nach ihrem Belieben zu ſchalten. Aber ſehr früh veredelt ſich doch dieſer Zug und an die Stelle des Zerſtörens tritt das Bauen; werden die Erzeugniſſe der Natur ihrer natürlichen Lage und Verbindung entzogen, ſo werden ſie dafür in andere gebracht, gewiß mit dem Nebengedanken einer Verbeſſerung, ſo daß in der neuen ſcheinbar launenhaften Geſtalt erſt deutlich jene innere Strenge und geſetzmäßige Wahrheit hervortrete, die den Dingen durch ihr eignes Weſen geboten, in der Verwirrung der Natur aber verdunkelt ſei. Wie bald regt ſich z. B. in der Cultur des Bodens der Trieb, ſeine unberechenbare Oberfläche zur geometriſch genauen Ebene einzuglätten, und durch regelmäßige ſcharf geſchnittene gerade Linien ihm beſtimmte Begrenzung und Eintheilung zu geben; wie früh ſchließt ſich daran die Vorliebe für eine ſymmetriſche Vertheilung der Gegenſtände, wie ſie die Landſchaft nicht kennt! Es ſcheint die Pflicht der Gegenſtände, jene Orte einzunehmen, die in dem Netze räumlicher Beziehungen durch gleichen Sinn und Werth als bevorzugte Punkte miteinander verwandt ſind; durch dieſe Lage ſollen ſie ein Gleichgewicht der Maſſenvertheilung herſtellen, ohne deſſen ſichtbaren Ausdruck etwas an der Wahrhaftigkeit und Echtheit der ganzen Gruppirung zu fehlen ſchiene. Alles, was am kräftigſten und härteſten dieſen Gedanken der Geſetzlichkeit ausſpricht, die geraden Linien, parallele Seiten, rechte Winkel, ebene Flächen, kurz jede leicht überſichtliche Symmetrie ſetzt dieſer beginnende Kunſtſinn am liebſten an die Stelle der irrationalen Naturformen, und es gehört einer weit fortgeſchrittenen Durchbildung der Phantaſie, dieſelbe und eine noch höhere Folgerichtigkeit auch in jenen ungebundenen und deshalb anfänglich verſchmähten Umriſſen der Natur ſelbſt wiederzufinden.

Es würde eine intereſſante Aufgabe ſein, in einer vergleichenden pſychologiſchen Aeſthetik jene einfachen Formen aufzuſuchen, zu

deren Ausprägung den Menſchen unter den verſchiedenſten Verhältniſſen der Cultur eine überall gleiche Neigung getrieben hat. Wo irgend Spiel und Tanz oder irgend eine feierliche Begehung ſtattfindet, überall iſt der Menſch angeregt, die Zeit nach irgend einer Art des Taktes, den Raum durch irgend eine Symmetrie einzutheilen und zu gliedern; nichts geſchieht recht, wenn es nicht auf die rhythmiſch ausgezeichneten Punkte der Zeit fällt, nichts ruht mit Recht, wenn es nicht an ſeinem Platze in der Reihe ruht. Wo die Erzeugniſſe der künſtleriſchen Phantaſie ſich kaum über die Bemalung und Tätowirung des Körpers erſtrecken, auch da tritt bald ein Formgefühl auf, in welchem deutlich die Ahnung eines innern Rechtes jeder gezogenen Linie liegt. Iſt die Linie gekrümmt, ſo entſpricht dem Schwunge ihres Anfangs eine zum Gleichgewicht nothwendige Größe und Weite in dem Schwunge der Fortſetzung; parallele Wiederholungen verſtärken häufig den Eindruck und bezeugen die nicht zufällige Entſtehung des Umriſſes; wendet ſich auf der rechten Wange die Krümme der Linie nach rechts, ſo wiederholt ſich nicht ſelten auf der linken Seite dieſelbe Zeichnung nach links gewendet: ſo hat ein angeborner Inſtinct die Phantaſie gelehrt, das Gefühl des Gleichgewichts durch die Verbindung gleicher und doch nicht aufeinander zurückführbarer Zeichnungen zu gewinnen. Wo irgend ein Geräth zu verzieren iſt, da drängt ſich überall zuerſt die Nothwendigkeit auf, es als natürlich zuſammengehöriges und abgeſchloſſenes Ganze von einem zufälligen Bruchſtück des Stoffes zu unterſcheiden; es darf nicht blos anfangen und aufhören, ſondern muß wie durch eignen Willen ſich innerhalb ſeines Umfanges begrenzen. Nie begnügt ſich daher die Phantaſie, eine Fläche an ihrem wirklichen Ende abzubrechen, ſondern durch einen oder mehrere parallele Säume deutet ſie den allmählig ſich ſammelnden Entſchluß derſelben zu freiwilliger Begrenzung an. Und wo zwei verſchiedene Richtungen aufeinander treffen, füllt ſie ihren Winkel durch eine überleitende Linie, um die Wechſelwirkung zu bezeichnen, die verſchiedenen Gliedern eines Ganzen nicht fehlen darf; wo ſie endlich ein kleines Ornament zum charakteriſtiſchen Nebenausdruck der eigenthümlichen Kraft verwen-

det, wiederholt ſie es in größerer Menge reihenweis, denn das oft Wiederholte hat fühlbarer eine weſentliche Bedeutung als das vereinzelt Auftretende, und doch ſetzt die wachſende Menge zugleich ſeinen Werth zu dem einer nur beiläufigen Folge herab.

Alle dieſe Antriebe bewegen die menſchliche Phantaſie ſchon auf den erſten Stufen ihrer Entwicklung; ſie führen dem Kinde bei kindiſchen Verſuchen die Hand und erſcheinen mit geſteigertem Bewußtſein ihrer Bedeutung in der höheren Ausbildung der Kunſt wieder. Wo ſie aber auch vorkommen: ſie haben, wie mir ſcheint, nirgends die Bedeutung, nur an eine zwar unverbrüchliche, im Uebrigen aber unverſtändliche innere Geſetzlichkeit der Dinge zu mahnen; die Formen, zu deren Verwirklichung ſie uns drängen, oder an deren Erſcheinung in der Natur ſie uns Freude finden laſſen, ſind Beziehungsweiſen des Mannigfaltigen, deren Glück wir nachzufühlen im Stande ſind. Ich habe früher die Meinung bereits geäußert, daß ebenſo wie keine ſinnliche Empfindung ohne ihren Antheil von Gefühl zu Stande kommt, ſo auch kein Begriff eines Verhältniſſes in uns auftauche, ohne daß wir die eigenthümliche Größe der Luſt oder Unluſt mitgenöſſen, die dies Verhältniß auf ſeine beiden Glieder vertheilen muß. Wir bemerken keine Identität ohne die wenigſtens leiſe Erinnerung an die Seligkeit des Friedens, keinen Contraſt ohne die Ahnung bald der Mißgunſt des Gegenſatzes, bald des Genuſſes, der aus der wechſelſeitigen Ergänzung des Verſchiedenen entſpringt; kein Gleichgewicht, keine Symmetrie, keine Starrheit der Umriſſe, ohne daß uns im Anſchauen die mannigfache Luſt und Unluſt der ſicheren Ruhe, der Gebundenheit an beſtimmte Geſetze, der Beſchränkung und Begrenzung fühlbar würde. Dieſe Fähigkeit, unter Formen das Glück und Unglück des Daſeins zu bemerken, welches ſie verbergen, macht für uns die Welt erſt lebendig; keine Geſtalt iſt ſo ſpröde, in welche hinein nicht unſere Phantaſie ſich mitlebend zu verſetzen wüßte.

Ohne Zweifel trägt zu der Lebhaftigkeit dieſer Anſchauungen die verallgemeinerte Erinnerung an die Regſamkeit unſers eigenen Körpers bei. Würden doch ſchon einige der wichtigſten Begriffe,

durch die unſere Weltauffaſſung möglich wird, ohne Klarheit bleiben, wenn nicht das, was ſie bedeuten, uns zugleich eine ſinnlich wahrnehmbare Seite darböte. Nur wer ſich ſelbſt mühend und anſtrengend bewegt, kann wiſſen, was Bewegung heißt; hätte die Natur unſere Glieder der Kraft des Willens widerſtandlos dienſtbar gemacht, ſo daß nie ein leiſes Gefühl der Laſt oder der Ermüdung ihre Bewegungen begleitete, dann würden dieſe Bewegungen ſelbſt trotz ihrer zweckmäßigen Verknüpfung für uns ein unverſtändliches Zucken ſein; und Alles, was außer uns in der Natur ſich regte, würde uns nur die unverſtändliche Anſchauung bieten, daß jetzt etwas hier, nun aber dort ſei. Weder wir ſelbſt würden uns als Urſachen eines Erfolges fühlen, der uns keine fühlbare Anſtrengung unſerer Thätigkeit gekoſtet hätte, noch würden wir daran denken, in die Betrachtung der Naturerſcheinungen den Begriff der wirkenden Kraft einzuführen, an dem für die unbefangene Auffaſſung noch ſehr kenntlich neben der Erinnerung an den Willen auch die an die Mühe des Wirkens haftet; Nebenvorſtellungen, von denen er für die Zwecke der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung erſt ausdrücklich wieder gereinigt werden muß. Nun iſt es nicht ſo, ſondern jede Bewegung, die wir ausführen, jede Ruhe, in der wir uns halten, wird uns in ihrer Bedeutung durch das Gefühl der Anſtrengung oder des Genuſſes verſtändlich. Wir daher, die ſinnlichen Weſen, denen tauſende kleiner Empfindungen fortwährend den Umriß unſers Leibes gegenwärtig erhalten, und denen ſie ausdeuten, welche Fülle von Spannkraft, welche zarte Reizbarkeit oder geduldige Stärke, welche liebliche Hinfälligkeit oder ſtraffe Feſtigkeit in jedem einzelnen Theile dieſer Umriſſe ſchlummert: wir wiſſen dann freilich, durch dieſe Hilfe der Sinnlichkeit begünſtigt, auch die fremde verſchwiegene Geſtalt zu verſtehen. Und nicht allein in die eigenthümlichen Lebensgefühle deſſen dringen wir ein, was an Art und Weſen uns nahe ſteht, in den fröhlichen Flug des ſingenden Vogels oder die zierliche Beweglichkeit der Gazelle; wir ziehen nicht nur die Fühlfäden unſers Geiſtes auf das Kleinſte zuſammen, um das engbegrenzte Daſein eines Muſchelthieres mit zu träumen und den einförmigen Genuß ſeiner

Oeffnungen und Schließungen; wir dehnen uns nicht nur mitſchwellend in die ſchlanken Formen des Baumes aus, deſſen feine Zweige die Luſt anmuthigen Beugens und Schwebens beſeelt; vielmehr ſelbſt auf das Unbelebte tragen wir dieſe ausdeutenden Gefühle über und verwandeln durch ſie die todten Laſten und Stützen der Gebäude zu ebenſo vielen Gliedern eines lebendigen Leibes, deſſen innere Bebungen in uns übergehen.

Nicht allein in dieſer äſthetiſch genießenden Weiſe dehnen wir indeſſen unſere Sinnlichkeit über die Grenzen unſers eignen Körpers mitfühlend aus, ſondern auch wo wir handelnd die äußere Welt umgeſtalten wollen, unterſtützt uns in der Berechnung ihrer Verhältniſſe ein ähnliches Hinausverſetzen unſerer Phantaſie, das die Feinheit unſers Taſtſinns und die leichte Verknüpfung früherer Erfahrungen uns möglich macht. Nicht an allen Stellen iſt die Hautoberfläche unſers Körpers ſo organiſirt, daß ſie durch Erzeugung verſchiedener Localzeichen auch die Erregungen ihrer nächſtaneinandergelegenen Punkte ſondern, und unſer Bewußtſein zu verſchiedenen ihnen entſprechenden Empfindungen, mithin auch zu einem Bilde ihrer Verknüpfung, ihrer Form und Lage veranlaſſen könnte. In den meiſten Gegenden des Körpers müſſen die gereizten Punkte merklich von einander entfernt ſein, um nicht in eine unklare und ununterſchiedene Geſammtempfindung zu verſchmelzen; wenige Theile, unter ihnen vor allen die Oberflächen der Fingerſpitzen, ſind ſo gebaut, daß Reize, die nur um den Bruchtheil einer Linie von einander entfernt auf ſie treffen, durch Erregung verſchiedener Localgefühle ſich deutlich als verſchiedene, räumlich nebeneinandergelegene Eindrücke darſtellen. Dieſe empfindlichen Flächen bringt die menſchliche Hand den Dingen entgegen; nicht eine nur, ſondern eine Fünfzahl, zur gleichzeitigen Erfaſſung einer großen Menge unterſcheidbarer Punkte geſchickt; dieſe fünf ferner nicht in einer unveränderlichen Stellung, ſondern fähig, durch die Gelenke der Finger, deren jeder für ſich und unabhängig von den andern ſeine Spitze durch einen Halbkreis hindurchbewegen kann, in die mannigfaltigſten Lagen gegen einander gebracht zu werden. Und ſowohl dieſe Verſchiebung, als die wan-

delbare Entfernung der geſpreizten oder zuſammengeſchloſſenen Finger wird uns in jedem Augenblicke durch ein ſcheinbar unmittelbares, in Wahrheit aus mancherlei früheren Vorſtellungsaſſociationen entſtehendes Gefühl der Lage ausgedeutet. Dies ganze wunderbare Syſtem empfindlicher Flächen endlich führen die Beugungen und Streckungen in Handgelenk und Ellenbogen und die noch weit unbeſchränktere Beweglichkeit des Oberarmes frei nach allen Richtungen des Raumes hin, und keine Stelle des eignen Körpers findet ſich, die nicht durch eine unſerer Hände berührt werden könnte. So bedarf es gewiß keines Wortes, um die ſchon früh im Alterthume gemachte Bemerkung zu beweiſen, daß ein guter Theil der menſchlichen Cultur auf dem Baue der Hand und auf der Leichtigkeit unzähliger Beobachtungen beruhe, die ſie uns verſchafft, und die den allermeiſten Thieren die weit unvollkommnere Bildung ihrer Organe entweder unmöglich oder nur zufällig zugänglich macht. Denn nicht darauf allein kommt es an, daß Beobachtungen nur überhaupt gemacht werden; der Fortſchritt der Bildung hängt vielleicht noch mehr von dem Wege ab, auf dem wir ſie machen. Während die eine Hand das Object feſſelt, die andere es prüft und ſeine Lage zu erneuerter Prüfung verändert, entſteht unſere Kenntniß auf dem Wege des Experimentes. Indem wir uns Herr darüber fühlen, die einzelnen Eigenſchaften des Gegenſtandes bald hervortreten zu laſſen, bald ſie wieder zum Verſchwinden zu bringen, überkommt uns anderſeits mitten in dieſer Arbeit zugleich das entgegengeſetzte Gefühl, das nämlich eines inneren geſetzlichen Zuſammenhanges, welcher jene Eigenſchaften überhaupt an Bedingungen knüpft.

Unter allen lebendigen Geſchöpfen iſt der Menſch in ſeiner natürlichen Wehrloſigkeit das einzige, das zur Erreichung ſeiner Zwecke auf den Gebrauch von Werkzeugen angewieſen iſt. Die Fähigkeit, ſie zu benutzen, beruht nicht allein auf der Muskelkraft der Arme, ſondern hängt in ſehr hohem Maße von der Feinheit der Empfindung und von einer außerordentlichen Leichtigkeit und Sicherheit der Vorſtellungsaſſociationen ab. Liegt ein Stab in unſerer Hand, leicht umfaßt, ſo daß ſeine Bewegungen einigen Spielraum haben,

ſo drückt er an verſchiedenen Stellen die Oberfläche unſerer Haut. Jenes ſcheinbar unmittelbare Gefühl, das wir in jedem Augenblicke von der Lage unſerer Glieder haben, lehrt uns beurtheilen, ob dieſe augenblicklich gedrückten Stellen unſerer Hand durch eine gerade oder krumme, durch eine ſenkrechte oder wagerechte Linie unter einander verbunden werden können; dieſelbe Form und Lage ſchreiben wir dem Stabe zu, der dieſe Empfindungen veranlaßt. Geräth der Stab in Bewegung, ſo wechſeln von Moment zu Moment die gedrückten Punkte unſerer Haut; für jeden dieſer Augenblicke berechnet unſere ſinnliche Phantaſie die Richtung der Linie, in welcher der Stab vorübergehend liegt, und erzeugt zugleich eine Vorſtellung des Punktes, in welchem alle dieſe Richtungen einander ſchneiden. Traf das eine Ende des Stabes irgend einen Widerſtand, der es aufhielt, und konnte nur das andere durch die Bewegungen unſerer Hand im Raume herumgeführt werden, ſo liegt jener Durchſchnitt in dem Punkte, in welchem der Stab das widerſtehende Object berührt; in dieſen Punkt, der aller unſerer unmittelbaren Empfindung durchaus entzogen iſt, verlegen wir das wirklich empfundene Gefühl des Widerſtandes, und glauben nun die Berührung des Stabes mit dem von uns entfernten Object ganz ebenſo unmittelbar ſinnlich zu empfinden, wie ſeine Berührung mit der Fläche unſerer Hand. Auf dieſem doppelten Berührungsgefühle, einer wohlthätigen Sinnestäuſchung, beruht der Gebrauch aller Werkzeuge; keines von ihnen würde lenkſam genug für uns ſein, wenn wir blos ſein Daſein in der führenden Hand, und nicht mit gleicher ſinnlicher Deutlichkeit ſein Eingreifen in das zu behandelnde Material gewahr würden. Nur unter dieſer Bedingung iſt der vortaſtende Stock dem Blinden, die Sonde dem Wundarzt nützlich; Feder und Pinſel würden ungefüge Mittel in der Hand des Schreibenden oder Malenden ſein, wenn wir nicht unmittelbar ihre Berührung mit dem Papiere fühlten, und wenn nicht der feine Inſtinct, den unſere Erfahrung allmählig ausbildet, uns noch überdies lehrte, die kleinen Krümmungen, die dieſe elaſtiſchen Werkzeuge unter dem Drucke unſerer Hand erleiden, in der Beurtheilung ihres Einwirkens auf die äußere Fläche mit in

Anſchlag zu bringen. Meſſer und Gabel würden einen Theil ihrer Beſtimmung verfehlen, wenn wir nur die Lage ihres Griffes in der Hand, nicht das Eindringen ihrer Schneide in die Gegenſtände zugleich fühlten; jede Bewegung der Stricknadel läßt uns zugleich die leiſe Spannung fühlen, mit welcher ihr freies Ende ſich in dem Faden fängt; beim Nähen ſcheint unſere Wahrnehmung unmittelbar in der Spitze der Nadel gegenwärtig zu ſein, und wir empfinden, wie ſie zuerſt das Gewebe in einen erhabenen Gipfel vor ſich herdehnt, um dann mit einem plötzlichen Stoß hindurchzudringen. So fühlt ferner der Holzhauer neben dem Anprall des Axtſtieles gegen ſeine Hand auch ihren ziſchenden Einſchnitt in das Holz, ſo der Soldat das Eindringen ſeiner Waffe in das Fleiſch des Gegners; ſo freut ſich die Roheit darüber, daß ſie die Schläge, die ſie austheilt, ihrerſeits mitgenießen kann; ſie hätte kein Vergnügen am Schmerze des Andern, wenn ſie nicht unmittelbar das Auffallen des Stockes auf ſeinen Rücken mit der größten ſinnlichen Deutlichkeit mitfühlte.

Ich brauche nicht weiter zu erinnern, welches außerordentliche Hilfsmittel zur Unterſuchung der Gegenſtände in dieſem Verhalten unſers Taſtſinnes liegt, und wie es uns hierdurch gelingt, Objecte, die durch Kleinheit oder Unzugänglichkeit ſich unſerer unmittelbaren Anfaſſung entziehen, in Bezug auf ihre Form, Härte, Elaſticität und Beweglichkeit zu prüfen. Ich erwähne ferner nur kurz, daß nicht die Hände allein, ſondern der ganze Körper, obwohl in verſchiedenen Theilen mit verſchiedener Feinheit, und oft durch noch andere Bedingungen unterſtützt, ähnlicher Wahrnehmungen fähig iſt. Der unnachgiebige Stein unter unſern Füßen gibt uns ein anderes Gefühl, als die hölzerne Stufe einer Treppe oder die Sproſſe einer Leiter, die beide durch unſer Gewicht in Schwingungen von verſchiedener Weite und Geſchwindigkeit der Wiederholung verſetzt werden. An den Unterſchieden dieſer Schwingungen unterſcheiden wir leicht, ob die Sproſſe der Leiter breit oder ſchmal iſt, und wir glauben unmittelbar ihre Länge, ſowie die Punkte, in denen ihre hin- und hergehenden Schwingungen ſich kreuzen, nämlich ihre Befeſtigungspunkte in dem Leiterbaume mit zu fühlen. Selbſt ob eine biegſame

Stange, an der wir im Dunkeln rütteln, nur mit einem oder mit beiden Enden in Mauerwerk eingelaſſen oder ſonſt befeſtigt iſt, ob wir ſie nahe dem freien Ende oder näher an ihrem feſten ergriffen haben, alles dies meinen wir nicht durch Räſonnement erſt zu finden, ſondern völlig fertig ſcheint uns die Empfindung ſelbſt alle dieſe Kenntniſſe zu enthalten. Eben ſo flüchtig will ich endlich andeuten, daß dieſe auffälligen Erſcheinungen von denen in Betracht gezogen werden müſſen, denen das Gefühl, welches wir beſtändig von den Umriſſen, den Lagen und Bewegungen unſers eignen Körpers beſitzen, nur durch die Annahme erklärlich ſcheint, daß die empfindende Seele durch den ganzen Umfang des Leibes ſich ergieße oder verbreite. In den erwähnten Fällen verbreitet ſich die Seele noch weiter; ganz mit dem gleichen überredenden Scheine, mit welchem ſie vorher in den Fingerſpitzen gegenwärtig zu ſein ſchien, iſt ſie jetzt wahrnehmend und empfindend auch an dem Ende des Stockes, der Sonde, der Nadel zugegen. Niemand wird ernſtlich glauben, daß ſie ſich wirklich wie ein elektriſches Fluidum in dem Momente des Gebrauches in dieſe Werkzeuge hinein ergieße oder verlängere; — obwohl, wer kann wiſſen, was nicht doch am Ende Jemand glaublich fände? Gibt man aber zu, daß nur eine äußerſt mannigfaltige Verkettung von Vorſtellungen dieſen Schein einer außerhalb der Grenzen unſers Körpers zu Stande kommenden Empfindung erzeugt, ſo wird man zugeben, daß noch weit leichter und durch eine kürzere Kette ſolcher vermittelnden Vorſtellungen der Schein entſtehen kann, als wäre die Seele unmittelbar in jedem Sinnesorgane und in jedem Punkte des Körpers zugegen, von dem ſie im Augenblicke Eindrücke überliefert erhält. Für unſern gegenwärtigen Zweck iſt es gleichgiltig, zu welcher Meinung man ſich ſchlagen mag; ob Schein oder Wirklichkeit, jedenfalls iſt dies Hinaustreten der Empfindung über die Grenzen des Körpers ein unmittelbares Gefühl unſerer Sinnlichkeit; iſt es Täuſchung, ſo führt nichtsdeſtoweniger dieſe Täuſchung uns zu lebendigem Miterfaſſen der Dinge außer uns und ihrer Veränderungen und gewöhnt uns auf eine für die Ausbildung unſerer Weltauffaſſung unentbehrliche Weiſe in ein Zuſammenleben mit

ihnen hinein. Daß aber unſere Entwicklung noch andere Folgen aus dieſem Verhalten der Sinnlichkeit erntet, wollen wir jetzt noch zu zeigen verſuchen.

Die vorigen Beiſpiele betrafen den nützlichen Gebrauch, den wir von Werkzeugen zur Umgeſtaltung äußerer Gegenſtände machen; andere ihnen verwandte führen uns zu den Mitteln, welche der Menſch, ohne anderen Zweck, zur Verſchönerung ſeines eignen Lebensgefühles benutzt. Es iſt von dem Putze die Rede, zu dem uns allein ein urſprünglicher, ſelbſt den Affen nur ein nachahmender Trieb anleitet. Wir ſchweigen von andern Geſichtspunkten, die theils der Mühe der Betrachtung nicht werth ſind, theils andere Gelegenheiten erwarten müſſen, von dem Nutzen der Kleider gegen die Unwirthlichkeit des Klima, von der Schamhaftigkeit, die ſie zur Verhüllung wählt; nur nach dem Grunde des Vergnügens fragen wir, welches ſie und andere Arten des Schmuckes der menſchlichen Seele bereiten. Er liegt keineswegs allein in der Befriedigung der Eitelkeit, die von Anderen bewundert ſein will, ſondern in einer Steigerung und Veredlung des Lebensgefühls, die der Geſchmückte an ſich ſelbſt erfährt. Nur die Farben und der Metallglanz des Schmuckes dienen jener Gefallſucht nach außen, im Uebrigen beruht unſer Wohlgefallen an Putz und Kleidung auf den Empfindungen, welche beide unſerem eigenen Gemeingefühl gewähren.

Jedermann weiß, daß es für unſere Empfindung ſich verſchieden ausnimmt, ob wir eine gleichmäßig dicke Stange in ihrer Mitte oder ihrem Ende näher faſſen und aufheben. Sie liegt im erſten Falle wagerecht in unſerer Hand, und ſo lange ſie ruht, empfinden wir nur ihr Gewicht, nicht ihre Länge; wir müſſen ſie ſchütteln, um aus der Art der Schwingungen, in die ſie dann geräth, auch dieſe zu errathen. Im zweiten Falle fühlen wir, daß die Stange in geneigter Richtung in unſerer Hand liegen will, und es erfordert eine Drehung, um ihr ſchwereres Ende zu horizontaler Lage zu bringen. Da nun durch dieſe überwiegende Schwere der eine Arm der Stange beſtändig nach unten ſtrebt, beſtändig wirklich um ein kleines fällt, und immer durch kleine Muskelanſtrengungen wieder gehoben wird,

ſo iſt uns in dieſem Falle die Länge der Stange meiſt von Anfang an ziemlich klar. Balanciren wir die Stange in ſenkrecht aufgerichteter Stellung auf der Fingerſpitze, ſo iſt uns in dem Augenblicke, wo ſie wirklich vollkommen im Gleichgewicht ſteht, nur ihr Gewicht empfindbar; ſobald jedoch ihr oberes Ende ſich überneigt und uns zu einer Bewegung der Hand nöthigt, um ſie wieder richtig zu unterſtützen, ſo glauben wir dann ſogleich auch die Höhe der Stange, die Entfernung ihres freien Endes von dem Unterſtützungspunkte, in einer ganz unmittelbaren Empfindung wahrzunehmen. Hängt eine Kugel an einem Faden aus unſerer Hand, und zwar zuerſt unbewegt und ſenkrecht, ſo iſt auch hier nur ihr Gewicht, nicht die Länge des Fadens merklich; ſchwingen wir dagegen die Kugel im Kreiſe, ſo daß der Faden mit veränderlicher Spannung und Geſchwindigkeit ſeinen Druck auf verſchiedene Hautſtellen der Hand in regelmäßiger Reihenfolge fallen läßt, ſo glauben wir jetzt ganz unmittelbar ſowohl die Länge des Abſtandes, in dem die Kugel ſchwingt, den Radius ihres Schwungkreiſes, als auch die Geſchwindigkeit und Wucht zu empfinden, womit ſie auf der Peripherie dieſes Kreiſes ſich bewegt. Berührt unſer Finger feſt aufdrückend den Boden eines Hohlgefäßes, ſo vielleicht, daß wir mit hineingeſteckter Hand es auf ihm balanciren, ſo wird jede Berührung des Gefäßes, an welcher Stelle ſie auch geſchehe, für uns merklich, und wir beurtheilen nicht blos die Richtung, in welcher ein ſolcher Stoß das Gefäß trifft, und die Entfernung der getroffenen Stelle von der Oberfläche unſers Armes, alſo die Größe des Gefäßes, mit vieler Genauigkeit, ſondern wir empfinden auch an der Art der entſtehenden Schwingungen, die ſich unſerer Fingerſpitze mittheilen, die Härte und Elaſticität ſeines Stoffes; ein Experiment, das jede intelligente Hausfrau beim Einkaufen des Topfgeſchirres zu machen pflegt. Die phyſikaliſche Theorie aller dieſer Vorgänge iſt zum Theil ziemlich verwickelt; ſehr weitläuftig würde ferner die pſychologiſche Zergliederung aller der Vorſtellungsaſſociationen ſein, aus denen dieſe inſtinctiven Berechnungen mit der Sicherheit eines unmittelbaren Gefühls hervorgehen; klar iſt dagegen der Werth, den ſie alle für die Veränderung unſers ſinnlichen

Lebensgefühls haben. Ueberall nämlich, wo wir mit der Oberfläche unſers Leibes, denn nicht die Hand allein entwickelt dieſe Eigenthümlichkeiten, einen fremden Körper in Verbindung ſetzen, verlängert ſich gewiſſermaßen das Bewußtſein unſerer perſönlichen Exiſtenz bis in die Enden und Oberflächen dieſes fremden Körpers hinein, und es entſtehen Gefühle theils einer Vergrößerung unſers eignen Ich, theils einer uns jetzt möglich gewordenen Form und Größe der Bewegung, die unſern natürlichen Organen fremd iſt, theils einer ungewöhnlichen Spannung, Feſtigkeit oder Sicherheit unſerer Haltung.

Die erſte Form dieſer Gefühle wird, um wenige Beiſpiele zu erwähnen, durch Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen erzeugt, die beide am meiſten geeignet ſind, unſerer Länge wenigſtens ſcheinbar eine Elle zuzuſetzen. Jede Kopfbedeckung repräſentirt in der Senkrechten, die durch ihren Schwerpunkt geht, die oben erwähnte Stange; ihr Werth für das Gefühl ſteigt mit ihrer Höhe und zum Theil mit ihrer Form, dann nämlich, wenn die letztere eine Maſſenvertheilung zur Folge hat, welche den Schwerpunkt bemerklich nach oben rückt und zugleich bei dem Abweichen von der ſenkrechten Richtung eine kräftige Neigung nach einer Seite bewirkt, die durch eine balancirende Anſtrengung der Muskeln überwunden werden muß. Nur ſobald dieſes Ungleichgewicht droht, iſt die Kopfbedeckung von Werth; im Gleichgewicht iſt ſie nur eine beſtimmte Größe der Laſt; man ſetzt daher den Hut zweckmäßig etwas ſchräg auf, damit man beſtändig die Entfernung ſeines höchſten, ſich neigenden Punktes von ſeiner Unterſtützungsfläche, dem Kopfe, zu empfinden vermag. So entſteht die freundliche Täuſchung, als reichten wir ſelbſt, unſer eignes Leben und unſere Kraft bis in jene Spitze hinauf, und bei jedem Schritt, der dieſe erſchüttert, bei jedem Windhauch, der ſie in Bewegung ſetzt, ſcheint für unſer Gefühl ganz deutlich da oben ein Theil unſers eignen Weſens feierlich hin- und herzuſchwanken. Man fühlt ſich daher offenbar ganz anders in einem cylindriſchen Hute, der dieſe Emotionen begünſtigt, als in einer Mütze, deren aufgerichteter Zipfel nur ſehr unvollkommen dieſelben Dienſte leiſten würde;

und ganz begreiflich wird uns die ſchon früh und auf niedern Culturſtufen auftretende, auf höheren vervollkommnete Neigung, durch hohe und ſteile Helme, durch Bärenmützen, durch thurmartige Friſuren nicht blos die Fürchterlichkeit oder Ehrwürdigkeit der Figur für den Anblick Anderer zu ſteigern, ſondern, was mehr iſt, auch das Gemüth des Trägers ſelbſt mit dem Gefühle einer majeſtätiſch nach oben verlängerten Exiſtenz zu kräftigen. Es würde zu weit führen, die ſpecifiſchen Gefühle zu entwickeln, welche andere mehr breite und niedrige Hutformen gewähren; offenbar begünſtigen ſie den Hochmuth nicht, ſondern erregen die Stimmung, als ſei eine umfängliche Aufgabe auf Schultern gelegt, die zur Unterſtützung nicht ausreichen. Von den Fußbekleidungen erwähne ich nur die hohen Abſätze, welche wieder jene Stange repräſentiren, wie ſich dies an den Stelzen zeigt, deren Miniatur ſie ſind. Abſätze und Stelzen geben ganz deutlich ein doppeltes Berührungsgefühl; man empfindet ihren Auftritt auf den Erdboden noch neben ihrem Druck auf den Fuß, und man beurtheilt zugleich recht genau die Entfernung zwiſchen den Orten beider Berührungen. So entſteht uns begreiflich ein lebhaftes Gefühl nicht blos des Erhabenſeins über den Erdboden, ſondern des Verdienſtes, dieſe ganze Höhe durch unſere eigene vergrößerte Länge auszufüllen, denn unſere Empfindung verliert dabei den Boden nicht. Man kann hinzufügen, daß jeder Stock, den wir nicht als Stütze brauchen, ſondern als Spielwerk in der Hand tragen, daſſelbe Bewußtſein einer Verlängerung unſerer Perſönlichkeit bis in ſeine Spitze hinein erweckt, deren Entfernung und deren Berührung mit den Gegenſtänden wir ja unmittelbar fühlen. Amtsſtäbe ſind daher in mancherlei Geſtalten ſtets Inſignien der Macht geweſen.

Die zweite Form jener Gefühle verdanken wir allem hängenden und flatternden Schmucke, der nach dem Muſter der geſchwungenen Kugel unſere Körperoberfläche durch eine reizende Abwechſelung von Dehnungen nach verſchiedenen Richtungen erregt und uns veranlaßt, uns ſelbſt als in den peripheriſchen Bahnen der freiſchwingenden Enden gegenwärtig zu fühlen. Wenn die Kinder ſich einen

Schwanz anheften, den ihnen die Natur verſagt hat, ſo wollen ſie nicht blos, daß Andere ihn ſehen, ſondern indem ſeine Spitze über die Erde ſchleift, fühlen ſie ſeine Berührung mit dem Boden; wenn er frei beim Laufe in der Luft ſchwingt, fühlen ſie, je länger er iſt, um ſo deutlicher dieſe Schwingungen bis in ſein letztes Ende hinein; ſo haben ſie ziemlich denſelben Genuß einer nach dieſer Seite hin beweglich verlängerten Exiſtenz, als wäre dies neue Organ ihnen wirklich angewachſen. Dieſe Form des Gefühls iſt ganz beſonders einer geſchmackvollen poetiſchen Verfeinerung fähig und iſt auch wirklich zu allen Zeiten das Ideal der Toilettenkunſt geweſen. Hat doch ſchon die Natur ſelbſt unſer Haupt mit flatterndem Haar geſchmückt; dies in einzelne lockige, wellenwerfende Maſſen zu ſammeln, und den Sitz der Gedanken mit einer eigenthümlich geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle zu umgeben, war natürlich die erſte Aufgabe der Phantaſie, und es würde nicht unmöglich ſein, aus der Form des von den einzelnen Völkern bevorzugten Kopfputzes auf die Färbung ihrer Phantaſie, auf ihre Vorliebe für größere Strenge und Feſtigkeit, oder für genialeren Schwung zurückzuſchließen. Die Muſcheln, die Glaskorallen, die Steine und Knochenſtücken, welche die Indianerin hangend und ſchwankend um ihre Handknöchel reiht, die Ohrringe, die flatternden herabhangenden Bänder und Gürtelenden unſerer Mädchen, die leichtſchwebenden Fangſchnuren, die ſchwereren Troddeln und Quaſten der Uniformen, gewichtig pendulirende Ketten und Kreuze, Federbüſche, Uhrgehänge, wehende Schleier und Mäntel: alle dieſe Mittel wendet die ſcharfſinnige Phantaſie an, um nach allen Seiten hin nicht nur unſer Daſein auszudehnen, ſondern ſich die anmuthige Täuſchung zu bereiten, als ſei es die eigene Exiſtenz, die in allen dieſen Anhängen mit ſchwebt und wogt und ſchwankt und in rhythmiſchen melodiöſen Abwechſelungen ſich hebt und ſenkt. Und wo in der That eine wirkliche Empfindung nicht mehr ſtattfindet, ergänzt ſie ſogar dieſen Mangel und glaubt in dem zarten Gewebe herabhangender Spitzen ſelbſt mit zu hangen, in ihren Bewegungen ſich mit zu bewegen.

Die letzte Form endlich von denen, die wir erwähnten, nehmen

unſere Gefühle unter dem Eindrucke der eigentlichen Kleider an. Die größere oder geringere Spannung und Feſtigkeit, welche die Stoffe der Gewänder an ſich oder durch ihren Zuſchnitt beſitzen, trägt ſich auf uns wie ein Verdienſt unſerer eigenen Haltung über. Ein Corſet iſt dem oben erwähnten Hohlgefäß ähnlich, nur daß es nicht an einem einzelnen Punkte, ſondern in ſeinem ganzen Umfang durch den Körper ausgefüllt wird; bei jeder Berührung dieſer ſteifen Umhüllung wird die Spannung und Feſtigkeit ihres Gefüges durchaus ſo empfunden, als gehörten beide Eigenſchaften unſerem eignen Körper an; ohne Zweifel erhalten wir alſo durch dieſes Mittel das Gefühl einer gekräftigten und elaſtiſcheren Exiſtenz. Jeder feſt anliegende Gürtel, jedes Armband wiederholt einen Theil dieſes Gefühls; die erſten Beinkleider, die durch Stege geſpannt ſind, erfüllen den Knaben mit Stolz über die männliche Straffheit ſeiner Exiſtenz, das Ideal ſeiner Wünſche bleibt freilich die eiſerne Rüſtung, an deren Laſt er gern nicht denkt, um deſto mehr ſich in das majeſtätiſche Gefühl unüberwindlicher aufrechter Starrheit zu verſenken, das ſie ihm zu gewähren verſpricht. Zu dieſer Empfindung der Feſtigkeit, die es nicht ganz verſchmäht, miſcht das Mädchen das Gefühl einer zarteren leichtbeweglichen Umhüllung, denn in der That ſind die duftigen Wellen leichter ſchleierartiger Stoffe, mit denen ſich ſeine Geſtalt umgibt, nicht blos anmuthig für das Auge Anderer. Die Trägerin ſelbſt iſt vielmehr mit ihrem Gefühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, die nur wenige Punkte der Haut als leichte Laſten berühren, und doch durch dieſe Punkte die Weite, die Leichtigkeit und Weichheit ihres Schwunges zur deutlichſten ſinnlichen Empfindung bringen. Ja ſelbſt das Vergnügen, das uns ein ſolcher Anblick gewährt, beruht weit weniger auf der Gefälligkeit der Gewandformen, welche wir ſehen, als vielmehr darauf, daß wir uns in das phantaſtiſche, liebliche oder zierliche Lebensgefühl hineindenken können, welches die tauſendfältigen kleinen Eindrücke der Umhüllung dieſer verborgenen Geſtalt einflößen müſſen. Auf denſelben Gründen beruht es endlich, daß eine künſtliche Erſetzung vergangener Körperfülle nicht nur Andere, ſondern auch den

unſere Gefühle unter dem Eindrucke der eigentlichen Kleider an. Die größere oder geringere Spannung und Feſtigkeit, welche die Stoffe der Gewänder an ſich oder durch ihren Zuſchnitt beſitzen, trägt ſich auf uns wie ein Verdienſt unſerer eigenen Haltung über. Ein Corſet iſt dem oben erwähnten Hohlgefäß ähnlich, nur daß es nicht an einem einzelnen Punkte, ſondern in ſeinem ganzen Umfang durch den Körper ausgefüllt wird; bei jeder Berührung dieſer ſteifen Umhüllung wird die Spannung und Feſtigkeit ihres Gefüges durchaus ſo empfunden, als gehörten beide Eigenſchaften unſerem eignen Körper an; ohne Zweifel erhalten wir alſo durch dieſes Mittel das Gefühl einer gekräftigten und elaſtiſcheren Exiſtenz. Jeder feſt anliegende Gürtel, jedes Armband wiederholt einen Theil dieſes Gefühls; die erſten Beinkleider, die durch Stege geſpannt ſind, erfüllen den Knaben mit Stolz über die männliche Straffheit ſeiner Exiſtenz, das Ideal ſeiner Wünſche bleibt freilich die eiſerne Rüſtung, an deren Laſt er gern nicht denkt, um deſto mehr ſich in das majeſtätiſche Gefühl unüberwindlicher aufrechter Starrheit zu verſenken, das ſie ihm zu gewähren verſpricht. Zu dieſer Empfindung der Feſtigkeit, die es nicht ganz verſchmäht, miſcht das Mädchen das Gefühl einer zarteren leichtbeweglichen Umhüllung, denn in der That ſind die duftigen Wellen leichter ſchleierartiger Stoffe, mit denen ſich ſeine Geſtalt umgibt, nicht blos anmuthig für das Auge Anderer. Die Trägerin ſelbſt iſt vielmehr mit ihrem Gefühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, die nur wenige Punkte der Haut als leichte Laſten berühren, und doch durch dieſe Punkte die Weite, die Leichtigkeit und Weichheit ihres Schwunges zur deutlichſten ſinnlichen Empfindung bringen. Ja ſelbſt das Vergnügen, das uns ein ſolcher Anblick gewährt, beruht weit weniger auf der Gefälligkeit der Gewandformen, welche wir ſehen, als vielmehr darauf, daß wir uns in das phantaſtiſche, liebliche oder zierliche Lebensgefühl hineindenken können, welches die tauſendfältigen kleinen Eindrücke der Umhüllung dieſer verborgenen Geſtalt einflößen müſſen. Auf denſelben Gründen beruht es endlich, daß eine künſtliche Erſetzung verlorengegangener Körperfülle nicht nur Andere, ſondern auch den

Betheiligten täuscht; denn jeder Reiz, der diesen falschen Körperumfang trifft, wird vermöge jener doppelten Berührungsgefühle so empfunden, als hätte er bereits die wirklichen Grenzen des lebendigen Leibes erreicht.

Nachdem ich nun, durch Aufstellung dieser drei Grundgesetze, der exacten Lehre vom Putze den nämlichen Dienst geleistet, den Keppler der Astronomie, so überlasse ich Anderen die weitere wissenschaftliche Ausbeutung und wende mich zu mehreren Erscheinungen, in denen dieselbe hier beobachtete Neigung, unmittelbar gegebene Naturverhältnisse mit ästhetischer Willkühr zu ändern und ihren Werth zu steigern, in einer ernsthafteren Weise sich kundgibt. In allen Handlungen, von der einfachen Bewegung des Körpers bis zu den verwickelten Lebenseinrichtungen, zeigt sich dieser Hang, an die Stelle des natürlichen Ablaufes der Ereignisse eine ceremoniöse Ordnung zu setzen, die ihren Ursprung nur in dem Willen des Subjectes hat, und doch mit dem Anspruch auftritt, sie so zu ordnen, wie sie sein müssen.

Die anmuthige Harmonie der Gliederbewegungen ist weder ein Ergebniß der Bildung, noch hängt sie überhaupt in beträchtlichem Grade von dem Werthe und dem Genius des geistigen Lebens ab; sie ist ganz durch den Mangel an Widerstand bedingt, den die mechanischen Gesetze der Bewegung in dem verkümmerten Bau des Körpers finden könnten. Nicht nur jedes im natürlichen Zustande der Freiheit lebende Thier entwickelt mit völliger Ungezwungenheit die Anmuth seiner Gattung, sondern jede Marionette, sobald ihre Glieder mit freiem Spielraum und ohne hindernde Reibung an ihrem Körper befestigt wären, würde in ihren Bewegungen, nach mechanischen Gesetzen allein, alle jene Rundung des Schwunges und jene übereinstimmende Harmonie in den Bahnen ihrer verschiedenen Glieder zeigen, die wir an dem lebenden Körper so oft als seelenvollen Ausdruck bewundern. In der That wird dies hier zum Ausdruck der Seele, aber doch nur darum, weil eine Seele vorhanden ist, deren abwechselnde innere Zustände diesen Mechanismus und die eigene Schönheit seiner Bewegungsconsequenz in Anregung versetzen. So

lange daher glückliche Lebensbedingungen die natürliche Lebhaftigkeit und Regſamkeit der Seele und des Körpers zugleich unterhalten, da ſehen wir, auch ohne irgend erhebliche geiſtige Cultur, die Bewegungen des Körpers zu vollendeter Anmuth entwickelt. Anders, wo ein ungünſtiges Klima die Glieder ſchwerfälliger macht, oder wo ein enger monotoner Erfahrungskreis die Regſamkeit der ſinnlichen Seele abſtumpft, wo endlich die handwerksmäßige Theilung der Arbeiten dem Körper beſtändig die Uebung einer einzigen einſeitigen Bewegungsreihe aufnöthigt. Dann geht dieſe Schönheit verloren, theils wegen des wachſenden Widerſtandes, den die Anregungen der Seele in den ungelenk gewordenen Gliedern finden, theils wegen des zunehmenden Phlegma der Seele, die dieſe Anregungen nur ſparſam noch erzeugt. So ſtehen manche glückliche Völker der Südſee mit der Schönheit und Elaſticität ihrer Bewegungen, wie ihre erſten Entdecker ſie uns ſchildern, den klimatiſch bedrückten Bewohnern der Polarzone, ſo wie dem durch die Schwere einförmiger Arbeit ungeſchickt gewordenen Benehmen der Europäer gegenüber. Die höhere Bildung, wenn ſie die Anmuth körperlicher Bewegung wiedergewinnt, erzeugt nicht etwas Neues, ſondern räumt nur die Hinderniſſe hinweg, welche den Adel des natürlichen Bewegungsmechanismus incruſtiren. Ehe ſie aber zur Natur völlig zurückkehrt, kommt ſie zur Manier. Bei allen Völkern, deren Leben wir anſchaulich genug kennen, hat ſie zunächſt eine Etiquette des Anſtandes, einen Styl des Benehmens eingeführt, der die natürliche Beweglichkeit meiſterte, hie und da etwas an ihrer Lebhaftigkeit abbrach, und dort Geberden hinzufügte, die keinen Grund in der Organiſation des Körpers und in der vorbeſtimmten Art haben, in welcher er die Zuſtände des Gemüthes zum Ausdruck zu bringen hat. So glaubt auch hierin, in dieſer willkührlichen Haltung, der Menſch das, was ſein ſoll, beſſer als an der Hand der Natur zu finden.

Seine körperlichen Triebe ſucht das Thier in dem Augenblicke und in der Reihenfolge ihres Eintretens zu befriedigen und kennt keinen andern Zweck dabei als eben den, den Reiz des Bedürfniſſes abzuſtumpfen. Der Menſch, ſobald er ſich dem Drucke der äußerſten

Noth entwunden hat, macht jedes dieſer Bedürfniſſe zur Veranlaſſung irgend einer ceremoniöſen Begehung. Während das Thier ſeine Nahrung zu jeder Zeit und an jedem Orte verſchlingt, der ſeinem Neide Sicherheit vor Raub gewährt, bereitet der Menſch ſeine Mahlzeiten. Denn eben die Zeit des Mahles iſt ihm nicht gleichgiltig; nicht der Hunger entſcheidet über den Augenblick des Eſſens, ſondern der Tag iſt für das Leben des Menſchen eine eingetheilte Zeitſtrecke mit eignem inneren Organismus; es gehört ſich, daß das eine Bedürfniß zu dieſer, ein anderes zu anderer beſtimmter Stunde befriedigt werde. Und er hat Geſellſchaft bei ſeinem Mahl; es iſt nicht nur um die Stillung ſeines Triebes zu thun, ſondern darum, daß durch die vereinigte Theilnahme Mehrerer auch dieſes Vornehmen als eine Handlung anerkannt werde, die in dem Zuſammenhange alles menſchlichen Lebens ihre beſtimmte Stelle, Bedeutung und Berechtigung habe. Wie bald findet ſich dann mit dem Beginn des ſeßhaften Lebens, mit der Gründung einer Heimat, mit der Entwicklung des Cultus eine Menge feingezeichneter Ceremonien ein, um ſowohl dieſe einfachſten Vorgänge des Tages, als auch jeden größeren Abſchnitt des Daſeins als Glied in ein wohlgefügtes Ganze der Humanität einzureihen! Die Geſchlechter der Thiere leben dahin, entſtehen, mehren ſich, altern und vergehen, und nie taucht in ihnen eine Reflexion auf, die dies wandelbare Leben überblickte und ſeine einzelnen Perioden mit einem Bewußtſein ihrer Bedeutung ſonderte. Wo dagegen die menſchlichen Stämme nicht durch die äußerſte Noth des Lebens völlig verkümmern, da ſehen wir überall die Geburt des Kindes, den Zeitpunkt ſeiner Mannbarkeit, das Eingehen der Ehe, Tod und Beſtattung durch Ceremonien ausgezeichnet; oft nur rohe Begehungen, anwidernde Gebräuche, aber doch immerhin Andeutungen des Gefühles, daß nichts im menſchlichen Leben eigentlich recht und legitim geſchähe, wenn es blos geſchähe, und nicht durch die theilnehmende Reflexion einer Gemeinde, einer Geſellſchaft, einer Familie in irgend einem Ritus anerkannt und an ſeinen gehörigen Platz in der Aufeinanderfolge der Ereigniſſe gerückt würde. Man wird nicht recht geboren und man ſtirbt nicht recht, wenn nicht um

dieſe natürlichen Kataſtrophen die Ueberlieferung menſchlicher Sitte ihre ſymboliſchen Feierlichkeiten gruppirt hat. Je höher wir in das Alterthum eines Volkes hinaufſteigen, deſto enger beinahe ſehen wir jeden Vorfall des Lebens durch genau vorgeſchriebene Formen auf dieſe Weiſe legitimirt, und ein Blick in die Vorſtellungsweiſe des Volkes auch in unſerer Zeit läßt uns leicht gewahren, wie feſt auch hier noch die Neigung haftet, kein Ereigniß, nach vollſtändiger Verwirklichung ſeines ganzen werthvollen Inhaltes, recht für voll anzuſehen, ſo lange nicht das Siegel irgend einer traditionellen Ceremonie es beglaubigt hat.

Und hier wollen wir dieſes Bild einſtweilen begrenzen; was daran ſich weiter ſchließen wird, können wir nicht mehr zu einer Betrachtung der menſchlichen Sinnlichkeit ziehen. Nur von dieſer wollte ich hier ſprechen und den Charakterzug hervorheben, der mir in allen ihren verſchiedenen Aeußerungen gleichmäßig das eigentlich menſchliche Element in ihr zu ſein ſchien. Was auch unſere Sinnlichkeit empfindend aufnehmen mag, ſie nimmt es nicht blos als einen gleichgiltigen Inhalt und eben ſo wenig nur als ihre Luſt oder ihr Leid auf, ſondern ſie fühlt in ihm einen ihm eignen Werth, durch den es in einer bedeutſamen Ordnung der Erſcheinungen ſeine Stelle füllt. Was auch die Sinnlichkeit durch ihre Triebe zu thun gedrängt wird, ſie thut es weder blos mechaniſch genöthigt, noch blos zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe, ſondern ſie gibt ihrem Handeln eine Form, durch die ſich wiederum ihr Thun in das eigne Recht einer Lebensordnung einfügt, die da ſein ſoll, und doch von Natur wegen nicht ſchon da iſt. Dieſe charakteriſtiſchen Züge der Sinnlichkeit mögen ihre pſychologiſche Entſtehungsgeſchichte haben, und es würde eine unerwieſene Behauptung ſein, wenn wir ſie unmittelbar aus einem urſprünglichen unterſcheidenden Weſen des menſchlichen Geiſtes herleiten wollten. Aber die Löſung dieſes Zweifels, ſo weit ſie möglich iſt, verſuchen wir nicht jetzt, da die Betrachtung der höheren geiſtigen Entwicklung dieſelbe Frage von neuem herbeiführen würde.

Werfen wir noch einen Blick auf den ganzen Umfang der Ein-

zelheiten, die wir durchgingen, so können wir eine poetische Klage berichtigen, die noch oft sich erneuert. Große Gebiete der Sinnlichkeit mit der Fülle ihres Genusses scheinen unserer Organisation verschlossen. Wir möchten wissen, wie den Fischen ist so wohlig auf dem Grund, mit welcher Lust der fliegende Vogel die Lüfte theilt und von größerer Höhe die Höhen der Erde übersieht. Mir scheint, eben die dichterische Phantasie, die solche Fragen stellt, beweise, daß sie die Antwort wirklich habe. Wir können uns in der That so vollkommen in diese Situationen der Thierwelt versetzen und die Art ihres Genusses nachfühlen, daß die wirkliche sinnliche Empfindung wohl die Stärke des Eindruckes vermehren, aber die charakteristische Form dieser fremden Lust uns nicht deutlicher machen würde. Anstatt arm zu sein, ist die menschliche Sinnlichkeit im Gegentheil die intensivste und reichste. Wie die Welle hebt und trägt und mit welcher Weichheit sie die Glieder umspült, erfährt der Schwimmende und Badende auch; aber behütet vor der furchtbaren Monotonie eines Lebens, dessen ganze Dauer nur von diesen Eindrücken erfüllt wäre, mag er den Fisch bedauern, den er einen Augenblick beneidete. Und ist am Ende nicht die Aussicht von Bergeshöhen, die wir durch mühevolle Anstrengung erkämpften, ist nicht zuletzt selbst das Bewußtsein, daß die mannigfachen Gestaltungen der Erdoberfläche für unsere Bewegung Hindernisse enthalten, ein weit inhaltvollerer Genuß der Gegend, als der mühelos umfassende Blick des Vogels, der von Gipfel zu Gipfel schwebt, als wären die Abgründe eben auch nichts weiter? Trösten wir uns daher damit, daß in dem, was wir unmittelbar empfinden, und in dem, was unsere Phantasie, jedes charakteristische Dasein der Außenwelt nachfühlend, hinzufügt, uns eine bedeutungsvolle Summe der Lust gegeben ist, größer als sie irgend einer Gattung der Thiere zu Theil wurde.

## Drittes Kapitel.

### Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der articulirte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redetheile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Werth der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Construction im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und discursives Denken. — Das Gespräch. —

Worin auch jene Erregungen bestehen mögen, in welche die Empfindungsnerven durch äußere Reize versetzt werden: jedenfalls bieten sie eine bestimmte Größe irgend einer physischen Massenbewegung dar, die nach dem Gesetze der Beharrung nicht von selbst zur Ruhe kommen kann, sondern entweder durch einen bestimmten Widerstand gebrochen oder durch Vertheilung an die Umgebungen zum Verschwinden gebracht werden muß. Ist es der Zweck der Sinnesorgane, eine Kenntniß der Außenwelt zu vermitteln, so ist es zur Unbefangenheit ihrer Auffassung nothwendig, daß die Erschütterung, welche der Eindruck des einen Augenblickes hervorgebracht hat, schnell weit genug gemildert werde, um dem Eindruck des nächsten Augenblickes nicht entgegenzuwirken, oder als verfälschendes Colorit sich ihm zuzumischen. So lange die physischen Reize, welche die Sinne erregen, nur unbedeutende Bewegungsgrößen sind, mag diese beständige Wiedervertilgung ihrer Wirkungen theils innerhalb des Sinnesorgans durch die ununterbrochen fortgehenden Vorgänge des Stoffwechsels, theils durch die Erzeugung der Empfindung selbst vollzogen werden. Denn als neu auftretender innerer Zustand der Seele, die als eine Substanz sich in mechanischem Zusammenhang der Wechselwirkung mit den Elementen des Körpers befindet, kann auch die Empfindung nicht blos bei Gelegenheit der Nervenerregung ent-

ſtehen, ſondern ein Theil der letztern muß zu ihrer Erzeugung verbraucht werden. Die gewöhnlich auf uns wirkenden Licht- und Schallreize halten dieſe Grenzen der Lebhaftigkeit inne, und für unſer Bewußtſein tritt keine beſondere corrigirende Thätigkeit merklich hervor, durch welche ihre Einflüſſe ausgeglichen werden müßten. Erreichen dagegen die äußern Eindrücke eine ſchmerzhaft auffallende Heftigkeit, ſo werden wir allerdings eine ebenſo wachſende Vorkehrung zu ihrer Wiederbeſeitigung erwarten müſſen. Da es nun die Aufgabe der Nervenfäden iſt, die an ihrem Endpunkte empfangenen Erregungen zum Gehirn fortzuleiten, ſo iſt nicht zu vermuthen, daß dieſe Vorkehrung in einem plötzlich auftretenden Leitungswiderſtande, oder in einer bedeutend geſteigerten Vertheilung der Erregung nach allen Seiten hin beſtehen werde. Beide Einrichtungen ſind der natürlichen Function des ſenſiblen Nerven zuwider, und wir können es als einen allgemeinen Charakter der Organiſation anſehen, daß ſie drohenden Störungen nicht mit neuen und ſonſt nicht vorkommenden Mitteln, ſondern immer nur mit denen entgegenwirkt, die im geſunden Zuſtande ſchon vorgebildet ſind. So lange daher die Gewalt des Reizes nicht unmittelbar den Nerven lähmt und dadurch allerdings die weiteren Folgen eines allzuheftigen Eindruckes abſchneidet, werden wir annehmen, daß die Erregung ſich bis zu den Centralorganen fortpflanzt und ſich erſt dadurch beſchwichtigt, daß ſie dort ein größeres Maß der Nachwirkungen hervorbringt, deren geringere Spuren ſchon die gewöhnlichen Größen der Reize bemerken laſſen.

Drei Wege ſtehen der Weiterverbreitung der Erregung im Gehirn offen; denn der ſenſible Nerv hat dort neben ſich theils andere ſenſible, theils vegetative, theils motoriſche Nerven. Die Uebertragung ſeiner Unruhe auf andere ſenſible Nerven, alſo die Erregung einer Mitempfindung in anderen als den wirklich gereizten Theilen, kann, wenn die Zwecke der Sinnlichkeit, irgendwie eine Kenntniß der Außenwelt zu vermitteln, nicht zu ſehr vereitelt werden ſollen, nur einen geringen Spielraum haben. In der That bringt die heftigſte Erregung des einen Sinnesorgans keine deutliche eines andern,

übermäßiger Lichtreiz keine Tonempfindung, ſtarker Schall keine Geruchsempfindung hervor; nur das allgemeine Körpergefühl nimmt durch Veränderung ſeines Zuſtandes an der Erſchütterung der Sinne Theil. Ein Uebergang der Erregung auf die vegetativen Fäden des ſympathiſchen Syſtemes würde vortheilhafter ſein, weil unter den vielgeſtaltigen Functionen dieſer Nerven manche vorkommen, die ohne Nachtheil für das Leben eine augenblickliche Steigerung ihrer Größe vertragen, und in denen ſich, ſo wie in manchen durch ſie erzeugten Veränderungen des Stoffwechſels, die Unruhe des Organismus unſchädlich verlieren kann. In den Erſcheinungen des Fiebers verräth ſich eine Uebertragung der Erregung nach dieſer Richtung. Aber die Sinnesempfindungen ſind im natürlichen Laufe des Lebens vor allem dazu beſtimmt, als Veranlaſſungen zu Bewegungen zu dienen, durch welche die Seele die wahrgenommenen Gegenſtände irgendwie zu Objecten ihrer Bearbeitung macht. Aus ſo vielen Gründen iſt die enge Verknüpfung ſenſibler Nerven mit motoriſchen und die Anregbarkeit von Bewegungen unmittelbar durch die Erregung der erſten nothwendig, daß wir es nicht wunderbar finden können, wenn auch ſchmerzhafte Erſchütterungen hauptſächlich auf dieſem für die Zwecke des geſunden Lebens offengehaltenen Wege einer Mittheilung an motoriſche Nerven, alſo durch Erzeugung von Bewegungen, ſich ausgleichen.

Jeden heftigen Sinnenſchmerz ſehen wir daher am lebendigen Körper, kräftige Reize ſelbſt am geköpften Thiere Bewegungen hervorrufen, zunächſt der unmittelbar betroffenen Theile, bei größerer Stärke des Eindruckes ſich über den ganzen Körper verbreitend. Bald entſteht eine wechſelnde Reihenfolge derſelben, eine zitternde Unruhe des ganzen Leibes, bald, namentlich wo wir geduldig ausharren wollen, bewirken wir eine ſtarre, dauernde, möglichſt heftige Contraction einer einzelnen Muskelgruppe, um durch das Uebermaß hier verwendeter Thätigkeit der innern Erregung Abfluß zu verſchaffen. So beißt der Gequälte die Zähne zuſammen, oder ballt die Fäuſte, oder ſtrafft ſeinen Rücken und ſtreckt das zwecklos ſteifgehaltene Bein von ſich. Endlich entwindet die dauernde oder ſteigende

Erregung dieſe Bewegungen dem Willen und erſchöpft ſich in unaufhaltſamen Krampfanfällen. Und eben ſo, wie hier die von außen kommenden Sinneseindrücke, wirken von innen auf die Nerven die Erſchütterungen des Gemüths. Auch ſie können bei der mechaniſchen Wechſelwirkung von Leib und Seele nicht als Vorgänge angeſehen werden, die innerhalb der letzten allein ablaufend, beſondere Motive bedürften, um ſich leiblich zu geſtalten; ſondern ſie ſind von Anfang an ein gewiſſes Quantum wirkſamer Bewegung, deſſen Eindruck auf den Körper nur durch beſondere Mittel verhindert werden muß, nicht durch beſondere geſichert zu werden braucht.

Es iſt nicht nöthig, weitläuftiger die allgemeine körperliche Unruhe und die halb krampfhaften Geberden zu ſchildern, in welche der Körper unter dieſem Drucke der Gemüthsbewegungen ausbricht. Eine Gruppe von beſonderem Werth iſt jedoch aus dieſer Mannigfaltigkeit hervorzuheben. Wo die Erſchütterung des Gemüthes zugleich das Motiv zu einer beſtimmten Handlung enthält, da ſehen wir Geberden auftreten, welche dieſe Handlung entweder im Kleinen copiren, oder ihre Anfänge darſtellen. So die Geberden des Zornes, der ſeinen Gegenſtand vor ſich ſieht, oder ihn doch kennt. Wo dagegen das Gemüth rathlos nur in einem Strome von Leid oder Luſt hin- und herwogt, da macht ſich die innere Bewegung hauptſächlich Luft durch die mannigfaltigſten Abänderungen des Athmens, oder beſchränkt ſich vielmehr auf dieſen Ausdruck, der auch allen jenen anderen Geberden nie ganz fehlt. In der Freude, im Gram, bei jeder Ueberraſchung wird unſer Athmen ungleich, beſchleunigt und tief, oder eilig und oberflächlich, oder ſelten, unrhythmiſch und ſeufzend; zur Rührung geſellt ſich die zitternde Bewegung, in welche die ruhige gleichförmige Thätigkeit der Reſpirationsmuskeln ſich auflöſt und die dem Ausbruche in volles Schluchzen vorangeht; der Zorn und Ingrimm hält einen Augenblick die tief eingeſogene Luft zurück, um mit geſpannter Bruſt, ſo wie wir jede Laſt anzugreifen pflegen, dem Unangenehmen entgegenzugehen; die Wuth, die keinen Gegner findet, beginnt zu ſchnauben, indem ſie Athembewegungen, die ſonſt mit inſtinctmäßiger Läſſigkeit geſchehen,

jetzt willkührlich ausführt und übertreibt; im Lachen endlich bricht die Luft an der unſchädlichen Narrheit des Widerſpruches in convulſiviſcher Bewegung der Athemmuskeln aus. Alle dieſe gewaltſamen Bewegungen haben die ſogleich hervorſpringende Eigenthümlichkeit, daß gar nichts durch ſie erzeugt und hervorgebracht wird; mit Luft arbeitend und nicht das geringſte Product erzielend, ebenſo wenig auf irgend ein angebbares Ziel gerichtet, ſind ſie die reinſten Ausdrücke der bloßen, ſich ſelbſt genießenden oder ſich ſelbſt ſchmerzenden Unruhe. Schon ſo würden ſie dem Beobachter ein lebhaftes und ausdrucksvolles Bild des inneren Zuſtandes gewähren; aber die Natur hat mit dem Syſtem der Athmungsorgane die ſchwingenden Platten der Stimmbänder verknüpft, und geſtattet nun jeder leiſeſten Eigenthümlichkeit dieſer zielloſen Unruhe, in dem hörbaren Tone der Stimme ſich abzubilden und der Außenwelt weithin vernehmbar zu werden. So tritt im Thierreich der Laut des Schmerzens und der Laut der Freude hervor, an beſtimmter Hindeutung auf Gegenſtände und Handlungen unendlich ärmer als die roheſte Geberde, als Ausdruck der im Gemüthe ſelbſt verborgenen Bewegung unvergleichlich viel reicher, als jedes andere Mittel, welches die lebendigen Geſchlechter zu gegenſeitiger Mittheilung hätten wählen können. Denn wie ein photographiſches Bild der eigne Abdruck der Geſtalt iſt, ſo gibt die Stimme mit der Höhe, dem eigenthümlichen Timbre, dem Grade ihrer Stetigkeit, Anſpannung und Stärke unmittelbar die hörbare Abbildung der unzähligen kleinen und fein verknüpften Eindrücke, mit welchen die Bewegung des Gemüthes auf die beweglichen Maſſen des Körpers fällt.

Wenn eine Anſicht, deren Wiedererneuerung wir wohl jetzt nicht mehr befürchten dürfen, die Sprache als eine Erfindung in dem Sinne betrachtete, als hätte das menſchliche Geſchlecht mit Ueberlegung unter mehreren Mitteln der Mittheilung dieſes gewählt, ſo zeigen die vorigen Bemerkungen, wie im Gegentheil eine naturgemäß vorausbeſtimmte phyſiologiſche Nothwendigkeit die Seele zwingt, wenigſtens den allgemeinen Charakter ihrer inneren Zuſtände durch Töne auszudrücken. Aber es iſt noch weit von hier aus bis

zur menſchlichen Sprache, und neuere Meinungen, die in der Kürze eine organiſche Einheit und Verbundenheit der gedankenbildenden Phantaſie und der lautbildenden Stimme preiſen, laſſen eine große Menge von Mittelgliedern unberührt, deren einige zu erwähnen unerläßlich iſt.

Stimme hat die Natur vielen Thiergeſchlechtern gegeben; manche bilden ſie zum Geſang, keines zur Sprache aus. Es fragt ſich, woher dies rührt; ob den Thieren ein Inhalt fehlt, den ſie auszudrücken den Trieb hätten, oder ob ein phyſiſches Hinderniß ihrer Organiſation ſie davon abhält? Wie es ſich nun auch mit dem Inhalte des thieriſchen Bewußtſeins verhalten mag: ich kann die Meinung nicht theilen, welche die letztere Frage verneint, ſondern bin überzeugt, daß allerdings Mängel der Organiſation die Ausbildung der thieriſchen Stimme zur Sprache in jedem Falle verhindern würden, und daß anderſeits der Vorzug des Menſchen auf dem Grunde einer eigenthümlichen beſſeren Organiſation mit beruht. Die anatomiſche Unterſuchung der Stimmwerkzeuge, die einſt Rudolphi zu der Behauptung veranlaßte, der Sprachmangel des Affen ſei wenigſtens durch eine Unfähigkeit ſeiner Organe nicht bedingt, kann im Grunde nur erweiſen, daß alle Bedingungen zur Stimmbildung vorhanden ſind; ein Beweis, den die gewöhnlichſte Erfahrung überflüſſig macht. Sprache dagegen entwickelt ſich aus der Stimme erſt durch Articulation der Laute; dieſe aber finden wir im Thierreich entweder gar nicht, oder auf äußerſt unbedeutende Bruchſtücke beſchränkt.

Legen wir zuerſt die Vorſtellung des menſchlichen Lautſyſtems mit ſeinen Vocalen und Conſonanten zu Grunde, ſo iſt es merkwürdig, daß zwar einige Vögel im Stande ſind, unſere Worte nachzuahmen, daß aber nie bei einem Säugethier auch nur dieſe mechaniſche Fähigkeit beobachtet worden iſt. Und doch iſt die Bildung der Mundhöhle, der Zahnreihen, der Zunge, des Gaumens in dieſer Thierklaſſe der menſchlichen ungleich ähnlicher, als ſie bei den Vögeln angetroffen wird. Man kann ferner hinzufügen, daß verſchiedene einzelne Conſonanten und Vocale bei den Säugethieren, auf

verſchiedene Gattungen vertheilt, wirklich vorkommen, obgleich ſie nie in einer und derſelben Gattung zu einem zuſammengeſetzten Sprachlaut verbunden werden. Der Hund ſpricht ſehr deutlich ſein r und das rauhe ch, die Katze kennt ein f, Kuh und Schaf ein naſales n, und wir können kaum zweifeln, daß die meiſten der beſtimmten Mundſtellungen, auf denen unſere articulirten Laute beruhen, den Thieren mechaniſch möglich ſein würden, wenn es nur einen Antrieb für ihre Muskeln gäbe, ſie hervorzubringen, und einen Antrieb für ihre Phantaſie, ſie unter einander zu verknüpfen. Aber ſelbſt der Nachahmungstrieb der Affen bleibt ſtumm, der Hund, ſo aufmerkſam er ſonſt auf den Sinn unſerer Worte iſt, macht nicht den mindeſten Verſuch zur Sprache, nur Vögel wiederholen ihnen vorgeſagte Laute, aber von Natur bleiben auch ſie bei den unarticulirten Tönen und Melodien ihrer Gattung. Worin liegt nun dies Hinderniß? Ich glaube in zwei Gründen; in einer Unvollkommenheit des Gehöres und in dem Mangel einer organiſch vorgebildeten Uebereinſtimmung zwiſchen Tonvorſtellungen und den Muskelbewegungen, die zur Erzeugung der Töne erforderlich ſind.

Das Vorzüglichſte der thieriſchen Stimmbildung, der Geſang der Vögel, läßt im Allgemeinen einen vollkommenen Mangel harmoniſcher Tonverhältniſſe bemerken. Die Melodie ſchreitet auf das unregelmäßigſte fort; bald hält ſie einen Ton mit aller Reinheit und mit bezauberndem Metall der Stimme feſt; bald durchläuft ſie eine Reihe von Lauten, in deren jedem unbeſtimmt viele raſch abwechſelnde Tonhöhen ſich zu einer Art formloſen Geräuſches zuſammenſetzen, bald endlich geht ſie durch Vierteltöne oder durch ganz unharmoniſche Sprünge weiter. Es würde kein Grund zu der Vermuthung da ſein, daß dem Vogel die Aufeinanderfolge zweier reinen, zu einem Accord conſonirenden Töne unmöglich ſei, denn zufällig kommt auch ſie zuweilen vor; es fehlt vielmehr offenbar an einem ſinnlichen Intereſſe, dieſe Tonfolgen vor andern zu begünſtigen. Ich glaube deshalb, daß dem Ohre und der Phantaſie des Vogels die Empfänglichkeit für harmoniſche Intervalle fehlt, und daß ihm die Skala nur als ein Mehr oder Minder der Höhe erſcheint, während

ihm die qualitativen Beziehungen entgehen, durch welche für uns zwei Töne, die in der Skala weiter auseinanderliegen, gleichwohl näher miteinander verwandt ſind, als zwei unmittelbar benachbarte. Dieſer Mangel würde für die Verhinderung der Sprache nicht entſcheidend ſein, aber zu ihm geſellt ſich ein anderer, den wir in allen Thierſtimmen wiederfinden. Man kennt die Schwierigkeit, ihre Laute durch Schriftzeichen auszudrücken; obgleich wir in dem knurrenden Gebell oder Geheul des Hundes, wenn wir es in unendlich kleine Zeitaugenblicke zerlegt denken, faſt jedes dieſer Zeittheilchen durch einen beſtimmten Vocal oder Conſonanten ausgefüllt hören, ſo beharrt doch faſt nie die Mundſtellung des Thieres eine meßbare Zeit lang in derſelben Lage, und jeder beſtimmt charakteriſirte Laut geht in dem Augenblick, in welchem er hervortreten will, wieder in einen andern über. So weit hin daher die Stimme des Hundes oder des Rindes ſchallt, ſie ſpricht nie einen unzweideutigen Vocal aus, ſondern erinnert momentan an den einen oder den andern. Ich kann auch hier nicht an eine Unfähigkeit der Muskulatur denken, welche das Feſthalten des reinen Lautes verhinderte; vielmehr glaube ich, daß in der That für das Gehör des Thieres die Unterſchiede der articulirten Sprachlaute, obgleich ſie ihm gewiß nicht unbemerkbar ſind, doch keineswegs den nachdrücklichen äſthetiſchen Werth haben, der die Sinnlichkeit bewegen könnte, auf ſie Gewicht zu legen. Ich muß in dieſer Beziehung eine allgemeinere Bemerkung über das Lautmaterial der Sprache einſchalten, die ſich an die früheren Betrachtungen über die Eigenthümlichkeit der menſchlichen Sinnlichkeit anſchließt.

Wollte man alle die Selbſtlaute, die im Munde der Einzelnen und der Nationen vorkommen, zu bezeichnen verſuchen, ſo würde man unzähliger Zeichen bedürfen; aber doch bemerkt das natürliche Gefühl ſogleich, daß dieſe Menge verſchiedener Klänge nicht von gleichem Werth iſt. Vielmehr hebt ſich aus ihnen eine ſehr geringe Anzahl als reine Stammvocale heraus, die wir nicht blos deshalb auszeichnen, weil ſie in unſerer einmal feſtgeſetzten Schrift als einfache Elemente anerkannt ſind, ſondern die offenbar an ſich ſelbſt

ausgezeichnete Fälle ſind und eine eigenthümliche Geltung beſitzen. Zwiſchen dieſe feſten Punkte, a, e, i, o, u, ſchalten wir alle andern Selbſtlaute als Abweichungen, Annäherungen, Trübungen und Miſchungen ein, ebenſo wie wir die unendliche Mannigfaltigkeit der Farben auf eine geringe Anzahl einfacher Grundfarben zurückführen. So bildet für unſer Ohr die Unzählbarkeit der vocalen Töne keineswegs eine unbeſtimmte, geſetzloſe Menge, die in jedem Augenblicke, entweder wenn wir uns Mühe gäben, unſere Mundſtellung ganz ungewöhnlich einzurichten, oder wenn wir uns dächten, daß unſere Stimmwerkzeuge anders geſtaltet wären, durch neue bis dahin unerhörte Vocale vermehrt werden könnte. Ihre Anzahl iſt vielmehr trotz ihrer unendlichen Menge eine geſchloſſene; denn feſte Punkte ſind vorhanden, zwiſchen die alle denkbare übrige Mannigfaltigkeit ſich immer muß einſchalten laſſen. So ſtehen unſerer Phantaſie die Vocale als ein Syſtem, als eine innerlich geſetzliche Reihe von objectivem Werth gegenüber, ſo daß unſere Stimme, indem ſie dieſelben ausſpricht, nicht willkührliche Producte erzeugt, ſondern ſich vielmehr der eignen Nothwendigkeit und Geſetzlichkeit einer Skala unterwirft, welche an ſich feſtzuſtehen ſcheint, auch wenn nie Jemand ihre Glieder durch Ausſprechen verwirklicht hätte. So wenig auch bisher die phyſikaliſchen Bedingungen klar ſind, unter denen die einzelnen Vocale entſtehen, ſo kann man doch mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß in jenen einfachen fünf die mehrfachen Zurückwerfungen, welche die Schallwellen der Stimme innerhalb der Mundhöhle erfahren, beſonders einfache, regelmäßige und ſymmetriſche Fortſchreitungen und Durchkreuzungen von Verdünnung und Verdichtung hervorbringen, ſo daß die Geſammtbewegung der Lufttheilchen, wenn man ſie ſichtbar machen könnte, für jeden dieſer Vocale eine Figur von leicht ausdrückbarer Formel bilden würde. Hierauf mag es beruhen, daß dieſe Laute allein als reine, echte, einfache und normale erſcheinen, und daß unſere Sinnlichkeit alle andern aus Zuſammenſetzungen oder Miſchungen derſelben ſich zu erklären ſucht. Dieſe Empfänglichkeit nun für eine ſolche objective Wahrheit der Laute iſt das, was ich dem menſchlichen Gehör im Gegenſatz zu dem

thierischen zuschreiben möchte; und je feiner diese Unterscheidungskraft ist, desto mehr wird auch die Sinnlichkeit durch ihr productives Werkzeug, die Stimme, diese Laute wieder zu erzeugen, überhaupt die wüste Summe alles Schallbaren in diese reinlich getrennten Elemente zu gliedern, zu articuliren streben.

Es würde schwieriger sein, dasselbe von den Consonanten nachzuweisen; aber ein Blick auf ihre Verwendung in den Sprachen zeigt doch, mit wie feinem Gefühl ihre Verwandtschaft unter einander empfunden wird, und ich meine, daß man selbst dann diese Verwandtschaft unmittelbar ihrem Klange abhören würde, wenn man auch über die Analogie ihrer Entstehungsweisen nicht im Klaren wäre. Gaumenbuchstaben werden ohne alle Theorie von jedem als eine zusammengehörige Gruppe in einander übergehender Laute von andern Gruppen unterschieden. Ich glaube nun nicht, daß es eine Sprachbildung zum Ausdruck von Gedanken geben könnte, wenn dies Alles nicht so wäre; wenn nicht das ganze Lautmaterial als ein objectiv gegliedertes Reich von Tönen vor uns stände, jedes einzelne Glied von den andern scharf geschieden, und gleichwohl durch natürliche Verwandtschaften auf viele bezogen, rein und spröde jedes an sich, und doch fähig, eine Menge annähernder Modificationen um sich zu gruppiren. Es ist aus diesem Gesichtspunkt begreiflich, daß die menschliche Sprache eine ziemliche Anzahl von Lauten, die wir allerdings erzeugen können, die aber zu unklar in ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu andern sind, gar nicht als benutzbare Materialien aufgenommen hat; es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß in der That die ursprünglichste Sprachbildung sich mit den drei Vocalen a, i, u, als den schärfst unterschiedenen und allein vollkommen reinen, begnügt hat, während sie erst später e und o anerkannte, die ohne absichtliche Aufmerksamkeit nie rein ausgehalten werden, sondern in i und u verklingen. Ich meine damit nicht, daß nur jene drei von Anfang wirklich gesprochen worden sind; vielmehr mag schon früh das seltsame Phänomen des Sprachbewußtseins sich gezeigt haben, daß die Laute und Worte eigentlich anders heißen, als sie gesprochen werden; ein wunderlicher Streit zwischen der Vorstel-

lung von dem Klange, wie er von Rechtswegen ſein müßte, und zwiſchen der Bequemlichkeit ſeiner Production. Naturgemäß ſcheint es mir indeſſen, daß in den erſten Uebungen dieſe arbeitende Phantaſie ihre geſetzgebende oder geſetzanerkennende Willkühr am liebſten durch die herbſten und ſchärfſten Contraſtirungen kundgibt; eine ſo verwaſchene und mit Vorliebe innerhalb der kleinſten Unterſchiede ſich bewegende Lautirung, wie ſie jetzt etwa der engliſchen Sprache eigenthümlich iſt, kann nur einer Zeit angehören, die blos noch Breccien und Conglomerate früherer urſprünglicher Bildungen zuſammenſetzt.

Meine Abſicht ging alſo zuerſt darauf, zu zeigen, daß das Gehör des Menſchen Lautunterſchiede wahrnimmt, welche der Sinnlichkeit des Thieres zwar wohl nicht verloren gehen, aber nicht in der Bedeutung ihrer gegenſeitigen Beziehungen empfunden werden. Schon daraus würde ein Mangel an Antrieb, dieſe Laute hervorzubringen, erklärlich; aber ich fügte oben die Vermuthung hinzu, daß noch außerdem eine Unvollkommenheit des Bewegungsmechanismus der Stimme die Schwierigkeit ihrer Erzeugung vermehre. Bei allen Bewegungen, die wir willkührlich ausführen, bleibt, wie wir früher (I, 309) gezeigt, der eigentliche Hergang ihrer Verwirklichung unſerem Bewußtſein entzogen; nur das Bild der zu erzeugenden neuen Stellung und die Erinnerung an die eigenthümliche Veränderung des Gemeingefühls, die wir während ihrer Erzeugung erfahren, ſind die beiden im Bewußtſein auftretenden Anknüpfungspunkte, an welche ſich dann die Ausführung der Bewegung ſelbſt durch einen unbewußten und unwillkührlich ablaufenden Mechanismus knüpft. In dem Falle der Sprache iſt das Gehörbild des zu erzeugenden Lautes an die Stelle des Geſichtsbildes der zu bewirkenden Bewegung getreten. Zum wirklichen Ausſprechen des Lautes iſt es nun unerläßlich, daß mit jenem Gehörbilde, welches wir uns nicht blos als einen inneren Zuſtand der Seele, ſondern zugleich als eine von dieſem ausgehende leiſe Anregung des Gehörnerven vorſtellen, eine organiſche Einrichtung den Trieb zu einer beſtimmten Muskelbewegung verbunden habe; zu jener gruppirten Bewegung nämlich,

welche ſämmtliche bei der Erzeugung eines Lautes betheiligte Werkzeuge in die ihnen nothwendigen gegenſeitigen Stellungen rückt. Wo dieſe organiſche Vorkehrung fehlt, wird die Lautvorſtellung zwar vorhanden ſein können, aber ihre Ausprägung in Bewegungen der Stimmorgane wird nicht geſchehen. Ich glaube nun, daß im Allgemeinen eine ſolche Anordnung der Nerven bei allen ſtimmfähigen Thieren vorkommt, und daß auf die Gegenwart eines ſolchen Centralorganes, welches den regelmäßigen Uebergang der Tonvorſtellungen in Stimmbewegungen vermittelt, auch die weit nach hinten verlaufende Wurzel des Gehörnerven deutet, die den Wurzeln der bewegenden Nerven der Stimmwerkzeuge ſich zu nähern ſcheint. Aber nur dem Menſchen mag eine ſo feine Ausbildung dieſes Organes zukommen, daß neben der Unterſcheidbarkeit der mannigfaltigſten Tonvorſtellungen, ſowohl ihrer Höhe, als ihrer Conſonanz und ihrem Laute nach, auch eine fein organiſirte Folgſamkeit der Bewegungsnerven zur Wiederhervorbringung aller dieſer Eigenthümlichkeiten beſteht. Das würde das ſein, was man ein körperliches Sprachorgan nennen könnte; denn weiter freilich als dahin, der Seele und ihrer zum Ausdruck ſtrebenden Regſamkeit dieſes lenkſame Mittel des Ausdruckes anzubieten, und durch den früher erwähnten phyſiologiſchen Trieb ſie zur Benutzung deſſelben zu veranlaſſen, kann ſich der Beitrag nicht erſtrecken, welchen der Leib zur Bildung der Sprache liefert.

Wenn man die Entwicklung des Sprechens bei dem Taubſtummen mit der Anlehrung der Papageien vergleicht, ſieht man ein und daſſelbe Ergebniß von zwei verſchiedenen Anfangspunkten aus erreicht. Dem erſten fehlt die Tonvorſtellung, aber ſeine Stimmwerkzeuge ſind denen des ſprechenden Lehrers analog gebildet; ſeine menſchliche Aufmerkſamkeit kann daher unter ſorgfältiger und mühſamer Anleitung dahin gebracht werden, ſich nicht nur eine Vorſtellung von der beſtimmten Bewegung dieſer Werkzeuge zu bilden, die einem geſehenen Buchſtaben entſpricht, ſondern dieſe Bewegung auch auszuführen und den verlangten Ton zu erzeugen. Das Bewegungsgefühl, welches der Taube während des Ausſprechens nun empfängt,

bildet für ſeine Erinnerung in Zukunft den Ausgangspunkt, den ſein Bewußtſein beim Wiederſehen des Buchſtabens zuerſt erzeugt, und an den ſich dann mit mechaniſcher Leichtigkeit die erneuerte Ausführung der Bewegung ſelbſt anſchließt. Doch wird freilich aus der Modulation dieſes Sprechens niemals ganz die Härte verſchwinden, die von dem Mangel einer Wahrnehmung des erzeugten Ergebniſſes herrührt. Der lernende Vogel dagegen hat die Tonvorſtellung; ſeine Organe aber ſind äußerlich denen des menſchlichen Lehrmeiſters ſo unähnlich, daß am wenigſten ſeine thieriſche Combinationsgabe errathen wird, wie dieſer den Ton erzeugt, und wie er ſelbſt nun ſeine abweichend gebauten Stimmwerkzeuge dirigiren müſſe, um den gleichen Laut hervorzubringen. Offenbar kann hier dies nur gelingen, wenn in der Organiſation des Vogels Gründe liegen, um deren willen die Tonvorſtellung, ſofern ſie zugleich phyſiſche Erregung der Nervenmaſſen wird, unmittelbar wirkſam auf die Stimmnerven übergeht, und für den Vogel das gleich ausführt, was er ſelbſt gar nicht anzuſtellen wüßte. Für das menſchliche Kind iſt nur dieſe zweite Weiſe der Spracherlernung naturgemäß; es ſieht uns nicht die Worte vom Munde ab, ſondern lernt ſie, indem ihre Tonvorſtellung ſeine Stimmwerkzeuge leitet. Zweierlei iſt dabei auffällig: das außerordentliche Intereſſe, mit dem das Kind ſich dieſem Spiel ſeiner Bewegungsorgane vorzugsweis hingibt, und dabei doch die Mühe, die es ihm koſtet, ſich vollſtändig zum Herrn derſelben zu machen. Zu einer Zeit, wo die Bewegung der übrigen Glieder noch weit hinter der Fertigkeit zurückſteht, welche gleichalterige Thiere darin beſitzen, erwacht mit dem Mienenſpiel vorzüglich dies Beſtreben, ſich durch die wunderlichſten Kräuſelungen der Lippen, Mundſtellungen und Zungenbewegungen zu unterhalten, während im Allgemeinen die Gelenkigkeit des Gaumens und der hinteren Theile der Mundhöhle ſpäter hinzuzukommen pflegt. Man kann bei der Beobachtung dieſer Erſcheinungen ſich auf eine völlig anſchauliche Weiſe von dem Arbeiten eines phyſiologiſchen Naturtriebes überzeugen, der offenbar hier die inneren Zuſtände des Gemeingefühls gerade zu dieſer Form des Ausdruckes drängt. Die Schwierigkeit nun, die dennoch

beſteht, dieſe Bewegungen ſich völlig dienſtbar zu machen, entkräftet die Ueberzeugung von einer organiſchen Begründung derſelben nicht. So wenig die Augen, die unzweifelhaft durch ihre ganze Structur zur regelmäßigen Vereinigung der Lichtſtrahlen beſtimmt ſind, unmittelbar nach der Geburt ſchon dieſen Dienſt verrichten, vielmehr kaum im Stande ſein mögen, einen unbeſtimmten Lichtſchimmer wahrzunehmen: ſo iſt wahrſcheinlich auch das Feingefühl des Gehöres für die Unterſchiede der Töne und Laute nicht von Anfang an in aller Vollkommenheit vorhanden, ſondern bildet ſich nach und nach aus einer unbeſtimmten Empfänglichkeit für Geräuſch heraus. In dem Maße, als ſeine Empfindlichkeit zunimmt, tritt dann auch die inſtinctive Wirkſamkeit ſeiner Erregungen auf die Stimmwerkzeuge deutlicher hervor.

Ich ſchließe dieſe Bemerkungen über den Antheil des Leibes an der Bildung der Sprache mit einem kurzen Blick auf ein Gebiet ab, welches in ſeinen Einzelheiten hier zu durchforſchen mir der allgemeinere Zweck dieſer Betrachtungen nicht geſtattet. Daß überhaupt der körperlichen Organiſation ein Antheil an der Begründung der Sprache zufällt, werden die nicht unnatürlich finden, die ſich erinnern, daß es ſich hier nicht ſowohl um eine That der geiſtigen Kraft an ſich ſelbſt, ſondern um die Einführung dieſer That in phyſiſche Erſcheinung handelt. In dieſer iſt der Geiſt nicht heimiſch, und ſeiner Würde geſchieht kein Abbruch, wenn ihm die Wahl ſeines Ausdruckes mittels des Klanges, und die Möglichkeit der Benutzung dieſes Mittels überhaupt durch die von ihm unabhängigen Triebe ſeines Körpers an die Hand gegeben wird. In der weiteren Ausbildung der Sprache klingt nun dieſer phyſiologiſche Einfluß noch in einigen Erſcheinungen nach. Nicht blos die Wahl der Laute überhaupt, welche die Sprache eines beſtimmten Volkes benutzt, mag von ſeinen Eigenthümlichkeiten im Bau ſeiner Sprachwerkzeuge herrühren, die zum Theil von klimatiſchen Verhältniſſen nicht unabhängig ſein mögen, — wie wir denn eine ſehr weit verbreitete Vorliebe der Gebirgsvölker für die rauhen Gaumenlaute, und eine Neigung zu dentalen Conſonanten bei Inſelbewohnern finden; —

ſondern auch die Umlautungen der Vocale und Conſonanten in der Flexion und Zuſammenſetzung der Worte erregen die Vermuthung eines ſie wenigſtens zum Theil mitbedingenden organiſchen Grundes. Aber es wird ſehr ſchwer ſein, die beſtimmtere Natur deſſelben anzugeben. Schon die Frage iſt zweifelhaft, ob der Antrieb zu dieſen Lautverſchiebungen ein akuſtiſcher oder ein phonetiſcher iſt, ich meine, ob ſie ausgeführt werden, um dem Ohre ein an ſich wohlklingendes und namentlich mit der Accentuation zuſammenſtimmendes Gleichgewicht der Vertheilung und Aufeinanderfolge ſchwererer und leichterer Laute darzubieten, ſo daß das fertige Wort vor dem Gehöre als eine in ſich richtig gezeichnete und gegliederte Geſtalt ſchwebt; oder ob vielmehr die Bequemlichkeit der Stimmwerkzeuge, die nicht gleich zwanglos aus jeder Lage in jede andere gleiten und nicht jede Bewegung öfter hinter einander wiederholen können, dazu anleitet, vor Allem das Lautgebilde mundrecht zu machen. In der vulgären Ausſprache richtig gekannter Worte wirkt dieſer letzte Grund; wenn dagegen die meiſten Sprachen die entlehnten Worte einer andern, beſonders die Eigennamen, zu ihrem eignen Gebrauch umformen, ſo liegt darin nicht immer die phonetiſche Bequemlichkeit, ſondern häufig auch das Bedürfniß, den fremdartigen Lautbau des Entlehnten in den heimiſchen Styl, als die normale und allein richtige Tonart, umzubilden. Selbſt ein dritter Grund, grammatiſcher Art, mag oft hinzutreten. Eine Lautfolge z. B., die in einem zuſammengeſetzten Worte nicht vertragen, ſondern durch Umlaut eines Stammvocales vermieden wird, kommt dicht daneben in der Flexion eines einfachen Wortes vor und erweckt hier nicht das mindeſte Streben nach Aenderung. Weder das Gehörbild derſelben mißfällt alſo an ſich, noch iſt ihre Ausſprache ſchwierig, aber ſie mißfällt im Vergleich mit dem ſyntaktiſchen Werthe des einen Wortes und gefällt an dem andern.

Dieſe letzte Bemerkung führt uns nun erſt zum eigentlichen Anfange der menſchlichen Sprache. Denn aus allem Früheren würde nichts weiter abzuleiten ſein, als der Trieb zu einem muſikaliſchen Spiel der Stimme, das auf die Benutzung der Tonhöhe ver-

richtete, und dafür die Verschiedenheiten der Laute in Anwendung brächte. Die Sprache entsteht erst mit der Bedeutung, die an diese Laute geknüpft wird, und mit der eigenthümlichen Form der denkenden Auffassung, in welche diese Bedeutung gebracht wird; einer Form, die entweder gleichfalls durch Laute ausgedrückt oder unausgedrückt bleibend, das inhaltvolle Klanggebilde zu dem syntaktisch verbindbaren Worte macht. Bedenken wir von diesen verschiedenen Elementen zunächst die inhaltliche Bedeutung, so wissen wir, daß sie gegenwärtig nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt wird, und daß unsere sinnliche Phantasie durchaus unfähig ist, aus dem Klange der in der gebildeten Sprache vorhandenen Worte eine Bedeutung herauszufühlen, die demselben mit innerer Nothwendigkeit entsprechen müßte. Man glaubt, daß dies anders gewesen sei bei der ersten Entstehung der Sprache; damals habe wenigstens von den einfachen Sinneswahrnehmungen, die man zuerst mitzutheilen strebte, jede einen eigenthümlich ihr zukommenden Laut gefordert, und es sei möglich, in den Wurzelworten der Sprache die Bedeutung wiederzuerkennen, die jedem Vocal und jedem Consonanten und jeder einfachen Gruppirung derselben durch die noch unbefangene und naturfrische Phantasie des Menschen beigelegt worden sei. Vielleicht ist es eben die Schuld unserer gegenwärtigen Befangenheit, daß wir dies nicht mehr nachempfinden können, und daß uns, wenn wir aufrichtig sein wollen, die meisten Wurzeln ganz zufällig zu ihrer Bedeutung gekommen zu sein scheinen; jedenfalls ist nichts unsicherer, als der Versuch, noch jetzt die innere Nothwendigkeit dieser Verknüpfung nachweisen zu wollen. Ein Doppeltes müßte man übrigens dabei berücksichtigen. Der physiologische Antrieb, den wir kennen lernten, würde an sich nur zu dem Ausdruck der besondern Form und Größe der Gemüthsbewegung drängen, die ein äußerer Eindruck in uns veranlaßt hätte, aber er würde die Natur der Ursache unbeachtet lassen, von der dieser Eindruck kam. Nach der verschiedenen, theils individuellen und beständigen, theils im Augenblick vorhandenen Empfänglichkeit des Gemüthes würde die Erregung durch denselben Reiz sehr verschieden ausfallen und hier dieser dort jener Laut mit

gleicher phyſiologiſcher Nothwendigkeit ſich als Name an dieſelbe Sache knüpfen. Ziemlich gleichartige Bezeichnungen dürften wir nur für ſolche Gegenſtände oder Ereigniſſe erwarten, deren Einwirkung heftig genug iſt, um bei jeder Gemüthslage gleiche Erregungen zu erzwingen. Allein wir geben zu, daß noch ein anderer Antrieb der Phantaſie vorhanden iſt, darauf gerichtet, von der Art des eignen Leidens abſehend, die objective Eigenthümlichkeit des eindruckmachenden Reizes nachahmend abzubilden. Müſſen wir doch überhaupt auf dieſen Hang zum großen Theil die Entwicklung der Sprache zurückführen, die gewiß ſchon in ihren erſten Anfängen nicht nur eine Sammlung leidenſchaftlicher Ausrufe war, ſondern mit echt menſchlicher Antheilnahme auch die ruhigen Zuſtände des Gemüthes und die gleichmüthigen Ergebniſſe des Vorſtellungslaufes mitzutheilen ſtrebte. Der Erfolg dieſes nachahmenden Triebes würde jedoch nur dann gleichförmig und allgemeingiltig ſein, wenn unſere Sinnlichkeit in den einzelnen Lauten, mit denen ſie malen ſoll, eine entſchiedene Aehnlichkeit mit wahrnehmbaren Eigenſchaften der Dinge und mit den Formen der Ereigniſſe fände. Eine ganz zweifelloſe unmittelbar verſtändliche Symbolik würde dann Jeden anweiſen, mit einer beſtimmten Vorſtellung nur einen beſtimmten Laut, mit dem Laut nur dieſe Vorſtellung zu verknüpfen. Aber dies iſt offenbar nicht der Fall, und kann ſchon um deswillen nicht der Fall ſein, weil die meiſten Wahrnehmungsgegenſtände uns eine Menge von Merkmalen darbieten, und doch keine Regel es beſtimmt, in welcher Reihenfolge unſere Aufmerkſamkeit dieſelben verbinden, oder welche einzelnen ſie hervorheben und zum Grunde der Namengebung wählen ſoll. Eine unmittelbare Verſtändlichkeit beſitzen daher am Ende nur diejenigen Worte, die einen wirklichen Naturlaut nachahmen; ein wenig ausgedehnter und verhältnißmäßig unwichtiger Theil des Sprachſchatzes.

Laſſen wir daher den erſten Urſprung der einfachſten Worte dahingeſtellt; unſere Forſchung würde noch ein reiches Feld vor ſich ſehen, wenn ſie ſich auf den Nachweis beſchränkte, auf welchen Wegen die Phantaſie der Völker aus den wenigen Bezeichnungen des ſinnlich Wahrnehmbaren, die ohne Zweifel den anfänglichſten Be-

ſtand ihres Wortvorrathes bildeten, allmählig Ausdrücke für die unendliche Mannigfaltigkeit alles überſinnlichen Inhaltes und ſeiner feinen vielverſchlungenen Beziehungen gewann. Man wird finden, wenn man ſich dieſer Beſchäftigung hingibt, daß in den Verſuchen, neue Gegenſtände oder neue Erzeugniſſe des Nachdenkens durch ſinnige Vergleichung mit bereits Bekanntem oder Benanntem ausdrückbar zu machen, nicht nur überhaupt eine äußerſt lebendige Thätigkeit der beziehenden Einbildungskraft zu Tage tritt, ſondern auch eine ſolche, die zur Charakteriſtik der geiſtigen Eigenthümlichkeit einer Nation und ihrer Manier der Auffaſſung weſentlich iſt. Jene Analogien, Gleichniſſe und Bilder, die in unſerer entwickelten Sprache nur noch die Poeſie anwendet, um die wirkungslos gewordenen Ausdrücke des gemeinen Lebens durch Benennungen zu erſetzen, deren noch nicht verbrauchter Sinn uns den Werth des bezeichneten Inhaltes wieder friſch zu lebendigem Eindruck bringt: alle dieſe Mittel gehören der Jugend der Sprache natürlich an, und die blumenreiche Rede mancher durch Reflexion nicht verbildeten Völker ſtimmt in dieſer Beziehung mit der allgemeinen Ausdrucksweiſe der früheſten Sprachperioden vielfach überein. Manches Wort, das jetzt kurz und mit abgeſchliffenem Gepräge einen Gegenſtand zwar bezeichnet, aber gar nichts über ſeine Natur auszuſagen ſcheint, enthält in ſeiner urſprünglichen vollen Geſtalt, welche die etymologiſche Forſchung zuweilen nachzuweiſen vermag, einen bedeutungsvollen Verſuch zur Theorie, zur Erklärung des Bezeichneten. Gewiß läßt ſich nun der ſonderbare Mißbrauch nicht rechtfertigen, aus der Bedeutung des Namens über die Natur der Sachen entſcheiden zu wollen und die Meinungen, welche die ſprachbildende Phantaſie der Urzeit in dieſen Namen niedergelegt hat, für die Richtſchnur zu halten, auf die unſere eigene Erkenntniß des Benannten zu achten hätte. Aber ein großes und auch der Sache ſelbſt nicht fremdes Intereſſe hat es doch, zu beobachten, welcher einzelne charakteriſtiſche Zug eines Gegenſtandes jene Phantaſie am lebhafteſten durch ſeine Neuheit oder ſeinen Werth anzog und ſie bewog, mit Rückſicht auf ihn den Namen des Beobachteten zu beſtimmen. Wir würden häufig finden, wie fein-

fühlend die vergleichende Wahrnehmung dieſer Zeiten geweſen iſt, von denen kein hiſtoriſcher Rückblick mehr ein anſchauliches Bild gewinnen kann; wie empfänglich ſchon ſie gar oft die allgemeinſten und nicht immer auf der Oberfläche der Erfahrung liegenden Aehnlichkeiten und Verwandtſchaften der Erſcheinungen aufgefaßt hat, und wie ſelbſt verſchiedene Sprachſtämme durch die ähnlichen Vergleichungen, welche ihre Benennungen derſelben Gegenſtände enthalten, nicht ſelten auch im Einzelnen einen überraſchend ähnlichen Gang der allgemeinen menſchlichen Phantaſie verrathen. Aber dieſe reizvollen Unterſuchungen, die nur durch die Fülle des Details überzeugen und belehren könnten, liegen außerhalb des engeren Weges, der uns hier vorgezeichnet iſt. Wir können die Sprache erſt auf der Stufe ihrer Ausbildung wieder ins Auge faſſen, auf welcher die urſprüngliche Bedeutung dieſer maleriſch zuſammengeſetzten Wortgeſtaltungen längſt vergeſſen iſt. Die meiſten der Sylben, die Anfangs durch Erinnerung an anſchauliche Erſcheinungen die Eigenthümlichkeit eines Vorſtellungsinhaltes gleichnißweis ausdrückten, ſind in Flexionslaute, in Endungen und Anlaute übergegangen und dienen nun dazu, zwar ſcharf, aber in farblos abſtracter Weiſe die formelle Faſſung zu bezeichnen, welche der Gedanke dem Inhalte des Hauptbeſtandtheils der früheren Zuſammenſetzung zu geben wünſcht.

Indem wir uns nun zu dieſer Beziehung der Sprache zu dem Denken wenden, berühren wir damit Fragen, die an ſich weniger dunkel und kaum zweideutig, nur durch die nachwirkende Einſeitigkeit früherer Behandlungsweiſen zu manchen lebhaften Streitigkeiten Veranlaſſung gegeben haben. Welche beſtimmtere Bedeutung wir auch dem Namen des Denkens beilegen mögen: jedenfalls iſt die Sprache nicht das Denken ſelbſt, ſondern ſein Ausdruck, und anderſeits nicht ſein Ausdruck allein, ſondern zugleich der Ausdruck jeder andern Bewegung des Gemüthes, der Leidenſchaft ſowohl als des ruhigen Gefühles. Man kann nun leicht vorausſehen, daß die Rede theils manches von dem verſchweigt, was der Gedanke zu ſeiner Vollſtändigkeit mitdenken muß; wie ſchon im gewöhnlichen Geſpräch mancherlei Verbindungsglieder dem Errathen des Zuhörers

überlaſſen bleiben, ſo können ſehr wohl auch die typiſchen Satzformen einer Sprache ein unvollſtändiger, aber für alle Zwecke hinreichender Ausdruck der Gedankengliederung ſein. Man verlangt daher Unnöthiges, wenn man fordert, daß die ſprachliche Organiſation der Rede vollkommen dem logiſchen Organismus des Gedankens entſpreche. Anderntheils hat das Sprechen nicht nur den Zweck einer knappen Mittheilung des Gedachten; um das Gemüth des Andern zu bewegen, um zu überreden, um durch maleriſche Deutlichkeit die eigene Empfindung auszudrücken und in dem Zuhörer ſie wieder zu erzeugen, um ſeine eigene Ueberzeugung oder Ungewißheit anzudeuten, die zweifelnde Frage von der Behauptung zu unterſcheiden, die unmittelbare Aufforderung von dem beſcheideneren Wunſche, das entrüſtete Abwehren einer Vorſtellung von ihrer bloßen Verneinung: aus allen dieſen Abſichten muß der Sprechende den eigentlichen Inhaltsbeſtand ſeines Gedankens mit vielfältigen Formen umkleiden können, die zu dem logiſchen Umriß ſeines Satzes kein weſentliches Glied hinzufügen, wohl aber allen Gliedern deſſelben ein eigenthümliches nur pſychologiſch bedeutſames Colorit geben. Allerdings würde ſich die Summe dieſer Nebenbeſtimmungen, wenn man ſich die Mühe geben wollte, ebenfalls in einzelne Sätze von logiſch knapper Form auflöſen und in dieſer Geſtalt dem Hauptinhalte zufügen laſſen; aber die Sprache hat gewiß nicht die natürliche Aufgabe, das auf eine wirkungsloſe und weitſchweifige Art zu ſagen, was ſie kurz und eindringlich ſagen kann. Anderſeits laſſen ſich ebenſo leicht jene andern Nebenbeſtimmungen hinzufügen, die zur Vollſtändigkeit des Gedankens gehören, und von ihr verſchwiegen werden; und dieſe Bemühung iſt verdienſtlicher. Denn ſehr oft hat ſich die Logik, obgleich ſie überall nur zu fragen hatte, was bei irgend einem Satze gedacht wird, einerlei, wie viel davon zum Ausdruck kommt, durch die Unvollſtändigkeit dieſes Ausdruckes zu unnöthigen und weitläuftigen Bedenklichkeiten verleiten laſſen.

Aber eins müſſen wir doch feſthalten: ſo ſehr auch die Sprache die feinſten Regungen des Gemüthes mit in ſich aufzunehmen beſtimmt iſt, ſo gehören zu ihrem Gebiete doch nur diejenigen Kund-

gebungen des Gemüthes, die ſich irgendwie zu ihrem Ausdrucke der Formen des Denkens bedienen. So wenig die Modulation der Stimme und die begleitende Geberde, ſo wenig gehört der bloße Laut des Ausrufes, auch wenn ſeine Bedeutung unzweifelhaft iſt, bereits zur Sprache; zu der Articulation des Schalles und zu der Bedeutung muß noch eine eigenthümliche Form der denkenden Auffaſſung hinzukommen, die den Laut erſt zum Worte macht und ihm ſeinen ſyntaktiſchen Werth gibt. Um dieſe Verhältniſſe zu überblicken, müſſen wir auf die eigenthümliche Natur des Denkens und auf die ſehr nahe Beziehung deſſelben zur Sprache eingehen, die uns veranlaßte, dieſe beiden charakteriſtiſchen Elemente der menſchlichen Bildung in einer gemeinſamen Betrachtung zu vereinigen.

Ich habe früher (I, 252 ff.) einen Unterſchied zu erläutern verſucht, welchen wir zwiſchen dem Denken, das allein dieſen auszeichnenden Namen verdient, und zwiſchen jenem Verlaufe der Vorſtellungen feſthalten müſſen, der durch die allgemeinen Geſetze des pſychiſchen Mechanismus in allen beſeelten Geſchöpfen auf gleiche Weiſe, obgleich mit ſehr verſchiedenen Graden der Lebhaftigkeit, hervorgebracht wird. In dem letzteren verhält ſich unſer Bewußtſein vorzugsweis empfangend und leidend; es empfängt die mannigfachen Eindrücke, mit denen die Umgebung uns beſtürmt, ſo zuſammenhängend oder unzuſammenhängend, ſo geordnet oder ordnungslos, wie der Zufall des Weltlaufes ſie bringt; es leidet ferner, daß die Erinnerung nach den allgemeinen Regeln der Verknüpfung und Wiederbringung der Vorſtellungen ihm die einzelnen Eindrücke in derſelben bald ſinnreichen bald ſinnloſen Zuſammenſtellung erneuert, in welcher die erſte Wahrnehmung ſie einſt zu einander geſellt hatte. Es mochte geſchehen, daß eine lange Fortſetzung dieſes Vorſtellungslaufes allmählig von ſelbſt dieſe Zufälligkeit der Verknüpfung beſeitigte; denn der Lauf der Dinge läßt wohl zuweilen unter einander zuſammenhangloſe Einzelheiten zugleich auftreten, aber er verbindet ſie nicht immer. Wenn wir daher eine längere Strecke unſerer Erfahrung überblicken, ſo ſehen wir die zahlreicheren Verknüpfungen deſſen, was zuſammengehört, das Uebergewicht über die ſeltener ſich

wiederholenden Combinationen der Erſcheinungen gewinnen, die nur der Zufall zuſammenführte. Allmählig entſtehen ſo von den einzelnen Gegenſtänden feſte Bilder und ſcheiden ſich als beiſammenbleibende Gruppen von Merkmalen von der Veränderlichkeit der übrigen Wahrnehmungen; es entſtehen von der Verkettung der Ereigniſſe ſichere Erinnerungen und leiten die inſtinctive Erwartung an, von vorhandenen Umſtänden diejenigen Folgen vorauszuſehen, die in der That mit natürlicher Conſequenz aus ihnen hervorgehen. Aber wie zureichend auch auf dieſe Weiſe der ſo verbeſſerte Vorſtellungslauf die Seele eines Thieres befähigen mag, ſich im Kreiſe ſeiner Erfahrungen zurecht zu finden und für die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu ſorgen, ſo fehlt in ihm doch gänzlich eine geiſtige Arbeit, die wir in dem menſchlichen Denken hervortreten ſahen. Nicht nur empfänglich und leidend nehmen wir anfänglich die theils richtigen theils unrichtigen Verknüpfungen der Eindrücke, wie ſie die Wahrnehmung bietet, ſpäter die verbeſſerte Auswahl derſelben auf, welche die ſich ſelbſt corrigirende Bewegung des pſychiſchen Mechanismus beſtehen ließ. Sondern ſelbſtthätig eingreifend vernichtet unſer Denken die zufälligen Aſſociationen der Vorſtellungen und läßt die zuſammengehörigen nicht einfach fortbeſtehen, ſondern erzeugt ſie von neuem wieder, aber in Formen, in denen es zugleich die Rechtsgründe ihrer Verknüpfung mit ausdrückt. Auch das Bewußtſein des Thieres hat in dem Inhalt ſeines Vorſtellens Recht, wenn es mit dem Bilde der Laſt, die man ihm auflegen will, das Vorgefühl des ſchmerzhaften Druckes verknüpft; das menſchliche Urtheil, die Laſt drücke, fügt nichts zu dieſem Inhalt hinzu, aber indem es die Laſt zu dem Subject macht, aus dem der Druck hervorgehe, rechtfertigt es die Verbindung beider Vorſtellungen aus der Natur ihres Inhaltes, aus dem Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, und erklärt die blos thatſächliche Verknüpfung beider in unſerem Bewußtſein durch ein objectiv geltendes Geſetz, das ihnen zuſammenzuſein befiehlt. Es iſt unnöthig, Beiſpiele dieſer Art zu häufen; ſorgt der Mechanismus des Vorſtellens nicht nur für die Herbeiſchaffung des Inhaltes unſerer Gedanken, ſondern auch bis

zu gewiſſem Grade für die Sichtung des Zuſammengehörigen von dem zufällig Verknüpften, ſo übt doch das Denken allein an dieſem Inhalt jene beſtändige Kritik, durch welche die Vorausſetzungen, die wir über den nothwendigen Zuſammenhang aller Dinge und Ereigniſſe hegen, in die Wahrnehmung derſelben hineingearbeitet und das blos anſchauliche Gemälde, welches Sinnlichkeit und pſychiſcher Mechanismus entwerfen, durch die Erkenntniß der innerlichen Bande belebt wird, die ſeine einzelnen Punkte zuſammenhalten.

Dieſe eigenthümliche Thätigkeit des Denkens findet nun in der Organiſation der Sprache ihre Erſcheinung und wird umgekehrt auch in ihren Unternehmungen durch dieſe unterſtützt. Faſſen wir zunächſt den erſten Theil dieſes Verhältniſſes in's Auge, ſo iſt es nicht nöthig, daß jede einzelne Operation des Denkens ihren beſondern Ausdruck beſitze; wohl aber muß die Sprache die einfachen Gedankenelemente, durch deren Verwendung und Verbindung alle feineren und höheren Aufgaben des Denkens erfüllt werden, in ſolchen Formen von einander ſondern, welche dieſe Verwendung und Benutzung möglich machen. Die gewöhnliche Behandlung der Logik beginnt, wie mir ſcheint, nicht ſchicklich damit, ſogleich die einfachſte Verbindungsform aufſuchen zu wollen, in welcher das Denken mannigfache Elemente des Vorſtellens vereinigt. Es gibt eine noch einfachere und früherkommende Aufgabe, deren Löſung ihm unerläßlich iſt: es hat ſchon jedem einfachen Element, um es überhaupt verbindbar mit andern zu machen, eine beſtimmte Form zu geben, durch welche es zuerſt aus einem bloßen Eindruck, dem Rohproduct der pſychiſchen Erregung, in ein organiſch verwendbares Gedankenatom umgeſtaltet wird. Die Verbindungen, welche das Denken zwiſchen dem mannigfaltigen Inhalt anzuſtiften ſtrebt, unterſcheiden ſich eben, durch das Hervorheben der innern architektoniſchen Gliederung, von jenem bloßen Beieinanderſein, zu deſſen Bewirkung der pſychiſche Mechanismus hinreicht. Ein Haufen von Steinen, wenn es gleichgiltig iſt, wie ſie liegen, iſt immer herſtellbar, welches auch die Geſtalt der Steine ſein mag; ein Bauwerk, in welchem ſtrebende Kräfte nach beſtimmten Richtungen tragend und ſtützend vortreten

ſollen, wird man nicht aus lauter kugelförmigen Beſtandtheilen zuſammenſetzen können, ſondern vor jedem beſtimmten Plane und Aufriſſe müſſen die Bauſteine in ſolche Formen behauen werden, daß ſie ſich wechſelſeitig ſichern und ineinandergreifende Flächen der Anhaftung und Auflagerung gewähren. Auf gleiche Weiſe kann das Denken nicht unmittelbar die Empfindungen, die Gefühle, die Stimmungen, die ihm vorſchwebenden einfachen oder zuſammengeſetzten Bilder als Material ſeiner Gebäude benutzen; es muß jedes dieſer Elemente, die zunächſt nur Zuſtände unſers Erregtſeins ſind, in eine Form faſſen, die ihm in der ſpäteren Verknüpfung die Art ſeiner Verwendung und die beſtimmte Weiſe ſeiner Verknüpfung mit andern zutheilt. Die Sprache läßt dieſe erſte Arbeit des Denkens in dem Unterſchiede ihrer Redetheile hervortreten. Indem ſie einen Inhalt ſubſtantiviſch faßt, erkennt ſie ihn als ein Selbſtändiges, auf ſich Beruhendes an, das fähig iſt, zum Ausgangspunkt eines andern, zum Zielpunkt eines dritten Inhaltes zu dienen; abgeſchloſſen in ſich ſelbſt und ein ſich genügendes Ganze iſt das Subſtantiv die naturgemäße Form, in welcher die urſprüngliche Sprachbildung den Begriff des Dinges nachahmt, und welche ſie daher anfänglich auch nur zur Bezeichnung deſſen verwendet, was wirklich als ſelbſtändiger Gegenſtand ſich dem Blicke der ſinnlichen Wahrnehmung darbietet. Prägt ſie andern Inhalt in adjectiviſcher Faſſung aus, ſo bezeichnet ſie ihn damit als das Unſelbſtändige, als das, was Daſein, beſtimmte Größe, Form und Begrenzung nur von einem anderen ſubſtantiviſchen Inhalt erwartet, an den beſtändig ſich anzulehnen es gezwungen iſt; und die ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge, ſo wie ſie an dieſen ruhend erſcheinen, ſind das Erſte, was in dieſer Form der Adjectivität feſtgehalten wird. Zu dieſen Elementen fügt die Sprache das dritte unerläßliche, das Zeitwort, hinzu, um den flüſſigen Uebergang zu bezeichnen, mit welchem das Geſchehen jene ruhigen Bilder untereinander verknüpft; auch dieſe Form zuerſt für die Wiedergabe ſinnlicher Veränderungen beſtimmt, aber bald zur Bezeichnung auch jeder ruhenden Beziehung zwiſchen den Dingen verwendet, indem die innere Bewegung unſers vergleichenden Wiſſens, durch welche allein

wir alle Beziehungen faſſen, zur eignen gegenſeitigen Bewegung des Bezogenen umgedeutet wird.

Es reicht hin, dieſe drei Formen hervorgehoben zu haben, welche der Rede unentbehrlich ſind; überlaſſen wir der Sprachwiſſenſchaft nicht nur die Frage, welche von ihnen ſie vielleicht als urſprünglicher und den andern vorangehend faſſen zu müſſen glaubt, ſondern auch die Entſtehungsgeſchichte anderer Formen, welche, wie Präpoſitionen und Conjunctionen, durch Einführung verwickelterer Verhältnißbegriffe die menſchliche Rede zum vollkommen biegſamen Ausdrucksmittel der Gedanken entwickeln. Begnügen wir uns mit der klaren Einſicht, daß jene drei Formen das geringſte Maß von Organiſirung und Eintheilung der Vorſtellungsinhalte bieten, mit dem das Denken den Beginn ſeiner Operationen verſuchen kann. Ohne ſie würde unſer Vorſtellungslauf nur eine ſtille, unſer Sprechen nur eine hörbare Muſik ſein; Vorſtellungen und Töne könnten zwar noch immer auf einander hindeuten und ihre Verwandtſchaften und Gegenſätze dem Gefühle bemerkbar verrathen, aber alle jene auseinanderhaltende und ſcharfe Gliederung wäre verſchwunden, die eine für die Erkenntniß angebbare Form des innereń Zuſammenhanges begründete. Wie inhaltvoll auch eine muſikaliſche Melodie ſein mag, ihre Natur iſt doch eine ganz andere als die ihres Textes; kein Ton in ihr iſt ein ſubſtantiviſches Etwas, auf einen andern wartend, der ſich ihm als adjectiviſches Merkmal anheftete; keiner iſt vorzugsweis vor den übrigen der Ausdruck eines Geſchehens, das ausginge von einem andern als ſeinem lebendigen Subject und einen dritten als ſein leidendes Object ergriffe. Nie treten zwei Töne in eine jener mannigfaltigen articulirten Beziehungen zu einander, welche die Sprache durch die Caſus ihrer Hauptwörter, durch die activen und paſſiven Flexionen ihrer Verba bezeichnet; der Genitiv, der zu dem Beſitze den Beſitzer, der Accuſativ, der zu dem Handelnden ſein Erzeugniß fügt, ſind unausdrückbar für alle Mittel der muſikaliſchen Harmonie. Das iſt es nun, was wir oben als die eigenthümliche Auffaſſung bezeichneten, durch welche der bedeutungsvolle Laut erſt wahrhaftig zum Worte der Sprache wird; denn in

der That wird er es durch seine Bedeutung noch nicht, vielmehr bilden die Interjectionen, die am reinsten eine unmittelbare psychische Erregung ausdrücken, einen unorganisirt gebliebenen Rest von Sprachmaterial. Zum Worte wird der Laut erst durch jene logischen Nebengedanken, die sich in der Ausprägung der Redetheile verrathen; denn durch sie erst bieten die verschiedenen Inhalte einander charakteristische Verbindungsflächen und Gelenke dar und werden im Sinne des Denkens syntaktisch verbindbar.

Ich besorge gegen diese Auffassung nicht den Einwurf, daß manche Sprache den Unterschied der Redetheile nicht durch besondere, jedem einzelnen entsprechende Lautbildungen hervorhebt. Es kommt nicht durchaus darauf an, daß die Form unsers Gedankens in der Gestalt des Lautes widerscheint, sondern nur darauf, daß sie als eine innerliche That des Denkens diesen begleitet. Mag eine Sprache immerhin durch kein äußeres Kennzeichen ihre Substantiva bezeichnen, so wird ihr an sich syntaktisch formloses Wort dennoch durch die Seele des Sprechenden, der es mit jenem Nebengedanken der Selbständigkeit ausspricht, zum Substantivum gemacht. Nicht so ist ja überhaupt das Denken von der Sprache abhängig, als müßten nothwendig Zusammenstellungen von Klängen das Mittel sein, in welchem es seine formelle Auffassung des Vorstellungsinhaltes ausprägt. Hätte die Natur anstatt der Rede dem menschlichen Geiste eine andere Weise des Ausdruckes gleich dringend angeboten, so würde er dieselben Unterschiede, die uns in der einmal ausgebildeten Sprache in Gestalt der Redetheile begegnen, in wesentlich gleichbedeutenden Formen auch in diesem andern Stoffe auszudrücken versucht haben; hätte ihm endlich gar keine Möglichkeit des Ausdruckes zu Gebote gestanden, so würde er nichts destoweniger fortgefahren haben, sie innerlich zu hegen, obgleich in diesem Falle mannigfach gehemmt durch den Wegfall der Unterstützung, welche das Denken von seinem äußeren Ausdruck zurückempfängt. Die grammatische Form der Sprache kann daher allerdings hinter der logischen Gliederung zurückbleiben; aber wo sie es thut, bleibt sie in der That zurück, und jede von anfänglicher Roheit wie von trümmer-

hafter Verwitterung gleichweit entfernte Sprache wird immer dafür sorgen, die logischen Unterschiede ihres Wortvorrathes auch in ihrer äußern hörbaren Lautgestalt anzudeuten. In weit größerem Maße geht dagegen die sprachbildende Phantasie über die Bedürfnisse des Denkens hinaus und bringt eine große Menge grammatischer Formen und syntaktischer Regeln hervor, welche die steigende Entwicklung der Reflexion allmählig als entbehrlich fallen läßt. So haben Hauptwort und Zeitwort der älteren Sprachen nach und nach den Reichthum ihrer Flexionen eingebüßt, und der Gedanke hat gelernt, durch atomistische Zusammensetzung mehrerer Hilfswörte die feinen Nüancen des Ausdruckes zu ersetzen, welche sie anboten; noch besteht dagegen, in verschiedenen Sprachen in verschiedener Ausdehnung, die Geschlechtsverschiedenheit der Substantiven und Adjectiven, und die Pflicht der letzten, sich nach den ersten zu richten; ein Luxus der Sprache, der zwar sinnreich ist, aber doch nur einen entbehrlichen, ästhetischen Zusatz zu der logisch nothwendigen Gliederung der Gedanken bildet.

Entbehrlich freilich nur, sobald wir die Sprache ausschließlich für einen Abdruck der allgemeinsten Denkmittel halten wollen, durch deren willkührliche Anwendung die Erkenntniß der Dinge erst vollzogen werden soll. Aber unstreitig wollte sie von Anfang an mehr sein; einen großen Theil der Arbeit, die so geleistet werden müßte, bot sie schon fertig dem Bewußtsein an. Jeder Gegenstand der äußern Wahrnehmung, jedes Ereigniß, jede räumliche Figur, die unsere Einbildungskraft entwirft, jedes Verhältniß zwischen Mehrerem erlaubt unserer nachdenkenden Aufmerksamkeit, ihm von verschiedenen Seiten her beizukommen. Von fast jedem Inhalte läßt sich daher mehr als ein Begriff bilden, je nachdem unsere Nachconstruction von diesem oder jenem Bestandtheil oder Beziehungspunkte beginnt, und in dieser oder einer andern Reihenfolge die übrigen hinzufügt. Die Namen der Gegenstände sind in einer langbestandenen Sprache von der Erinnerung an ihre ursprüngliche Bedeutung hinlänglich befreit, die Constructionsweisen zur Bezeichnung der Verhältnisse hinlänglich locker geworden, um in diesem Geschäfte

der individuellen Willkühr der Einbildungskraft freieren Spielraum zu laſſen; frühere Geſchlechter mußten ſich mehr hierin gebunden fühlen. Die noch lebhaft gefühlte Herkunft ihrer Worte und die ceremonieller geregelte Verknüpfungsweiſe derſelben umgaben ſie wie mit einer Atmoſphäre allgemeinen, nationalen Denkens, in welchem über die Auffaſſungsweiſe von tauſend Gegenſtänden und Verhältniſſen von Gegenſtänden muſtergiltig ſchon entſchieden und in deſſen Geiſte fortzudenken die natürliche Obliegenheit des Einzelnen war. Dies iſt das etwas zweideutige Geſchenk einer ſchon gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt; überlegen wir jedoch den unermeßlichen Vortheil, den jeder Einzelne von dieſer unendlich reichen, ihm fertig dargebotenen Gedankenwelt empfängt, die er durch ſeine eigenen Kräfte ſich auszubilden vollkommen unfähig ſein würde, ſo verſchwindet der geringe Nachtheil, den ſie ihm zugleich durch Gewöhnung an gewiſſe einſeitige Manieren der Auffaſſung anthut. Jedes Beſtreben jedenfalls, mit unbefangener individueller Freiheit ſeine eignen Gedanken zu ordnen, kann überhaupt nur auftauchen, wenn es an dieſem nationalen Schatze überlieferter Sprachweisheit ſeinen Ausgangspunkt hat und aus ihm die Kräfte ſeines Fortſchrittes zieht. Im Verlaufe der Zeiten ändert ſich ohnehin dies Verhältniß der Sprache zum Denken. Je mehr ſich der Menſch von einfachen Lebensbedingungen, in denen die poetiſche und gemüthliche Seite geſelliger Beziehungen im Guten und Schlechten überwog, zu der Theilung der Arbeiten wendet, vielfach reflectirend und unterſuchend auf die Natur der Dinge eingeht, mehr von Geſchäften zu ſprechen beginnt, als von Gefühlen, je mehr ſich mit einem Wort die techniſche Proſa des Lebens entwickelt, um ſo mehr ſtreift die Sprache jene lebendigen Vorurtheile über die Dinge ab, die ſie urſprünglich enthielt. Ihre Worte werden mit Verwiſchung ihrer Etymologie zu bloßen Bezeichnungen durch Laute; die Luſt am Klange und den harmoniſchen Abwechſelungen deſſelben erliſcht; alte geheiligte Conſtructionsweiſen gehen vor dem praktiſchen Bedürfniß eines knappen und ſtrengen Ausdruckes für neue Beziehungen zu Grunde. So ſehen wir zuletzt einzelne Gebiete, wie das der Mathematik, faſt zur

Wortloſigkeit fortſchreiten und durch eine bloße Reihenfolge von Lautzeichen, deren ſchriftlich ſichtbare Verknüpfung ſich oft nur durch Pauſen und Accente in der Rede wiedergeben läßt, die Weitläuftigkeit des Sprechens vermeiden; ſo überhaupt geht in dem Fortſchritt männlicher Entwicklung manche äußere Schönheit der Form zu Grunde, und nicht die Nationen pflegen auf dieſer Bahn voranzuſchreiten, die fortfahren, mit umſtändlichem Aufgebot ſonoren Wohllautes in langer Rede nur wenig Stoff auszudrücken. Aber die Ueberſicht über die geſchichtliche Entwicklung der Völker wird auch dieſe Verhältniſſe, die hier anzudeuten genügt, ausführlicher zu berückſichtigen Veranlaſſung haben. Eine allgemeinere Betrachtung dagegen, der wir uns hier zu widmen haben, ſchließt ſich an dieſe Bemerkung über die Rückwirkung der Sprache auf die Entwickelung der Ideen an.

Wie man das Sprechen ein lautes Denken genannt hat, ſo hat auch der entgegengeſetzte Satz nicht gefehlt, Denken ſei inneres Sprechen. Keine der hierhergehörigen Fragen iſt weniger übereinſtimmend beantwortet worden, als eben dieſe. Die eine Meinung ſieht durchaus in der Sprachfähigkeit den entſcheidenden Vorzug der menſchlichen Natur, der ſie allein zur Entwickelung eines wahrhaften Denkens aus dem blos mechaniſchen Vorſtellungslauf in Stand ſetze; die andere, obgleich ſie die Vortheile des Sprechens zugeſteht, hält nicht nur das Denken für unabhängig von ihm, ſondern ſcheint zuweilen zweifelhaft, ob nicht die Nachtheile noch mehr zu bedauern ſind, welche die Gewohnheit, den Sinn aller Gedanken innerlich an Worte zu knüpfen, mit ſich führt.

Man macht in dieſer Beziehung darauf aufmerkſam, ein wie ſonderbarer Aberglaube ſich unvermerkt in uns entwickelt: wie oft glauben wir nicht, einen Gegenſtand, deſſen Eigenſchaften wir von allen Seiten geprüft, und von dem wir uns ein vollſtändiges Bild entworfen haben, doch noch nicht vollſtändig zu kennen, ehe wir ſeinen ſprachlichen Namen wiſſen. Der Klang des Namens ſcheint plötzlich dieſe Dunkelheit zu zerſtreuen, obgleich er dem Inhalte nichts hinzufügt und auch keineswegs immer durch Andeutung eines be-

ſtimmten Platzes aufklärt, welchen der Gegenſtand in einer Reihe, oder in dem Umfang irgend eines höheren Begriffes einzunehmen habe. Es iſt die Wonne der botaniſirenden Jugend, die lateiniſchen Namen der Blumen am Wege zu erfahren, und ſie geht getröſtet weiter, aber nur, um ſich ſogleich über einen Berg zu ärgern, der wunderbarer Weiſe keinen Namen hat, und alſo eigentlich gar nicht recht da iſt. Was vermißt ſie nun in dem einen Falle und was gewann ſie im andern? Ich kann dieſe Wunderlichkeit nicht für ſo unbedeutend halten, als ſie ſcheint; ich ſehe vielmehr in ihr ein Gegenbild oder eine Fortſetzung der echt menſchlichen Auffaſſungsweiſe, die ich in der Betrachtung der Sinnlichkeit hervorhob. Wir begnügen uns einmal nicht damit, daß ein Gegenſtand nur Object unſerer Wahrnehmung ſei; er exiſtirt nur mit Recht, wenn er Theil eines gegliederten Syſtems der Dinge iſt, das ganz unabhängig von unſerem Gewahrwerden etwas für ſich bedeutet. Sind wir nun nicht im Stande, die Stelle wirklich zu beſtimmen, die ein Erzeugniß der Natur in dem Ganzen derſelben einnimmt, ſo beruhigt uns allerdings der Name; er iſt doch wenigſtens ein Zeugniß dafür, daß die Aufmerkſamkeit vieler Andern bereits auf dem Gegenſtande geruht hat, den jetzt auch unſere Blicke treffen; er verſichert uns, daß die allgemeine Intelligenz wenigſtens ſchon dabei geweſen iſt, auch dieſem Gegenſtande ſeinen ganz beſtimmten Ort in dem Zuſammenhange eines größeren Ganzen anzuweiſen. Lehrt uns nun der Klang des Namens freilich nichts Neues und Specielles über ihn, ſo wird doch die menſchliche Sehnſucht nach objectiver Bedeutſamkeit der Dinge durch ihn befriedigt, denn er legitimirt das uns Unbekannte als etwas, das dem allgemeinen Denken der Menſchheit nicht unbekannt, ſondern von ihm längſt an ſeinen Ort geſtellt iſt. Eben deshalb iſt ein Name, den wir willkührlich geben, kein Name; es reicht nicht aus, daß ein Ding von uns irgendwie genannt werde, es muß auch wirklich ſo heißen; der Name muß ein Zeugniß ſeines Aufgenommenſeins in die Welt des allgemein Erkannten und Anerkannten ſein und ſo der individuellen Willkühr als eine eigne feſte Beſtimmung des Dinges unverletzlich gegenüberſtehen. Wie wenig

beachten das diejenigen, welche durch die kleinen Zufälligkeiten ihres ſubjectiven Gedankenganges, durch die Capricen ihrer Phantaſie, die gern neue launenhafte Wege ſucht, ſich dazu verleiten laſſen, alte Gedanken in ungewohnte Worte zu verkleiden, die übliche Terminologie der Wiſſenſchaften umzuſtürzen und das ſeltſame Kunſtſtück auszuführen, alle Dinge anders zu nennen, als ſie heißen. Nur dem erſten Entdecker eines Gegenſtandes oder dem erſten Erfinder einer wiſſenſchaftlich wirkſamen Abſtraction kann die Stiftung des Namens freiſtehen, durch den er nun dem Gebiete des Wiſſens dieſen neueroberten Punkt hinzufügt.

Von größerem Gewichte iſt die andere Klage, daß im langen Gebrauche der Sprache ſich allmählig eine große Menge von Ausdrucksweiſen anhäuft, die vermöge der ſyntaktiſchen Gelenkigkeit der Rede ſich ſehr bequem mit einander verbinden laſſen, ohne daß der Gedanke dieſen Verbindungen nachkommen kann. Mit Worten läßt ſich viel bereiten, und ſo wie ja das offenbar Unſinnige ſich grammatiſch und ſyntaktiſch vollkommen richtig und elegant muß ausdrücken laſſen, ſchon damit man darnach fragen und eine verneinende Antwort hervorlocken kann: ſo wird noch mehr das Halbwahre, Unklare und Schiefe durch die Leichtigkeit, eine grammatiſch geſetzliche Form anzunehmen, mit dem Anſchein allſeitiger Richtigkeit täuſchen. Man kann am deutlichſten dieſe Vorgänge bei den Combinationen der mathematiſchen Zeichenſprache verfolgen. Manche ſpecielle Zuſammenſtellung aufeinanderwirkender Zeichen, die urſprünglich nur für einen beſchränkten Fall zum Ausdruck einer hier begreiflichen Relation erfunden war, kann man dann einer Reihe von Veränderungen oder von Anwendungen unterwerfen, die augenblicklich keinen angebbaren Sinn mehr haben, häufig auch trotz allem Fortrechnen mit ihnen keinen erhalten, zuweilen aber doch zur Entdeckung neuer wahrhafter Relationen führen, deren Bedeutung man hinterher zu verſtehen anfängt. Die Gelenkigkeit der Sprache führt zu ſo günſtigen Ergebniſſen wohl ſehr ſelten, und meiſtens läßt ſie wirklich nur Auffaſſungsformen in uns entſtehen, die ſich von der Wahrheit mehr und mehr entfernen. Von dieſem ſehr reichhaltigen

Gebiet des Irrthums müſſen wir uns mit einem einzigen Beiſpiel, das freilich an ſich ſchon ſehr weit reicht, begnügen. Die Form des Subſtantivs ſteht urſprünglich nur den Dingen, die des Adjectivs den Eigenſchaften, die des Verbum den Ereigniſſen zu. Aber die Sprache hatte allerdings das Bedürfniß, nicht immer in ihren Urtheilen von dem Dinge zu beginnen, und an dieſes als Subject die Eigenſchaften und das Geſchehen zu knüpfen; ſie wollte auch die Eigenſchaften an ſich und die Ereigniſſe an ſich zum Gegenſtand ihrer Reflexion machen. Deshalb trennte ſie dieſelben von ihrer Beziehung auf die Dinge und gab ihnen ſelbſt ſubſtantiviſche Form, ſei es, daß ſie eine eigene Endung anhängte, um dieſen neuen Charakter anzudeuten, ſei es, daß ſie durch Vorſetzung eines ihr zu Gebot ſtehenden Artikels den Infinitiv des Zeitwortes oder das Neutrum des Adjectivs als ein zuſammengehöriges abgeſchloſſenes auf eignen Füßen ſtehendes Ganze bezeichnete. Wenn man die noch jetzt fortgehenden Streitigkeiten der Wiſſenſchaften überblickt, die hauptſächlich mit Begriffen arbeiten und ſich vor Irrthümern nicht durch die beſtändige Controle irgend einer Art maßgebender Anſchauung ſchützen können, ſo wird man zugeben müſſen, daß nichts verhängnißvoller iſt, als dieſes eine Beiſpiel von der Biegſamkeit der Sprache. Faſt überall ſehen wir die Neigung, die neue ſyntaktiſche Würde der Worte in eine neue metaphyſiſche Würde ihres Inhaltes umzudeuten. So haben wir faſt verlernt, von ſchönen Gegenſtänden zu ſprechen, d. h. wir vergeſſen, daß das, was wir ſchön nennen, urſprünglich nur eine adjectiviſche Beſtimmung iſt, die nur Exiſtenz an ihrem Träger hat; wir ſprechen jetzt von „dem" Schönen oder im glücklicheren Falle doch wenigſtens von der Schönheit, und unſere Aeſthetik iſt ganz überzeugt, das was nur eigenſchaftlich vorhanden ſein kann, nur dann richtig faſſen zu können, wenn ſie es zuvor unnatürlich als ein überall ſich ſelbſt gleiches Subſtantiviſches gefaßt hat. Sollen wir an die vielen ähnlichen Beiſpiele erinnern? an das Unendliche, an das Böſe? an den Kummer, den uns in ethiſchen Unterſuchungen die Gewohnheit bereitet, nicht von dem freiwollenden Geiſte, ſondern von der Freiheit zu ſprechen, als wäre ſie für

ſich eine wirkſame Macht, deren Thätigkeit und Erfolge man beurtheilen könnte, ohne der Natur des Geiſtes zu gedenken, dem ſie zugehört? In allen dieſen Fällen ſchafft uns die Sprache eine Mythologie, deren wir uns allerdings im Gebrauche der Rede nie ganz entſchlagen können, ohne aus Genauigkeit pedantiſch zu werden, aber deren Einfluß auf die Formung unſerer Gedanken wir doch ſorgfältig verhüten müſſen. Die Logik thut nicht überall das Ihrige zu dieſem Zweck, ſondern macht zuweilen in ihren Anweiſungen dieſer falſchen Neigung des Sprachgebrauches ſchädliche Zugeſtändniſſe. Um irgend einen Inhalt zu definiren, verlangt ſie ſeine Unterordnung unter einen höheren Allgemeinbegriff, der natürlich überall ſubſtantiviſch gefaßt wird, und dann die Hinzufügung eines beſonderen Kennzeichens. Auf dieſe Weiſe verliert jeder zu definirende adjectiviſche oder verbale Inhalt ſeine natürliche Form und Stellung, die er beibehalten würde, wenn man den unbehilflichen und doch richtigeren Definitionsverſuchen des gemeinen Lebens folgte. Es mag noch ziemlich gleichgiltig ſein, ob man ſagt, Krankheit ſei die Abweichung des Lebens von ſeiner geſetzlichen Norm, oder ob man vorzieht zu ſagen: krank ſei ein lebendiger Körper dann, wenn er von dieſer Norm abweicht; aber formell richtiger und der Sache angemeſſener iſt die letztere Definition, in welcher das, was nur Zuſtand oder Eigenſchaft eines Andern ſein kann, auch nur als Adjectivum auftritt und deutlich das Subject neben ſich hat, an welchem allein es exiſtirt. Behaupten wir: Elaſticität ſei die Eigenſchaft der Körper, durch welche ſie ihre Geſtalt wiederherſtellen, ſo iſt der Ausdruck: elaſtiſch ſei ein Körper dann, wenn er dies thut, unbedenklich vorzuziehen; denn die erſte Form enthält ſchon deutlich den Keim zu einer metaphyſiſch falſchen Vorſtellung, die ſich immer aus ſolchem Sprachgebrauch entwickelt, nämlich zu der, eine Eigenſchaft, die nichts iſt, als die Bezeichnung eines Erfolges, für die bewirkende Urſache oder das hervorbringende Mittel dieſes Erfolges anzuſehen. Mathematik und Phyſik, in welche allein ſich faſt alles geflüchtet hat, was von wahrer und fruchtbarer Logik noch vorhanden iſt, haben dieſe hypothetiſche Form der Definitionen überall aufgenommen, wo die Natur der Sache ſie verlangt.

Trotz dieſen Verführungen, die unſerem Denken durch die Biegſamkeit der Sprache drohen, wird doch Niemand ſo leicht ihre Unterſtützung verſchmähen wollen, und alles, was wir hier tadelten, iſt ja ohnehin eine Gefahr nur für den wiſſenſchaftlich erkennenden Gedankengang. Aber die Sprache iſt nicht allein zu ſeinem Dienſte da; und alle jene Verſelbſtändigungen abhängiger Vorſtellungsinhalte ſind für unſere poetiſch lebendige und gemüthvolle Auffaſſung der Welt und ihrer Ereigniſſe ebenſo unentbehrlich, als verführeriſch für jenen. Daſſelbe wird man über eine andere Unbequemlichkeit der Sprache urtheilen, die nur ſelten gefühlt wird, obgleich ſie, wenn man ſie ausdrücklich ins Auge faßt, groß genug erſcheint. Auch die natürlichſte und ungebildetſte Redeweiſe kann, da überhaupt die Sprache die Beſtandtheile des Gedankens nur nach einander aufführt, nicht vermeiden, daß zuweilen eine Reihenfolge der Worte eintritt, die der Verbindung der von ihnen bezeichneten Vorſtellungen nicht entſpricht; der gebildete Styl aber, mit ſeiner Neigung, Vieles durch einander zu flechten, was der unbehilflichere Ausdruck einzeln aneinander reiht, verkehrt häufig auf das auffälligſte die Ordnung, welche der Geſammtſinn ſeiner Rede eigentlich zu verlangen ſcheint. Ohne Zweifel wird eine ungeſchickte Benutzung dieſer Freiheiten als ſchwerfällige Dunkelheit empfunden; wieviel aber doch unſere auffaſſende und nachconſtruirende Phantaſie in dieſer Beziehung vertragen kann, zeigen am deutlichſten die Wortverſchränkungen der lateiniſchen Poeſie. Wo ſie durchaus zuſammengehörige und einzeln unverſtändliche Glieder der Rede trennen, finden wir doch häufig leicht eine Weiſe des Vortrages und der Accentuation aus, die uns das Gefühl ihres Zuſammenhanges auch in dieſer Stellung ſichert; in manchen Fällen, wo uns dies nicht gelingt, hindert uns freilich nur die Ehrfurcht vor dem Alterthum, von einem Mißbrauch zu ſprechen. Im Allgemeinen aber ſcheint es mir Unrecht, die beſte Anordnung der Worte in der größten Genauigkeit der logiſchen Abfolge zu ſuchen. Die Rede hat vielmehr auch den Zweck, die Wahrnehmung zu erſetzen. So wie nun in dieſer ſehr häufig der unbedeutende umfaſſende Hintergrund oder irgend eine auffällige

Einzelheit ſich zuerſt zeigt, das wichtigere Ereigniß ſpäter, die offenbare Wirkung vor der verborgenen Urſache, das Leiden des Einen eher als die beſchädigende That des Andern: ebenſo wird die Rede am deutlichſten ſein, welche die einzelnen Beziehungspunkte in einer für die nacherzeugende Phantaſie anſchaulichen Reihenfolge auftreten läßt, gleichviel ob dieſe zugleich die logiſch richtige Rangordnung der innerlichen Beziehungen iſt. Denn wie in der Wahrnehmung ſelbſt unſer Urtheil über dieſen innern Zuſammenhang wenig durch die zufällige Reihenfolge geſtört wird, in der ſich ihr Inhalt uns darbot, eben ſo erzeugt unſer Denken zu dem vorher fertig gegebenen anſchaulichen Bilde eines Ereigniſſes ſehr leicht die inneren Beziehungen hinzu, durch die es begreiflich wird; aber die Phantaſie findet im Gegentheil große Schwierigkeiten, wenn ſie der Reihe nach gewiſſe Beziehungen auf Befehl der vorangehenden Worte vorſtellen ſoll, noch ehe ſie die anſchaulichen Zielpunkte kennt, auf welche dieſe vorgeſtreckten Arme des Gedankens fallen werden.

Aber dies alles hängt überhaupt mit einem wichtigeren Bedenken gegen den Nutzen der Sprache zuſammen. Nicht nur in der Mittheilung dehnt ſie die auszuſprechende Meinung, den kurzen Sinn zu langer Rede aus, ſondern auch in dem ſtillen Sprechen des Denkens übt ſie einen verzögernden Einfluß auf die Entwickelung der Gedanken. Die Thatſache iſt unbeſtreitbar und ſie hat ſelbſt ihre wunderliche phyſiologiſche Seite. Wenn man in der Erinnerung ein Muſikſtück mit Aufmerkſamkeit ſich wiederholen will, wird man ſich an ein gewiſſes Tempo gebunden finden; man kann eine Tonreihe nicht ſchneller hintereinander ablaufend vorſtellen, als man im Stande ſein würde, ſie wohl oder übel zu ſingen. Immer begleitet man unwillkührlich die Gehörbilder der Töne mit leiſen intendirten Bewegungen der Stimmorgane, und man kann jene nicht raſcher auf einander folgen laſſen, als dieſe unter einander wechſeln können. Sobald man ſich vornimmt, ſich in der Erinnerung nur als Hörender zu verhalten, ſo mag zwar dem muſikaliſch Gebildeten eine größere Schnelligkeit ſeines Erinnerns gelingen, aber in demſelben Maße ſinkt die Deutlichkeit deſſelben, und über ein gewiſſes

Maß der Geſchwindigkeit hinaus iſt Niemand im Stande, eine Folge von Tönen noch von unbeſtimmtem Geräuſch zu unterſcheiden. Ganz daſſelbe begegnet, aber in verſtärktem Maße, uns bei den Worten; die vielen kleinen Schwierigkeiten, welche die Abwechſelungen ſelbſtlautender und mitlautender Töne den Stimmorganen bereiten, verlangſamen auch in der bloßen Vorſtellung der Rede die Aufeinanderfolge der Wortbilder noch mehr. So lange wir daher zu jedem Gedankenelement ſein Wortzeichen mit hinzudenken und die Verbindung der einzelnen uns als einen innerlich geſprochenen oder gehörten Satz vorſtellen, ſo lange kann unſer Denken ein gewiſſes Maß zeitlicher Geſchwindigkeit nicht überſchreiten; denn wie geſchwind es auch für ſich ſelbſt ſein und dem ſprachlichen Ausdruck voraneilen möchte: es muß doch auf ihn warten, und wird daher, zuweilen mit einer fühlbaren Ungeduld, ſo lange bei einem Element verweilen, bis ſeine hörbare Ausprägung vollendet iſt. Die Gelenkigkeit der Muskelbewegung ſelbſt, oder vielleicht die Beweglichkeit der Antriebe zu ihr, iſt nicht in allen Körpern gleich groß. Es iſt zwar kein ausnahmsloſes Geſetz, aber eine ſehr häufig beſtätigte Wahrnehmung, daß der Hang und die Fähigkeit zu einer gewiſſen Geſchwindigkeit des Sprechens im umgekehrten Verhältniß zur Körperlänge ſteht. Sehr kleine Menſchen, gerade wie auch ihr Schritt wegen der Kürze ihrer Beine ſchneller iſt und ihr Herz meiſt häufigere Schläge macht, haben auch eine natürliche Neigung zum Schnellſprechen; ſei es, daß ſie nebenbei auch Schwätzer ſind, oder viel ſchweigen, und nur dann das Ihrige ſehr raſch herſagen. Hochgewachſene Leute wird man im Sprechen meiſt langſam und phlegmatiſch finden; das Tempo ihrer Rede ſteht in Uebereinſtimmung mit den langſameren Pendelſchwingungen ihres Schrittes und ihres Herzſchlages; im Uebrigen rinnt der Strom ihrer Rede bald beſtändig, bald lieben ſie es, ſich über die meiſten Gegenſtände auszuſchweigen. Dies wird nicht ohne Einfluß auf den Gedankenlauf ſein, doch möchte ich freilich nicht beſtimmen, wie weit. Man kann vermuthen, daß der kleine Wuchs, ſo häufig mit ſanguiniſcher Lebhaftigkeit verbunden und in der Uebertreibung dieſer Combination eine der bekannteſten komiſchen Charakterfiguren,

zu größerem Reichthum der Phantaſie, zu ſchneller Auffindung mannigfacher Geſichtspunkte, zu ſchlagfertigem Witz und in jedem Sinne zu allerlei Uebereilungen neigen werde, während die lange phlegmatiſche Geſtalt, in carikirter Uebertreibung gleichfalls eine beliebte komiſche Figur, die umſtändliche Gründlichkeit und das Zuſpätkommen in jeder Beziehung vorauszuſagen ſcheint.

Doch laſſen wir dieſe kleinen Unterſchiede; es kommt wenig darauf an, daß der eine etwas ſchneller, der andere etwas langſamer ſeine Gedanken innerlich herſagt, wenn in beiden Fällen das Herſagen überhaupt ihren Lauf um ſo ſehr vieles verlangſamt. Denn daß dies wirklich geſchieht, lehren uns viele Erfahrungen. Ein Augenblick genügt uns, um aus dem Angeſicht deſſen, der mit uns ſpricht, aus dem Klang ſeiner Stimme eine Menge Vorſtellungen herauszuleſen, deren jede ſich, noch ehe das nächſte Wort ertönt, das unſere Befürchtungen widerlegen würde, mit einer ganzen Reihe von Erinnerungen, Erwartungen und Gefühlen verknüpft hat. Man kann nicht ſagen, daß dieſer äußerſt wechſelnde Zuſtand, in welchen uns die Rede des Andern verſetzen kann, nur in einem einzigen veränderlichen Geſammtgefühle beſtehe; um überhaupt die Wirkung zu thun, die wir von ihnen empfinden, müſſen ſeine Worte nicht blos als Klänge gehört, ſondern als Worte verſtanden, ihr Sinn endlich in dem Werthe gefühlt werden, den er für unſere Lage hat, für die eines Dritten gar nicht haben würde: dies alles würde nicht möglich ſein, wenn nicht wirklich viele Gedankenreihen ſich im Bewußtſein kreuzten. In andern Fällen, die häufig im praktiſchen Leben vorkommen, reicht es allerdings hin, daß durch Uebung mit einer gewiſſen Anfangsvorſtellung ein ſchließlicher Bewegungstrieb verbunden iſt, ſo daß im Fall einer Erneuerung jener Vorſtellung dieſe Bewegung wieder erfolgt, ohne daß die ganze Summe der vermittelnden Zwiſchenglieder wieder zum Bewußtſein zu kommen brauchte. So geſchieht es beim Schreiben, ſo beim Klavierſpielen; aber der Wagenlenker und der Steuermann ſchon kommen damit nicht aus; ſie müſſen dem geſehenen Hinderniſſe auf eine zwar im Allgemeinen durch Uebung vorbeſtimmte, aber doch der Lage des Augenblickes

anzupaſſende Weiſe ausweichen. Ebenſo kommt zwar auch der erſten wirklichen Wahrnehmung ganz neuer Gegenſtände manche angeübte Form des Auffaſſens abkürzend entgegen, aber jedenfalls ſchmilzt dadurch ihr Eindruck nicht in eine Einheit zuſammen, ſondern ſchließt eine Vielheit von Vorſtellungen ein, die im eigentlichſten Sinne unausſprechlich iſt, oder doch in der Form des ſprechenden Denkens ungewöhnliche Zeit zu ihrer Entwicklung brauchen würde.

Dieſe Anklage der Sprache wird endlich noch zu einem wichtigeren Vorwurf zugeſchärft; ſie verzögere nicht nur das Denken, ſondern gewöhne es überhaupt erſt an Zeitverlauf. Alles das, was der Gedanke nothwendig in einem untheilbaren Augenblick zuſammenbeſitzen müſſe und auch wirklich beſitze, das dehne ſie erſt zu einer ſucceſſiven Mehrheit auseinander und bilde aus der unmittelbaren Anſchauung der Phantaſie das discurſive Denken aus. Hin- und herlaufend bewege ſich der Gedanke zwiſchen den auseinanderlaufenden Elementen ſeines Inhaltes, die der eigenſinnige Zeitverlauf dieſer ſtillen Rede nie zu vereinigen geſtatte. Jenes beziehende Denken, das wir früher als Keim aller höhern geiſtigen Ausbildung ehrten, ſehen wir hier geſcholten als die kümmerliche Form, in welcher uns die Gewöhnung an die Sprache große Aufgaben nur noch unvollkommen zu löſen erlaube. Denn widerſpricht nicht all dieſes Beziehen ſeinem eignen Zwecke? Hätte unſere Phantaſie nicht vorher an dem Leitfaden der langſam abrollenden Rede die Punkte getrennt, die mit einander vereinigt ſein ſollten, wozu hätte ſie nöthig, dann das Getrennte wieder mühſam auf einander zu beziehen? Fruchtlos dann, wenn unſer Vorſtellen den erſten Beziehungspunkt vergeſſen hätte, ſobald es den zweiten erwähnte; überflüſſig dann, wenn es ihm möglich iſt, die beiden und ihre Beziehung zugleich in einem ungetheilten Augenblick feſtzuhalten. Ja, wenn wir eine Menge Stimmen zugleich beſäßen, und ſie alle in demſelben Moment zuſammen klängen, jede einzelne ihren beſondern Inhalt nännte, das harmoniſche Verhältniß aller aber unter einander die gegenſeitigen Beziehungen dieſes Mannigfaltigen ausdrückte, dann hätten wir eine

Sprache, welche die Dinge und unſere Gedanken ſo wiedergäbe, wie ſie ſind; dann würde auch unſer ſtilles Denken ein reicher und harmoniſcher Strom ſein, während jetzt unſer Erinnern nur an einem einzigen dünnen Faden die zu einander gehörigen Elemente ſucceſſiv aufreiht.

Mildern wir zuerſt dieſe Vorwürfe; denn ſie treffen nicht die Sprache allein, vielmehr auch unſer Denken an ſich, ſie treffen außerdem unſer ganzes Daſein. Wir denken nicht blos discurſiv, ſondern wir leben auch ſo; wir bearbeiten nicht blos die Wahrnehmungen in dieſer Weiſe, ſondern auch ſie ſelbſt bieten ſich in keiner andern dar. In keinem Augenblicke ſind wir zugleich das, was wir waren oder ſein werden, und ſelbſt von dem, was wir ſind, iſt uns in jedem Augenblick nur ein kleiner Theil bewußt. Und die Gegenſtände kommen ebenſo fragmentariſch an uns; wir fühlen nun einmal den Pulsſchlag, der das eigne Sein der Dinge belebt, nicht unmittelbar durch unſer Herz gehen; die ſchaffende Kraft, die ſich in ihnen regt, und die Idee, die ihre wechſelnden Zuſtände zu einem Ganzen verknüpft: das alles müſſen wir nothgedrungen durch allmähliges Zuſammenſetzen einzelner Erfahrungen zu errathen ſuchen; was an ſich wohl Eins ſein mag, iſt für uns unvermeidlich ein angeſpanntes Netz von Beziehungen zwiſchen Vielem. Sehnen wir uns über dieſe Zerſplitterung hinaus nach jener ſtillen, nicht Anſchauung, ſondern Durchſchauung der Dinge, die wir uns als das allmächtige mühelose Wiſſen Gottes vorſtellen, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß vereinzelte Augenblicke einer Annäherung zu dieſem Zuſtande auch uns gegeben ſind, daß aber unſere Unfähigkeit, ſie zu der dauernden Helligkeit eines unterſchiedloſen Denkens zu verbinden, nicht die Schuld der Sprache, ſondern unſers ganzen geiſtigen Weſens iſt. Wenn wir dem Vortrage eines Gedichtes, dem Laufe einer Melodie gelauſcht haben, und wir vergeſſen nun Worte und Töne wieder, und es dauert doch in einer bleibenden Stimmung unſers Gemüthes alles das lebendig fort, was ſie ſagten; wenn wir nach langer Ueberlegung, Gründe und Gegengründe abwägend, endlich uns entſchloſſen haben und wir fühlen in dem Willen, der uns jetzt erfüllt,

alle die Antriebe noch auf einmal wirksam, die unser Gedanke vorher einzeln prüfte; wenn wir zuerst die zerstreuten Theile einer Landschaft mit dem Blicke durchlaufen, und dann, nachdem längst die bestimmten Umrisse unserer Erinnerung wieder entschwunden sind, doch noch an einem unverlierbaren Gesammteindruck zehren: da überall gelingt uns wirklich jene Vereinigung und Verdichtung tausendfacher Einzelheiten zu dem Ganzen einer übersinnlichen Anschauung, die wir dann nur ungern zur Mittheilung an Andere wieder in die Bestandtheile auflösen, aus denen sie entstand. In allen diesen Fällen wurden wir etwas; jenes Mannigfache blieb nicht außer uns, sondern aller Werth seiner innern Verknüpfung wiederholte sich in einem neuen Zustande unsers eignen Innern so vollkommen, daß wir meinen konnten, wir hätten uns selbst in den Geist der Erscheinungen verwandelt, die wir bewunderten. Aber nur das unendliche Wesen, das in Wahrheit selbst alles das wäre, was es als Gegenstand seines Sinnens sich gegenüberstellt, würde so das Wesen aller Dinge in sich nacherleben, und eben indem es sie erlebt, jeder Betrachtung entbehren können, die an ihrem Aeußeren hin- und hertastend sie zu errathen suchte. Dem endlichen Geiste bleibt nichts übrig, als die Natur der Dinge nach den Analogien seiner eigenen zu begreifen. Für ihn ist das Wollen nicht zugleich Vollbringen, das Denken nicht Sein, für ihn fallen die handelnden und die leidenden Elemente der Welt als verschiedene Punkte auseinander und er kann die Einheit dessen, was hier ist und geschieht, nur als das Uebergehen einer Wirkung von einem zum andern fassen; für ihn ist es unklar, wie die Mannigfaltigkeit successiver Erscheinungen Eins ist mit der Einheit des Wesens, und er ist genöthigt sie als Prädicate von ihrem Subjecte zu trennen, an dem sie nur durch den Faden einer Beziehung haften; für ihn endlich realisiren die Zwecke sich nicht von selbst, sondern dies Eine Leben der Idee, die Alles in Allem ist, verwandelt sich ihm in das Zusammenstimmen vieler Mittel, die von einander unabhängig auftreten. Alle diese Analogien, diese Begriffe von Ding und Eigenschaft, von Kraft und Wirkung, von Wesen und Erscheinung, und alle jene Formen der

Beziehung, welche dieſe zerſtreuten Glieder wieder verbinden, muß der menſchliche Geiſt zur Erkenntniß der Dinge anwenden. Und ſo ſehr iſt dieſe Weiſe des Beziehens ihm nothwendig, daß ſogar jeder Augenblick einer Erhebung des Gemüthes, in welchem wir wirklich jene höhere Einheit finden und genießen, einen unruhigen und ängſtlichen Druck auf uns ausübt, bis auch ſein Inhalt von uns wieder in irgend einer Form der Verbindung des Mannigfaltigen ausgedrückt, in ihr anſchaulich fixirt iſt und nun noch einmal von uns in dieſer hin- und herſtreifenden Bewegung des Denkens genoſſen werden kann. In jeder poetiſchen Phantaſie, bevor ſie ihr Werk geſchaffen hat, liegt jene myſtiſche Einheit, und jede ſucht ſich ihr zu entringen, indem ſie es ſchafft; das Schönſte, was wir ſelbſt ſein könnten, würde uns nicht genügen, weil wir es nicht anders ganz zu ſein verſtehen, als indem wir ſeine formloſe Tiefe in die Fläche einer beziehungsreichen Erſcheinung ausbreiten.

Die Sprache iſt in allem, was ſie thut, nur der Abdruck, nicht die Urſache dieſer Neigung unſers Geiſtes. Aber nachdem ich ſo lange ſie nur gegen Tadel vertheidigte, kann ich kürzer die Behauptung hinzufügen, daß ſelbſt dieſe Form des Denkens, die einzige, die wir endlichen Weſen beſitzen, ohne eben dieſen Abdruck, den ſie in der Sprache ſich gibt, in der That ſehr unvollkommen bleiben würde. Die Sprache lehrt dem Geiſte allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber ſie iſt ihm unentbehrlich, wenn er dieſe Elemente zu dem weitläuftigen Ausbau ſeiner Bildung verbinden will. Wie wir überall uns an ſinnlicher Anſchauung erfriſchen und von dem Erfolg einer Mühe erſt durch ein ſichtbares Ergebniß tröſtlich überzeugt werden, ſo muß auch in den Gehörbildern der Namen und in den Lautverbindungen der grammatiſchen und ſyntaktiſchen Sprachformen dort die Mannigfaltigkeit der Sachen, hier die ſyſtematiſche Vielheit ihrer möglichen Beziehungen in feſter, ſinnlicher Erſcheinung vor uns ſtehen. Es iſt keine Klarheit des Denkens möglich, wo die vielen Vorſtellungen und Vorſtellungsmaſſen, die untereinander bezogen einen Gedanken bilden ſollen, namenlos und nur als die Affectionen unſerer Seele, die ſie urſprünglich ſind, in demſelben

Augenblick unſer Bewußtſein füllen; mag es ſein, daß ſie auch ſo nicht blos ein ungeordneter Haufen ſind, ſondern daß wirklich ſchon zwiſchen ihnen Verhältniſſe obwalten, die den ſpäter auszuſprechenden gleichgelten, ſo nimmt doch unſer Bewußtſein dieſe ganze innere Organiſation nicht wahr. Sie hat erſt Wirklichkeit und Wahrheit für uns, wenn wir im Geſchäft des Ausſprechens zuerſt die eine Vorſtellung hervorheben, und dann gemahnt durch die ſyntaktiſche Form, die wir ihrem Namen gegeben haben, nach einer beſtimmten Richtung über ſie hinausgehen, viele andere vorläufig zurückſtoßen und hemmen, bis vor allen diejenige zweite, auf welche jene Richtung hinwies, der erſten verknüpft iſt. Kein Gedanke iſt deutlich und rein, ehe er dieſe Zerlegung und Wiederverknüpfung erfahren hat, und die einfachſte Selbſtbeobachtung kann Jeden lehren, wie in dem Maße, als dieſe plaſtiſche Geſtalt der Idee hervortritt, die Dunkelheiten der früher unausgeſprochenen verſchwinden. Wie jedes Kunſtwerk erſt, wenn es in Marmor oder Erz fertig gebildet iſt, eine volle zuſammenſtimmende Wahrheit ſein kann, als Conception in der Phantaſie des Künſtlers aber immer eine fragmentariſche und lückenvolle Schönheit bleibt, ſo iſt für die Menſchheit die Sprache das allgemeine bildſame Material, in welchem ſie ihr Vorſtellungswogen allein zum Denken ausarbeitet.

Ich habe mit Vorliebe dieſen Geſichtspunkt hervorgehoben, der nahe Verwandtſchaft mit dem hat, was den beſtändigen Grundgedanken dieſer Betrachtungen bildet, mit der Ueberzeugung, daß alles, was wir etwa für den höchſten Inhalt der Welt erklären möchten, für uns nicht anders als durch einen geſetzlichen Mechanismus realiſirt zu denken iſt. Ich wende mich nur flüchtig noch einmal zu der erſten Geſtalt zurück, in der uns die Sprache erſchien. Urſprünglich zum Mittel der Mittheilung beſtimmt, wuchs ſie uns unverſehens zu einem ſelbſtändigen Organismus auf, deſſen Bildung nicht mehr in unſerer Willkühr liegt, ſondern deſſen eingeborner Natur wir uns fügen müſſen. Wie viel nun die Sprache auch in jener ihrer erſten Beſtimmung, wie viel alſo die Möglichkeit des Geſpräches zur Höhe der menſchlichen Entwicklung beiträgt, bedarf nur kurzer Erinnerung.

Nicht nur die erſte Erziehung, deren Unerläßlichkeit uns noch ſpäter fühlbar werden wird, ſondern auch die weitere Ausbildung des ſchon lebendig erwachten Geiſtes findet in ihr ein unentbehrliches Hilfsmittel. Der einſam ſich fortbewegende Gedankengang des Einzelnen, dem nur neue äußere Wahrnehmungen eine veränderte Richtung geben würden, wird heilſam unterbrochen durch die Fragen und Antworten des Andern; die Einſeitigkeit der Vorſtellungsaſſociationen erweitert ſich unter dem Einfluſſe einer fremden Gedanken- und Gefühlswelt, die theils neue Anſchauungen zuführt, theils neue Geſichtspunkte der Betrachtung für die gemeinſamen. Aber wozu im Allgemeinen hier aufführen, was im Beſondern unſere Aufmerkſamkeit ſpäter auf ſich ziehen muß? Fügen wir nur noch hinzu, daß auch den Gedanken des Einſamen die Sprache ähnliche Dienſte leiſtet. Aus dem Laut der Namen, aus dem metriſchen Rhythmus ihrer Verknüpfung entſtehen für ihn begleitende Vorſtellungen und Gefühle, entſtehen ferner Erinnerungen an Abweſendes, die nicht in ſolcher Fülle und Klarheit den ſtummen Lauf wortloſer Gedanken begleiten würden. Wie dem Dichter zuweilen der Reim unvermuthet eine anmuthige Wendung beſcheert, ſo führen die Worte überhaupt durch die vielfachen Aſſociationen, die ſich an ihre ſo häufig bildliche Bedeutung knüpfen, unſere Phantaſie manche ſonſt verſchloſſenen Wege, nicht immer zum rechten Ziel, oft in Wildniß endend, aber immer ein reiches Feld vor uns eröffnend, auf welchem wir die Früchte wählen können, die uns taugen.

## Viertes Kapitel.

### Die Erkenntniß und die Wahrheit.

Die ideale Natur des Geiſtes und ihr mechaniſches Aequivalent. — Das Weſen der menſchlichen Intelligenz. — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Wiſſen und zum Handeln. — Die Entſtehung der beſondern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menſchlichen Weltauffaſſung. — Angeborne Verſtandesbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entſtehung allgemeiner und nothwendig geltender Urtheile. — Der Begriff der Wahrheit. — Geſetz der Identität und der Cauſalität. — Die naturwüchſige Metaphyſik des Lebens und ihre Ausbildung. —

Ich habe vermieden, in den vorangegangenen Betrachtungen den erſten Urſprung der Sprache zu berühren; eine Frage, die ohnehin durch das kurze Geſtändniß unſerer Unwiſſenheit vielleicht eben ſo paſſend beantwortet würde, als durch die wenigen Bemerkungen, zu denen uns ſpäter eine andere Veranlaſſung bevorſteht. An jeden Einzelnen kommt die Sprache nur in der Ueberlieferung der Erziehung; ſie tritt ihm als ein fertiges, nur in wenigen Zügen noch bildſames Ganze gegenüber, deſſen Geiſt er ſich aneignet, und dem er im glücklichſten Falle kleine Antriebe zur Fortentwicklung zurückgibt, die völlig gegen die unberechenbare Größe deſſen verſchwinden, was er von ihm empfing. So weit wir in der Geſchichte zurückgehen, finden wir überall das nämliche Schauſpiel; auch in den älteſten Zeiten bietet ſich uns die Sprache als eine längſt entwickelte Bildung dar, an deren Gedeihen die vereinigte Kraft ungezählter vergeſſenen Geſchlechter gearbeitet hat. Nun war es nicht unſere Abſicht, ſchon hier die inhaltvollen Güter der Humanität zu betrachten, deren Entſtehung nur durch die ineinander greifenden Bemühungen der Menſchheit geſichert wird. Noch fern von aller geſchichtlichen Entwicklung ſtrebten wir vielmehr die immer ſich gleichbleibenden und überall, zu jeder Zeit und in jedem Individuum vorkommenden Anlagen aufzufinden, die der menſchliche Geiſt als die Mittel zu die-

ſen Werken beſitzt. Sie befähigen den Einzelnen keineswegs, aus eigner Kraft das Ziel der Humanität zu erreichen, aber ſie ſetzen ihn in den Stand, theils zu benutzen, was Anderer Anſtrengung ihm vorarbeitete, theils dieſem überkommenen Schatze einen jener unmerklichen Beiträge hinzuzufügen, aus deren Aufſammlung der langſame Fortſchritt der allgemeinen Bildung erwächſt. Es mußte uns deshalb hier genügen, die Antriebe zu erwähnen, die jeden einzelnen Geiſt bewegen, die ihm dargebotene Sprache als eine Befriedigung ſeines eignen Bedürfniſſes begierig aufzufaſſen, und die ihm geſtatten, ſich derſelben mit der inſtinctiven Schnelligkeit eines mitfühlenden Verſtändniſſes zu bemächtigen, das von ſelbſt ganz gleichartige Anfänge zu ihrer Schöpfung gemacht haben würde, hätte nicht die verwandte Thätigkeit früherer Geſchlechter ſie ihm bereits vollkommen geſtaltet entgegengebracht.

Richten wir unſere Blicke auf die übrigen Erſcheinungen des menſchlichen Lebens, ſo begegnen wir überall einem ſehr ähnlichen Bilde. In unſerer Wiſſenſchaft und in der alltäglichen Beurtheilung der Dinge, in unſern moraliſchen Ueberzeugungen und in der unwillkührlichen Sitte des Benehmens, in den großen Werken einer maſſenbewältigenden Technik, wie in den geringfügigen Vorkehrungen des gewöhnlichſten Bedarfes, allenthalben zehren wir von einem unberechenbaren Kapital bekannter und unbekannter geſchichtlicher Vorarbeit. Ja ſo allgemein iſt dieſer Charakterzug unſerer Cultur, daß man ſtets die Möglichkeit, durch geſchichtliche Ueberlieferung fortzuſchreiten, als das unterſcheidende Kennzeichen menſchlicher Bildung dem entwicklungsloſen Seelenleben der Thierwelt entgegengeſetzt hat. Aus dieſer uns umgebenden Maſſe des Herkommens die gleichartigen Arbeitskräfte auszuſondern, mit denen ſtets von neuem jeder einzelne Geiſt nach einer unveränderlichen Anlage unſerer Natur zu jenem Geſammtwerke mit antritt, dieſer Verſuch iſt um ſo ſchwieriger, je verſchiedener ſchon der nächſte Erfolg ſolcher Kräfte nach der Gunſt oder Ungunſt der Stelle ausfällt, an der jeder zur Mitarbeit berufen wurde. Man iſt eben ſo leicht verleitet, dem menſchlichen Geiſte zu viel an Naturanlage zuzugeſtehen, als man

anderſeits Gefahr läuft, die Bedeutung der geſchichtlichen Entwicklung zu überſchätzen. Namentlich frühere Zeiten neigten zu dem erſten Irrthume hin; zu jedem großen Erfolge, den die Menſchheit in ihrer Bildung errungen hat, theilten ſie dem Einzelnen eine unmittelbare, auf dieſes Ziel gerichtete Anlage zu, der nichts weiter fehlte, als ſo fertig, wie ſie war, erweckt zu werden. Dieſe Meinungen ſind nicht mehr im Geſchmack des Zeitalters; wir wiſſen, daß keine unmittelbare Naturſtimme den einzelnen Menſchen die Früchte der Humanität im Traume finden lehrt, ſondern daß eine lange Entwicklungsarbeit der Menſchheit die für ihn gereift hat, die er brechen kann. Aber wir ſind anderſeits vielleicht geneigt, über dem Geräuſch geſchichtlicher Wechſelwirkungen, an welche wir die Fortſchritte der Bildung geknüpft finden, die Unentbehrlichkeit der ausdrücklichen Anlagen etwas zu überſehen, die im Stillen den äußeren Bedingungen entgegenkommen müſſen. Ich habe nur kurz hier zu erinnern vor, was ich über dieſe Neigung ſchon früher zu bemerken hatte.

Als wir im erſten Theile dieſer Betrachtungen die allgemeine Organiſation beſprachen, die wir in jedem Seelenleben, welcher Gattung es auch angehöre, vorausſetzen mußten, konnten wir die nothwendige Einheit der Seele nicht dahin deuten, daß um ihretwillen dieſer nur eine einzige, durchaus gleichartige Grundform ihres Wirkens erlaubt wäre. Nur ſo viel ſchien jene Einheit zu verlangen, daß alle Aeußerungsweiſen der Seele, wie urſprünglich verſchiedenartig und unzurückführbar auf einander ſie immer ſein mochten, ſich doch als zuſammenpaſſende Glieder in das Ganze Eines Planes, Eines Charakters fügen. Gingen daher die verſchiedenen Vermögen der Seele nicht alle eines aus dem andern, ſondern zum Theil nur neben einander aus der Tiefe ihrer Natur hervor, ſo bemerkten wir doch, daß ihr Beieinanderſein einen zuſammenſtimmenden Accord bildete, und daß dieſe Natur der Seele, um ihres vollen Weſens willen, nicht die eine jener Thätigkeiten entfalten kann, ohne, wie einer poetiſchen Gerechtigkeit gemäß, einen mehr oder minder großen Antheil der übrigen hinzuzufügen. Mit dieſer Vorſtellung, die ſich auf das Seelenleben jeder Gattung von Geſchöpfen bezog, kamen wir vor

kurzem, nach dem Plane des zweiten Theiles unſerer Ueberlegungen, zu der Frage, welche Gründe die verſchiedenen Entwicklungshöhen der verſchiedenen beſeelten Geſchlechter beſtimmen. Hier war es nun eine mögliche Meinung, daß die Natur aller Seelen gleichartig ſei, und daß die Einwirkung aller vereinigten äußern Bedingungen, ſowohl derjenigen, die in der Organiſation der Körper liegen, als derer, welche Schauplatz und Schickſale des Lebens hinzufügen, die beſtimmte pſychiſche Entwicklung jeder Gattung, das Zurückbleiben der Thierwelt dort, und hier den Vorrang menſchlicher Bildung verurſache. Wir glaubten uns nicht im Stande, dieſe Meinung entſchieden zurückzuweiſen; im Gegentheil wird man nie umhin können, ihren Verſuchen zur Erklärung mit Antheil zu folgen, denn ohne Zweifel ſind ſie in weiter Ausdehnung wohlberechtigt. Aber was ſie bis jetzt geleiſtet haben, gibt uns doch den Eindruck, als führten ſie uns immer beinahe bis dahin, wo die Hemmung des thieriſchen und der Aufſchwung des menſchlichen Seelenlebens aus den Umſtänden erklärlich wird, und als ließen ſie dann regelmäßig einen Reſt, der aus dieſen Umſtänden nicht erklärlich wird. Wir kommen häufig faſt bis an das Ziel, und immer fehlt etwas, um es ganz zu erreichen: es fehlt der Nachweis, woher doch dem begünſtigten Geſchlechte der Menſchen die Regſamkeit überhaupt und der gute Wille rührt, alle Vortheile der äußern Bedingungen zu benutzen, und ſelbſt gegen manche Ungunſt derſelben anzugehen, und woher anderſeits der Bann rührt, welcher die Thierwelt in gewiſſen Grenzen zurückhält, deren Unüberſchreitbarkeit für ſie in keiner völlig zwingenden Weiſe aus ihren Lebensverhältniſſen dargethan werden kann.

Dieſe Betrachtungen geben der andern möglichen Meinung ein Uebergewicht, das ſie freilich für uns auch aus allgemeineren Gründen haben würde, der Meinung, daß den äußern Bedingungen in jeder Gattung eine eigenthümliche Natur der Seele entgegenkomme, die von ihnen entwickelt werden ſoll. Ohne die allgemeinen Geſetze des pſychiſchen Mechanismus zu ändern, denen jedes Seelenleben unterliegt, ändert doch dieſe Natur, wie ein ſpecifiſcher überall hindurchwirkender Coefficient, die Geſtalt des Erfolges, der aus der

Anwendung jener Geſetze entſpringt, und in dieſer Weiſe bildet ſie den Grund der eigenthümlichen Richtung und Höhe der ſpäteren Entwicklung. Die Wirkſamkeit dieſes Grundes kann ohne Zweifel durch Hinderniſſe beſchränkt werden, aber keine Gunſt der Umſtände erſetzt ihn, wo er fehlt; Verkümmerung von Keimen kommt auf jedem Gebiete vor und auch die menſchliche Entwicklung wird nicht überall ihre Beſtimmung erfüllen; aber ſelbſt in thieriſcher Verwilderung ſchließt der menſchliche Geiſt eine Fähigkeit der Verbeſſerung ein, die der urſprünglich thieriſchen Seele unter den günſtigſten Verhältniſſen fehlt. Dies iſt die Anſicht, die wir weiter verfolgen werden. Ich kam auf ihren allgemeinen Ausdruck jetzt nicht mit dem Vorſatz zurück, ihre nothwendige Geltung zu beweiſen; vielmehr mag ſie nur als die Anſicht meiner Wahl auftreten, einer Wahl zwiſchen zwei Möglichkeiten, von denen dahingeſtellt bleiben kann, ob innere Gründe zuletzt eine von ihnen doch noch als unmöglich verrathen werden. Ueber die weitere Ausführung dieſer Auffaſſung dagegen und über ihre Schwierigkeiten hatte ich vor, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Was die eine Seele von der andern, was die menſchliche namentlich von der thieriſchen unterſcheidet, das tritt nicht wie ein einzelner abtrennbarer Formbeſtandtheil zu andern unverändert bleibenden hinzu, oder an die Stelle eines wegfallenden ein, ſondern iſt wie ein eigenthümliches ſchwer beſtimmbares Colorit über das ganze Gemälde des inneren Lebens ausgebreitet. Schon die Sprache gibt dies in ihren Bezeichnungen der inneren Ereigniſſe zu, wenigſtens da, wo ſie noch unbefangen den Geſammteindruck der Beobachtung in ihren Benennungen wiedergibt. Man muß im Einzelnen den Thieren viel Ueberlegung, viel Combination der Gedanken und manchen überraſchenden Zug des Scharfſinnes zugeſtehen: aber den Verſtand ſpricht man ihnen doch gern ab; ſie träumen im Schlaf und denken ohne Zweifel auch wachend an Abweſendes und Künftiges: aber kaum reden wir gern von ihrer Einbildungskraft, Phantaſie verweigern wir ihnen durchaus; ſie haben ganz gewiß Gefühle, und nicht blos roh ſinnliche, ſondern wir reden von der Treue des einen, dem

Edelmuth des andern: aber im Ganzen Gemüth und Herz behalten wir doch dem Menschen vor; wir müssen leidenschaftliche Erregungen in ihnen annehmen und finden, daß manche derselben in manchen Gattungen durch Zucht unterdrückt und verhütet werden kann: aber freie Selbstbeherrschung schreiben wir doch dem Menschen allein zu, obgleich wir gestehen müssen, daß er eigentlich nie völlig erweislich von seiner Freiheit Gebrauch macht, sondern daß das Ueberwiegen der einen Leidenschaft über die andere und die Furcht der Zucht auch für ihn der häufigste Bestimmungsgrund des Handelns ist. In allen diesen Beziehungen erscheint das menschliche Geistesleben nicht durch eine besondere Natur der Elemente bevorzugt, aus denen es besteht; es sind im Gegentheil schließlich dieselben Mosaikstifte, aus denen sein Bild wie das des thierischen Dichtens und Trachtens zusammengesetzt ist; seine Eigenthümlichkeit liegt in der Art ihrer Verknüpfung und Benutzung, in dem Sinne, der mit diesen Mitteln arbeitet und der alle einzelnen Erfolge durch die Bedeutung veredelt, welche er ihnen als Ausdrücken eines beständigen und in sich zusammenhängenden Lebensplanes verleiht. Jene Einheit, die nur darin besteht, daß mannigfache Thätigkeiten als gleich nothwendige Folgen aus dem Grunde einer und derselben Natur hervorgehen, kommt ohne Zweifel auch jeder Thierseele zu; an dem menschlichen Geiste tritt darüber hinaus noch der Charakter einer methodischen Entwicklungsarbeit auf, welche sehr vielgestaltige Mittel zur Verwirklichung einer als Zweck und Bestimmung vorschwebenden Bildung zusammennimmt.

Von diesem Eindrucke ist eigentlich immer diejenige Auffassung des Seelenlebens geleitet worden, die sich außerhalb der wissenschaftlichen Schule entwickelte; von ihm läßt sich wesentlich auch die eigenthümliche Form der Psychologie beherrschen, die gern unter dem besondern Namen einer Lehre vom Geiste sich von den übrigen Bearbeitungen dieses Gebietes unterscheidet. Denn wenn wir alle Irrungen beiseit lassen, welche theils die eigene Unklarheit dieser Ansicht, theils die herausgeforderte Leidenschaftlichkeit ihrer Gegner verschuldet hat, so zeigt sich leicht, daß ihre eigene Meinung und

der Grund des Beifalls, den ſie immer wieder finden wird, in ihrer Uebereinſtimmung mit einer ſehr kenntlichen Neigung der gewöhnlichen Meinung beſteht. Unſere unbefangene Wißbegierde nimmt keineswegs bei allen Gegenſtänden in erſter Linie daran Intereſſe, wie ihre einzelnen Merkmale und Zuſtände wohl entſtehen und ſich erhalten mögen, ſondern daran, wie dieſe Mannigfaltigkeit zuſammenpaßt. Namentlich die Betrachtung des geiſtigen Lebens hat zwar ſchon früh auch jene andern Fragen nach dem Mechanismus ſeines Betriebes aufgeworfen, aber weit lebendigeren Antheil nahm ſie doch von jeher an dem Verſuche, die mannigfachen Vermögen, Thätigkeiten und Wirkungsgewohnheiten, die wir in unſerem Innern antreffen, als unter einander zuſammenſtimmende Functionen aus einer einzigen umfaſſenden Tendenz abzuleiten. So wie wir die einzelnen Züge eines Kunſtwerkes in ihrer Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit für den Ausdruck der ganzen Einen Idee desſelben verfolgen, ohne uns vorläufig um den techniſchen Verwirklichungshergang zu kümmern, durch welchen ein Zug neben dem andern im Erz oder Marmor ausgeprägt wurde: ebenſo ſuchen wir das wahre Weſen des Geiſtes in dem, was er eigentlich mit aller ſeiner Thätigkeit will, und wir glauben ihn zu verſtehen, wenn wir in jeder ſeiner vielförmigen Aeußerungen einen Ausdruck ſeines Strebens und in dem Zuſammenhange aller die Einheit dieſes Strebens wiedererkennen. Und dabei kümmern wir uns zunächſt ebenfalls nicht um den urſächlichen Hergang, durch welchen jede einzelne dieſer Erſcheinungen des geiſtigen Lebens realiſirt und mit den übrigen in wirkſame Verbindung geſetzt wird. Etwie natürlich, ſetzen wir voraus, werde dafür geſorgt ſein; aber das wahre Weſen einer beſtimmten geiſtigen Lebensform liege nicht in den allgemeinen Geſetzen, nach denen jede andere ebenſo gut entſteht, als ſie ſelbſt; es liege vielmehr in der eigenthümlichen Natur der Anwendungspunkte, die jenen allgemeinen Geſetzen hier anders und beſſer als in andern Beiſpielen dargeboten werden und ihnen die Macht erſt geben, dieſe beſonders hervorragenden Erfolge zu bewirken. Setzen wir nun voraus, daß dieſe eigenthümlichen Anwendungspunkte nicht

blos in einer beſonderen Combination äußerer Bedingungen beſtehen, ſondern daß der hauptſächlichſte unter ihnen eben die beſondere lebendige Idee ſelbſt iſt, welche den Unterſchied des menſchlichen Geiſtes von andern Seelen begründet, ſo kann es doch nicht dabei bleiben, die Berückſichtigung jenes Herganges ganz abzulehnen, durch welchen eben dieſe Idee eine wirkſame Macht über den Mechanismus der pſychiſchen Wechſelwirkungen gewinnen kann, die doch überall Schauplatz und Mittel ihrer Verwirklichung bilden müſſen. Wir dürfen am wenigſten durch den abgenutzten Gegenſatz einer höheren und einer niederen Anſicht der Dinge uns von dem Nachweis loszukaufen ſuchen, wie das ideale Streben der Seele zur Mitarbeit an der überall nach allgemeinen Geſetzen ſich vollziehenden Entwicklung des inneren Lebens gelangt.

Man weiß, wie zur Hervorbringung eines Ereigniſſes ſtets mancherlei zuſammenwirkende Urſachen gehören, alle gleich unentbehrlich, aber doch ſonſt verſchieden an Werth. Häufig iſt es möglich, eine einzige unter ihnen, weil durch ſie faſt ausſchließlich die ganze Form des herauskommenden Erfolges beſtimmt wird, mit dem Namen der Urſache auszuzeichnen, die andern aber als Miturſachen zu behandeln, die theils als erregende Reize, wie wir meinen, die ſchon fertige aber noch ſchlummernde Folge erwecken, theils, und dies iſt der richtigere Ausdruck auch für dieſen Fall, noch fehlende Bedingungen hinzufügen oder Hinderniſſe der Entfaltung beſeitigen. So verlangt der Keim der Pflanze als Miturſachen ſeines Aufgehens viele, ſie alle helfen jedoch nur das entwickeln, was vorbeſtimmt und vorgezeichnet iſt durch die Summe aller, hier unbeſtimmt zu laſſenden, Eigenſchaften des Keimes, auf denen ſein Bildungstrieb beruht. Aber ohne die Anregung, die ihm von der Einwirkung dieſer äußern Reize kommt, würde jener Trieb ſtets unausgeführt bleiben, und ſelbſt im Falle ſolcher Einwirkung beſtimmt er ſelbſt für ſich allein doch nur die erſte momentane unendlich kleine Aenderung, welche der Zuſtand des Keimes erfahren muß. Die ganze Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Vegetationsphaſen dagegen erzeugt ſich nur in einer beſtimmten Reihenfolge und nur dadurch, daß in jedem Augenblicke

auf den eben vorhandenen Zuſtand des Keimes und auf die Geſchwindigkeit und Richtung, mit der die eben in ihm vorgehenden Bewegungen ihn über dieſen Zuſtand hinauszutreiben ſuchen, von neuem die Einwirkung der äußeren Miturſachen geſchieht. Nicht nur die Anlage zu einer beſtimmten Blüthen- und Fruchtform, die wir gemeinhin in dem Samenkorn ſchon vorhanden denken, erzeugt ſich erſt an einem beſtimmten Punkte ſeiner Entwicklung, ſondern überhaupt jede Anlage zu der Geſtaltung des nächſten Augenblickes wird erſt in dem jetzigen Augenblick durch den vorhandenen Geſammtzuſtand und die Summe der neu einwirkenden Bedingungen hervorgebracht. Aber ſo gewiß auch jeder zweite Schritt der Entwicklung nur dadurch gelingt, daß der bildſame Keim ſich ſo, wie er durch den erſten Schritt verändert worden iſt, der mitbeſtimmenden Kraft der Reize von neuem darbietet, ſo haben wir dennoch ein Recht, die ganze Reihenfolge ſeiner Entfaltungen ſeiner urſprünglichen Natur zuzurechnen. Nur dafür hat er zu ſorgen, daß das Gewicht, welches er vermöge dieſer Natur zur Begründung der Form jener erſten Umbildung in die Wagſchale warf, ein entſcheidendes iſt, ſo daß die Gewalt der äußern Reize zwar wohl ſeine Entwicklung ganz unterdrücken, aber ſo lange ſie fortgeht, ſie nicht in eine fremde Bahn ablenken kann. Seinen urſprünglichen Zuſtand ſo wie jede ſeiner ſpäteren Umbildungen müſſen die äußern Bedingungen ſtets als die Haupturſache für die zu beſtimmende Form des nächſten Augenblickes anerkennen, ſich ſelbſt aber als helfende Kräfte der Verwirklichung derſelben unterordnen. Von dem ganzen Bildungstriebe des Keimes wird daher in jedem einzelnen Augenblicke nur ein ſo großer und ſo beſchaffener Theil als wirkſame Kraft auftreten können, wie ihn eben die gerade jetzt geſchehende Wechſelwirkung zwiſchen dem Endzuſtand des vorigen Augenblickes und den neuen Bedingungen des jetzigen motivirt und auslöſt; aber dieſe verſchiedenen Wirkſamkeiten werden ſich zu einer Reihenfolge in ſich zuſammenſtimmender Entwicklungsthätigkeiten verknüpfen, weil durch ſie alle hindurch die urſprüngliche Tendenz des Keimes die maßgebende Gewalt bleibt. So geſchieht es einerſeits, daß aller Bil-

dungstrieb der Pflanze nichts helfen würde, wenn sie ungeduldig wäre, Früchte vor der Blüthe zu treiben; aber anderseits geschieht es dadurch auch, daß der Keim der Eiche wieder Eichen treibt und nie durch die Umstände zur Buche verwandelt wird.

Wer nun so, wie wir es thaten, die eigenthümliche Gestalt des geistigen Lebens in einer ursprünglichen Tendenz des Geistes vorgebildet annimmt, der weiß, daß dieser Ausdruck mit unvollkommener Kürze ein dem vorigen ganz ähnliches Verhalten bezeichnet. Er weiß, daß die Seele weder im Kleinen schon das ist, was sie werden soll, noch ohne irgend eine äußere Anregung sich aufmacht, es zu werden; er weiß ferner, daß, wenn sie dann wirklich angeregt wird, nun nicht auf einmal und ununterbrochen ihre Entwicklung abrollt, als hätte es nur der Hinwegräumung eines Dammes bedurft, um dem aus sich selbst quellenden Strome ihres Bildungstriebes freien Abfluß zu verschaffen. Nur die unablässig erneute Einwirkung helfender Mitursachen auf das, was die Seele durch einen ersten Entwicklungsschritt geworden ist, erzeugt in ihr Fähigkeit und Nothwendigkeit zugleich, einen bestimmten zweiten zu thun. Und sollten diese Mitursachen nicht durchaus in neuen äußeren Reizen, sondern zum Theil in den fortdauernden Nachwirkungen der eignen innern Zustände bestehen, so wie das Planetensystem durch seine eigne Bewegung sich von neuem in Bewegung versetzt, so würde doch die ursprüngliche Tendenz der Seele, wie hochstrebend sie immer sein möchte, nicht einmal mit diesen eignen innern Zuständen mit ungesetzlicher Freiheit schalten und walten können. Auch von ihrem Bildungstriebe wird in jedem Augenblicke nur so viel verwirksamt, als die Gesammtsumme der in ihr vorhandenen Erregungen, die jetzt anstatt äußerer Reize auf sie einwirken, zur Thätigkeit hervorzulocken vermag. So realisirt sich auch ihre Tendenz allerdings nur in einem unabgebrochenen mechanischen Zusammenhange, aber sie ist doch nicht ein passives Erzeugniß desselben. Denn obwohl die Seele nicht rückwirken und antworten kann, bevor sie angeregt und gefragt ist, so ist doch der Inhalt ihrer Antworten ihr Eigenthum und drückt in jedem Augenblick das aus, was sie nach der innerlichen Consequenz ihrer Natur

auf dieſe beſtimmten Anregungen zu erwiedern, auf dieſer beſtimmten Stufe ihrer Entwicklung auszugeſtalten hatte. Das Integral dieſer ſucceſſiven Aeußerungen iſt die urſprüngliche Tendenz der Seele, nur daß man hier nicht blos verſchiedene Größenwerthe der Rückwirkung für veränderliche Werthe der Anregungen zu ſummiren hätte, ſondern von verſchiedenen momentanen Formen des Wirkens unter veränderlichen Bedingungen zu einer anfänglichen erzeugenden Functionsform zurückgehen müßte.

Die Brauchbarkeit des Gleichniſſes vom Pflanzenleben endet indeſſen hier. Denn der Keim der Pflanze bleibt immer eine Vielheit von Theilen, welche den Typus der künftigen Vegetation nur durch ihre Verknüpfungsweiſe beſtimmen. So erzeugt ſich im Laufe der Fortpflanzung ein Syſtem verketteter Theilchen aus einer frühern gleichartigen Verkettung anderer; aber nie hat der vegetabiliſche Bildungstrieb die verdichtete Exiſtenz, in einem einzigen untheilbaren Atom als deſſen Natur und Weſen zu ſchlummern. Deshalb gibt die Entwicklung der Pflanze der erklärenden Form der Wiſſenſchaft überall Beſchäftigung; nicht nur die erſte Entſtehung des Keimes und ſeiner urſprünglichen plaſtiſchen Anlage wird hier ein neuer Gegenſtand der Unterſuchung, ſondern auch der Grund jeder ſpätern eigenthümlichen Rückwirkung, die er, bereits umgebildet, aufs neue ſich von den äußern Reizen abgewinnen läßt; denn auch dieſe Rückwirkung beruht hier auf einer neuen Conſtellation ſeiner verſchiedenen Theile, und iſt folglich nach allgemeinen Geſetzen der Gegenwirkung verſchiedener Elemente zu beurtheilen. Es iſt anders mit dem Geiſte. Seine anfängliche Bildungsanlage liegt nicht in Beziehungen unterſcheidbarer Theile, ſondern in dem Einen untheilbaren Sinne ſeiner idealen Natur; die Art der Antworten, die er im Lauf ſeiner Entwicklung den äußern Anregungen gibt, hängt wohl auch von einer inzwiſchen erfolgten Verſchiebung und Umordnung in ſeinem Innern ab, aber nicht von einer räumlichen Verſchiebung gegeneinander ſelbſtändiger Theile, ſondern von der veränderten intellectuellen Beziehung und Spannung zwiſchen der augenblicklich erreichten Form und Größe der Erregung oder

Aeußerung und dem beſtändigen idealen Gehalte der geiſtigen Natur, der zwar Aeußerung überhaupt vielleicht nicht urſprünglich ſucht, wenn ſie ihm aber abgenöthigt wird, ſich vollſtändig äußern will. Auch in dieſen tiefſten Gründen der geiſtigen Entwicklung findet ſich daher die Conſequenz eines nothwendigen Zuſammenhanges; aber dieſe Conſequenz trägt nicht das Gepräge mathematiſcher Geſetzlichkeit, ſondern das einer äſthetiſchen Gerechtigkeit, nur in der Art der Folgerichtigkeit, nicht in der Strenge und Feſtigkeit ihrer Gebote von jener verſchieden. Denn während das mathematiſche Geſetz nur die Wechſeleinflüſſe gleichartiger Ereigniſſe unmittelbar beſtimmt, verkettet die äſthetiſche Gerechtigkeit das für unſere begriffliche Vergleichung Ungleichartige, aber zu dem Ganzen einer Idee dennoch nothwendig Zuſammengehörige. Wohl mag im Ganzen unſerer menſchlichen Erkenntniß das Gewahrwerden dieſer Gerechtigkeit nur als eine unſichere Ahnung, und die Berufung auf ſie für eine unvollkommene Beurtheilungsweiſe der Dinge gelten, weit der Sicherheit nachſtehend, welche das mathematiſche Wiſſen auf ſeinem Gebiete erreicht; im Ganzen der Wirklichkeit ſelbſt dagegen ſind gerade ihre Gebote die erſten und unverbrüchlichſten, auf denen aller Zuſammenhang der Dinge beruht; ſie iſt es eben, welche die unwandelbaren Beziehungen zwiſchen denſelben erſt feſtſtellt, auf denen aller Calcül wie auf einer gegebenen Grundlage fußen muß, um die Schickſale des einen Elementes aus denen anderer berechenbar finden zu können. Eine allgemeine Statik und Mechanik des Inhaltes geht in der Welt der andern Statik und Mechanik voran, die ſich nur auf die Größenveränderungen dieſes Inhaltes bezieht. Ihre Gebote werden uns in der Betrachtung der Natur in Geſtalt jener thatſächlichen Geſetze der Wechſelwirkung bemerkbar, welche die rechnende Theorie nicht machen, ſondern nur anerkennen kann; ſie treten uns in dem geiſtigen Leben in der allgemeinen Tendenz entgegen, die uns als der treibende Beweggrund ſeiner ganzen Entwicklung fühlbar wird.

Wie ſchwer es nun auch ſein mag, dieſe Tendenz erſchöpfend auszuſprechen, und wie zahlreich die Quellen des Irrthums, wie groß

die Gefahr, die einzelnen Erſcheinungen dieſer Entwicklung willkührlich und einſeitig zu ſchätzen und zu deuten, ſo können wir doch, im Begriffe dieſen Weg einzuſchlagen, nicht zugeben, daß eine unausfüllbare Kluft die Verbindung der Anſicht von einer idealen Einheit des geiſtigen Lebens mit der andern von der mechaniſchen Verwirklichung deſſelben hindere. Wer die eben gemachten Bemerkungen aufmerkſam verfolgt, wird in ihnen die andere ergänzende Hälfte einer Gedankenreihe erkennen, die wir früher zu verfechten hatten (II. S. 33 ff.). Damals mußten wir darauf hindeuten, wie allem äußeren berechenbaren Mechanismus der körperlichen Welt ein inneres Geſchehen zu Grunde liegt; hier hatten wir hervorzuheben, wie unumgänglich jedes innere Geſchehen, ſo groß auch ſeine bedeutſame ideale Herrlichkeit ſein möchte, nicht nur in ſich ſelbſt geſetzlich iſt, ſondern auch ſogleich ſich wieder dem Zuſammenhange eines vergleichungsweiſe äußern Mechanismus, d. h. eines ſolchen anſchließt, welcher nicht mehr auf die äſthetiſche Conſequenz der idealen Momente, ſondern nur noch auf die Größe der wirkſamen Kraft Rückſicht nimmt, mit welcher jedes derſelben ſich gelten zu machen weiß. Zwiſchen die ſtreitenden Auffaſſungen des geiſtigen Lebens tritt die unſere ſo, daß ſie weder die bedeutſame Idee als die ſchrankenlos geſtaltende Macht iſolirt über der niedern Sphäre des gemeinen pſychiſchen Mechanismus ſchweben läßt, noch ohne die Vorausſetzung eines geſtaltenden idealen Triebes mit der blinden Arbeit des letztern allein ſich begnügen kann. Vielmehr die Idee ſelbſt möchten wir als eine der mitwirkenden Kräfte an dieſer Arbeit faſſen, ſo daß ſie zwar ihrem Weſen nach, wie jede urſprüngliche Kraft, vom Mechanismus unabhängig vorausgeht, wirkſam aber doch nur wird, ſo fern die Wärme ihres Strebens völlig als ein den übrigen wirkſamen Kräften gleichartiges mechaniſches Aequivalent auftritt. Aber die weitere Verfolgung dieſer Gedanken gehört ſo ſehr der Zukunft, daß wir uns hier begnügen müſſen, nur das Princip unſerer Betrachtung gerechtfertigt zu haben; zwiſchen ihm und ſeiner Durchführung im Einzelnen liegt eine große Kluft, tröſtlich für die, denen dieſe wiederholte Auseinanderſetzung oft ſchon angedeuteter Ueberzeugun-

gen in zu dunkle Gegenden zu führen ſchien. Denn von ſelbſt ſehen wir uns nun genöthigt, zu dem bekannten Schauſpiel der Erfahrungen zurückzukehren, in denen dem beobachtenden Blicke der urſprüngliche Trieb des geiſtigen Lebens ſich verrathen dürfte.

Und mit zu lebhaftem Antheil hat dieſer Blick ſeit den älteſten Zeiten auf ſeinem Gegenſtande geruht, um uns befürchten zu laſſen, der oft wiederholte Verſuch, den weſentlichen Kern der geiſtigen Entwicklung auszuſprechen, habe bisher ſein Ziel ganz verfehlen können. Dem träumeriſchen Daſein der Thierwelt, die von wechſelnden Eindrücken wechſelnd befangen wird, ſtellte man die menſchliche Weiſe als ein helles Wachen gegenüber, das durch unendlich mannigfache, ſich ſelbſt immer von neuem überbietende Reflexion jeden Eindruck und jeden Zuſtand zum Gegenſtand eines neuen Wiſſens machen kann und ſo das dumpfe Verſenktſein in den Inhalt der Vorſtellungswelt zu einem freien lebendigen Beſitze deſſelben verwandelt. Mit dem unklaren Bewußtſein des Thieres, das nur durch das unmittelbare ſinnliche Gefühl ſeiner Exiſtenz und durch Erinnerung an ſeine beſondern, und doch wie wenig beſondern, Erlebniſſe ſich von andern ſeiner Gattung unterſcheidet, contraſtirte man das Selbſtbewußtſein der menſchlichen Perſönlichkeit, die als ein völlig Individuelles ſich aller Welt gegenüber wiſſe. In allen Stufen der menſchlichen Entwicklung fand man deutlich den Beruf des Geiſtes ausgedrückt, nicht nur Eindrücke zu leiden von der Welt und auf ſie zurückzuwirken, ſo wie ein Ding vom andern leidet und auf es zurückwirkt, ſondern in dieſem Wechſelverhältniß den dunkeln Anſchein einer fremdartigen Realität zu zerſtören, die das Thier beſtändig unverſtanden umgibt. In klarer Erkenntniß werde dem menſchlichen Geiſte das Innere der Dinge offenbar, und er begreife, daß dies ganze Nicht-Ich der Sachlichkeit nur ein verkleidetes Bewußtſein iſt, unter deſſen Hülle er nur ſich ſelbſt und die Züge ſeiner eigenen Natur wiederfinde. In allen dieſen Ausdrücken und in vielen ähnlichen fühlen wir ohne Zweifel die wahre Natur des Geiſtes berührt, vielleicht mit einiger Hinneigung zur Ueberſchätzung ſeiner blos erkennenden Thätigkeit, und wenigſtens die weiteren Ausführungen ſolcher

Anſichten nicht frei von dem Vorwurf, hohe Bildungsſtufen, die unſere Entwicklung unter günſtigen Bedingungen erreichen kann, zu unmittelbar zu den natürlichen Ergebniſſen derſelben zu zählen; endlich vielleicht auch darin unvollſtändig, daß ſie mit einer entſchuldbaren Vorliebe für die Lichtſeite dieſer Entwicklung zu ſehr nur den Keim des Guten in dem Geiſte beachteten und nicht vorſichtig genug waren, ihn ſo zu ſchildern, daß aus ſeiner Naturanlage auch das Schändliche, Verkehrte und Böſe begreiflich wird, deſſen Daſein die Erfahrung nicht unbemerkt laſſen kann. Dieſe Bedenken können uns indeſſen nicht abhalten, an die erwähnten Betrachtungen wenigſtens hier anzuknüpfen, wo es uns zunächſt um den Unterſchied zu thun iſt, durch den die Intelligenz des menſchlichen Geiſtes, abgeſehen von dem, was er ſonſt iſt, die Regſamkeit der Thierſeele überbietet.

Während in den unbeſeelten Dingen der Eindruck, den ihnen der vorige Augenblick nachließ, ein mitbeſtimmender Grund für die Geſtaltung des nächſten Augenblickes iſt, mithin die Vergangenheit durch ihre Nachwirkungen in der Gegenwart fortlebt, ſo hat ohne Zweifel ſchon das innere Leben der Thiere dies voraus, daß ſeine früheren Zuſtände nicht nur in dieſer Weiſe den ſpätern vorarbeiten, ſondern daß ſie häufig als bewußte Vorſtellungen neben den letztern feſtgehalten, und daß die Beziehung zwiſchen beiden, die dort nur eine blind wirkende Macht war, hier zum Gegenſtand eines neuen Bewußtſeins werden kann. Es iſt nutzlos beſtimmen zu wollen, bis zu welcher Feinheit ſich in den Thieren dieſe beziehende Thätigkeit entwickeln mag, und wir können zugeben, daß ſie vielleicht nur ſehr geringe Höhen erreicht, obwohl die Sicherheit, mit der dieſe Behauptung oft gewagt wird, weit mehr auf der Ueberhebung menſchlichen Stolzes als auf wirklicher Kenntniß der Thierſeele beruht. Die Steigerung nun, welche die Fähigkeit zu ſolcher Reflexion auf eigne Zuſtände in dem Menſchen erfährt, läßt ſich nicht wohl einfach als eine größere Stärke faſſen; es iſt kein klarer Gedanke, daß eine Beziehung zweier Elemente mehr oder weniger vollzogen werde, wenn man nicht dies Mehr und Minder entweder in der verſchiedenen

Vollzähligkeit der vollzogenen Beziehungen zwiſchen allen beziehbaren Punkten des Inhaltes, alſo in der Vielſeitigkeit dieſes Thuns, oder in der vervielfältigten Wiederholung derſelben Handlung ſucht, die, ſo oft ſie geſchieht, ſich ebenſo oft wieder zu ihrem eignen Gegenſtand, zum Object einer neuen Reflexion macht. Man iſt öfter geneigt geweſen, in der letztern Weiſe jenen Unterſchied feſtzuſtellen; die Thiere mögen noch wiſſen, daß ſie verſchiedene Vorſtellungen haben und das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen den Inhalten derſelben empfinden; aber damit ſei ihre Regſamkeit erſchöpft; der Menſch mache außerdem dieſes Wiſſen von ſeinen Vorſtellungen zum Gegenſtand eines neuen Wiſſens, beobachte ſich alſo in ſeiner eignen beziehenden Thätigkeit, und dies Beobachten wiederum beobachte er von neuem, und ſo ins Unendliche fort wiſſe er um das Wiſſen vom Wiſſen ſeines Wiſſens, ſo lange bis er ſelbſt müde wird, auf dieſer Leiter der Selbſtbeſpiegelung weiter aufzuſteigen, oder wir müde werden, ihm zu folgen. Beides wird ſehr bald geſchehen, denn wir überzeugen uns bald, daß die Ausſicht im Aufſteigen nicht weiter wird. Iſt es die unterſte Stufe der Leiter, nur der Schauplatz des Aufbewahrens und Verſchwindens der unmittelbaren Eindrücke zu ſein, die in beſtimmten Verhältniſſen, von mechaniſchen Geſetzen geleitet, ſich an einander ketten, ſo iſt allerdings das Gewahrwerden dieſer Beziehungen zwiſchen ihnen und ihre wiſſentliche Verknüpfung zu einem zuſammenhängenden Weltbilde eine neue Begebenheit in der Seele und eine zweite Stufe ihrer Entwicklung. Iſt ferner dieſes erſte Erwachen des beziehenden Wiſſens zwar eine thätige, aber dem Vorſtellungsinhalte hingegebene und ihres Thuns ſich nicht abgeſondert bewußte Ausbildung der Anſchauung, ſo bildet die Selbſtbeſinnung, welche dieſe inſtinctiven Bemühungen in ihrem Zuſammenhang unter ſich als Thätigkeiten des Ich begreift, und ſie in allgemeiner Geſtalt von den einzelnen Beiſpielen ihrer Anwendung ablöſt, ohne Zweifel eine neue, dritte Stufe der Entwicklung. Aber keine höhere Sproſſe führt nun noch eine weſentliche Umgeſtaltung der Sache, oder eine neue Stellung der reflectirenden Seele zu ihren unmittelbaren Zuſtänden herbei; jede nochmalige Spiegelung dieſes

Wissens in einem höheren verdunkelt nur, wie jede öftere Reflexion desselben Bildes, die Umrisse seines Inhaltes. Wir gelangen nur weiter, wenn wir den zweiten der oben erwähnten Gesichtspunkte benutzen. Indem wir in den zahllos verschiedenen Fällen äußerer Eindrücke uns der jedesmal anders gestalteten und doch wesentlich gleichartigen Beziehungsthätigkeiten bewußt werden, zu denen sie uns veranlassen, steigern wir durch diese wachsende Vielseitigkeit unserer Reflexion unsere Kenntniß sowohl von den Dingen als von uns selbst und glauben dann durch einen höheren Standpunkt gewonnen zu haben, was wir in der That der allseitigen Benutzung eines und desselben verdanken. Ueberlegen wir nun, wie diese drei verschiedenen Stufen des Wissens sich in der thierischen Seele und dem menschlichen Geiste verhalten.

Das erste Element alles innern Lebens, die unmittelbaren Empfindungen, welche die Außenwelt uns verursacht, haben wir als gleichartig in allen Geschöpfen angenommen, deren Vergleichung mit uns überhaupt Interesse haben könnte, und wir kommen auf ihre früher vorangeschickte Betrachtung hier nicht zurück. Das zweite Element besteht in jenen durch den Mechanismus der innern Zustände herbeigeführten Verbindungsformen, durch welche diese Eindrücke zu dem Bilde einer Welt verknüpft werden; Formen, die nicht vom Bewußtsein oder der Willkühr der Seele gehandhabt werden, sondern deren Einarbeitung in den Inhalt der Sinnlichkeit ein hinter dem Rücken des Bewußtseins geschehendes Ereigniß ist, dessen fertiges Ergebniß allein sich seiner Kenntnißnahme darbietet. Wir können später in wissenschaftlicher Reflexion zu errathen suchen, aber wir können nicht unmittelbar zusehen, wie unsere Seele beschäftigt ist, das Mannigfache der Eindrücke in Raum und Zeit zu ordnen; nur das glatte fertig gearbeitete Raumbild der Welt tritt vor unser Auge, und unmittelbar glauben wir die Zeit und die Bewegung der Ereignisse in ihr wahrzunehmen. Mit gleich unbewußter Nothwendigkeit entstehen in uns Vorstellungen von Dingen überhaupt, und die Gewohnheit, zu jeder Veränderung des Gegenwärtigen etwas hinzuzudenken, woher sie gekommen, ein anderes, wohin sie führen

wird, vieles um ſie her, wovon ſie als von ihrer bleibenden Umgebung ſich abhebt. Alle Vergleiche ferner und alle Unterſcheidungen beginnen mit der Wahrnehmung von Gleichheiten oder Unterſchieden, die unmittelbar in der Anſchauung gegeben werden. Nur verfeinert mögen ſie wohl werden durch Hilfe bewußter Ueberlegungen; aber alles beziehende Wiſſen überhaupt, wenn es in dem Bewußtwerden der Veränderung beſteht, die unſer innerer Zuſtand beim Uebergang von einem Eindruck zum andern erfährt, kann die Art und Größe dieſer Veränderung nur als entſtandenes Ergebniß wahrnehmen, muß aber dem unbewußten Mechanismus unſerer Natur überlaſſen, ſie hervorzubringen. Ob eine Farbe einer andern gleich oder ungleich, einer dritten verwandter ſei als einer vierten, dieſe Vergleichung liegt allerdings nicht wirklich unmittelbar in der Empfindung, aber dennoch haben wir Recht, wenn wir glauben, Verhältniſſe dieſer Art ſehen zu müſſen und ſie nicht denkend begreifen zu können. Denn die Wechſelwirkungen, durch welche die den einzelnen Farben entſprechenden Erregungszuſtände unſerer Seele das Urtheil über ihre Gleichheit oder ihre Verwandtſchaftsgrade beſtimmen, entgehen unſerem Bewußtſein durchaus; nur das fertige Reſultat, der Inhalt dieſes Urtheils, ſteht wie eine einfache ſinnliche Thatſache vor uns. Und ebenſo würde man nie die Größenverhältniſſe zweier ſichtbaren Gegenſtände ermitteln können, wenn nicht alle Kunſtgriffe der Berechnung, die man in ſchwierigeren Fällen dazu aufbietet, ſchließlich doch allemal dadurch unterſtützt würden, daß die Gleichheit oder Ungleichheit der Theile des letzten Maßſtabes, auf den man ſich beruft, unmittelbar wahrnehmbar iſt. So kann man ſagen, daß in dem ganzen Bereich dieſer Thätigkeit, der zweiten jener Ausbildungsſtufen, die wir unterſchieden, das Bewußtſein nur nachher kommend Kenntniß nimmt von Beziehungen, die es nicht ſelbſthandelnd angeſtiftet, ſondern die ihm der unbewußte Mechanismus der pſychiſchen Zuſtände vorgearbeitet hat. Und von dieſen Beziehungen, durch welche zuerſt die wüſte Mannigfaltigkeit der zuſammenſtrömenden Eindrücke zu einer Weltvorſtellung gegliedert wird, kann man keine den Thieren abſprechen, ohne ihr alltäg-

liches Leben unbegreiflich zu machen. Abgeſehen von den räumlichen Anſchauungen, in denen ſie ſich gleich gut zurecht finden wie wir, beweiſen ſie durch ihre Furcht vor dem Großen und die Verachtung des Kleinen ihre Größenſchätzung, durch das Verſtändniß der Drohung ihre Gewohnheit, an die Vorſtellung des Gegenwärtigen die der nächſten Folge zu knüpfen, durch ihr Umſehen bei unvermutheten Eindrücken die andere, die Quelle zu ſuchen, woher das Neue kommt. Weder der Neſtbau des Vogels noch das Gewebe der Spinne, noch weniger die verbeſſernde Rückſichtnahme auf Umſtände und zufällige Störungen, die beide in dieſen Werken entfalten, wäre ohne das Zugeſtändniß erklärlich, daß auch ihre Seelen Vorhandenes mit Abweſendem, mangelhaftes Wirkliche mit dem vollkommenen Bilde des Gewollten vergleichen, den Unterſchied wahrnehmen und in einem Dritten das Mittel ſeiner Beſeitigung erkennen.

Aber in der Lebhaftigkeit und Vielſeitigkeit der Ausübung dieſer Fähigkeiten finden wir ein bedeutendes Uebergewicht des Menſchen. Es iſt auffallend, wie ſehr das Thier ſich zur Wahrnehmung und zum Handeln nur augenblicklich durch Ereigniſſe aufregen läßt, die ein ſeiner Gattung zukommendes egoiſtiſches Intereſſe, ſei es der Selbſterhaltung oder des Vortheils, erwecken, und wie bald ſelbſt dann nach den erſten Schritten ſeine Regſamkeit zu erlahmen beginnt, nachdem entweder die aufgeſtörten Triebe befriedigt ſind, oder die weitere Beſchäftigung mit dem eindruckerzeugenden Gegenſtande ihm keine neuen Vorſtellungen geliefert hat, die in näherem Bezuge zu ſeinen Lebensbedürfniſſen ſtänden. Tauſende von Erſcheinungen und Ereigniſſen umgeben das Thier beſtändig und machen nicht nur ihre phyſiſchen Eindrücke auf ſeine Organiſation, ſondern erwecken unſtreitig auch Vorſtellungen in ihm; aber ſehr wenige von dieſen tauſenden haben für ſein Bewußtſein die anregende Kraft eines Intereſſes, welches einen ſich fortſpinnenden und allmählig erweiternden Gedankenlauf anregen und unterhalten könnte. Man täuſcht ſich allerdings, wenn man das ganze Seelenleben des Thieres nur als einen Inſtinct faßt, der ohne Empfänglichkeit für alles zur Seite Liegende auf geradem Wege immer nur Zielen zuſtrebe, die in dem

Charakter der Gattung begründet ſind; ohne Zweifel kommt auch der Thierſeele ein Gebiet unbefangener, für die mannigfach wechſelnden Lagen des Lebens empfänglicher Regſamkeit zu, ſo wie umgekehrt das geiſtige Leben des Menſchen nicht durchaus ſchattenloſes Selbſtbewußtſein und freie Selbſtbeſtimmung iſt, ſondern auch durch manchen inſtinctiven Drang den organiſchen Zwecken ſeiner Gattung zugelenkt wird. Aber es fehlt dem Thiere in ſeinem Wahrnehmen die fortſtrebende Unruhe der Neugier, die Großes und Kleines, Nahes und Fernes mit gleicher Luſt und ohne Rückſicht auf beſondere Vortheile umfaßt; es fehlt ebenſo ſeinem praktiſchen Verhalten, hauptſächlich wohl durch dieſen Mangel bedingt, ein Antrieb zum Fortſchritt. Mag es wahr ſein oder nicht, daß der Affe nicht auf den Gedanken geräth, das von Menſchen verlaſſene Feuer, an dem er ſich wärmt, zu unterhalten: jedenfalls bemerken wir nicht, daß den gelehrigſten Thieren in den Sinn käme, die Kunſtfertigkeiten, die ihnen der Eifer des Menſchen beigebracht, jemals zur Verbeſſerung ihrer Zuſtände zweckmäßig weiter zu verwenden. Ein allgemeiner Wiſſenstrieb und ein allgemeiner Drang zu vielförmigem Handeln ſind dieſer einſeitigen und erfolgloſen Lernfähigkeit gegenüber die natürlichen Inſtincte des menſchlichen Geiſtes.

Man würde mit Unrecht dieſem anfänglichen Triebe eine tiefere Bedeutung beilegen; er iſt weder urſprünglich auf die Wahrheit der Dinge gerichtet, noch weiß er von einem Ziele, das er verfolgte; wie der phyſiſche Hunger, der die Organiſation umtreibt, iſt er die Unruhe der Seele, die Beſchäftigung ſucht. Nach Eindrücken überhaupt iſt der natürliche geſunde Menſch überall begierig; zuerſt folgen ſeine Sinne allem, was ihnen Nahrung gibt, dann ſeine Gedanken allem, was den Vorrath ſeiner Vorſtellungen mit neuem, und doch durch Anknüpfbarkeit an das ſchon Beſeſſene verſtändlichem Inhalt vermehren kann. An glänzenden bunten Farben, an Lärm und Getöſe, an allem, woran es etwas zu ſehen und zu hören gibt, freut ſich der Sinn wilder Völkerſchaften, und die blinde Naſchhaftigkeit des Kindes verräth vielleicht mehr dieſe allgemeine Begierde nach Eindrücken, als die beſondere Luſt am Geſchmack; an Erzählungen

und Mährchen hängt Beider Herz, zuerſt wenigſtens ohne andere Forderungen an den Inhalt, außer daß er bunt und farbenreich und wechſelnd den Hunger der Einbildungskraft ſtille. Dieſe allgemeine und formloſe Luſt an der Mannigfaltigkeit der Dinge beſchränkt und veredelt ſich im Laufe des Lebens; das Intereſſe an den einzelnen ſinnlichen Eindrücken, die täglich ſich gleichartig darbieten, trägt ſich auf die wechſelnden Verbindungsweiſen derſelben über; mit dem Zunehmen der perſönlichen Erfahrungen von des Lebens Luſt und Leid gewinnen an überwiegender Bedeutung alle die Wahrnehmungen, die als Urſachen oder Folgen, als Gleichniſſe und Symbole an das Erlebte erinnern, und ein lehrhaftes Element wird nach und nach in den Eindrücken zu der bloßen Unterhaltung hinzu verlangt. Aber dieſe Verengerung des Gedankenlaufes tilgt doch ſelten ganz die anfängliche allſeitige Erregbarkeit; ſie bleibt theils in der unverwüſtlichen Neugierde zurück, die überall dabei ſein und das eigne Ich zum Theilnehmer oder doch zum Zuſchauer aller Begebenheiten der Welt machen möchte, theils lebt ſie in edlerer Form in dem poetiſchen abenteuernden Sinne fort, der ohne beſondere Aufklärungen zu ſuchen, ohne beſtimmte Zwecke zu verfolgen, ſich an der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Welt freut, glücklich darüber, daß ſie groß genug iſt, um immer wieder der Empfänglichkeit des Gemüthes Nahrung zu geben.

Und neben dieſer lebhaften Auffaſſung der Welt wird eben ſo früh das thätige Hinausſtreben der Seele zu ihrer Veränderung und Beherrſchung bemerkbar. Unſere Theilnahme haftet nicht lange an Erſcheinungen, die uns ganz unveränderlich entgegenſtehen; nur die höhere Ausbildung des Gemüthes kann ſich träumend in ſie verſenken, weil ſie die Fülle ihres innern Lebens an ſie anknüpft. Aber alles, was in den Bereich ſeiner Hände kommt, beginnt ſchon das Kind zu verarbeiten; zuerſt vernichtend, theils aus Ungeſchick, theils als einfachſte Form, an der Gegenſtändlichkeit, die eine Schranke des eignen Weſens ſchien, ſich zur Geltung zu bringen; bald aber regt ſich der feinere Trieb des Umgeſtaltens, der in einem beſtehenden und poſitiven Erzeugniß ſein eignes Belieben verkörpern will.

Man weiß, wie wenig dem Kinde ein ſtarres Spielzeug genügt, dem nicht wenigſtens vielfache Formen der Bewegung mittheilbar ſind, und wie früh und allgemein ſich ſeine Neigung zeigt, jede vorgefundene Aufſtellung eines Mannigfachen umzuändern, nicht weil ſie, ſo wie ſie war, einem beſondern Bedürfniß widerſprach, ſondern weil es überhaupt dem Triebe der Willkühr widerſpricht, daß etwas geordnet ſei, ohne von ihr geordnet zu ſein. Und noch viel einfacher zeigt ſich dies Hinausgreifen des Ich über die Welt. Es iſt dem Kinde nicht nöthig, ſeine Arbeit an die Dinge verwandt zu haben, um ſich auf ſie ein Recht des Beſitzes zuzuſchreiben; ſchon was es geſehen hat, ſcheint ihm ſein Eigenthum, weil doch ſein Blick darauf geruht hat; noch viel mehr jeder Gegenſtand, der ſich länger in ſeiner Umgebung befand, ihm öfter als Mittel ſeines Spieles gedient und mit ihm in einer Wechſelwirkung gegebener und empfangener Eindrücke geſtanden hat. Und darin ahmt ihm der Erwachſene eigentlich nach; der erſte zufällige Entdecker eines Naturproductes oder einer ſchönen Landſchaft fühlt ſich als geiſtiger Eigenthümer und hat oft die Verſuchung zu überwinden, ſich für gekränkt zu halten, wenn nun die Kenntniß Anderer von ſeinem Funde Beſitz nimmt. Am Ende iſt Alles, der Boden und die Bäume, die auf ihm wurzeln, die beweglichen Stoffe und die Thiere, urſprünglich auf dieſe Weiſe zur Habe des Menſchen geworden; erſt die ſtreitenden Anſprüche Verſchiedener haben zu beſtimmteren Formen der Beſitzergreifung geführt.

Nun würde alle dieſe unruhige Begier des Handelns der Vielſeitigkeit der Ausbildung von früh an hinderlich werden, wenn ſie bald auf Gegenſtände träfe, in deren dauerndem Intereſſe ſich der Geiſt befangen laſſen könnte. In der That führt das ſpätere Leben durch die Wahl eines Berufes zu dieſer Verengung der geiſtigen Regſamkeit und zur nachträglichen Entwicklung eines einſeitigen Inſtinctes, der von Vielem ſich theilnahmlos abwendet, woran das natürliche Gemüth unbefangenes Intereſſe nimmt. Aber mit Recht iſt längſt hervorgehoben worden, welche begünſtigende Bedingung beſſeren Erfolges in der langen unbehilflichen Kindheit des Menſchen liegt.

In ſeiner nächſten Umgebung trifft die unruhige Beweglichkeit des Kindes kaum etwas an, was durch dauernde und hervorſtechend große Luſt ſich ihm zum bleibenden Zwecke ſeines Trachtens geſtalten könnte, und geſchähe es doch, ſo würde der Mangel an Kraft die energiſche und ſtetige Verfolgung ſolcher Ziele hindern. Sehr viele Vorſtellungen ſammeln ſich daher einſtweilen an, ohne ſofort in einzelne Handlungen übergehen zu können, und durch die Ausführung derſelben die Empfänglichkeit von andern bildenden Eindrücken abzuwenden. Was dem Kinde möglich bleibt, ſind meiſt nur formelle oberflächliche Umgeſtaltungen ſeiner Umgebung, die wenig äußerlichen Erfolg, keine hervorſtechende ſinnliche Luſt, keine Befriedigung dringender Bedürfniſſe, um ſo mehr aber eine außerordentliche Menge neuer Anſchauungen und Vorſtellungen des Zuſammenhanges zwiſchen veränderlichen Verhältniſſen gewähren. Die menſchliche Kindheit iſt nicht nur, wie die ſpieleriſche Jugend des Thieres, ein vergnügter Scherz ſinnlichen Behagens, ſondern zugleich eine Zeit des Lernens und der Poeſie; kindiſcher Poeſie freilich, aber doch einer echten, die mit wunderbarer Leichtigkeit und ſinnlicher Unintereſſirtheit ſich in die Verhältniſſe der Dinge nicht nur wiſſend, ſondern auch gemüthlich einlebt, und von der ein Nachglanz auch dem allmählig verarmenden Leben zurückbleibt.

Die Menge der ſo entſtandenen Kenntniſſe ſcheint zunächſt nur als eine Auswahl von Mitteln Werth zu haben, die ſpäter zur Erfüllung ſich einfindender Zwecke zu Gebot ſtehen; allein auch wenn wir zunächſt davon abſehen, daß Humanität nicht in der Virtuoſität des Wiſſens, gleichviel welches Inhaltes, beſteht, ſondern gar ſehr von dem Werthe und der vielſeitigen Bedeutung deſſen abhängt, was eben dieſen Inhalt unſerer Weltanſchauung bildet, ſo hat doch auch für die blos formelle Vollendung der menſchlichen Intelligenz die Ausdehnung des gewonnenen Vorſtellungsinhaltes ihren offenbaren Vortheil. Es iſt ein leerer Aberglaube, daß der Menſch, auch wenn die Umgebungen ſeines Lebens ihm nur die ärmlichſten und monotonſten Wahrnehmungen zuführten, doch durch die ihm eingeborne Art, ſie aufzufaſſen, dem Thiere unendlich überlegen ſein würde;

eben dieſe Auffaſſungsweiſen bilden ſich nur durch Uebung an dem Stoffe der Erfahrung aus, und wo die Kärglichkeit der äußeren Wahrnehmungswelt ihre Entfaltung doch nicht ſehr zu hindern ſcheint, da findet, was wir meiſt vergeſſen, ein großer Erſatz durch die Erziehung ſtatt, die unzählige in dem äußern Leben fehlende Anknüpfungspunkte des Nachdenkens durch Ueberlieferung hinzufügt. Auf dieſe allmählige Ausbildung der Intelligenz haben wir jetzt einige Blicke zu werfen.

Ihre erſten Schritte verrathen kaum eine Thätigkeit, die wir nicht auch dem Thiere zugeſtehen müßten. So lange die buntgefärbte Fläche, die etwa das Sehfeld darböte, unverändert und unbewegt bliebe, würde die Anſchauung, auch wenn ſie mit der Abſicht einer Zergliederung hinzuträte, aber noch durch keine frühere Erfahrung geleitet würde, keine Veranlaſſung finden, jene Theilſtriche anzubringen, welche dies ganze Gemälde in eine Anzahl einzelner Bilder zerfällten. Erſt die Bewegung, welche die vorige Zeichnung und Lagerung zerreißt, lenkt den Blick auf die einzelne Geſtalt, die alle ihre Beſtandtheile unverändert zuſammenhaltend, ſich von der Umgebung löſt, und indem unſer Auge ſie verfolgt, gewinnt ihre beſtändige Gleichheit mit ſich ſelbſt an Klarheit das Uebergewicht über die wechſelnden einander gegenſeitig verdunkelnden Hintergründe, an denen ſie vorübergeht. So entſtehen Bilder der Dinge, in dem Thiere wie in dem Menſchen, nur daß der letztere, wenn er ſie mit Namen der Sprache bezeichnet, ein früh ſich einfindendes Nebengefühl ausdrückt, das wir in dem Thiere bezweifeln, dies nämlich, daß das Mannigfache in jedem ſolchen Bilde nicht nur beiſammen *ſei*, ſondern zuſammen *gehöre*, als innerliche Einheit eines Ganzen von Theilen, nicht nur äußerliche eines Haufens von Vielem. Nun beſteht die wahrnehmbare Welt nicht aus unzähligen unvergleichlichen Einzelheiten, ſondern aus mannigfachen Verknüpfungen von Eindrücken, die in wenige auf einander nicht zurückführbare Gruppen zerfallen. Schon die unmittelbare Wahrnehmung aber unterſcheidet nur unvollkommen zwei ſehr nahe benachbarte Glieder ſolcher Reihen, zwei Farbenſchattirungen, zwei faſt gleich hohe Töne;

noch mehr entgehen ſolche Unterſchiede der Erinnerung, wenn ein Zeitverlauf zwiſchen die erſte und die zweite dieſer Empfindungen fiel. Mit unmittelbarer Deutlichkeit tritt anderſeits für unſere Anſchauung das Verwandte in mehreren Gliedern jeder Reihe hervor, obgleich es von dem gleich deutlich mitgefühlten Ungleichen nicht trennbar iſt. Was Roth und Blau beide zu Farben macht, läßt ſich nicht abſondern von dem, was Roth zu Roth und Blau zu Blau macht, aber trotz der Unmöglichkeit dieſer Zergliederung erkennen wir doch lebhaft die Aehnlichkeit beider in dem gemeinſchaftlichen Namen der Farbe an. So entſteht, indem daſſelbe ſich an Tönen, Geſchmäcken, Gerüchen und den Empfindungen des Taſtſinnes wiederholt, eine Gruppe allgemeiner Vorſtellungen, deren Inhalt nicht durch zuſammenſetzende Thätigkeit des Denkens hervorgebracht und nie für ſich allein, ſondern ſtets nur an den verſchiedenen Beiſpielen anſchaulich iſt, als deren einfacher, gemeinſamer Charakter er unmittelbar empfunden wird. Zugleich mit dieſer Gruppe aber, und begünſtigt durch das leichte Zuſammenfallen verwandter aber doch nicht ganz gleicher Merkmale in einen Eindruck, entwickeln ſich jene andern allgemeinen Bilder, in denen eine Mannigfaltigkeit verbundener Theile unterſchieden bleibt; Bilder von Gegenſtänden, welche die Wahrnehmung oft, in vielfachen Exemplaren darbot, und deren Einzelformen mit Verwiſchung ihrer feinen Unterſchiede und mit Verſtärkung ihrer gemeinſchaftlichen Züge ſich zu einem mittleren Geſammtumriß verſchmolzen haben. Auch hierin liegt an ſich nichts, was die menſchliche Intelligenz auszeichnete; ganz ähnliche allgemeine Bilder kommen ohne Zweifel auch in dem Vorſtellungslaufe des Thieres vor; es muß deren haben, ſchon um ſeine Feinde erkennen zu können, oder die Mittel zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe; denn beide fallen in verſchiedenen nicht gleichen, ſondern nur ähnlichen Exemplaren in ſeine Erfahrung, und beide können namentlich jeder Furcht vor Zukünftigem, die das Thier ausdrückt, nur als ſolche unbeſtimmte allgemeine Bilder vorſchweben. Ein einziger Zug mag hierin dem menſchlichen Vorſtellen eigenthümlich ſein: der neue Eindruck ruft nicht nur in unſerer Erinnerung das allgemeine

Bild, dem er ähnlich ist, als eine begleitende Erscheinung wieder hervor, sondern dies Allgemeine wird von uns als das beherrschende Gesetz angesehen, welches die Verbindung der Merkmale in jener besonderen Wahrnehmung vorzeichnet, oder als der bleibende wesentliche Stamm, an den sich veränderlich hier diese, dort andere bestimmtere Eigenschaften knüpfen.

Hierin liegt der einzige unterscheidende Charakter, welcher die Begriffe des menschlichen Denkens auszeichnet, so nämlich, wie sie wirklich im unbefangenen Anschauen der Welt in uns entstehen, abgesehen von der höheren Ausbildung, die ein schulmäßiges Denken ihnen zu geben sucht und oft mit Unrecht schon in ihnen zu finden glaubt. Sehr vielen Worten der Sprache entspricht sogar im gewöhnlichen Gebrauch eine noch weniger ausgebildete Auffassungsweise ihres Inhaltes. Wer von Natur, vom Leben, von Geschichte spricht, häuft in diesen Namen eine unbestimmte Menge einzelner nur sehr theilweis bekannter Ereignisse zusammen und begleitet diese Summe mit dem Nebengedanken, daß sie ein Ganzes bilde, ohne doch durch irgend ein mitgedachtes und angebbares Gesetz die Form ihrer Vereinigung zu bestimmen. Aber selbst da, wo dies geschieht, wie in dem Eigennamen einer Person, für deren individuelle Merkmale wir das Allgemeinbild des Menschen als vereinigendes Muster hinzudenken, ist diese aufklärende und formbestimmende Thätigkeit unsers Vorstellens überall unvollendet und unvollendbar. Wird jener Name durch das Bild des Menschen erläutert, so ist dieses Bild selbst doch nur eine Vorstellung, die wieder nur Theile zum Ganzen verbindet; erklären wir auch diese Verbindung weiter, indem wir das allgemeine Bild des Menschen durch das noch allgemeinere des Thieres bestimmen, an dem nun wie an ihrer gesetzgebenden Formel die speciellen Merkmale jenes haften, so ist auch dies zur Erklärung herbeigezogene neue Bild nur ein neuer gleichdunkler Umriß, dessen Verzeichnungsgesetz wieder in einem höheren Allgemeinen zu suchen sein würde. Jede Definition, die auf diese Weise das unmittelbar Gegebene durch sein innerliches Bildungsgesetz zu bestimmen sucht, schiebt nur, wenn sie auf die allge-

meinere Art oder Gattung zurückgeht, den größeren Theil der auszuführenden Arbeit als einen ſchon ausgeführten zur Seite. Sie beruft ſich darauf, der natürliche Mechanismus des Vorſtellungsverlaufes werde in jedem Bewußtſein verſtändliche und anſchauliche Bilder dieſes Allgemeineren bereits erzeugt haben, von denen ſie nun ausgehen will, um durch Hinzufügung der letzten unterſcheidenden Merkmale das ſpecielle Bild des beſondern Inhaltes zu vollenden, von dem die Rede ſei. Je weiter indeſſen die allgemeinen Vorſtellungen von der unmittelbaren Wahrnehmung des Einzelnen abliegen, um ſo weniger iſt offenbar auf Vollſtändigkeit, Klarheit und übereinſtimmende Feſtſtellung ihres Inhaltes zu rechnen; im Gegentheil wird im naturwüchſigen Gebrauch des Denkens jeder Begriff dann am klarſten ſein, wenn er ſich nur auf das zunächſt liegende allgemeine Bild beruft, deſſen weſentliche Züge noch jedes Bewußtſein mit erträglicher Vollſtändigkeit und Genauigkeit beiſammenhält. Sollen nun auf den Grund dieſes Bildes die beſonderen Züge des einzelnen Gegenſtandes aufgetragen werden, ſo würde eigentlich jedes der allgemeinen Merkmale des erſteren einer beſonderen und eigenthümlichen Modification bedürfen, um als Merkmal des letztern auftreten zu können; jeder Zug des allgemeinen Charakters des Thieres z. B. würde in dem beſonderen Weſen des Menſchen in eigenthümlicher menſchlicher Form ausgeprägt ſein. Aber anſtatt dieſer ſelbſt für die Wiſſenſchaft unerfüllbaren Aufgabe muß ſowohl die logiſche Definition als der gemeine Gebrauch des Denkens ſich begnügen, einen oder wenige charakteriſtiſche Züge des Menſchen hervorzuheben, die ihn von andern Arten der Thiere unterſcheiden, deren Verbindung aber mit ſeinen übrigen Eigenſchaften ebenſo ſehr einem unerwähnt bleibenden, unklaren Geſammteindruck überlaſſen wird, wie die Bedeutung des höheren Begriffes, vom Thiere, urſprünglich einem ſolchen überlaſſen blieb. So wenig geben unſere gewöhnlichen Begriffe die innere Organiſation ihres Inhaltes wieder; nicht ſowohl zur Erkenntniß deſſen beſtimmt, was ihr Gegenſtand eigentlich iſt, als vielmehr zu ſeiner bloßen Unterſcheidung von dem, was er nicht iſt, knüpfen ſie meiſt nur an einen ganz

unanalyſirten Geſammteindruck eine vage Erinnerung an ein Allgemeines, das in ihm gebietet, und einige wenige Kennzeichen, die ſeine Verwechſelung mit Anderem verhüten. Daß ſie ſelbſt hierin von dem Stande unſerer jedesmaligen Kenntniß abhängig ſind, daß ſie in der Erweiterung der Erfahrung theils früher angenommene Unterſcheidungsmerkmale wieder aufheben, theils das Allgemeine anders und näher beſtimmen, daß ſie endlich durch einzelne Bedürfniſſe der Unterſuchung und des alltäglichen Nachdenkens genöthigt, allmählig tiefer in jene unzergliederte Fülle ihres Inhaltes eindringen und ſie aufzuklären ſuchen müſſen, alles dies bedarf ſo wenig weiterer Beweiſe, als die oft gemachte Bemerkung, daß ſie damit nie zu Ende kommen, daß alſo unſere Begriffe ſtets veränderliche, ſich immer mehr ausgeſtaltende Bildungen unſers Vorſtellens ſind.

Aber nicht nur im Verlauf eben dieſer Fortentwicklung erreichen ſie zuletzt eine Stufe der Vollendung, die dem thieriſchen Gedankenlaufe verſagt bleibt, ſondern überall unterſcheidet ſie allerdings von den allgemeinen Bildern, die ihre Stelle in dieſem vertreten, jener oben erwähnte weſentliche Zug, daß das Allgemeine zu dem Beſonderen als ſein formgebendes Geſetz hinzugedacht wird. Wie unausführbar auch im Einzelnen und wie bedenklich in vielen ihrer Anwendungen dieſe Gewohnheit unſers Denkens ſein mag: neben dem einfacheren Gedanken des Ganzen und ſeiner Theile, durch welchen das Zuſammenſein des Vielen in ein Zuſammengehören verwandelt ward, iſt ſie ein neuer Ausdruck der Tendenz des Geiſtes, die inneren Zuſammenhang und Geſetzlichkeit überhaupt allenthalben in den Erſcheinungen ſucht, obwohl ſie theilweis den Weg verfehlen mag, der dahin führt. Dieſer Nebengedanke aber haftet gleich kraftvoll an den undeutlichſten wie an den vollendetſten Begriffen, und weit entfernt eine künſtliche Bildung des ſchulmäßigen Nachdenkens zu ſein, iſt die Vorausſetzung, die Fülle der Welt ſei nur in einem umfaſſenden abgeſtuften Syſtem von Gattungen, Arten und Unterarten zu begreifen, dem gewöhnlichſten Benehmen des Menſchen allenthalben eingewachſen. Ich will nicht darauf zurückkommen, welchen Zauber ſchon der ſprachliche Name der Dinge übt, und wie ſein Ausſprechen

das vorher Unbekannte bekannt zu machen ſcheint, weil man nun die Gewißheit hat, daß es in irgend einem Allgemeinen ſeine Stelle hat; ich darf nur an die Leichtigkeit erinnern, mit der zu ihrem eignen Schaden die Wißbegierde ſich oft befriedigen läßt, ſobald ſie gelehrt wird, einen vorkommenden Fall unter ſeine allgemeine Art unterzuordnen; an die unvertilgbare Sucht, ſelbſt Ereigniſſe und Zuſtände, deren wahre Natur in jedem Falle nur aus dem Zuſammenwirken ihrer ſpeciellen Bedingungen begriffen werden kann, lieber aus ihrer ſyſtematiſchen Stelle in irgend einer Claſſification verſtehen zu wollen; an die ganze logiſche Keckheit und Verzagtheit, die zu ſo verſchiedenen Sophismen in der Behandlung der Dinge und des Lebens führt, je nachdem ſie entweder bei den geringſten Unterſchieden des Gegebenen Halt macht und für verſchiedene Arten der Verhältniſſe auch verſchiedene Behandlungen verlangt, oder über unzählige Differenzen leicht hinwegſpringt und gleichartiges Verfahren gegen Alles fordert, wofür es noch eine entfernte Möglichkeit ſeiner Zurückführung unter einen gemeinſamen Artbegriff gibt. Und zu dieſen Erſcheinungen im Gebiete des Erkennens tritt ein wichtiges Gegenbild des praktiſchen Verhaltens. Von allen Handlungen verlangen wir, ſie ſollen eine Art haben; in der Bezeichnung des Unartigen liegt die Mißbilligung, die noch abgeſehen von allen ſittlicheren Rückſichten ſchon dem zu Theil wird, was ſich dieſer nothwendigen Vergleichbarkeit aller Dinge und Verhältniſſe entzieht. Der Egoismus des Einzelnen erkennt die Bedeutſamkeit dieſes Begriffes ſelbſt durch die Widerſprüche an, in die er ſich verwickelt; Niemand mag gern als eine Art Menſch bezeichnet werden, ſeine Individualität ſträubt ſich lebhaft gegen die Feſſel eines allgemeingiltigen Maßſtabes, die ihm hierdurch angelegt wird; aber Jeder beruft ſich gern, um ſeine Anſprüche zu begründen, nicht nur darauf, daß er Menſch ſei, ſondern ebenſo häufig darauf, einer beſtimmten bevorzugten Art der Menſchen anzugehören. Die roheſte tyranniſche Willkühr kommt im wortloſen Handeln wohl, aber höchſt ſelten in Zumuthungen, die ſie ausſpricht, ſo weit, dem Andern etwas aufzulegen, was aus völliger individueller Willkühr hervorginge, und nicht durch einen ſophiſtiſchen

Vorwand als ableitbar aus irgend einer allgemeinen Art der Menſchen, der Dinge, der Verhältniſſe gedeutet werden könnte. Die erſte Feſtſtellung ſocialer Einrichtungen iſt nicht unter der Herrſchaft allgemeiner Sittengeſetze, die zunächſt ſich auf die Handlungen und die Geſinnung bezögen, ſondern unter dem Einfluſſe der Artbegriffe entſtanden; ſie ging zuerſt davon aus, die beſondere Natur und Stellung jedes Individuum zu beſtimmen, und ihm daraus die Summe ſeiner Pflichten und Rechte abzuleiten, die ihm als dieſer Art von Weſen zukomme; und wie weit ausgebreitet iſt noch jetzt die traurige Gewohnheit, Verſchiedenheiten der geſellſchaftlichen Stellung, die irgend eine Urſache herbeigeführt hat, zu fernerhin unvertilglichen Artbegriffen erhärten zu laſſen und daraus Folgen zu ziehen! Man darf ferner nur einen flüchtigen Blick auf den großen Verlauf der Geſchichte werfen, um zu bemerken, wie entſchieden in allen Augenblicken, in denen es ſich um Neugeſtaltung geſelliger Verhältniſſe handelt, neben ganz thieriſcher Roheit überall die unverwüſtliche Neigung des Menſchen zu ſyſtematiſchem Doctrinarismus hervortritt. Es gehört zu den größten Ergebniſſen der Bildung, unterſcheiden zu können, in welchen Fällen ein Zurückgehen auf allgemeine Principien unerläßlich und jede partielle Maßregel verderblich iſt, und in welchen andern es ebenſo unabweislich geboten iſt, Ungleichartigkeiten zu ſchonen, den vorliegenden Zuſtand aus ſeinen ſpeciellen Bedingungen zu begreifen, und durch deren ſpecielle Aenderung, durch Maßregeln des Augenblickes, durch Ausnahmsverhältniſſe zu beſſern. Dieſe Einſicht findet ſich ſelten; in der Regel je ungebildeter der Menſch und je ungewohnter ihm ein Gebiet iſt, auf das er neu berufen wird, um ſo mehr entwickelt ſich in ihm ein alles ſyſtematiſirender Formalismus, eine trockene Vorliebe für ſymmetriſche Schemata, ein poeſieloſes Kleben an ärmlichen leicht überſehbaren Symbolen, eine Neigung, alles Individuelle nur als Exemplare eines kalten Artbegriffes zu numeriren. Aber in allen dieſen Einſeitigkeiten können wir doch nur das Beſtreben finden, jene allgemeine Ahnung der Geſetzlichkeit, den weſentlichſten Zug des menſchlichen Denkens, in ihrer einfachſten und roheſten Form

an dem Inhalte zur Geltung zu bringen, deſſen Natur zu großem Theil eine weit feinere Anwendung derſelben Vorausſetzung verlangt.

Es liegt nicht in unſerer Abſicht, den weiteren Umwandlungen der Begriffsformen nachzugehen, die nicht mehr dem allgemeinen menſchlichen Leben, ſondern der Wiſſenſchaft angehören. Wir haben nur zu erinnern, daß in derſelben Weiſe, in welcher ſo die allgemeinen Bilder oder Begriffe der Gegenſtände entſtehen, ſich auch die der Begebenheiten, der Beziehungen, der Verhältniſſe entwickeln, theilweis mit noch mehr Unklarheit und Unſicherheit, wie dies die weniger ſelbſtändige und anſchauliche Natur ihres Inhaltes erwarten läßt. Aber wir können nicht zugeben, daß außer dieſen der Erfahrung entwachſenen ſich im Geiſte noch andere, vor aller Erfahrung ihm eigene Begriffe vorfänden, angeborne Begriffe, durch deren urſprünglichen Beſitz ihm von Haus aus das klare Bewußtſein der Regeln geſchenkt wäre, denen er in der denkenden Verarbeitung der Wahrnehmungen folge und folgen ſolle. Wir haben früher bereits uns dafür entſchieden, daß der vielmißbrauchte Name angeborner Ideen nur Gewohnheiten des Handelns bezeichnen könne, die ſich aus der Natur des Geiſtes nothwendig, aber zunächſt ihres Zieles und ihrer eignen Bedeutung unbewußt, entwickeln, und daß erſt eine ſpätere Reflexion auf ſein eignes Thun dem Verſtande ein Wiſſen von dieſen Trieben verſchaffe, denen er ſich in unzähligen Anwendungen bereits hingegeben hatte. Man hat ſo viel von reinen Verſtandesbegriffen geſprochen, die der Menſch als urſprünglichen Beſitz den Eindrücken der Wahrnehmung entgegenbringe, ohne doch angeben zu können, auf welche Weiſe ſie ſo urſprünglich in ihm enthalten ſein mögen, da doch leicht nachweisbar weder das Bewußtſein des Kindes noch das des Ungebildeten ſie als fertige Vorſtellungen einſchloß. Man hat gehofft, ihre ganze Anzahl vollſtändig entweder in einer tabellariſchen Ueberſicht oder in einer gegliederten Reihe aufzeigen zu können, und doch haben nie die Meinungsverſchiedenheiten über das aufgehört, was zu dieſer Summe der uns angebornen Denknothwendigkeit zu rechnen ſei; ein Streit, der nie

entſtehen konnte, wenn in der That jedem Geiſte die Geſammtheit dieſer Wahrheit urſprünglich eingepflanzt, und wir nicht genöthigt wären, ſie im Laufe einer Entwicklung, die Irrthum und Ungewißheit zuläßt, erſt zu finden. Und hätten wir ſie dann gefunden, ſo würden wir endlich auch bemerken, daß es keine ungünſtigere Form des Ausdruckes für ſie geben kann, als die hergebrachte, die von angebornen Begriffen ſpricht. Soll es in uns einen Keim der Wahrheit geben, durch deſſen Anwendung wir die mannigfaltigen Wahrnehmungen zu innerem Zuſammenhang bringen könnten, ſo muß dieſer Keim wenigſtens in der Form von Urtheilen gegeben ſein, die uns lehren, wie wir von einem Inhalt der Wahrnehmung mit Recht und innerer Nothwendigkeit zu einem andern übergehen können; er würde ganz nutzlos ſein in Geſtalt einfacher Begriffe, von denen ſich nicht würde ſagen laſſen, was mit ihnen zu beginnen ſei. Und ſelbſt in dieſer Form, recht eigentlich als Vorurtheile über den nothwendigen Zuſammenhang aller Erfahrungen, die da kommen könnten, finden wir die meiſten dieſer Sätze doch nicht als bewußte und anerkannte Maßſtäbe der Beurtheilung in uns, ſondern ſie wirken urſprünglich in uns allenthalben wie verſchwiegene, ihrer ſelbſt unbewußte Vorausſetzungen, unter deren Einfluß wir wohl im Einzelnen die weitere Verknüpfung der Wahrnehmungen vornehmen, ohne doch ſie ſelbſt und ihren eigenen weſentlichen Inhalt abgeſondert für ſich zu kennen. Erſt wenn eine ausdrückliche Frage an uns gerichtet wird über die Gründe, auf die ſich unſere inſtinctive Beurtheilung der Dinge, unſere Ueberzeugung von der Gewißheit der eigenen und der Falſchheit einer entgegengeſetzten Anſicht beruft: erſt da brechen dieſe vorher nur blind wirkenden Vorurtheile zum Bewußtſein hindurch. Und man wird dann finden, daß einige wenige von ihnen ſich mit der vollen Klarheit einer nicht anders ſein könnenden Wahrheit aufdrängen, viele dagegen in dem Verſuche ſie auszuſprechen die Sicherheit und Gewißheit verlieren, mit der ſie als unausgeſprochene Vorurtheile uns leiteten, manche endlich ſogleich, ſobald man ſie in allgemeiner Geſtalt von ihren gewohnten Anwendungsobjecten zu löſen ſucht, ſich als Irrthümer verrathen,

deren Falſchheit nur um der beſondern Eigenthümlichkeit dieſer Objecte willen unbemerkt bleiben konnte.

Ein zweiter aufmerkſamer Blick wird ferner lehren, daß auch diejenigen Sätze, deren Ueberredungskraft nicht ſo ſchnell verloren geht, doch aus ſehr verſchiedenen Quellen ſtammen. Nur ſehr wenige von ihnen ſind dergeſtalt von allem beſtimmten Inhalte der Erfahrung unabhängig, daß ſie uns als nothwendige Geſetze jeder Welt, ſie ſei welche ſie wolle, mithin als unerläßliche Bedingungen der Denkbarkeit von Allem, erſcheinen. Manche andere haben nur eine mittelbare Gewißheit und ihre Gebote kommen uns als unabweislich vor, weil die Welt nun einmal ſo iſt, wie ſie iſt; die großen allgemeinen Formen der Wirklichkeit haben uns hier imponirt und uns daran gewöhnt, für ſelbſtverſtändlich und nothwendig zu halten, was wir thatſächlich allenthalben wiederkehren ſehen. Endlich würden wir leicht bemerken können, daß manche ſcheinbare Nothwendigkeit eines beſtimmten Verhaltens der Dinge, die wir in noch andern Sätzen ausgeſprochen finden, keineswegs durch die Undenkbarkeit ihres Gegentheils beſtätigt wird, daß ſie alſo nicht etwas ausdrückt, was anders nicht ſein *könnte*, ſondern etwas, was ſo ſein *ſoll*, wie wir es meinen, und abſurd ſein würde, wenn es anders wäre; äſthetiſche und ſittliche Regungen unſers Gemüthes ſind hier im Stillen thätig geweſen und haben uns vermocht, Verhältniſſe, die unſerem Ideal einer vollkommenen Welt entſprechen, für denknothwendige Geſetze jeder wirklichen Welt zu halten. Das Geſetz der Identität und das des Zuſammenhanges von Urſache und Wirkung mögen als Beiſpiele der erſten dieſer Gruppen dienen; die Vorſtellung von einer nothwendigen Beſtändigkeit der Maſſe, von der Unvergänglichkeit des Stoffes, und zahlreiche andere Vorausſetzungen, die wir uns über Naturereigniſſe bilden, füllen die zweite, die Sehnſucht nach irgend einer höchſten Einheit der Welt, die Verehrung dieſes Begriffes der Einheit überhaupt gehört kenntlich der dritten an. In allen dieſen Dingen iſt es faſt nirgends die reine Intelligenz, möge ſie Verſtand oder Vernunft genannt werden, die uns jene für unverbrüchlich gehaltenen Vorausſetzungen dictirt; es iſt

überall der ganze, der zugleich denkende, zugleich äſthetiſch fühlende und ſittlich urtheilende Geiſt, der aus der Geſammtheit dieſer ſeiner vollen Natur heraus jene verſchwiegenen Oberſätze in uns hervorbringt, denen unſere Wahrnehmung den Inhalt der Erfahrung unterzuordnen ſucht. Und anderſeits iſt es auch dieſer ganze Geiſt nicht als reiner, von der Erfahrung noch unberührter, dem wir dieſe Vorausſetzungen unſerer Beurtheilung der Dinge wie fertig uns mitgegebene Werkzeuge verdanken, als hätte er ſie als Ergebniß einer Concordanz zwiſchen allen den Forderungen ſeiner intelligenten, äſthetiſchen und ſittlichen Natur geſtiftet; vielmehr die wirklichen Erfahrungen ſelbſt ſind es erſt, die den Geiſt reizen, allmählig ſein Weſen zu entfalten und im Kampf mit den Dingen ſich die Kampfweiſen zu bilden, die er bedarf. Alle jene Syſteme, die da geglaubt haben, den Inhalt der denknothwendigen Wahrheit als eine abgeſchloſſene vollſtändige Reihe gleich urſprünglicher Erkenntniſſe darſtellen zu können, haben in der That vielmehr Reflexionen von ſehr verſchiedenem Datum geſammelt, die der menſchliche Geiſt im geſchichtlichen Lauf ſeiner Bildung an den Stoff der äußern Wahrnehmung und an die Schickſale des Lebens zu knüpfen gelernt hat, und unter denen nur wenige Grundſätze ſich finden, die ſich als urſprünglich ihm angehörige Wahrheiten bezeichnen laſſen, d. h. als ſolche, die unabhängig von dem beſtimmten Inhalte der Erfahrung ſich in jedem Gemüth übereinſtimmend und ſo frühzeitig entwickeln, daß die Gewinnung aller andern Erkenntniſſe unter ihrem Einfluſſe und mit ihrer Hilfe geſchieht.

Auch wenn wir nicht dieſer Anſicht wären, ſo würde doch unſer gegenwärtiger Zweck, der nicht in der Darſtellung aller erreichbaren Wahrheit, ſondern in der Schilderung der Art liegt, wie ein Theil derſelben in der naturwüchſigen Entwicklung des Menſchen erreicht wird, uns zur Beſchränkung auf wenige Beiſpiele nöthigen. Das Geſetz der Identität, daß jeder gedachte einfache Inhalt ſich ſelbſt gleich ſei, und das Geſetz der Cauſalität, nach dem jede Veränderung ihre Urſache verlangt, gehören beide zu der Zahl jener letztern Sätze. Obwohl ſie gewiß dem Geiſte nicht als bewußte Beſitzthümer ange-

boren ſind, ſo läßt doch Jeder ſich leicht dahin bringen, ſie, wie ungeſchickt auch immer, auszuſprechen und ſich ihrer als bisher unbewußt befolgter Grundſätze ſeines Erkennens zu erinnern, denen er von nun an um ihrer Nothwendigkeit willen mit Bewußtſein folgen werde. Woher kommt nun der Inhalt dieſer Sätze, und woher das Gefühl ihrer Nothwendigkeit? Hat uns die äußere Erfahrung durch die ruhige Unveränderlichkeit der Dinge, ſo lange ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, und durch die Veränderungen, die ſo häufig ihr Zuſammentreffen unter einander begleiten, daran gewöhnt, an die Vorſtellung jedes einzelnen einfachen Inhaltes nur die Erwartung ſeines Gleichbleibens mit ſich ſelbſt, an eine Begegnung mehrerer die einer Aenderung und umgekehrt an jede Wahrnehmung einer Aenderung den Gedanken eines ihr vorausgehenden Grundes zu knüpfen? Aber die äußere Erfahrung bietet umgekehrter Fälle die Menge: ſcheinbar ſich ſelbſt überlaſſene Dinge, die doch ſich nicht gleich bleiben, Veränderungen, deren Urſachen und Folgen uns entgehen; aus ihr kann kein denknothwendiges Geſetz entſpringen, welches die Verhaltungsweiſe, die nur einem Theile der Wirklichkeit erfahrungsmäßig zukommt, auf das Ganze derſelben und auf alle denkbare Zukunft ausdehnte. Doch wenn wir nun nicht blos zuſehend, ſondern experimentirend verfahren und überall, ſobald wir gewiſſe Umſtände erzeugt haben, eine beſtimmte Folge eintreten ſehen, finden wir dann nicht beides zugleich, ſowohl den inneren Zuſammenhang der Bedingtheit, als die Gleichheit der Folge, die denſelben Bedingungen gehört? Aber auch dies würde uns nur berechtigen, Zuſammenhang zwiſchen denjenigen Paaren von Ereigniſſen zu behaupten, zwiſchen denen ihn unſer Experiment nachwies, aber nicht dazu, einen ähnlichen allgemein giltig vorauszuſetzen. Gehen wir daher, wenn die äußere Erfahrung dies nicht leiſten kann, auf die innere zurück, und verſuchen wir, ob es uns gelinge, irgend einen einfachen beſtimmten Inhalt zugleich als das zu faſſen, was er iſt, und als das, was er nicht iſt, oder als ſich verändernd ohne irgend einen Grund der Veränderung. Wir werden ohne Zweifel bei jedem einzelnen Verſuche dieſer Art ſcheitern, gleichviel an welchem einfa-

chen Inhalt wir ihn anſtellen; aber an ſich beweiſt doch das Mißlingen in dem einen Augenblick und an dem einen Object keineswegs, daß derſelbe Verſuch in einem andern Augenblick und an einem andern Object ebenſo mißlingen müſſe: es ſei denn, daß irgend Etwas uns berechtigte, jeden einzelnen dieſer Fälle als eine Bürgſchaft für alle denkbaren Fälle zu betrachten. Dieſes Etwas iſt nun da; es beſteht in nichts Anderem, als in eben jenem Satze der Identität ſelbſt, deſſen richtig gefaßter Sinn vorher von dem Bewußtſein als eine völlig unbedingte grundloſe und nothwendige Wahrheit aufgefaßt und geglaubt ſein muß, ehe davon die Rede ſein kann, daß irgend eine andere beſondere, durch den Mechanismus unſerer geiſtigen Natur herbeigeführte, zuerſt unbewußt vollzogene, dann mit Bewußtſein von uns wahrgenommene Verknüpfungsweiſe der Eindrücke uns mit dem Gefühle ihrer Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit überkommen ſolle. Nicht daraus kann die Nothwendigkeit des Satzes der Identität *für uns* bewieſen werden, daß er zuerſt *in uns* giltig ſei, und wir es dann merkten bei dem Verſuche, ihm zuwider zu handeln; vielmehr um aus den einzelnen Fällen, in denen wir doch allein mit ihm oder mit einem andern denknothwendigen Satze dieſen Verſuch machen können, auf das nothwendige Mißlingen in allen Fällen ſchließen zu dürfen: dazu muß die unmittelbare Gewißheit eben deſſelben Satzes ſchon vorausgehen, die Gewißheit, daß ein Fall ſo gut iſt, wie unzählige gleiche, daß überall, wo gleiche Bedingungen wiederkehren, die gleiche Folge mit ihnen verbunden iſt, die Gewißheit, daß es überhaupt in der Natur unſers eignen Geiſtes ſo wie in der der Dinge, die ſeine Objecte ſind, eine ſolche Treue und Beſtändigkeit gibt, durch die Alles iſt was es iſt, Beharrliches beharrlich, Veränderliches veränderlich, Widerſprechendes widerſprechend; eine Treue, die jedem andern Zuſammenhange erſt erlaubt, nothwendig und allgemeingiltig, ja überhaupt möglich zu ſein; denn wie könnte zwiſchen Zweien ein Zuſammenhang irgend welcher Art gedacht werden, wenn nicht beide dadurch, daß ſie ſind, was ſie ſind, oder werden was ſie werden, dem ſich zwiſchen ihnen ſpannenden Verhältniſſe geſtatteten, ſich auf ſie wie auf feſte Pfeiler

zu ſtützen, oder ihrer nach beſtimmter Richtung gehenden Bewegung nachzufolgen? Wie könnte irgend ein Schluß von uns oder irgend eine Folge von den Dingen begründet werden, wenn das Seiende oder Werdende, woraus Schlußſatz und Folge fließen ſoll, zugleich ein Anderes wäre oder würde, als das, worin beide ihren Grund haben?

Es iſt vergeblich zu hoffen, daß es irgend einer Pſychologie gelingen werde, unter der Vorausſetzung, daß allgemeine und nothwendige Geſetze thatſächlich den mechaniſchen Verlauf unſeres inneren Lebens lenken, aus dieſem Verlauf allein die unvermeidliche Anerkennung ihrer Nothwendigkeit, die Entſtehung eines bewußten Begriffes der Nothwendigkeit in uns, abzuleiten; und ebenſo wenig können wir glauben, daß die thieriſche Seele zur Erzeugung dieſes Begriffes befähigt iſt. Den menſchlichen Geiſt vielmehr zeichnet es aus, in der Reflexion auf die mechaniſch vollzogenen Handlungen ſeines Wiſſens ſich bewußt werden zu können, daß in ihnen eine Geſetzlichkeit liegt, die ins Unendliche hinausreicht über die einzelnen Fälle, in denen ſeine innere Erfahrung ſie befolgt findet; daß es überhaupt etwas gibt, was Wahrheit zu nennen iſt, nicht in dem beſchränkten Sinne einer Uebereinſtimmung der Vorſtellung mit ihrem vorgeſtellten Inhalt, ſondern in der Bedeutung einer Folgerichtigkeit, durch die es erſt einen vorſtellbaren Inhalt gibt, durch die dem bunten Fluſſe der Wahrnehmungen die verläßliche Grundlage durchgehender Wechſelbedingtheit, jeder Bedingung die Sicherheit ihrer Folge, dem Ganzen der Erſcheinung der Zuſammenhang einer Wirklichkeit im Gegenſatz zur bodenloſen Willkühr eines irren Traumes, der forſchenden Frage überhaupt ein unnachgiebiger Standpunkt gegeben wird. Darin, daß in dem menſchlichen Geiſte in dem Momente der Reflexion auf das, was in ihm geſchieht, dieſe zuverſichtliche Gewißheit vom Daſein einer Wahrheit überhaupt rege gemacht wird, darin liegt eine der urſprünglichſten, auf allen Mechanismus nur antwortenden, aber nicht durch ihn vorgeſagten Aeußerungen ſeines Weſens, des Weſens, das ihn zur Wahrheit und zu der Verwandlung des Vorſtellungsverlaufes in Erkenntniß befähigt. Setzen wir dieſen einen Zug voraus, ſo können wir begreifen, wie

fernerhin der Geist sich durch die Anregungen der Erfahrung zum Forschen und zum Finden der einzelnen Wahrheiten bringen läßt. Indem er an jeder Erscheinung der inneren nicht minder als der äußeren Erfahrung Anstoß nimmt, die, so wie sie sich darbietet, jener Beständigkeit und Treue widerspricht, in der für ihn alle Wahrheit liegt, lernt er allmählig durch Verknüpfung des in der Wahrnehmung Zerstreuten, des Gegebenen mit Nichtgegebenem, des Gegenwärtigen mit Vergangenem, die bestimmteren inhaltvollen allgemeinen Gesetze auffinden, die diese Welt mit den einmal bestehenden Grundzügen ihres Baues beherrschen müssen, sobald sie mit jenem höchsten Maßstabe der Wahrheit zusammenstimmen soll.

Der Weg zu dieser allmähligen Ausbildung ist lang und unvollendbar; nicht nur die gewöhnliche Bildung des Lebens irrt oft von ihm ab, wenn sie an die zufällig uns nahe getretenen Bruchstücke der Erfahrung ohne Uebersicht des Ganzen ihre Reflexionen anknüpft und mit bald ermüdendem Interesse ihre hie und da angeregten Gedankenreihen nur einige Schritte weit fortführt, ohne auf ihre endliche Vereinigung zu denken; auch die Wissenschaft begeht Irrthümer genug, wenn sie in ihrer systematischen Weise zusammenfassen will, was uns um jener unbedingten Wahrheit willen durch die Wirklichkeit mittelbar denknothwendig gemacht wird. Noch weniger besitzt das gemeine Leben die allgemeinen Wahrheiten fertig, am wenigsten ein vollendetes Bewußtsein derselben. Nur die Ahnung, daß es eine Wahrheit überhaupt gibt, verfolgt den Menschen überall und ist selbst da, wo ihr Begriff nie abgesondert für sich gedacht würde, als die unbewußte Macht wirksam, unter deren Einfluß das Bewußtsein arbeitet. Welche Anwendungen dagegen von ihr in Bezug auf die einzelnen Erscheinungen zu machen sind, darüber täuschen uns die Verwicklungen dieser allzu oft, und wenige Beispiele werden hinreichen zu zeigen, wie aus Mißverständniß dessen, was wir suchen, die widersprechendsten Vorstellungen in unserem gewöhnlichen Bewußtsein neben einander Platz nehmen.

Wenn man, um jene Verwicklungen des gegebenen Inhaltes zu vermeiden, ein völlig Einfaches ins Auge faßt, so wird Jeder in

Bezug auf daſſelbe den Satz der Identität richtig ausſprechen, und behaupten, daß Blau ſtets Blau und Roth nie etwas anderes als Roth ſei. Aber neben dieſer Einſicht gehen ganz unbekümmert Vorſtellungen einher von Dingen, die verändert werden und in der Veränderung bleiben, was ſie ſind, von Subſtanzen, die ſich umwandeln, ohne aufzuhören, von einem Weſen, das erſcheint und ebenſo ſehr dieſe Erſcheinung ſelbſt, als auch von ihr verſchieden iſt, von Subjecten endlich, die bald handeln bald ruhen, ohne durch dieſe Verſchiedenheit des von ihnen Behaupteten ihre Identität mit ſich ſelbſt einzubüßen. Ich meine nicht eben, daß in dieſen Vorſtellungsweiſen der menſchliche Verſtand irrt, aber er wendet offenbar, durch den unanalyſirten Eindruck der Wahrnehmungen bewogen, jenen Grundſatz der Sichſelbſtgleichheit in einer tumultuariſchen und widerſprechenden Weiſe an, ohne durch Zergliederung des Gegebenen ſich über die Möglichkeit jener Ausdrücke und ihre Verträglichkeit mit dieſem Grundſatze zu rechtfertigen. Und wenn die beginnende Reflexion ſich dieſer Widerſprüche bewußt wird, geräth ſie nicht ſelten in den entgegengeſetzten Fehler; ſie ſucht in dem allgemeinen Satze Aufklärungen über die Natur der Dinge, die nicht in ihm liegen, ſondern nur durch eine vorſichtige und richtige Anwendung aus ihm zu gewinnen ſind. Dann möchte ſie alle Möglichkeit des Werdens, der Veränderung, des Handelns als widerſprechend leugnen; als ob der Satz der Identität verböte, daß Etwas werde, oder Veränderliches da ſei, da er doch nur behauptet, daß Werdendes, ſo lange es werde, nur werde und nicht ſei, Veränderliches aber für unveränderlich zu halten nicht angehe. Wie nahe auch der urſprünglichen Bedeutung des Satzes jene einfachſten Anwendungen liegen, dennoch bedürfen ſie einer beſondern Rechtfertigung, die ſich das gewöhnliche Denken meiſt erſpart. Gleich unausgebildet ſind unſere Vorſtellungen von dem urſächlichen Zuſammenhange. Bald dehnen ſie ſich zu dem widerſinnigen Gedanken aus, daß Alles, nicht nur die Veränderung des Beſtehenden, ſondern auch das urſprüngliche Beſtehen Urſachen bedürfe und dieſe ins Endloſe hinaus deren neue; bald läuft nebenher die Vorſtellung eines Zufalles, der Einzelnem geſtattet, urſachlos

zu geſchehen; im Ganzen iſt der gewöhnliche Begriff von Urſache und Wirkung nur ein grobes Beiſpiel jenes nothwendigen Geſetzes, das uns Veränderungen an Bedingungen knüpfen heißt, ſehr kenntlich von der Erfahrung unſers eignen Handelns und von dem Gegenſatz des lebendig Thuenden mit dem leblos Leidenden entlehnt. Wo wir ſicher zu ſein glauben, keine innere Regſamkeit vorausſetzen zu dürfen, da ſuchen wir äußere Gründe der Veränderung; wo wir jene Regſamkeit vermuthen können, ſuchen wir gar keine, ſondern dann ſcheint das Geſchehen ſich von ſelbſt zu verſtehen. Und da uns das Innere der Dinge hinlänglich unbekannt iſt, ſo können wir uns dieſer letztern Freiheit faſt überall bedienen. Die große Menge der intranſitiven und der reflexiven Zeitwörter iſt ein ſprechender Beleg für die Ausbildungshöhe unſerer gewöhnlichen Cauſalbegriffe; die Pflanze wächſt und die Wolken ziehen, es wird kalt, die Luft bewegt ſich und die Nebel ſenken ſich. So geht dies neutrale ſich von ſelbſt verſtehende Geſchehen, das Emaniren und Erſcheinen ſorglos fort, bis andere Erfahrungen uns ſeine Abhängigkeit von äußern Einwirkungen deutlich machen, und dann treten ebenſo einſeitig die entgegengeſetzten Vorſtellungen von Urſachen und Kräften auf, welche die Veränderung hervor-, oder in die Dinge hineinbringen, ohne daß auch hier eine Zergliederung dieſer allzu unmittelbar an die Anſchauung anknüpfenden Gedanken erfolgte. Sehr weit iſt alſo die gewöhnliche Meinung von dem Begriff eines cauſalen Geſetzes entfernt, wie ihn die Wiſſenſchaft ſpäter brauchen kann; auch die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturerſcheinungen führt gar nicht ſo leicht zu ſeiner Ausbildung, ſondern wird als das allzu Gewöhnliche häufiger überſehen; weit energiſcher führen die Bedürfniſſe des Menſchen, indem ſie ihn zu techniſchen Experimenten nöthigen, zur Einſicht in die wahre Natur der urſächlichen Bedingtheit, und von der Betrachtung der rohen Maſchinen, die er ſich erbaut, trägt er allmählig die Frage nach dem Grunde der Beſtändigkeit der Wirkungen und nach der Veränderlichkeit ihrer Größen auch auf die Durchforſchung der lebendigen Welt und ſeines eignen Innern über.

Wir können ihm hier nicht in diese Vervollkommnung seiner anfänglich sehr unzuverlässigen Metaphysik folgen; die Geschichte der Wissenschaft und der Ideen bleibt einer späteren Stelle vorbehalten, denn sie bedarf einer vorangehenden Erwähnung der historischen Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt und fortbewegt. Wollen wir ein Bild der durchschnittlichen Höhe suchen, welche die Feinheit der Erkenntniß im Allgemeinen in der Bildung des menschlichen Geistes erlangt, wenn nichts auf ihn einwirkt, als die gewöhnlichen Anregungen des Lebens, so finden wir ein solches in der Organisation der Sprache. Ich meine damit nicht die Größe des Wortvorrathes und die Menge der Bezeichnungen für abstracte Gedanken, mit denen das Nachdenken Einzelner die Sprache bereichert hat, und die dem sprechenden Volke theils ganz fremd bleiben, theils nur nach Vergröberung ihres Sinnes Zugang zum allgemeinen Gebrauch erlangen, sondern die grammatische und syntaktische Organisation der Sprache. Seit den ältesten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern bietet sie ebenso entschieden eine gewisse übereinstimmende Auffassungsweise der Dinge dar, als anderseits mancherlei nationale Eigenthümlichkeiten, sich in dieser Auffassung zu bewegen. Daß es überhaupt Worte gibt, die als Namen irgend einen Inhalt bezeichnen, ist nur unter der Aegide jenes Bewußtseins möglich, daß jeder solche Inhalt etwas sich selbst Gleiches, Sicheres, daher Benennbares sei; gibt es überall Formen für Substantiven, Verba und Adjectiven, so hat auch überall der Geist die Begriffe des Etwas, des Werdens oder der Beziehung und der Eigenschaft ausgebildet, und ist gewohnt, das, was er in Gestalt dieser Begriffe gefaßt hat, unter einander zu verknüpfen; dabei zeigt der Artikel oder jedes Pronomen, daß der Inhalt, sei er Sache oder Ereigniß oder Eigenschaft, als Einheit eines zusammengehörigen Ganzen aufgefaßt ist, und weder ein Nominativ noch ein Accusativ oder irgend eine andere Form von gleichem syntaktischen Werthe würde möglich sein, ohne daß der Unterschied zwischen Subject und Object des Handelns, die gewöhnliche Form des gemeinen Causalbegriffes, ihnen im Bewußtsein voranginge. Verfolgen wir ferner die Wortbedeutungen, und

ſehen, wie die Bezeichnungen für innere Abhängigkeit und unſinnliche Beziehungen auf Anſchauungen von Bewegung zurücklaufen und von räumlich zeitlichen Verhältniſſen entlehnt ſind, wie weit ferner ſich die ſymboliſirende Virtuoſität der Sprache erſtreckt, indem ſie mit feinem Gefühl für jeden die Erfahrung überſteigenden Inhalt Gleichniſſe aus dem Gebiet des Wahrnehmbaren findet, ſo überzeugen wir uns, daß die in ihr niedergelegte Erkenntnißarbeit des natürlichen Geiſtes, um deren willen der Menſch ſich als geborenen Philoſophen anſieht, hauptſächlich in einer Zurückführung der mannigfachen Bedingungsverhältniſſe auf eine geringe Anzahl großer typiſcher Beiſpiele beſteht. Die Erklärung eines Beiſpiels durch ein anderes, der Anſchauung näher liegendes, bleibt lange die Vorliebe des ungeſchulten Verſtandes, die Erklärung aller Beiſpiele aus ihrem allgemeinen Geſetz beginnt die Wiſſenſchaft. In dieſer Geſtalt nun iſt der in der Sprache vorhandene Beſtand von Erkenntniß dem ungebildeten Geiſte des Einzelnen durchgängig noch überlegen; der unbeholfene Gebrauch, den er von den ihm freigebig angebotenen Worten macht, zeigt, daß er ihren ſyntaktiſchen und logiſchen Werth weit weniger ſcharf auffaßt, als ſie ſelbſt ihn ausprägt. Dem gebildeten Verſtande wird die Sprache umgekehrt oft ein Hinderniß, weil ſie ihm nicht willig genug in die unanſchaulichen Abſtractionen folgt, die er braucht; aber auch ihm bleibt ſie anderſeits überlegen durch die unendliche Fülle von Beziehungen, die ſie alle bemerkt und bezeichnet hat, und die alle nachzudenken und zu zergliedern er verzweifeln muß.

So entſteht in uns ein Anfang von Erkenntniß der Wahrheit, theils durch den Verſuch, mit den Dingen Zwecke zu erreichen, theils durch die Anregung, die uns das erziehende Wort der Sprache gibt. Dieſer Anfang kann unter günſtigen Bedingungen wachſen, wenn nach Stillung der drängendſten Noth des Daſeins die Sehnſucht nach Verſchönerung und Bereicherung des Lebens dem ſtilleren Trieb der Forſchung Zeit gibt, ſich auf den verſchiedenſten Wegen in den Lauf der Dinge zu vertiefen und gewahr zu werden, wie geſchloſſen und ſicher das Netz der Beziehungen iſt, in dem ſie ruhen. Dann

findet unſere aufklärende Unterſuchung, daß eine beweiſende Gedankenreihe ſich lange und weit von ihrem ſinnlichen Veranlaſſungspunkte, einer Thatſache der Wahrnehmung, entfernen und an der Hand allgemeiner Geſetze ihre Bahn in unſerem Innern fortſetzen kann, und daß doch ihr Schluß, wie ein in hohem Bogen geworfenes Geſchoß, genau und ſicher wieder mit einer neuen ſinnlichen Thatſache zuſammentrifft. Obgleich der Weg, den unſer Denken nahm, ein anderer war, als der, welchen das Geſchehen ſelbſt ging, ſo fanden ſich beide zuletzt doch wieder, und der Zuſammenhang der Welt erſcheint uns ſo dicht, daß von jedem Punkt zu jedem andern auf tauſend Wegen gekommen werden kann, ohne daß irgendwo eine Kluft wäre, welche die Herrſchaft dieſer durchdringenden Conſequenz unterbräche. Die menſchliche Bildung kommt nicht überall ſo weit; aber auf wie niederen Stufen ſie durch die Ungunſt der Umſtände zurückgehalten werden mag, wenigſtens in dem Begriffe einer Nemeſis, eines Schickſals, oder doch in der verzerrten Geſtalt des Aberglaubens, der an Spuk und Zauber hängt, kommt die urſprüngliche Ueberzeugung von dem Daſein einer Nothwendigkeit, das Erbtheil des menſchlichen Geiſtes, irgendwo in der Reflexion zum Vorſchein, wie wir ſie ſchon früher in dem Benehmen der Sinnlichkeit allenthalben hervorbrechen ſahen. So liegt denn der Unterſchied der menſchlichen Intelligenz von dem thieriſchen Vorſtellen zwar ſehr bedeutſam auch in der unermeßlich größeren Weite des Geſichtskreiſes, aber ſonſt doch nicht in beſonderen Formen, nach denen ſich unſere Gedanken ausſchließlich verknüpften. Nur daß die Thiere in ihrem Vorſtellungslaufe blos Gewalt leiden von den Geſetzen, die wir, ebenfalls von ihnen leidend, doch zugleich als nothwendige Wahrheit anerkennen und ſelbſtthätig zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe, zur Stiftung der Erkenntniß verwerthen. Und dies muß wohl ſo ſein; mit uns zum Leben in derſelben Welt beſtimmt, genöthigt, ſich in ihr zurecht zu finden, wie wir ſelbſt, dem Einfluſſe derſelben äußern Bedingungen hingegeben und auf ſie mit nicht unähnlicher Regſamkeit zurückwirkend, bedürfen es die Thiere, daß die Verbindung der Eindrücke und die aus ihr entſpringenden Folgen in ihnen keinen

andern Geſetzen gehorchen als in uns und zu übereinſtimmenden Ergebniſſen führen, daß alſo in ihrem Innern auf dieſelbe Weiſe gedacht werde, wie wir denken.

## Fünftes Kapitel.

### Das Gewiſſen und die Sittlichkeit.

Die Weltanſicht des Gemüthes. — Der Inhalt des Gewiſſens. — Luſt und Unluſt als thatſächliche Urſachen des Handelns. — Die Luſt und das Gute. — Der Begriff des Werthes und ſein Zuſammenhang mit dem der Luſt. — Die Luſt als ethiſches Princip. — Sinnliche Gefühle. — Perſönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt. —

Wie groß auch die Summe der Kenntniſſe anwachſen mag, welche die menſchliche Wißbegier erwirbt, wie fein ſich ferner die Einſicht in den Zuſammenhang der Erſcheinungen entwickeln und unter günſtigen Umſtänden bis zu wiſſenſchaftlichem Bewußtſein ihrer Geſetze ſteigern mag: ſo liegt doch am Ende der echt menſchliche Charakter unſerer Weltauffaſſung weit weniger in dieſer Weite und Klarheit ihres Geſichtskreiſes, als in der Wärme der Färbung, die ihr die beſtändige Betheiligung des Gemüthes an ihrer Ausbildung mittheilt. Heimgeſucht mit Leid und Luſt durch die Eindrücke der Außenwelt, in ihren Erwartungen und Strebungen bald getäuſcht und zurückgehalten durch die Ereigniſſe, bald von ihnen befriedigt und gefördert, findet die Seele für ihr Nachſinnen keinen Gegenſtand von nachhaltigerem Intereſſe, als die wohl- und wehthuende Macht dieſer Welt und als die Stelle, die wir ſelbſt in ihrer Mitte einnehmen. Während das Thier nur die einzelne Tücke oder Freundlichkeit der Dinge, die unmittelbar ihm ſelbſt gilt, beachtet und in ſeiner Erinnerung aufbewahrt, führt den menſchlichen Geiſt die größere Beweglichkeit ſeiner Phantaſie zu einer umfaſſenderen Anſchauung. Nach dem Bilde der thätigen Regſamkeit, die er

in ſich ſelbſt fühlt, rechnet er die Hemmung oder Förderung, die ihm die Ereigniſſe bereiten, zuerſt einer ähnlichen Abſichtlichkeit der Außenwelt zu und glaubt in ihr ein mannigfaltiges lebendiges Wollen zu ſehen, das in allen Dingen gegeneinander wirkt. Und wie uns ſelbſt Wohl und Wehe zufallen, wenn die Wellen dieſes breiten Stromes der Ereigniſſe uns berühren, ebenſo vertheile ſein Lauf Luſt und Leid auch zwiſchen die Dinge alle und jedes von ihnen fühle das eigenthümliche Glück und Unglück der Beziehungen, die zwiſchen ihm und andern ausgeſpannt ſind. Die zunehmende Erfahrung läßt die lebendigen Farben dieſes Weltbildes allmählig verbleichen, ohne uns ganz der Gedanken zu entwöhnen, aus denen es entſtand. Wir lernen die Unabſichtlichkeit der meiſten Ereigniſſe einſehen, die zwiſchen den Dingen vorgehen, und wir finden keinen unzweideutigen Ausdruck eines Bewußtſeins, mit welchem ſie ihre wechſelſeitigen Eindrücke aufnehmen. Aber ein unklares Fühlen und Sehnen, unbewußte Liebe und dumpfe Abneigung möchten wir doch gern als eine überall verbreitete Regſamkeit der Natur feſthalten. Wir beſcheiden uns endlich, die Mannigfaltigkeit des Weltlaufes wenigſtens nur als den buntfarbigen Ausdruck einer einzigen Idee zu faſſen; und auch an der Einheit dieſer Idee hängen wir kaum ſo ſehr deshalb, weil ſie unſerer wißbegierigen Erkenntniß die Erklärung des Zuſammenhanges der Erſcheinungen böte, als darum, weil ſie uns geſtattet, alles Glück und alle Bitterkeit des Daſeins als eine vorbedachte Entwicklung auf ſie als ihren Grund zurückzuführen. Denn nicht eine Zugabe zur Welt ſcheint es uns ſein zu können, daß es neben dem geſetzlich geordneten Sein und Geſchehen auch einen Genuß beider gebe, Leid und Luſt; aller nothwendige Zuſammenhang der Dinge würde uns unbegreiflich ſein, dürften wir ihn nicht als die vorbereitende Grundlage anſehen, auf der eine Welt des Glücks und Unglücks ſich erhebt.

Bejahend und verneinend, begeiſtert und verzweifelnd tritt dieſe Auffaſſungsweiſe in unſerem Gemüth hervor, je nachdem die Ereigniſſe des Lebens unſere Stimmung aufhellen oder verdüſtern Der glückliche Enthuſiasmus einerſeits, der die Alles beſeligende

chen Inhalt wir ihn anſtellen; aber an ſich beweiſt doch das Mißlingen in dem einen Augenblick und an dem einen Object keineswegs, daß derſelbe Verſuch in einem andern Augenblick und an einem andern Object ebenſo mißlingen müſſe: es ſei denn, daß irgend Etwas uns berechtigte, jeden einzelnen dieſer Fälle als eine Bürgſchaft für alle denkbaren Fälle zu betrachten. Dieſes Etwas iſt nun da; es beſteht in nichts Anderem, als in eben jenem Satze der Identität ſelbſt, deſſen richtig gefaßter Sinn vorher von dem Bewußtſein als eine völlig unbedingte grundloſe und nothwendige Wahrheit aufgefaßt und geglaubt ſein muß, ehe davon die Rede ſein kann, daß irgend eine andere beſondere, durch den Mechanismus unſerer geiſtigen Natur herbeigeführte, zuerſt unbewußt vollzogene, dann mit Bewußtſein von uns wahrgenommene Verknüpfungsweiſe der Eindrücke uns mit dem Gefühle ihrer Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit überkommen ſolle. Nicht daraus kann die Nothwendigkeit des Satzes der Identität *für uns* bewieſen werden, daß er zuerſt *in uns* giltig ſei, und wir es dann merkten bei dem Verſuche, ihm zuwider zu handeln; vielmehr um aus den einzelnen Fällen, in denen wir doch allein mit ihm oder mit einem andern denknothwendigen Satze dieſen Verſuch machen können, auf das nothwendige Mißlingen in allen Fällen ſchließen zu dürfen: dazu muß die unmittelbare Gewißheit eben deſſelben Satzes ſchon vorausgehen, die Gewißheit, daß ein Fall ſo gut iſt, wie unzählige gleiche, daß überall, wo gleiche Bedingungen wiederkehren, die gleiche Folge mit ihnen verbunden iſt, die Gewißheit, daß es überhaupt in der Natur unſers eignen Geiſtes ſo wie in der der Dinge, die ſeine Objecte ſind, eine ſolche Treue und Beſtändigkeit gibt, durch die Alles iſt was es iſt, Beharrliches beharrlich, Veränderliches veränderlich, Widerſprechendes widerſprechend; eine Treue, die jedem andern Zuſammenhange erſt erlaubt, nothwendig und allgemeingiltig, ja überhaupt möglich zu ſein; denn wie könnte zwiſchen Zweien ein Zuſammenhang irgend welcher Art gedacht werden, wenn nicht beide dadurch, daß ſie ſind, was ſie ſind, oder werden was ſie werden, dem ſich zwiſchen ihnen ſpannenden Verhältniſſe geſtatteten, ſich auf ſie wie auf feſte Pfeiler

nur in ſeinen Mitteln ſich durch die Erfahrung leiten läßt, ſo hat anderſeits ein alter Glaube dem Menſchen ein angebornes Sittengeſetz, das ſeine Geſinnungen, und eine innere religiöſe Offenbarung, die ſeine Zwecke regele, als feſte Anhaltspunkte ſeines hin- und herſchwankenden natürlichen Strebens zugeſchrieben. Welche urſprüngliche Anlage zu beiden wir in dem menſchlichen Geiſte zu ſuchen haben, oder ob erſt die Bildung des Lebens dieſe Blüthen treibe, müſſen wir nun zum Schluſſe dieſer Betrachtungen überlegen.

Die Erkenntniß der Welt fanden wir nicht nur im Einzelnen der Arbeit der Erfahrung überlaſſen, ſondern auch die kleinere Summe der allgemeinen und geſetzgebenden Wahrheiten, die dieſe Arbeit leiten ſollen, war unſerem Geiſte nicht in ausführlicher Vollſtändigkeit angeboren; nur ein einziger Keim höherer Einſicht lag in uns, den wir unter der veränderlichen Gunſt der Umſtände in ein mehr oder minder klares oder verworrenes Gezweig entwickeln. Wir werden im Stillen erwarten, daß es auch mit den Grundlagen des ſittlichen Lebens ſich ähnlich verhalten möge. Iſt der Menſch überhaupt beſtimmt, erſt durch eigene Thätigkeit zu werden, was ſein Begriff ihm zu ſein befiehlt, ſo wird er auch die Ideale ſeines Thuns nicht als ein fertiges Geſchenk ſeiner Organiſation in ſich finden, ſondern im Lauf ſeiner Entwicklung ſich ihrer zu bemächtigen haben. Zwar gerade darin hat man ſeine ſittliche Natur vor der Anlage zur Erkenntniß bevorzugt geglaubt. Nur wenige unzweideutige Grundſätze zur Beurtheilung der Dinge gebe ihm die letztere an die Hand, und ſolche, deren Durchführung gegen den widerſtreitenden Augenſchein zahlreiche Irrthümer nicht vermeiden kann; dem dürftigſten Menſchengeiſte halte dagegen ſein Gewiſſen, unabhängig von der Höhe und Ausdehnung der erreichten Kenntniſſe, die unverbrüchliche Richtſchnur ſeines Handelns und die höchſten Gegenſtände des Glaubens mit immer gleicher Deutlichkeit vor. Aber die Vergleichung verſchiedener Culturſtufen des menſchlichen Lebens hat längſt zu größerer Vorſicht in dieſen Meinungen ermahnt. Wir müſſen es aufgeben, den Glauben an das Daſein Gottes auf die Uebereinſtimmung der Völker zu gründen. Stimmungen und Ah-

nungen, die auf ein Unbekanntes, Unſichtbares hinausweiſen, entwickeln ſich freilich wohl unter dem Einfluß der Lebenserfahrung in jeder menſchlichen Bruſt; aber ohne günſtige Bedingungen der Ausbildung bringen ſie kaum mehr als jenen Zuſtand gegenſtandloſer Furcht hervor, der auch das Thier beherrſchen würde, wäre es nicht zu gedankenlos, um die einzelnen Schrecken, die es erfährt, zu einem bleibenden Gedankenkreiſe zu ſammeln. Jene untrügliche Stimme des Gewiſſens aber mag wohl ebenfalls in Keinem ganz ſchweigen; was iſt es indeſſen, was ſie bejaht und befiehlt? So wie der Menſch geht und ſteht, wie alle ſeine Verhältniſſe ihn gebildet haben, ſehr Verſchiedenes. Ein beſchränkter und einſeitiger Erfahrungskreis pflegt uns in gewiſſe Vorſtellungsweiſen der Dinge einzugewöhnen, die deshalb, weil ſie innerhalb dieſes Kreiſes keinen Widerſpruch finden, allmählig für uns den vollkommenſten Schein unbedingter Evidenz annehmen. Man weiß, wie ſiegreich ſolche Vorurtheile der Wahrheit auch dann widerſtehen, wenn dieſe uns fertig von außen dargeboten wird, und wir nicht die Mühe haben ſollen, ſie ſelbſt zu finden. Die praktiſchen Vorurtheile, in welche uns Erziehung, Nationalität, Sitte, Beruf und Zeitgeiſt eingewöhnen, ſind nicht minder lebenskräftig, und man kann nicht leugnen, daß unter dieſen Einflüſſen nicht nur manche gleichgiltige Handlung, manches unbedeutende Ceremoniell, ſondern ſelbſt Vieles, was die Bildung einer anderen Zeit und eines anderen Ortes als inhumane Barbarei verurtheilen würde, als heilige Gewiſſenspflicht empfunden, und daß die Verletzung dieſer Pflicht mit derſelben Beunruhigung des Gemüthes gebüßt wird, die uns mit Recht nur aus der Uebertretung wahrhaft ſittlicher Gebote hervorgehen zu dürfen ſcheint. So wie die Erkenntniß des Menſchen von dem Glauben an das Vorhandenſein einer Wahrheit belebt wird, worin dieſe aber beſtehe, der oft irrenden Unterſuchung überlaſſen bleibt, ſo möchten wir es faſt als den anderen weſentlichen Zug der menſchlichen Natur bezeichnen, daß ſie überhaupt den Gedanken einer Pflicht und eines Sollens mit ſich führt; was aber dieſen Begriffen entſpreche und welche Form des Handelns ſie gebieten, darauf hat ſie in ihrer Entwicklung

erſt ſich langſam zu beſinnen. Ich darf nicht beſonders hervorheben, daß es zweierlei iſt, was wir behaupten: die entwickelnde Kraft der Erfahrung einerſeits, aber ebenſo ſehr das urſprüngliche Vorhandenſein des Keimes, auf den ſie wirkt. Man wird nie Erfolg haben, wenn man in eine leere Seele hinein das Bewußtſein des Sollens nur vermittelſt der Eindrücke der Erfahrung bringen will.

Wollen wir das ſchwer zu umgrenzende Gebiet deſſen, was wir thun, von dem abſcheiden, was in uns oder aus uns geſchieht, ſo ſcheint der erſte trennende Unterſchied in den Gefühlen der Luſt und Unluſt zu liegen, welche die innern Ereigniſſe entweder begleiten oder ihnen fehlen. Eine Aeußerung, die mit Nothwendigkeit aus der Einwirkung der Eindrücke auf uns entſpränge, ohne daß der Werth dieſer Eindrücke für uns durch ein Gefühl des Wohl oder Wehe gemeſſen worden wäre, würden wir nicht Anlaß finden, durch den Namen einer Handlung vor anderen Wirkungen auszuzeichnen. Selbſt dann nicht, wenn bewußte Vorſtellungen die aus dem Reize entſtandene Erſchütterung unſers Innern begleiteten und die endliche Rückwirkung nur durch das Mittelglied einer Gedankenreihe hervorgerufen würde. Unſere Aeußerung würde dann zwar eine verwickeltere Entſtehung haben, aber ſie wäre im Weſentlichen doch den Erfolgen ähnlich, welche von der mechaniſchen Anregung jedes Werkzeugs von zuſammengeſetzterem Bau zu erwarten ſind. Im bloßen Wiſſen und Abbilden der Dinge kommen wir uns theilbar vor, und eine Vorſtellungsreihe, die ſich in uns bewegt, ſcheint nur eine beſchränkte Gegend unſers Weſens einzunehmen und ſeinen übrigen Beſtand unintereſſirt zu laſſen; was an ſie als Aeußerung ſich anknüpft, betrachten wir noch nicht als eine That des Ich, ſondern als ein Ereigniß, das aus ihm entſpringt. Erſt in den Gefühlen der Luſt und Unluſt wird das Ich ſich der Zugehörigkeit ſeiner einzelnen Zuſtände zu ihm ſelbſt und ſeiner eignen totalen Ergriffenheit bewußt; was aus ihnen hervorgeht, erſcheint uns als die geſammelte Rückwirkung unſerer ganzen Natur. Ein Leiden im wahren Sinne glauben wir nicht ſchon da zu ſehen, wo der Beſtand eines Weſens nur geſtört wird, ſondern erſt da, wo es dieſe Störung ſchmerzlich empfindet;

an ein Thun glauben wir ebenſo nicht deshalb ſchon, weil eine Aeußerung aus dem Innern hervorbricht, ſondern nur dann, wenn wir Gefühle der Luſt und Unluſt als Motive ihres Hervortretens betrachten dürfen. Nicht, als wenn wir nicht auch von den Rückwirkungen, die in der That unſer Gefühl veranlaßt, manche als unwillkührliche Regungen von der gewollten Handlung unterſchieden; aber nicht durch das Vorangehen eines Wollens und Strebens können wir doch anderſeits die Handlungen von den Wirkungen abtrennen. Wille und Sehnſucht ſelbſt ſind das, was ſie ſind, nur dadurch, daß ſie ſich auf einen gefühlten Werth ihres Zieles beziehen. Könnte man das Streben eines intelligenten Weſens von jedem Schatten luſt- oder leidvoller Theilnahme für ſein Ziel befreien, ſo würde es ſich wieder in jenen unlebendigen Wirkungsdrang verwandeln, aus dem wohl phyſiſche Ereigniſſe, aber keine Handlungen entſpringen.

Fragen wir daher noch nicht nach den Idealen, welche das Handeln beſtimmen ſollen, ſondern nach den Kräften, die es allenthalben wirklich in Bewegung ſetzen, ſo können wir nicht leugnen, daß das Trachten nach Feſthaltung und Wiedergewinn der Luſt und nach Vermeidung des Wehe die einzigen Triebfedern aller praktiſchen Regſamkeit ſind. Von zwei Bedingungen wird die verſchiedene Höhe der Ausbildung abhängen, zu welcher dieſe gemeinſame Tendenz die verſchiedenen Gattungen des Lebendigen führt. Zuerſt von der Mannigfaltigkeit der Hilfsmittel, welche die Feinheit der leiblichen und geiſtigen Organiſation dem luſtbedürftigen Weſen zur Erreichung ſeiner Zwecke darbietet; anderſeits aber von jener Eigenthümlichkeit ſeines Naturells, durch die ihm beſtimmt wird, was ihm als Luſt und Unluſt gelten ſoll, und durch die das eine Weſen auf einen einförmigen Kreis des Genuſſes beſchränkt, dem andern eine reiche Auswahl erſtrebbarer Güter eröffnet wird, zwiſchen denen es beginnen kann, geringere den geringeren, edlere den gemeineren, heilige den unheiligen gegenüber zu wählen. Es iſt nicht unſere Aufgabe, die erſte dieſer Bedingungen und die aus ihr entſpringende Größe der Klugheit und Raffinirtheit menſchlichen Strebens hier aufzuzäh-

licher zu betrachten, da die Erwägung der geſchichtlichen Entwicklung uns ſpäter zu dieſem Geſchäft zurückführen wird; aber die zweite ſchließt offenbar die Punkte ein, aus denen der Unterſchied menſchlicher Sittlichkeit von thieriſchem Drange ſich erklären muß; eine Frage, deren allgemeine Bedeutung hier unſere Aufmerkſamkeit verlangt.

Es iſt eine bekannte, oft gemachte Bemerkung, daß Wohlgefallen und Mißfallen ſich nicht an einen einfachen Eindruck, ſondern nur an ein Verhältniß zwiſchen mehreren knüpfen könne. Ich bezweifle ihre Triftigkeit in dieſer Faſſung. Welches auch das Verhältniß zweier Eindrücke zu einander ſein möchte: daß es nicht gleichgiltig wahrgenommen, ſondern als angenehm oder unangenehm gefühlt wird, kann nicht davon herrühren, daß es dieſes Verhältniß iſt, ſondern nur davon, daß es als ein ſo ſeiendes noch einmal in Einklang oder Widerſpruch mit dem Weſen ſteht, von dem es aufgefaßt wird. Nicht was zwiſchen zwei uns fremden Gegenſtänden ſich ereignet, ſondern das, was zwiſchen jedem einzelnen von ihnen und uns vorgeht, iſt das Motiv unſerer Luſt und Unluſt, und jeder einfache Eindruck kann beide erwecken, je nachdem er die Zuſtände, die Thätigkeiten, Beſtrebungen und Gewohnheiten des Wirkens, die er in unſerm Innern antrifft, entweder ſtört und aus ihrer natürlichen Richtung zu drängen ſucht, oder innerhalb dieſer Richtung ſie unterhält, ſteigert oder begünſtigt. Ohne Zweifel befinden ſich nun unter den Urſachen, welche ſolche Veränderungen in uns veranlaſſen, auch die Verhältniſſe zwiſchen mehreren unter einander verbundenen Eindrücken, und wir mögen ſelbſt zugeſtehen, daß gerade ſie die Erreger der wichtigſten und für die menſchliche Bildung am meiſten charakteriſtiſchen Gefühle ſind. Aber in keinem Falle können wir doch den Werth auch ſolcher Eindrücke allein von dem wechſelſeitigen objectiven Verhalten des Mannigfaltigen in ihnen abhängig denken, ohne eben dies Verhalten ſelbſt noch einmal nach ſeiner Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt, den Auffaſſenden, oder mit irgend einem anderen Verhältniß zu meſſen, in Bezug auf welches letztere die Frage nach ſeinem Werthe auf dieſelbe Weiſe, aber bereits früher,

beantwortet worden iſt. Ohne Zweifel iſt der Werth desjenigen geringer, was nur einer augenblicklichen und zufälligen Lage oder einer individuellen Eigenheit des Gemüthes entſpricht, auf welches ſein Eindruck trifft; größer der Werth deſſen, was mit den allgemeinen und normalen Zügen der Organiſation harmonirt, durch welche der Geiſt zur Erfüllung ſeiner Beſtimmung befähigt iſt; das Höchſte mag das ſein, was der beſtändigen Stimmung eines idealen Gemüthes wohlthun würde, aus deſſen inneren Zuſtänden jede Abirrung von dem Zwecke ſeiner Entwicklung getilgt wäre. Noch höher hinaus dagegen liegt nichts; und der Gedanke eines irgendwie unbedingt Werthvollen, das ſeinen Werth nicht durch ſeine Fähigkeit zur Erzeugung von Luſt bewieſe, überfliegt ſich ſelbſt und das, was er wollte.

Ohne Zweifel war es eine lobenswürdige Strenge der praktiſchen Philoſophie, die ſittlichen Gebote von dem ſchielenden Hinblick auf den eigenen Vortheil des Handelnden zu befreien; aber mit Unrecht ſuchte dieſer Rigorismus die klare und unabweisbare Verbindung zu löſen, in welcher nichts deſtoweniger der verachtete und in ſeinen meiſten Anwendungen verächtliche Begriff der Luſt zu dem andern Begriffe des Werthes überhaupt ſteht. Als Kant den Zwecken des Eigennutzes gegenüber eine allgemeine Formel des ſittlichen Verhaltens gefunden zu haben glaubte, war er aufrichtig genug zu geſtehen, daß er in ihr den eigentlichen Grund ihrer verpflichtenden Würde für uns nicht mit entdeckt habe. Und in der That, wie verſtände es ſich denn von ſelbſt, daß unſere Maximen im Handeln ſich zu einer allgemeinen Geſetzgebung eignen müßten? Und welches ſind denn diejenigen, die ſich dazu nicht eignen? Offenbar die, aus deren allgemeiner Befolgung die Vereitelung aller Beſtrebungen, allgemeine Unordnung entſpringen würde. Aber dieſes Intereſſe für Ordnung und für die Möglichkeit eines Erfolgs unſers Wollens, was iſt dies anders, als entweder ein großartiges umfaſſendes Utilitätsprincip anſtatt der kleinen und einzelnen, oder das Zugeſtändniß, daß andere Maximen, als jene verlangten, zu allgemeinem Uebelbefinden führen würden und deswegen zu verwerfen

ſeien? Andere Syſteme verſichern uns, indem ſie gleichfalls alle Luſt verabſcheuen, das ſittliche Gebot ſei das eine, daß das endliche Weſen ſich dem Abſoluten, der peripheriſche Punkt dem Centrum unterordne, der menſchliche Wille parallel der Entwicklung der unendlichen Idee gehe und in ihrem Sinne arbeite. Wie nun aber, wenn das Abſolute gerade dieſe Nachahmung nicht wollte? Würde ſich dann, wenn das Centrum lediglich Verdruß von dieſer Folgſamkeit hätte, immer noch behaupten laſſen, daß trotzdem gerade dieſes Verhalten als das an ſich unbedingt werthvolle innezuhalten ſei? Man würde ſich dann erinnern, daß die Heiligkeit des Gebotes auf dem Willen des höchſten Weſens, auf ſeiner Fähigkeit der Luſt und Unluſt an unſerm Gehorſam oder Ungehorſam und auf unſerer Stellung zu ihm beruht, die unſere Seligkeit nur in ſeiner Luſt finden läßt. Man braucht nur aus dem Begriffe dieſes Höchſten jeden Anklang von Gemüth zu tilgen und es ganz in die ſtarre Naturgewalt einer gefühlloſen, wenn auch immer intelligenten Macht zu verwandeln, und man empfindet ſofort, daß jener Unterordnung jeder ſich ſelbſt bejahende Werth fehlt. Man wird dann im Gegentheil jedes endliche Weſen mit Theilnahme begleiten, das dieſe Langweile einer ewigen monotonen Entwicklung unterbricht, indem es, beſſerem Rathe folgend, die „unbedingte Freiheit und Selbſtändigkeit ſeines Ich durchzuſetzen" ſucht. Warum nun wieder dieſe Autonomie einen unbedingten Werth haben ſolle, wird freilich ſeinerſeits auch unklar bleiben, doch nicht lange: man erkennt in ihr die Luſt eines edlen Stolzes, ſo wie man die Luſt der ſich unterordnenden Liebe als die wahre Kraft erkennt, welche oben die peripheriſchen Punkte ſich um ihr Centrum bewegen hieß. Wird uns endlich geſagt: Streit mißfalle an ſich, ſo leugnen wir dies einfach ganz; uns mißfällt der Zank und am Streite das, was zänkiſch iſt, das Uebelwollen der Parteien. Ziehen wir dies ab, ſo würde jeder Streit zweier Willen an ſich nur ein Naturſchauſpiel ſein, das uns unterhielte; nur ſehr mittelbar würde, vom böſen Willen abgeſehen, er auch dann noch uns mißfallen; nicht an ſich, ſondern um der unvermeidlichen, obgleich unbeabſichtigten Unluſt willen, die er beiden Parteien erregt, oder wegen der Verſchwendung

von Kräften, die ſich nutzlos aufheben, während ſie eine gemeinſame Luſt erzeugen könnten. Was heißt es überhaupt, daß es gewiſſe Verhältniſſe verſchiedener Willen gebe, auf denen eine unbedingte Billigung ruhe? Gibt es irgendwo ein ſolches Verhältniß in der Welt? Gibt es Willen, die abgetrennt von allem Gemüth eine Wirklichkeit hätten und zu einander in Beziehung treten könnten? Und wenn es nun ſo wäre, und die Welt beſtände aus lauter intelligenten und wollenden Weſen, deren keines jemals, weder die endlichen Geiſter noch ihr Gott, im Stande wäre, Luſt und Unluſt zu fühlen, welchen Sinn hätten dann dieſe Ideale des Willens, die nun nicht einmal mehr Jemand hätten, von dem ſie gebilligt werden könnten? Sollte es in der That dann noch immer eine abſolute ſittliche Forderung ſein, daß an die Stelle des einen factiſchen Zuſtandes, der Niemand wohl und wehe that, ein anderer Zuſtand geſetzt werde, der gleichfalls für Niemand in der Welt einen Zuwachs an Gut enthält? Sollen wir glauben, die Welt gehe ſo völlig in Etiquette auf, daß es in ihr nur auf Realiſirung von Thatbeſtänden formeller Art ankäme? Dieſe letzten Conſequenzen, die Verwandlung alles ſittlichen Handelns in eine bloße Herſtellung von Werken, mag dieſe allzurigoriſtiſche Moral ſich leicht verbergen, denn im Einzelnen wird freilich Niemand ein ſittliches Geſetz aufſtellen, in dem nicht die geflohene Rückſicht auf die verſchmähte Luſt verborgen läge; in anderen Gebieten des Lebens kommen die Folgen zuweilen zum Vorſchein. Man hat ſich längſt gewöhnt, den Gefühlseindruck des Schönen geringſchätzig anzuſehen, und ſucht das Weſen der Schönheit ausſchließlich in mancherlei formellen Spannungen der Ideen gegeneinander; daraus fließen Kunſtwerke, deren Werth ſich dialektiſch vollkommen beweiſen läßt, nur daß ſie Niemand gefallen. Und in den Verſuchen zu geſelligen Geſtaltungen, wie ſehr finden wir auch hier den Götzendienſt formeller Principe verbreitet! Scheint doch Manchem Alles gethan zu ſein, wenn irgend eine Form der politiſchen Gliederung erreicht iſt, gleichviel ob aus dem künſtlichen Bau ein Tropfen wirklichen reellen Lebensgenuſſes herniederthaut, oder ob Alle ſich in ihm gelangweilt oder elend befinden.

Dem unbefangenen Gemüth ſind dieſe Irrungen eigentlich fremd. Für ſich ſelbſt zu ſorgen, ſcheint ihm natürlich, aber nicht ſittliches Verdienſt zu ſein; Andern wohlzuthun und die Summe der Luſt zu vermehren, deren die Welt ſich erfreut, iſt die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung alle ſeine ſittlichen Pflichten zuſammenlaufen. Dies iſt keine Lobpreiſung eines gedankenloſen Wohlwollens oder jener Schwächlichkeit, die nie verneinen kann und den augenblicklichen Dank des leichtſinnig Begünſtigten mit ſpäterem Vorwurf über ihre Willfährigkeit erkauft. So wie in der Natur nicht jedes einzelne Geſchöpf unmittelbar durch eine eigens auf ſeine Erzeugung gerichtete Kraft entſteht und ſich entwickelt, ſondern ſein Wachsthum durch die allgemeinen Geſetze des Ganzen zugemeſſen erhält, aus dem es ſeine Bedürfniſſe ſchöpft: ſo wird jedes Glück, das allen Gliedern einer verbundenen Vielheit gleichmäßig beſtimmt iſt, eine Oekonomie ſeiner Erzeugung und Vertheilung bedürfen, deren allgemeine Regeln nicht ohne die Zerrüttung des Zweckes verletzt werden können. Hierauf vertraut das Gemüth; und wenn es in ſeinem Gewiſſen ſich Geſetze des Handelns vorgezeichnet ſieht, deren Zuſammenhang mit dem Ziele der höchſten Luſt es nicht unmittelbar vor Augen ſieht, ſo zweifelt es doch nie daran, daß dieſer Zuſammenhang ſtattfindet und daß alle Härte der Geſetze in der Welt nicht um ihrer ſelbſt willen da iſt, ſondern um den ſicheren Weg zu bilden, der zu der Mildigkeit jenes Erfolges führt. Dieſe Geſetze gering zu achten, kann am wenigſten uns beikommen, nachdem wir ſo oft die Unerläßlichkeit eines geordneten Mechanismus für die Verwirklichung alles Schönen und Großen auch da vertreten haben, wo gerade Anderen ein geſetzloſes Wohlwollen der Idee Alles unmittelbar zu ſchaffen ſchien. Aber jene Geſetze zu überſchätzen, kann eben ſo wenig unſer Sinn ſein; ſo lange wir feſthalten, daß kein Mechanismus um ſeiner ſelbſt willen da ſei, kann alle Wirklichkeit für uns nicht ſein, nur damit ſie ſei, und alles Handeln nicht beabzwecken, daß noch mehr ſei, als vorher war. Irgendwo muß dieſes Herſtellen äußerlicher Thatbeſtände und alle Geſetzmäßigkeit ſeines Verlaufes in ein inneres Geſchehen der Luſt und des endlichen Genuſſes einmünden.

Man würde indeſſen ſehr irren, wenn man allen moraliſchen Geſetzen nur dieſen abgeleiteten Werth zugeſtehen wollte, nothwendige Maximen der allgemeinen Luſtökonomie zu ſein; die Mehrzahl ſelbſt derjenigen, welche eine nicht überall giltige, ſondern nur auf beſtimmte Verhältniſſe bezügliche Art des Handelns vorzeichnen, ſtehen zu der Erzeugung der Güter in einem viel unmittelbareren Verhältniſſe. Niemand wird nämlich wagen, Luſt in jeder Form oder Luſt um jeden Preis als das zu billigende Ziel des Strebens aufzuſtellen; aber nicht nur das ſittliche Gewiſſen, ſondern auch die logiſche Unmöglichkeit dieſes Satzes würde uns an ſeiner Anerkennung hindern. Luſt an ſich iſt ein unvollſtändiger Gedanke, ſo lange das nicht mit erwähnt wird, was in ihr genoſſen wird. Ich meine nicht ſofort den äußern Eindruck, aus dem ſie für uns entſpringt, ſondern ihren eignen ſpecifiſchen Inhalt, den ſie hat, wenn ſie entſprungen iſt. So wenig es möglich iſt, überhaupt zu empfinden, ohne irgend etwas, oder richtiger etwie zu empfinden, roth oder ſüß, hart oder warm; ſo wenig es möglich iſt, dieſes Empfinden nur dem Grade nach ſtärker oder ſchwächer zu denken: eben ſo unthunlich iſt es, von einer Luſt zu reden, die reiner Genuß überhaupt, und nicht der Genuß etweſſen wäre, höchſtens größer oder geringer, flüchtiger oder dauernder, aber qualitativ inhaltlos. Und eben ſo wie das Roth zwar nicht die Abbildung der Aetherwellen iſt, die ſein Geſehenwerden veranlaſſen, wie aber doch dieſe Empfindung eine Ueberſetzung nur dieſes beſtimmten Reizes in die Sprache der Seele iſt, und jeder andere Reiz eine andere ſolche Uebertragung erfahren würde: eben ſo iſt die eigenthümliche Luſt, welche wir von irgend einem Eindruck oder irgend einem Verhältniß mehrerer empfangen, keine Abbildung dieſer Eindrücke, an die ſich hinterher erſt ein in allen Fällen qualitativ gleichartiges Wohlſein knüpfte, vielmehr iſt jenes ſpecifiſche Gefühl unmittelbar die untheilbare Uebertragung des Werthes, welchen nur dieſer beſtimmte Fall der Anregung enthält, in dieſe Sprache der Luſtempfänglichkeit. Wir ſprechen von Luſt und Unluſt im Allgemeinen gerade ſo wie von Bewegungen; man kann von der Richtung und Geſchwindigkeit der letztern abſtrahiren, aber keine

von ihnen kann vorhanden ſein oder geſchehen, bevor ſie Geſchwindigkeit und Richtung hätte; auch Luſt und Unluſt kann nirgend in dieſer formloſen und farbloſen Allgemeinheit vorkommen, ſondern ſie hat immer beſtimmtes Colorit, oder eigentlich ſie hat es nicht, ſondern ſie iſt es, wie denn auch die Bewegung nicht Geſchwindigkeit und Richtung hat, ſondern die irgendwohin gerichtete Geſchwindigkeit iſt. Man betrügt ſich theoretiſch um das Beſte der Luſt, wenn man meint, ſie könne irgendwo darin beſtehen, daß man an etwas, wie man wohl zu ſagen pflegt, ſeine Freude oder ſein Vergnügen habe. Es iſt gar nicht ſo, daß wir zuerſt eine froſtige Vortrefflichkeit irgend eines Umſtandes anerkännten, und ſie dann durch ein beſtimmtes Quantum unſerer Luſt belohnten, die wir wie unſere allgemeine geiſtige Hausmünze überall gleichartig und nur in größeren oder geringeren Summen gegen den Werth der Eindrücke austauſchten. Von dem eignen Werth der Dinge werden wir vielmehr bezwungen; und wenn freilich unſere Luſt von unſerer eigenen Natur inſofern abhängen muß, als wir nur das fühlen können, wozu wir fähig ſind, ſo ſind doch die eigenthümlichen Unterſchiede, die auf dieſer Grundlage noch zwiſchen unſern Luſtgefühlen ſtattfinden, in keiner Weiſe auf blos quantitative Verſchiedenheiten eines gleichartigen ſubjectiven Wohlbefindens zurückzuführen.

Mit dem Aufgeben dieſer ungeeigneten Vorſtellungsart würde manche Anklage hinwegfallen, die man gegen die Luſt zu richten pflegt. Sie würde nicht mehr in dem ungünſtigen Lichte eines Egoismus erſcheinen, der alle Dinge der Welt und ihre eigenthümlichſte Natur nur als Heizungsmaterial zu ſeiner eigenen Erwärmung verbraucht; man würde finden, daß die Luſt ſelbſt vielmehr das Licht iſt, in dem jede objective Vortrefflichkeit und Schönheit des Wirklichen erſt wahrhaft zu leuchten beginnt. Und man würde dabei nicht mit Recht den alten Einwurf wiederholen, daß es dem Begriffe der Luſt an einem innern Beurtheilungsgrunde fehle, der uns ihre höheren und edleren Formen von den gemeineren unterſcheiden, oder irgend eine derſelben als die höchſte kennen lehre. Wollen wir eine unnütze wiſſenſchaftliche Vornehmheit abthun, ſo werden wir beken-

nen müſſen, daß noch kein Moralſyſtem, das die Reihe der Pflichten oder der ſittlichen Ideale aus einem höchſten Princip abzuleiten verſuchte, etwas Anderes vermocht hat, als eine begreifliche logiſche Unterordnung des Abgeleiteten unter jenes Princip herzuſtellen. Aber die Gewißheit, daß dies Abgeleitete wirklich für uns verbindliche Vorbilder enthielt, und daß deren eines werthvoller ſei als ein anderes, folgte niemals aus dem Princip, ſondern aus der unmittelbaren Stimme des Gewiſſens, die man bei jedem Gliede der Ableitung beſonders befragte. Gründen andere Anſichten unſere ſittlichen Ueberzeugungen auf gewiſſe Verhältniſſe der Willen, auf denen abſolute Billigung oder Mißbilligung ruhe, ſo meinen auch ſie nicht im geringſten, aus dem Begriffe eines ſolchen Verhältniſſes ableiten zu können, welches einzelne zu billigen, welches andere zu mißbilligen ſei; ſie erwarten die Entſcheidung von dem Gewiſſen. Ich weiß nicht, warum der Begriff der Luſt mehr zu leiſten verpflichtet wäre, als andere Principien. Vielleicht thut er es dennoch in gewiſſer Weiſe, aber uns genügt es hier, ausdrücklich jene Berufung auf das Gewiſſen einzulegen, die andere Auffaſſungen nur ſcheinbar entbehren können. Es iſt ſo, daß die einzelnen Formen der Luſt der Art nach verſchieden, daß die eine der andern über- oder untergeordnet iſt, daß jede an ſich poſitiv, doch negativ werden kann im Vergleich zu andern, und daß nur die Befriedigung des Gewiſſens ſelbſt, die Luſt alſo an der Uebereinſtimmung jeder einzelnen Luſt mit dieſer Geſetzgebung über alle, dieſem Schwanken ihres Werthes entzogen iſt. Wie nun in der Anlage des menſchlichen Gemüthes und in den erſten überall vorkommenden Schritten ſeiner Entwicklung dieſe Antriebe des Handelns entſtehen und das Bewußtſein ihrer Werthe, darüber allein haben wir einige Andeutungen hinzuzufügen.

Sinnliche Luſt iſt nicht nur das Ziel, nach dem alle Regſamkeit des Lebendigen urſprünglich ſich aufmacht, ſondern auch in dem ausgebildeten Leben finden wir ſie als die verſtohlene Triebfeder des mannigfachſten Handelns wieder. Zwar unabhängig von äußern Anregungen kann ein Streben, die Summe des Genuſſes zu vergrößern, den lebendigen Weſen nicht von Natur eigen ſein; ſie würden

nicht wiſſen, wohinaus dies größere Gut liegen kann. Erſt die Erfahrung zeigt ihnen dieſe Wege und erweckt theils die Sehnſucht nach dem Wiedergewinn des einmal gekoſteten Glückes, theils ein Begehren, das ins Unbeſtimmte hinaus auf unbekannte Güter gerichtet iſt. Dieſen Trieben ſich hinzugeben, könnte die Seele kein anderes Bedenken abhalten, als die Kenntniß entweder der Nachtheile ihrer maßloſen Befriedigung, oder der größeren Güter, an deren Erwerbung dieſe hindert. Der natürliche Lauf der Dinge mindert indeſſen die Gefahr dieſes Uebermaßes und führt von ſelbſt zur Bekanntſchaft mit dem Beſſeren. Er bringt es wenigſtens frühzeitig dahin, daß an der ganzen Summe unſerer Beſtrebungen die feinere Luſt des inneren Sinnes einen weit beträchtlicheren Antheil erlangt, als das Trachten nach rein körperlichem Genuß. Einfache, durch die Bildung noch nicht verwickelte Zuſtände führen eine größere Abwechſelung der Bedürfniſſe mit ſich, die durch eigne Anſtrengung befriedigt werden müſſen; anderſeits ſind die Höhenpunkte des leiblichen Genuſſes von kurzer Dauer, und doch erliſcht während der langen Pauſen zwiſchen ihnen die regſame Empfänglichkeit des Gemüthes nicht. So wird die leidenſchaftliche Hingabe an eine einzige Klaſſe des Genuſſes wenig begünſtigt; wohl aber trifft die Seele, indem ſie ſich auf den Weg macht, Mittel der Befriedigung zu ſuchen, eben auf dieſem Wege ſelbſt auf viele Eindrücke, von denen ſie unvermerkt angezogen und gefeſſelt wird. Sie kann nicht umhin, bei ihnen zu verweilen und ſich theils ihrem Reize für die Wißbegier der Erkenntniß, theils den Stimmungen zu überlaſſen, die ihre Bedeutung und ihr Sinn erweckt. So wird die Haſt nach dem Ziele des Genuſſes vielfach verlangſamt und in den Zwiſchenzeiten zwiſchen den Augenblicken ſinnlicher Befriedigung kehren der Seele dieſe gewonnenen Eindrücke zurück. Sie gewöhnt ſich allmählig daran, die gleichmäßigere und weniger heftige Luſt zu bevorzugen, die ihr die ſtetige wohlthuende Beſchäftigung des innern Sinnes gewährt. Die Freude an zweckloſem rhythmiſchem Spiel der Eindrücke, an unterhaltender Geſelligkeit, an der Uebung eigner Kraft und Gewandtheit nimmt in dem natürlichſten Zuſtande der Völker, ſo

wie in der fortgeschrittenen Civilisation einen weit größeren Raum ein, als die Begierde nach dem unmittelbaren sinnlichen Genuß. Und selbst wo das Streben nach dem letztern uns noch auffällt, finden wir doch, daß es selten auf die rohe Lust allein gerichtet ist; das Begehrte erscheint begehrenswerth weit weniger um seiner selbst, als um einer Menge von Gedanken willen, die sich an seine Bedeutung für ein tieferes inneres Leben knüpfen; die Vorbereitungen, die Nebenumstände und die Nachgedanken erhöhen durch ihr eigenthümliches mannigfaltiges und feines Interesse den an sich nur ärmlichen Werth des ursprünglichen Zieles. Wohlthuende Formen der Umgebung, harmonisches Zusammenwirken der äußern Eindrücke, ästhetischer Schmuck des Lebens und eine gleichförmige freundliche Gewohnheit des Daseins sind die Bedürfnisse dieser verfeinerten Sinnlichkeit, und ihre Befriedigung wird in den gebildetsten Zuständen wie in der naivsten und formlosesten Geselligkeit durch Arten des Benehmens gesucht, von denen man zweifeln kann, ob sie nicht noch mehr die Freude an der Production des Angenehmen und Anmuthigen, als das Begehren ausdrücken, eine aus ihm entspringende Lust zu ernten.

Obgleich zuletzt denselben allgemeinen Gesetzen seines Verlaufes unterworfen, pulsirt doch das leibliche wie das seelische Leben in den verschiedenen Einzelnen mit verschiedener Stärke und nicht ohne eigenthümliche Abweichungen seiner Reizbarkeit. Nur für die heftigsten und gewaltsamsten Eindrücke können wir darauf rechnen, daß sie in Allen gleichen Schmerz oder gleiche Unlust erzeugen; Erregungen von mittler Stärke dagegen sind dem Einen noch zu bedeutend, dem Andern schon abspannend gering und monoton; unberechenbare Abneigungen überdies kommen hier einem Reize entgegen, der dort mit Leidenschaft begehrt wird. Diese Verschiedenheiten treffen nicht allein die Objecte der äußern Sinne, sondern auch die formellen Verhältnisse der Eindrücke, von denen unsere ästhetischen Gefühle angeregt werden. Die Größe der Abwechselung in den Wahrnehmungen, der Stoß der Ueberraschung, die stetige Anspannung einer consequenten Stimmung oder Ideenfolge, dies alles ist

dem Temperament des Einen ein Bedürfniß, dem des Andern eine Pein; dieſelbe Form der Verknüpfung in den Eindrücken, dieſelbe Manier des Gebahrens iſt jenem ein behagliches Lebenselement, und wird von dieſem mit ſpecifiſchem Widerwillen verachtet. Hierin duldſam zu ſein, und anzuerkennen, daß keine Art und Weiſe eine allgemeine Geltung, und die eigne keine größere hat, als die abweichende fremde, iſt entſchieden ein Ergebniß der Bildung und nur ſelten die unmittelbare Mitgabe eines glücklichen Naturells. Von Haus aus ſind wir hierin tyranniſch, und wir können nicht leugnen, daß wir jeden etwas geringſchätzen, dem unſere Lieblingsſpeiſe nicht ſchmeckt, und daß ein Keim gelinden Haſſes ſich in uns gegen den regt, der hierin beharrlich anderer Meinung iſt. Viel kräftiger werden natürlich dieſe Abneigungen und Neigungen, wenn ſie an viele Punkte der Uebereinſtimmung oder des Widerſtreites zugleich anknüpfen; ſie werden eben dadurch dem, der ſie empfindet, unerklärlicher, denn immer weniger wird die deutliche Ueberſicht dieſer einzelnen Urſachen möglich, die ſich zu einem ſtarken inſtinctiven Gefühle ſummiren. So lange alle einzelnen Genoſſen einer Geſellſchaft durch ſtark hervortretende Gleichförmigkeit ihres Stammcharakters verbunden ſind, treten dieſe Erſcheinungen wenig hervor; dagegen ſind ſie gewiß eine Grundlage des Nationalhaſſes, durch den wir ſchon früh die einzelnen Menſchenſtämme ebenſo geſchieden ſehen, wie die Geſchlechter der Thiere. Die höhere Entwicklung der Bildung führt eine größere Mannigfaltigkeit individueller Charaktere herbei, und damit eine größere Verletzlichkeit des Einen durch das Naturell des Andern, zugleich aber als entſchädigendes Gegengewicht die gleichfalls wachſende Intenſität der auswählenden Liebe und Freundſchaft. So entſtehen zwiſchen den Theilnehmern einer civiliſirten Geſellſchaft lebhafte Spannungen, die noch unabhängig von ihren gegenſeitigen Handlungsweiſen ſind; und wie viele und bedeutende Ereigniſſe gehen zuletzt aus dieſen verſchwiegenen und nie völlig aufzuklärenden Motiven hervor! Bevor eine ſittliche Ueberlegung ſolchen Eigenſinnigkeiten des Gemüthes einen nie vollſtändig hemmenden Zügel anlegt, führen ſie zu der Sinnesweiſe, die offener oder verſteckter dem

gegenseitigen Benehmen der Menschen immer zu Grunde gelegen hat und oft genug unbefangen als die sich von selbst verstehende Richtschnur des Handelns ausgesprochen worden ist: zu dem Wohlwollen gegen die Freunde, dem Hasse gegen die Feinde. Beide Gesinnungen werden verstärkt, wenn zu der Wirkung, die der Andere auf uns durch das ausübt, was er ist, der Eindruck seiner Handlungen gegen uns kommt. Und wie das Kind den Stein schlägt, an den es sich gestoßen, und das Bett liebkost, auf dem es ruht, so entwickeln sich Dankbarkeit und Rache als die natürlichen großen Beweggründe, die von jeher die Menschen in ihrem gegenseitigen Handeln bewegt haben. Wie wenig durch dies Alles der Mensch sich über das Thier erhebt, ist klar genug; aber es nützt nichts, sich die lebendige Wirksamkeit beider Triebe in uns zu verhehlen. Ehe das menschliche Gemüth in sich selbst die Gegenwart anderer unverbrüchlicher Gesetze seines Thuns bemerkt hat, kann es nicht anstehen, diesen natürlichen Anregungen zu folgen, ohne die das Gute in uns wenig Wärme, die Ueberwindung des Bösen wenig Verdienst haben würde.

Durch alle diese Strebungen vertheidigen wir im Grunde nur unser angebornes Naturell gegen Alles, was ihm nicht gemäß ist, und suchen auf, was ihm zusagt. Aber der Mensch ist nicht nur ein besonderes Beispiel von dem allgemeinen Typus seiner Gattung, sondern bildet sich durch Auffammlung seiner Erlebnisse zu einer individuellen Persönlichkeit aus, die den ankommenden Reizen einen neuen Maßstab entgegenhält, an dem ihr Werth für uns sich messen muß. Aus der Erregung dieser Seite unsers Wesens entstehen persönliche Gefühle, die in ihren allgemeinen Formen zwar von dem allgemeinen Charakter der Persönlichkeit abhängen, aber doch für jeden Einzelnen sich anders gestalten; denn die Anzahl und Lage der verletzbaren und reizbaren Punkte richtet sich nach der ursprünglichen oder durch den Lebenslauf erzeugten Eigenthümlichkeit des Wesens, das diese Form der Ichheit trägt. Bevor nun eine höhere Entwicklung bessere Ideale des Handelns aufgefunden hat, kann nur das Princip eines völlig nackten Egoismus als die bewegende Kraft unserer Thätigkeit angesehen werden. In dem wirklichen Leben

kommen indeſſen überall die verſchiedenſten Regungen des ſo vielſeitigen menſchlichen Weſens zugleich zur Gegenwirkung, und es wird deshalb nie eine Zeit gegeben haben, in welcher das rückſichtsloſe blinde Durchſetzen des eignen Willens in der Art einer phyſiſchen Naturkraft ſich allein hätte können gelten machen. Es iſt kein handelndes Weſen denkbar, das ſich ſeiner Empfänglichkeit entäußern könnte, durch die es theils den unwillkührlichen Neigungen und Abneigungen, deren wir gedachten, theils der widerwilligen Anerkennung des Fremden unterworfen iſt. Und auch ſonſt liegt in dem Egoismus ein innerer Widerſpruch, der als Heilmittel gegen ſeine eigenen Conſequenzen wirkt.

Das unmittelbarſte Selbſtbewußtſein rechnet ganz einfach zu der eigenen Perſönlichkeit Alles, was wir an körperlicher oder geiſtiger Kraft als natürliche Ausſtattung empfangen haben. Noch ehe die verſchiedenen Individuen mit ſtreitenden Anſprüchen ſich an demſelben Objecte begegnen, mißt jedes ſich vergleichend mit den übrigen, und die Wahrnehmung der eignen Wirkungskraft und der geringeren fremden führt mit einer Unbefangenheit, die wir natürlich und billig finden würden, wenn es ſich um das Verhältniß zweier Naturkräfte handelte, zu dem Hochmuth des Stärkeren und zu jener Verachtung alles Schwachen und Häßlichen, die wir in jedem beginnenden Culturzuſtand lebhaft ausgeſprochen und ſelbſt bei höher geſteigerter Bildung nie ganz unwirkſam finden. Denn jedenfalls ſind auch wir immer viel geſchwinder geneigt, unſere Pflichten und Leiſtungen nach dem zu bemeſſen, was wir ſind, und nach dem, was der Andere iſt, als daß wir zuerſt von allgemein verbindlichen Vorbildern der Geſinnung ausgingen, die noch von keiner Perſon ſprechen, und denen man erſt, nachdem man ſie anerkannt hat, die unterſcheidenden Umſtände des beſonderen Falles als Gründe zu einer ungleichen Vertheilung der perſönlichen Rechte und Pflichten unterordnen darf. Aber ich weiß nicht, ob nicht doch ſchon in dieſem Hochmuth ſelbſt ein unaustilgbarer Keim beſſerer menſchlicher Entwicklung liegt. Wir vergleichen uns nie mit dem, was nicht unſerer Gattung iſt, oder was nicht wenigſtens leicht mit derſelben unter

einem höheren Allgemeinbegriff als mit uns verwandt zu vereinigen ist. Wir verlangen nicht härter als der Felsen oder mächtiger als eine Naturkraft zu sein; erheben wir uns über unsers Gleichen, so ist die Lust dieses Stolzes nicht von dem Nebengefühl abtrennbar, daß wir eine uns Allen gemeinsame Aufgabe mit größerer individueller Befähigung lösen, daß wir also auf einer wohlbegründeten Basis natürlicher Vergleichbarkeit gemessen besser sind als Andere und dadurch das Recht jenes höhern Selbstgefühls erwerben. Der Stolz auf körperliche Vollkommenheit ist in dieser Hinsicht eben so berechtigt und naturwüchsig, als der Uebermuth geistigen Uebergewichtes; civilisirte Völker und die wilden Stämme mögen auf einander mit gegenseitiger Geringschätzung herabsehen; sie vollziehen dadurch in der That nur zwei einseitig richtige Urtheile. Auch mit den Thieren mögen wir eine solche Vergleichung noch durchführen; sie sind unter die gemeinsame Anschauung lebendiger, durch innere Regsamkeit bewegter Geschöpfe nicht nur um der Aehnlichkeit ihrer Organisation und Thätigkeit willen begreifbar, sondern hauptsächlich deswegen, weil ihr Leben tausend Berührungen des Kampfes und gegenseitiger Dienstleistung mit dem unseren hat. Es ist eine begreifliche Freude des Selbstgefühls, an List und Kraft diese Geschöpfe zu übertreffen, welche die Natur bestimmt zu haben scheint, mit uns um den Genuß und die Frucht des Lebens zu wetteifern. Diese stille Berufung auf Gründe, die seine Ueberhebung rechtfertigen, kann der Hochmuth nicht los werden, und in dem Augenblicke eben, in welchem er die berechtigende Macht eines Allgemeinen anerkennt, hat er den ersten Schritt zu seiner Selbstüberwindung gethan. Man kann hinzufügen, daß es sogar noch weiter ein verstohlenes Bedürfniß des Egoismus ist, selbst den Vorzug, den er sich auf der Grundlage eines allgemeinen Begriffes zuschreibt, wieder durch einen allgemeinen auch sonst giltigen Begriff zu bezeichnen, und also sich nicht schlechthin als vorgezogen darzustellen, sondern Theil zu haben an einem Vorzuge, der für sich verständlich ist und Wenigen zwar, aber doch Mehreren zukommt. Der Einzige seines Standes in einem Volke zu sein, den das Schicksal übrig gelassen

hat, könnte ein großer Stolz ſein; die Erinnerung an die Vergangenheit machte dann den Werth der Stellung deutlich, deren Ehre und Vertretung jetzt dieſem Einen zufiele. Aber der Einzige ſeiner Art zu ſein, den es je gegeben hat, iſt kein wirklich begreifliches Ziel der Wünſche; jeder große Ehrgeiz ſucht neben der Macht allemal auch den Namen der Macht, und ganz ungewöhnliche Titel üben nicht, wie man vermuthen könnte, die größere, ſondern eine geringere Anziehungskraft auf die Gemüther. Jeder völlig ſinguläre Vorzug iſt, wie groß er auch ſein möchte, ein unverſtändlicher; immer ſucht ſich daher das Selbſtgefühl naturgemäß an einen Stand anzulehnen, an dem Viele Theil haben, und als Höchſtes gilt überall, was unter Vergleichbarem zuerſt kommt. Dieſelbe Gebundenheit des Selbſtgefühls an das Allgemeine zeigt ſich auch in der geiſtigen Entwicklung. Wir ſind ſtolz darauf, verwickelten Erſcheinungen ihre Wahrheit durch unſere individuelle Schlauheit abgewonnen zu haben, und wir betrachten ſie eiferſüchtig als unſere That, unſere Errungenſchaft. Aber wir ſind ganz unglücklich, wenn Andere ihr nicht zuſtimmen; denn ſo lange bleibt ſie wirklich nur unſere Anſicht, und das wollen wir und wollen es auch nicht. Damit das, was wir errungen haben, auch nur für uns ſelbſt Werth habe, muß es nothwendig als ablösbar von unſerer Individualität, als die Natur der Sache ſelbſt, als allgemeine Wahrheit anerkannt werden. Darin liegt der eine, ehrbare Grund des Fanatismus, mit dem jede individuell entſtandene Anſchauung ſich um ſo heftiger gelten zu machen ſucht, je weniger ſie ein oberflächlich vorliegendes Gemeingut iſt, und je tiefer ihr Inhalt alle Seiten des menſchlichen Weſens intereſſirt. Wie unangenehm daher immer zelotiſcher Eifer auf jedem Gebiet iſt, man muß doch zugeben, daß er nicht auf reinem Durchſetzenwollen des ſubjectiven Meinens beruht, ſondern daß Jeder hier für die Ehre des Allgemeingiltigen ſtreitet, das er in ſich entdeckt zu haben glaubt, und das ihn ängſtigt, ſo lange es nicht anerkannt iſt. So iſt Fanatismus eine äußerſt naturwüchſige Regung des Gemüthes und bis in die ſittlich ausgebildetſten Kreiſe ſehen wir die Härte ſeines Eifers reichen. Denn wie allgemein iſt doch der Aberglaube,

als ſei es Pflicht, nicht nur ſeiner Ueberzeugung nicht zuwiderzuhandeln, ſondern ſie auch da um jeden Preis durchzuſetzen, wo man gar keine Pflicht zum Handeln überhaupt hat! Dann entſteht, indem dieſem Mißverſtändniß eine ebenſo mißverſtehende Bewunderung entgegenkommt, der Cultus jener großen Männer, die im Grunde die Narren ihres Naturells ſind, und die in demſelben Augenblicke, in welchem ſie nur dem Allgemeinen und der Idee zu dienen glauben, der Welt die zufällige Form ihrer Einfälle zu geben ſuchen. Sie ſind zu entſchuldigen, denn wir irren alle auf dieſe Weiſe.

Die innere Feſſel, die der Egoismus in ſeiner unvermeidlichen Berufung auf ein rechtfertigendes Allgemeine in ſich trägt, wird ſehr bald zu einer äußern; der Uebermuth bedarf zu ſeinem eignen Genuß das Mitwiſſen und die Anerkennung Anderer. Selbſt die roheſte Form der Herrſchſucht kann ſich nicht mit blos factiſcher Unterwerfung oder mit der Vernichtung des fremden Willens begnügen; ſie muß ihn erhalten und ſelbſt ſo weit frei erhalten, daß ſie von ihm wenigſtens anerkannt werden kann. Der Taumel der Macht iſt unmöglich in völliger Einſamkeit, und ſelbſt für den wüſteſten Negerfürſten wäre es nicht ausreichend, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu laſſen, wenn nicht wenigſtens der noch da wäre, der ihn fällt und durch ſolchen Gehorſam gegen jenen Wink dieſe That der Macht anerkennt. Und wenn Alle ſich völlig ſtumm unterwürfen, ſo wüßte der Gebieter doch, daß ſie dabei einander wechſelweis beobachten; es wäre keine Freude bei dieſer Macht, wenn nicht der thatſächliche Gehorſam des einen dem anderen gezeigt werden könnte. Dies tiefe Bedürfniß des Egoismus, ſich durch die Anerkennung der Andern zu rechtfertigen, erklärt die ungemeine beſchränkende Gewalt, die überall das Urtheil der öffentlichen Meinung auf unſere Strebungen ausübt. Die beſtändige Rückſicht auf das, was Andere, für uns die Vertreter des Allgemeinen gegenüber unſerer Individualität, von uns denken würden, vertritt ſowohl in den erſten hiſtoriſchen Zeiten der Menſchheit, als in den Anfängen jeder perſönlichen Entwicklung, endlich auf jenen niedrigeren Bildungs-

ſtufen, auf denen ein Theil unſeres Geſchlechtes beſtändig verharrt, mit mehr oder weniger Glück und Vollſtändigkeit das eigene moraliſche Gewiſſen. Dieſe Abhängigkeit von fremder Meinung wächſt und veredelt ſich zugleich, wo die natürlichen Beziehungen dem einen Theil eine unmittelbare Autorität gewähren, die durch unzählige Bande geſpendeter Wohlthaten und dankbarer Erinnerungen gekräftigt wird. Nie hat daher auch das roheſte Volk einen egoiſtiſchen Krieg Aller gegen Alle aufgeführt, ſondern Freunde und Stammgenoſſen von Feinden und Fremden unterſchieden; am meiſten natürlich iſt die Scheu vor dem Erzieher, der Gehorſam gegen die ſchützende Kraft und Einſicht aller weiteren Tugenden Anfang. Und man muß dabei nicht vergeſſen, daß in der menſchlichen Natur nicht von Haus aus nur der rebelliſche Hochmuth liegt, der nichts Fremdes anerkennen möchte; vielmehr ſchon der unüberwindliche Nachahmungstrieb zeigt, daß wir in dem Augenblick, da wir dem Andern nicht nachſtehen mögen, doch eben ſeinen thatſächlichen Vorzug zugeſtehen. In der That iſt der ungebildete Menſch, je weniger weit geſteckt und vielſeitig die Ziele ſeines eignen Strebens ſind, um ſo mehr zur Bewunderung fremder Kraft und Größe und zur Unterordnung der ſeinigen geneigt, ein Zug, ohne deſſen glückliches Vorhandenſein die Möglichkeit eines geſelligen Zuſammenlebens ſchwer denkbar wäre. Dieſe Fügſamkeit bildet ſich zu einer Treue und Hingebung an die Führer und Leiter aus, in der ohne Zweifel ein Keim echter ſittlicher Entwicklung enthalten iſt. Aber dieſe Sittlichkeit iſt nicht durch allgemeine Geſetze der Geſinnung geregelt, ſondern ſie haftet an der perſönlichen Geltung deſſen, gegen den die Handlungen gerichtet ſind. Das Böſe iſt hier die Verletzung des Gemüthes, das wir lieben, und während gegen dieſes ſich alle Tugenden des Wohlwollens, mit großer Zartheit ſogar, entwickeln, kann ungeſtört der Haß und die Rache gegen alles Feindliche kräftig fortdauern. Es gibt auch für das Kind einen Zeitpunkt, bis zu welchem es nur die zürnende Strafe verſteht, in welcher ihm der Schmerz der Eltern klar wird; die kalte Beſtrafung erſcheint ihm als grundlos erbitternde Wehethat. Erſt ſpät lernt es erkennen,

daß es für ſeine Handlungen allgemeine Geſetze gibt, die auch dann verbindlich ſind, wenn ihre Uebertretung mit keiner bemerkbaren Störung in dem Wohlbefinden des Andern verbunden iſt.

Die Vorſchriften, welche die Autorität der Erzieher dem Menſchen am Anfange der Bildung geben konnte, enthalten dieſe Belehrung nicht in der Weiſe, in welcher wir gewöhnt ſind, ſie unter dem Einfluſſe des chriſtlichen Lebens ſogleich zu erhalten. Sie waren zunächſt Beſtimmungen, welche auf die Verhältniſſe des Verkehres und auf die gegenſeitige Stellung der Perſonen zu einander mehr Bezug hatten, als auf die inneren Eigenſchaften des Gemüthes. Ceremonien der Sitte, verlangten ſie gegen jedes Object eine beſondere Geſinnung, in jedem Verhältniß ein beſonderes Verhalten, ohne allgemeine Grundſätze anzugeben, nach denen der Wille in der Mannigfaltigkeit möglicher Fälle ſich zu richten habe. War doch der Inhalt dieſer Tradition ſelbſt nicht aus allgemeinen Sätzen erwachſen, ſondern ein Product der Erfahrung, die gelehrt hatte, daß unter ſolchen Lebensumſtänden, bei ſolchem Temperament der Geſellſchaft, bei ſolchen durch die Lage nothwendig gemachten nächſten Zwecken und Beſchäftigungen gerade dieſe Art des gegenſeitigen Verhaltens, dieſe Summe von Rechten und Pflichten jedes Einzelnen die allgemeinſte Befriedigung der Anſprüche Aller enthält. Je mehr ein ſolches Ganze der Sitte nicht willkührlich, wie die Statuten einer ſich plötzlich bildenden Geſellſchaft, gemacht worden iſt, ſondern ſich allmählig entwickelt hat, indem jeder Einzelne aus der Lage, in der er ſich gedrückt fühlte, in eine vortheilhaftere ſich zu verrücken ſuchte, um ſo feſter wird der Bau dieſer traditionellen Sitte ſein; ſie wird unbeſtritten dauern, ſo lange die Umſtände, das Temperament und der geiſtige Geſichtskreis dieſelben bleiben. Was Jeder bereits geltend vorfindet, von Andern befolgt ſieht, und ſelbſt zu befolgen durch tauſend theils ausdrückliche, theils ſtillſchweigend in den Verhältniſſen liegende Mahnungen aufgefordert wird, das geſtaltet ſich für ihn ebenſo zur ſelbſtverſtändlichen Nothwendigkeit, wie die Verſtandesvorurtheile, unter denen er aufgewachſen iſt. Jede Verletzung dieſer Ueberlieferung, ſei dieſelbe nun wie ſie ſei, wird

wie jedes Vernachläſſigen einer alten Gewohnheit mit Beunruhigung des Gemüthes und Reue geſtraft.

Man wird zugeſtehen, daß in ſolchen Formen des Lebens ein ſehr kräftiges Bewußtſein des Sollens und ſittlicher Verpflichtung liegen kann; aber der ſittliche Werth ſolcher Sitte kann doch unermeßlich verſchieden ſein. Von dem geiſtigen und phyſiſchen Naturell der Geſellſchaft und von der Gunſt der Umſtände hängt es ab, welcher vernünftige oder verkehrte Inhalt an dieſe Stelle des durchaus verbindenden Pflichtgebotes treten ſoll. Nach dem Begriffe, den wir von dem Sinne unſers Daſeins, von der Würde, die der Menſch vertreten, von den Zielen faſſen, die er erreichen ſoll, ſchwankt in unſerer Beurtheilung Alles. Wenn der Indianer den gefangenen Feind martert, ſo beweiſt das nicht, daß er von keiner Idee des Rechtes überhaupt geleitet würde; er gibt nur dem Ueberwundenen Gelegenheit, durch jenes ſchweigende Dulden und die Verachtung des Schmerzes, die ihm als Ideal männlicher Vollkommenheit erſcheint, ſeine Ehre zu vertreten, und er unterwirft ſich mit gleicher Ergebung, wenn ihn das ungünſtige Schickſal trifft, derſelben Pein. Indem er ſo mit gleichem Maße ſich ſelbſt meſſen läßt, mit dem er dem Andern mißt, wird er ohne Zweifel von einem barbariſchen Gefühle der Gerechtigkeit geleitet, das ſein wahres Ziel verfehlt. Wenn ein einförmiges, an höherer Reflexion armes Daſein und phyſiſche Noth die Würde der menſchlichen Beſtrebungen herabdrückt und Jeder in dem Andern nur ein ſinnlich genießendes Naturgeſchöpf ſehen kann, nicht ein vernünftiges Weſen, deſſen jeder Augenblick der Verwirklichung einer heiligen Aufgabe gewidmet ſein ſollte, ſo iſt es nicht wunderbar, daß der Werth des menſchlichen Lebens im Preiſe ſinkt, und unbedenklich wird der Eine den Andern ſeinen Zwecken und Einfällen opfern, ohne zu verlangen, daß ein Dritter mit ihm ſelbſt anders verfahre. Wenn man vor der abſcheulichen Grauſamkeit ſchaudert, mit welcher manche wilde Volksſtämme gegen ihr eigenes Blut wüthen, ſo mag man zugleich an den Stumpfſinn der Ergebung denken, mit welchem dies Alles ertragen wird. Beides beweiſt nicht die völlige Abweſenheit jedes Rechtsgefühls, ſondern

nur den Mangel an Verſtändniß für den Werth des Daſeins. Und nicht blos die Verſunkenheit der Südſeevölker, ſondern auch die hohe Bildung des klaſſiſchen Alterthums hat manche ſittliche Härten entwickelt, die dieſer mangelhaften Einſicht in die Bedeutung des menſchlichen Lebens entſpringen.

Theils die Conflicte nun, in die doch immer ein individuelles Gemüth ſeine Beſtrebungen mit der herrſchenden Sitte gerathen ſieht, theils die Veränderung der Lage, auf welche dieſe ſich bezog, theils endlich die Raſtloſigkeit der einmal geweckten Reflexion, die auch ohne dieſes perſönliche Intereſſe ſich nicht abhalten läßt, alle Gegenſtände des menſchlichen Lebens und ſo auch die Verbindlichkeit der Sitte ſelbſt zu überlegen und zu unterſuchen, Dies alles führt allmählig über den inſtinctiven Gehorſam zur Hervorhebung bewußter Grundſätze des Handelns hinaus. Es iſt merkwürdig, daß von den zwei Richtungen, welche dieſe Reflexion nehmen kann, die eine zunächſt nur wie verſtohlen eingeſchlagen wird. Denn die Gedanken gehen zuerſt gewöhnlich nicht darauf aus, die allgemeinen Geſinnungen zu beſtimmen, die in jedem zu erwartenden Falle einer Aufforderung unſer Handeln leiten ſollen, und doch enthält die Sprache frühzeitig Namen der Tugenden und Laſter, die uns zeigen, daß der Werth und Unwerth ſolcher allgemeinen Formen des Dichtens und Trachtens weder unbemerkt, noch unbeurtheilt geblieben iſt. Dagegen knüpft die Reflexion in der Regel zuerſt an den Begriff des handelnden Subjects an und ſucht aus der Natur des menſchlichen Weſens Gründe für die Arten des Handelns, die dieſer Natur angemeſſen ſind. So wird entweder den natürlichen Begierden, den gröberen und feineren Bedürfniſſen, den naturwüchſigen Beſtrebungen des Menſchen nachgeſpürt und das Leben ſo zu geſtalten geſucht, daß es ihnen allen Gelegenheit zu gleichmäßiger Entfaltung und Befriedigung gebe; oder es iſt vorzugsweis die Würde des Menſchen, der zu entſprechen eine verfeinerte Reflexion den Geſinnungen und Handlungen gebietet, und nach den verſchiedenen Ausbildungsgraden unſerer Gedanken über dieſen Werth der menſchlichen Perſönlichkeit ſehen wir z. B. die Vorſtellungen über die Ehre hiſtoriſch und

national ſchwanken. Sobald daher eine Geſellſchaft ſich einer unangemeſſen gewordenen Tradition der Sitte und des Lebens zu entziehen ſucht, kommt ſie gewöhnlich darauf, zuerſt wieder die allgemeinen Menſchenrechte feſtzuſetzen; unpraktiſch in hohem Grade, da nichts weniger leicht zu formuliren iſt, als dieſe Rechte, ſobald irgend eine nutzbare Rückſicht auf einen vorhandenen Zuſtand zugleich nothwendig iſt, aber ein Zeugniß dafür, daß die oberſte Regel aller Einrichtungen des Lebens vorzüglich gern in der Natur des Handelnden und nicht ſogleich in dem eignen Werthe der Handlungen ſelbſt geſucht wird.

Aber was der Menſch ſei, glaubt am Ende keine Reflexion blos aus der Betrachtung ſeiner thatſächlichen Natur zu finden, oder eben dieſe Betrachtung macht uns aufmerkſam auf eine Menge von Beſtrebungen, die in ſeiner Natur liegen, deren Sinn aber nicht einfach auf Selbſterhaltung, ſondern auf Erreichung einer vorſchwebenden Beſtimmung gerichtet iſt. Es wird dem Gemüth unmöglich, wenn es einmal zum Nachdenken erweckt iſt, dies Daſein zu überlegen, ohne nach ſeinen Gründen, nach ſeiner Bedeutung in der übrigen Welt, nach ſeinem Ende oder ſeiner Fortſetzung zu fragen, und immer hat es nur Philoſophenſchulen, aber nicht Nationen gegeben, die ohne Anknüpfung des menſchlichen Lebens an religiöſe Anſchauungen über den großen Zuſammenhang der Welt jene vollſtändige Einſicht in die Natur des Menſchen zu beſitzen geglaubt hätten, aus der ſich die Summe ſeiner ſittlichen Verpflichtungen ableiten ließe. Wir glauben uns zur Mitarbeit an dem Aufbau einer überſinnlichen Weltordnung berufen, und wie unklar uns auch der Plan der letztern und der Sinn unſers eignen Beitrags zu ihr bleiben mag, ſo fühlen wir doch, daß Alles, was uns als Pflicht erſcheint, den letzten Grund ſeiner Verbindlichkeit darin hat, daß es nicht nur dem Begriff unſerer thatſächlich vorhandenen Natur, ſondern ihrer Beſtimmung entſpricht. Und dieſe Beſtimmung liegt nicht mehr blos in einer Selbſtentfaltung, die von rückwärts durch den Keim getrieben wird, ſondern in der Bewegung nach einem Ziele zu, das uns vorwärts geſetzt iſt. Die Irrthümer der religiöſen Anſchauung

können indeſſen ebenſo groß ſein, als die jeder andern menſchlichen Erkenntniß, und obwohl es ein großes formelles Princip iſt, das Verhalten des Menſchen nach dem Willen Gottes zu beſtimmen, ſo ſchützt uns doch nichts vor der Mißdeutung dieſes Willens. Beſitzen wir doch, um ihn auszulegen, kein anderes Mittel, als die Verbindung unſerer theoretiſchen Weltbetrachtung mit unſern ſittlichen Gefühlen ſelbſt, und es iſt ein Glück, aber keine Nothwendigkeit, wenn die Einſeitigkeiten, die beiden anhängen, einander theilweis ausgleichen, anſtatt ſich zu ſummiren. In der That haben die heidniſchen Religionen kaum etwas Anderes geleiſtet, als daß ſie inhaltvolle Inſtitute des geſelligen Lebens, deren unverbrüchlicher Werth nicht in jedem Augenblicke dem natürlichen Gefühle gleich überzeugend deutlich iſt, durch Anknüpfung an göttliche Stiftung heiligten, und daß ſie dem Ganzen des Lebens dies durchdringende Gefühl einer Abhängigkeit von einer höhern Welt einflößten. Die Geſinnungen dagegen zu beſtimmen, die den Werth der Perſönlichkeit bedingen, überließen ſie nicht ganz, aber doch zum größten Theil der Kritik des lebendigen Gefühls, deſſen Reflexion zu der Billigung der einen, zur Mißbilligung der andern Handlungsweiſe hauptſächlich durch die Vorſtellung der Luſt oder Unluſt gebracht wird, die uns dies Handeln, auf uns ſelbſt gerichtet, verurſachen würde. Und hierin eben hat die verdienſtloſe Güte und die ſchuldloſe Roheit des angebornen nationalen Naturells den größten Spielraum, um bald durch feinſinnige Empfänglichkeit für edle Gefühle, bald durch wüſte Hinneigung zu wildem und grauſamem Gebahren ſehr verſchiedene Sitten zu erzeugen, alle von gewiſſen Vorſtellungen des Rechtes und der Pflicht durchzogen, nur von ſolchen, die ohne Conſequenz bald auf die rechte, bald auf die verkehrteſte Weiſe mit den einzelnen Handlungen des Lebens in Verbindung geſetzt ſind.

Der flüchtige Ueberblick über die Geſchichte der Cultur, zu dem dieſe Bemerkungen aufforderten, und über die Verſchiedenheit ſittlicher Ausbildung, die wir noch jetzt bei den verſchiedenen Stämmen des menſchlichen Geſchlechtes fortdauern ſehen, wird die Vorausſetzung beſtätigt haben, die wir über die Begründung des ethiſchen

Lebens in unſerer geiſtigen Natur äußerten. Die Erkenntniß, wie ſie unter den Antrieben der Erfahrung unvermerkt entſteht, entwickelt eine Menge theils wahrer, theils irriger Vorurtheile; beſinnt ſie ſich auf ſich ſelbſt, ſo findet ſie als das Einzige, was ihr unmittelbar gewiß iſt, den Glauben an das Vorhandenſein einer Wahrheit überhaupt; worin dieſe aber beſtehe, und wie viel wir von ihr entdecken können, hängt theils von dem Inhalte der Erfahrung, theils von dem Grade der Schärfe und Aufmerkſamkeit ab, mit welchem wir die inneren Vorgänge in uns ſelbſt zu beobachten angeregt ſind. In ganz ähnlicher Weiſe entwickeln ſich aus dem gegebenen Naturell des Gemüthes und den ſtillwirkenden Eindrücken der Umſtände mancherlei wahre und irrige Vorurtheile über das, was wir ſollen; beſinnen wir uns auf uns ſelbſt, ſo tritt zunächſt nur der Glaube an ein Sollen überhaupt, an eine verbindliche Geſetzgebung unſers Handelns, als ein hellleuchtender, ſeiner ſelbſt gewiſſer Punkt hervor; aber welches dieſe Geſetze ſind, und wie rein wir ſie aufzufaſſen vermögen, das hängt theils von dem Einfluß der äußern Lebensumſtände, die unſere blinden Triebe ſänftigen oder aufregen, theils von der Genauigkeit der Ueberlegung ab, mit welcher wir die allgemeinen Gebote unſers Gewiſſens von den einzelnen Formen abtrennen, in denen ſie auf die beſondern Verhältniſſe unſers Lebenskreiſes angewandt ſich uns zunächſt aufdrängen. So lange das menſchliche Geſchlecht lebt, hat es die äußere Natur beobachtet, ihre Stoffe und Kräfte benutzt, über ihr Wirken nachgedacht; viele Einzelheiten hat es früh durchſchaut, manche Verwendung der Naturerzeugniſſe, ſelbſt manche Vorausſicht des Künftigen iſt ihm frühe ſchon geglückt. Aber das alles war doch ein Raubbau voll Unſicherheit, in der Erkenntniß wie in den Anwendungen von der Ungenauigkeit halbwahrer Analogien allenthalben gehindert; zu einer Beherrſchung der Natur durch den Gedanken und zu ihrer Zähmung durch eine verläßliche Technik war der Weg erſt gebahnt, als es einem glücklich begabten Volk gelungen war, die Mathematik zu erfinden, d. h. einzelne Wahrheiten, die inſtinctiv Viele ſchon gefaßt und gewußt hatten, zu dem Ganzen einer Wiſſenſchaft zu verbinden. Es iſt etwas

Aehnliches in der ſittlichen Welt. Gute und böſe Regungen hat es immer in den menſchlichen Herzen gegeben, und immer auch eine ſolche Kritik des Gewiſſens, durch die im Ganzen und Großen doch wenigſtens die vollendet blinde Unvernunft thieriſches Begehrens von dem menſchlichen Leben abgehalten und durch die ſinnliche Leidenſchaft mindeſtens einige feſte Linien anerkannter Pflichten und Rechte gezogen wurden; manche Gegend des ſittlichen Lebens hat ſich früh aufgeklärt und der Werth mancher guten Geſinnung, manches ethiſchen Inſtituts iſt zeitig den Gemüthern der Menſchen klar geworden; viele Züge ſittlicher Zartheit können wir zu allen Zeiten antreffen. Aber das alles blieb doch eine Sitte, ebenſo ſchwankend wie jene Naturkenntniß; von den ſtärkeren oder ſchwächeren Nerven, der ſinnlichen Glut oder Apathie des Naturells hing es ab, wie man den Satz anwandte, dem Andern ſo zu thun, wie man ſich ſelbſt gethan gewünſcht. In Blut und Greuel und Grauſamkeit läßt ſich in gewiſſer Weiſe Treu und Glauben und Gerechtigkeit eben ſo gut formell üben, wie in aller Weichlichkeit friedlichen Genuſſes; in Schmutz und Wolluſt. Der eine Theil unſers Gewiſſens, der nur von unſern wechſelſeitigen Pflichten ſpricht, iſt bald befriedigt, und um ſo leichter, je geringer die Anſprüche ſind, die alle Betheiligten zuſammengenommen an das Leben und ſeinen Genuß machen. Aber der andere Theil, der uns eben befiehlt, an dies Daſein ſehr hohe Anſprüche zu machen, kann ſeine Stimme nur in dem Maße erheben, als die Einſicht in die Beſtimmung der Menſchheit und in ihre Stellung zu dem Ganzen der Natur wächſt. Dieſe edlere Sittlichkeit wird nie ohne die lebhafteſte Theilnahme der Intelligenz, nie ſelbſt ganz ohne die Theilnahme der eigentlich wiſſenſchaftlichen Reflexion, aber freilich auch nie durch ſie allein, ſondern durch das Leben ſelbſt gewonnen, das in der wachſenden Vielfältigkeit ſeiner ethiſchen Beziehungen immer mehr neue Punkte zum Bewußtſein bringt, die früher einem blöderen Sinne gleichgiltig dünkten, nun aber dem wachſenden ſittlichen Zartgefühl ebenfalls als ſolche erſcheinen, über welche ſich die Conſequenz der Humanität organiſirend ausdehnen muß. Mag alſo, und ohne Zweifel werden wir bei dieſem Glauben

ſtehen bleiben, ein unaustilgbarer Keim des Guten in dem Gewiſſen dem menſchlichen Geiſte angeboren ſein, mag ferner ſchon die Güte des menſchlichen Naturells dafür ſorgen, daß nicht überall und ſchlechthin dies allgemeine formelle Rechtsgefühl Verhältniſſe ſanctionire, die der wahren Aufgabe der Humanität widerſprechen, ſo werden wir doch eben ſo ſehr bei der Ueberzeugung beharren müſſen, daß das naturwüchſige Gemüth des Menſchen keineswegs die klare Einſicht in alle ſittlichen Gebote erzeugt, die uns ſo natürlich ſcheint, weil der Quell der chriſtlichen Erziehung ſie uns mühelos darbietet.

---

Werfen wir einen zuſammenfaſſenden Blick auf die Ueberlegungen, die wir hier gepflogen haben, ſo werden wir zu den Fragen zurückgeführt, die wir an ihrem Anfang ſtellten. Jedes Thier durchlebt im Zuſtande der Freiheit, wenn nicht die Ereigniſſe des Naturlaufes es früher hinwegraffen, vollſtändig die Entwicklung, die ſeiner Gattung möglich iſt; und ſelbſt wo die Zähmung durch die Hand des Menſchen ihm einzelne Fähigkeiten bedeutender ausbildet, als ſeine natürliche Umgebung gethan hätte, tritt es doch nie bemerkbar aus dem Zweck- und Gedankenkreiſe ſeiner Art heraus. Das menſchliche Geſchlecht erzeugt in ſeinem geiſtigen Leben Unterſchiede von ſo großer Weite, daß man daran zweifeln konnte, ob ein gemeinſames Maß dieſer Mannigfaltigkeit überhaupt zu Grunde liege. Dennoch glaubten wir, daß einzelne beſtimmte Züge, charakteriſtiſche Gewohnheiten des Wirkens ſich würden angeben laſſen, die, in allen Menſchenſeelen wiederkehrend, ſie zu einem zuſammengehörigen Geſchlecht verbinden, in den einzelnen aber in unendlich verſchiedenen Graden vorhanden die Vielheit der individuellen Geſtaltungen bedingen. Wir haben verſucht, in der Idee einer an ſich giltigen und verbindlichen Wahrheit, in der Ahnung eines allgemeinen Maßes und Rechtes, nach dem alle Wirklichkeit zu meſſen iſt, dieſen gemeinſamen und unvertilgbaren Zug des menſchlichen Geiſtes nachzuweiſen, und die größere oder geringere Höhe der Ausbildung, die dieſer Keim im Laufe des Lebens zu erfahren vermag. Schon in dem Benehmen der Sinnlichkeit meinten wir die Neigung wahrzu-

nehmen, jedem Inhalt der Empfindung ſeine geſetzmäßige Stellung zwiſchen anderen zu beſtimmen, in jeder empfangenen Luſt die eigne Trefflichkeit des Genoſſenen zu fühlen und nach allen Richtungen thätig hinauszugreifen, nicht ausſchließlich, um dem eignen Ich den Vortheil annehmlicher Förderung zuzuwenden, ſondern unabtrennbar davon, um zugleich in dem eignen Genießen dem Werthe der Dinge und Ereigniſſe ſelbſt eine Stätte des Daſeins zu bereiten. Derſelbe Trieb kehrte wieder in der Sprache, die, wie arm ſie auch ſein mochte, nirgends doch eine Sammlung von Ausrufen war, in denen ſich nur die Erregung des Gemüthes Luft gemacht hätte; ſie war überall das Abbild einer geſetzlichen und allgemeingiltigen Ordnung, nach der die Beziehungen der Dinge in einander greifen. So arbeitete ſie der Erkenntniß vor, oder war der früheſte und natürlichſte Ausdruck derſelben; und auch das Wiſſen des menſchlichen Geiſtes fanden wir durch das deutliche Bewußtſein von dem Vorhandenſein einer allgemeinen und nothwendigen Wahrheit über den Vorſtellungsverlauf der thieriſchen Seele erhoben. Luſt und Unluſt endlich theilten wir mit allen lebendigen Geſchöpfen und theilten mit ihnen auch die natürliche Regſamkeit, die eine zu ſuchen, die andere zu fliehen. Aber die unvertilgbare Idee eines verbindlichen Sollens, die unſere Thätigkeit und unſere Gefühle begleitet, die Selbſtbeurtheilung des Gewiſſens unterſchied auch hier das menſchliche Weſen, als Glied eines Geiſterreichs, von der leidenſchaftlichen Naturlebendigkeit der Thierwelt. Wollen wir unter dem Namen des Unendlichen das zuſammenfaſſen, was als beherrſchendes Geſetz oder als forderndes Ideal den einzelnen endlichen Geſtaltungen gegenüberſteht, ſo mögen wir ſagen, daß die Fähigkeit, des Unendlichen inne zu werden, die auszeichnende Gabe des menſchlichen Geiſtes iſt, und wir glauben zugleich als ein Ergebniß unſerer Betrachtungen ausſprechen zu können, daß nicht die Erfahrung und ihr noch ſo mannigfaltiger Inhalt durch ſeine Einwirkung uns dieſe Fähigkeit anerzogen hat, ſondern daß ſie, unmittelbar in der Natur unſers Weſens begründet, nur zu ihrer Entfaltung die begünſtigenden Bedingungen der Erfahrung bedurfte.

# Sechstes Buch.

## Der Welt Lauf.

# Erſtes Kapitel.

## Einflüſſe der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geſchichte. — Kosmiſche und telluriſche Einwirkungen auf die menſchliche Seele. — Parallelismus zwiſchen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landſchaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur. —

Vergangene Zeiten, in welche die eigene Erinnerung nicht mehr zurückreicht, erſcheinen der Einbildungskraft merkwürdig räthſelhaft. Die Fülle der ernſten Lebensintereſſen, des Tandes und der Thorheit, von der wir uns ſelbſt bewegt fühlen, iſt ſo eng an das beſtimmt gezeichnete anſchauliche Bild unſerer Umgebungen geknüpft, daß wir irre werden, wenn wir dieſelbe Mannigfaltigkeit des Daſeins uns in Zeiträumen vorſtellen ſollen, zwiſchen denen und der Gegenwart eine unüberſehbare Reihe von Veränderungen Coſtüme und Hintergrund verwandelt hat. Faſt glauben wir, die Sonne habe mit anderem Glanz, alle Stimmen der Natur mit andern Tönen die Vorzeit umgeben, die graue im Gegenſatz zu dem hellen Tage des jetzigen Lebens. Auf dieſem dunklen Untergrunde zeichnet uns die Geſchichte wohl große Thaten und gewaltige Ereigniſſe vor, aber ſie verſchweigt am häufigſten die kleinen Mittel, durch deren Verknüpfung ſie entſtanden; wie die Helden gewohnt, ſich gekleidet und geſprochen, womit ſie die öden Zwiſchenzeiten ihrer Großthaten ausgefüllt haben, das überläßt ſie meiſtens unſerer irrenden Phantaſie. Nur wenige Perioden des menſchlichen Geſchlechts haben uns in ihren Kunſtwerken redende Denkmäler hinterlaſſen, die uns außer

wie in der fortgeſchrittenen Civiliſation einen weit größeren Raum ein, als die Begierde nach dem unmittelbaren ſinnlichen Genuß. Und ſelbſt wo das Streben nach dem letztern uns noch auffällt, finden wir doch, daß es ſelten auf die rohe Luſt allein gerichtet iſt; das Begehrte erſcheint begehrenswerth weit weniger um ſeiner ſelbſt, als um einer Menge von Gedanken willen, die ſich an ſeine Bedeutung für ein tieferes inneres Leben knüpfen; die Vorbereitungen, die Nebenumſtände und die Nachgedanken erhöhen durch ihr eigenthümliches mannigfaltiges und feines Intereſſe den an ſich nur ärmlichen Werth des urſprünglichen Zieles. Wohlthuende Formen der Umgebung, harmoniſches Zuſammenwirken der äußern Eindrücke, äſthetiſcher Schmuck des Lebens und eine gleichförmige freundliche Gewohnheit des Daſeins ſind die Bedürfniſſe dieſer verfeinerten Sinnlichkeit, und ihre Befriedigung wird in den gebildetſten Zuſtänden wie in der naivſten und formloſeſten Geſelligkeit durch Arten des Benehmens geſucht, von denen man zweifeln kann, ob ſie nicht noch mehr die Freude an der Production des Angenehmen und Anmuthigen, als das Begehren ausdrücken, eine aus ihm entſpringende Luſt zu ernten.

Obgleich zuletzt denſelben allgemeinen Geſetzen ſeines Verlaufes unterworfen, pulſirt doch das leibliche wie das ſeeliſche Leben in den verſchiedenen Einzelnen mit verſchiedener Stärke und nicht ohne eigenthümliche Abweichungen ſeiner Reizbarkeit. Nur für die heftigſten und gewaltſamſten Eindrücke können wir darauf rechnen, daß ſie in Allen gleichen Schmerz oder gleiche Unluſt erzeugen; Erregungen von mittler Stärke dagegen ſind dem Einen noch zu bedeutend, dem Andern ſchon abſpannend gering und monoton; unberechenbare Abneigungen überdies kommen hier einem Reize entgegen, der dort mit Leidenſchaft begehrt wird. Dieſe Verſchiedenheiten treffen nicht allein die Objecte der äußern Sinne, ſondern auch die formellen Verhältniſſe der Eindrücke, von denen unſere äſthetiſchen Gefühle angeregt werden. Die Größe der Abwechſelung in den Wahrnehmungen, der Stoß der Ueberraſchung, die ſtetige Anſpannung einer conſequenten Stimmung oder Ideenfolge, dies alles iſt

dem Temperament des Einen ein Bedürfniß, dem des Andern eine Pein; dieſelbe Form der Verknüpfung in den Eindrücken, dieſelbe Manier des Gebahrens iſt jenem ein behagliches Lebenselement, und wird von dieſem mit ſpecifiſchem Widerwillen verachtet. Hierin duldſam zu ſein, und anzuerkennen, daß keine Art und Weiſe eine allgemeine Geltung, und die eigne keine größere hat, als die abweichende fremde, iſt entſchieden ein Ergebniß der Bildung und nur ſelten die unmittelbare Mitgabe eines glücklichen Naturells. Von Haus aus ſind wir hierin tyranniſch, und wir können nicht leugnen, daß wir jeden etwas geringſchätzen, dem unſere Lieblingsſpeiſe nicht ſchmeckt, und daß ein Keim gelinden Haſſes ſich in uns gegen den regt, der hierin beharrlich anderer Meinung iſt. Viel kräftiger werden natürlich dieſe Abneigungen und Neigungen, wenn ſie an viele Punkte der Uebereinſtimmung oder des Widerſtreites zugleich anknüpfen; ſie werden eben dadurch dem, der ſie empfindet, unerklärlicher, denn immer weniger wird die deutliche Ueberſicht dieſer einzelnen Urſachen möglich, die ſich zu einem ſtarken inſtinctiven Gefühle ſummiren. So lange alle einzelnen Genoſſen einer Geſellſchaft durch ſtark hervortretende Gleichförmigkeit ihres Stammcharakters verbunden ſind, treten dieſe Erſcheinungen wenig hervor; dagegen ſind ſie gewiß eine Grundlage des Nationalhaſſes, durch den wir ſchon früh die einzelnen Menſchenſtämme ebenſo geſchieden ſehen, wie die Geſchlechter der Thiere. Die höhere Entwicklung der Bildung führt eine größere Mannigfaltigkeit individueller Charaktere herbei, und damit eine größere Verletzlichkeit des Einen durch das Naturell des Andern, zugleich aber als entſchädigendes Gegengewicht die gleichfalls wachſende Intenſität der auswählenden Liebe und Freundſchaft. So entſtehen zwiſchen den Theilnehmern einer civiliſirten Geſellſchaft lebhafte Spannungen, die noch unabhängig von ihren gegenſeitigen Handlungsweiſen ſind; und wie viele und bedeutende Ereigniſſe gehen zuletzt aus dieſen verſchwiegenen und nie völlig aufzuklärenden Motiven hervor! Bevor eine ſittliche Ueberlegung ſolchen Eigenſinnigkeiten des Gemüthes einen nie vollſtändig hemmenden Zügel anlegt, führen ſie zu der Sinnesweiſe, die offener oder verſteckter dem

gegenſeitigen Benehmen der Menſchen immer zu Grunde gelegen hat und oft genug unbefangen als die ſich von ſelbſt verſtehende Richtſchnur des Handelns ausgeſprochen worden iſt: zu dem Wohlwollen gegen die Freunde, dem Haſſe gegen die Feinde. Beide Geſinnungen werden verſtärkt, wenn zu der Wirkung, die der Andere auf uns durch das ausübt, was er iſt, der Eindruck ſeiner Handlungen gegen uns kommt. Und wie das Kind den Stein ſchlägt, an den es ſich geſtoßen, und das Bett liebkoſt, auf dem es ruht, ſo entwickeln ſich Dankbarkeit und Rache als die natürlichen großen Beweggründe, die von jeher die Menſchen in ihrem gegenſeitigen Handeln bewegt haben. Wie wenig durch dies Alles der Menſch ſich über das Thier erhebt, iſt klar genug; aber es nützt nichts, ſich die lebendige Wirkſamkeit beider Triebe in uns zu verhehlen. Ehe das menſchliche Gemüth in ſich ſelbſt die Gegenwart anderer unverbrüchlicher Geſetze ſeines Thuns bemerkt hat, kann es nicht anſtehen, dieſen natürlichen Anregungen zu folgen, ohne die das Gute in uns wenig Wärme, die Ueberwindung des Böſen wenig Verdienſt haben würde.

Durch alle dieſe Strebungen vertheidigen wir im Grunde nur unſer angebornes Naturell gegen Alles, was ihm nicht gemäß iſt, und ſuchen auf, was ihm zuſagt. Aber der Menſch iſt nicht nur ein beſonderes Beiſpiel von dem allgemeinen Typus ſeiner Gattung, ſondern bildet ſich durch Aufſammlung ſeiner Erlebniſſe zu einer individuellen Perſönlichkeit aus, die den ankommenden Reizen einen neuen Maßſtab entgegenhält, an dem ihr Werth für uns ſich meſſen muß. Aus der Erregung dieſer Seite unſers Weſens entſtehen perſönliche Gefühle, die in ihren allgemeinen Formen zwar von dem allgemeinen Charakter der Perſönlichkeit abhängen, aber doch für jeden Einzelnen ſich anders geſtalten; denn die Anzahl und Lage der verletzbaren und reizbaren Punkte richtet ſich nach der urſprünglichen oder durch den Lebenslauf erzeugten Eigenthümlichkeit des Weſens, das dieſe Form der Ichheit trägt. Bevor nun eine höhere Entwicklung beſſere Ideale des Handelns aufgefunden hat, kann nur das Princip eines völlig nackten Egoismus als die bewegende Kraft unſerer Thätigkeit angeſehen werden. In dem wirklichen Leben

kommen indeſſen überall die verſchiedenſten Regungen des ſo vielſeitigen menſchlichen Weſens zugleich zur Gegenwirkung, und es wird deshalb nie eine Zeit gegeben haben, in welcher das rückſichtsloſe blinde Durchſetzen des eignen Willens in der Art einer phyſiſchen Naturkraft ſich allein hätte können gelten machen. Es iſt kein handelndes Weſen denkbar, das ſich ſeiner Empfänglichkeit entäußern könnte, durch die es theils den unwillkührlichen Neigungen und Abneigungen, deren wir gedachten, theils der widerwilligen Anerkennung des Fremden unterworfen iſt. Und auch ſonſt liegt in dem Egoismus ein innerer Widerſpruch, der als Heilmittel gegen ſeine eigenen Conſequenzen wirkt.

Das unmittelbarſte Selbſtbewußtſein rechnet ganz einfach zu der eigenen Perſönlichkeit Alles, was wir an körperlicher oder geiſtiger Kraft als natürliche Ausſtattung empfangen haben. Noch ehe die verſchiedenen Individuen mit ſtreitenden Anſprüchen ſich an demſelben Objecte begegnen, mißt jedes ſich vergleichend mit den übrigen, und die Wahrnehmung der eignen Wirkungskraft und der geringeren fremden führt mit einer Unbefangenheit, die wir natürlich und billig finden würden, wenn es ſich um das Verhältniß zweier Naturkräfte handelte, zu dem Hochmuth des Stärkeren und zu jener Verachtung alles Schwachen und Häßlichen, die wir in jedem beginnenden Culturzuſtand lebhaft ausgeſprochen und ſelbſt bei höher geſteigerter Bildung nie ganz unwirkſam finden. Denn jedenfalls ſind auch wir immer viel geſchwinder geneigt, unſere Pflichten und Leiſtungen nach dem zu bemeſſen, was wir ſind, und nach dem, was der Andere iſt, als daß wir zuerſt von allgemein verbindlichen Vorbildern der Geſinnung ausgingen, die noch von keiner Perſon ſprechen, und denen man erſt, nachdem man ſie anerkannt hat, die unterſcheidenden Umſtände des beſonderen Falles als Gründe zu einer ungleichen Vertheilung der perſönlichen Rechte und Pflichten unterordnen darf. Aber ich weiß nicht, ob nicht doch ſchon in dieſem Hochmuth ſelbſt ein unaustilgbarer Keim beſſerer menſchlicher Entwicklung liegt. Wir vergleichen uns nie mit dem, was nicht unſerer Gattung iſt, oder was nicht wenigſtens leicht mit derſelben unter

einem höheren Allgemeinbegriff als mit uns verwandt zu vereinigen ist. Wir verlangen nicht härter als der Felsen oder mächtiger als eine Naturkraft zu sein; erheben wir uns über unsers Gleichen, so ist die Lust dieses Stolzes nicht von dem Nebengefühl abtrennbar, daß wir eine uns Allen gemeinsame Aufgabe mit größerer individueller Befähigung lösen, daß wir also auf einer wohlbegründeten Basis natürlicher Vergleichbarkeit gemessen besser sind als Andere und dadurch das Recht jenes höhern Selbstgefühls erwerben. Der Stolz auf körperliche Vollkommenheit ist in dieser Hinsicht eben so berechtigt und naturwüchsig, als der Uebermuth geistigen Uebergewichtes; civilisirte Völker und die wilden Stämme mögen auf einander mit gegenseitiger Geringschätzung herabsehen; sie vollziehen dadurch in der That nur zwei einseitig richtige Urtheile. Auch mit den Thieren mögen wir eine solche Vergleichung noch durchführen; sie sind unter die gemeinsame Anschauung lebendiger, durch innere Regsamkeit bewegter Geschöpfe nicht nur um der Aehnlichkeit ihrer Organisation und Thätigkeit willen begreifbar, sondern hauptsächlich deswegen, weil ihr Leben tausend Berührungen des Kampfes und gegenseitiger Dienstleistung mit dem unseren hat. Es ist eine begreifliche Freude des Selbstgefühls, an List und Kraft diese Geschöpfe zu übertreffen, welche die Natur bestimmt zu haben scheint, mit uns um den Genuß und die Frucht des Lebens zu wetteifern. Diese stille Berufung auf Gründe, die seine Ueberhebung rechtfertigen, kann der Hochmuth nicht los werden, und in dem Augenblicke eben, in welchem er die berechtigende Macht eines Allgemeinen anerkennt, hat er den ersten Schritt zu seiner Selbstüberwindung gethan. Man kann hinzufügen, daß es sogar noch weiter ein verstohlenes Bedürfniß des Egoismus ist, selbst den Vorzug, den er sich auf der Grundlage eines allgemeinen Begriffes zuschreibt, wieder durch einen allgemeinen auch sonst giltigen Begriff zu bezeichnen, und also sich nicht schlechthin als vorgezogen darzustellen, sondern Theil zu haben an einem Vorzuge, der für sich verständlich ist und Wenigen zwar, aber doch Mehreren zukommt. Der Einzige seines Standes in einem Volke zu sein, den das Schicksal übrig gelassen

hat, könnte ein großer Stolz ſein; die Erinnerung an die Vergangenheit machte dann den Werth der Stellung deutlich, deren Ehre und Vertretung jetzt dieſem Einen zufiele. Aber der Einzige ſeiner Art zu ſein, den es je gegeben hat, iſt kein wirklich begreifliches Ziel der Wünſche; jeder große Ehrgeiz ſucht neben der Macht allemal auch den Namen der Macht, und ganz ungewöhnliche Titel üben nicht, wie man vermuthen könnte, die größere, ſondern eine geringere Anziehungskraft auf die Gemüther. Jeder völlig ſinguläre Vorzug iſt, wie groß er auch ſein möchte, ein unverſtändlicher; immer ſucht ſich daher das Selbſtgefühl naturgemäß an einen Stand anzulehnen, an dem Viele Theil haben, und als Höchſtes gilt überall, was unter Vergleichbarem zuerſt kommt. Dieſelbe Gebundenheit des Selbſtgefühls an das Allgemeine zeigt ſich auch in der geiſtigen Entwicklung. Wir ſind ſtolz darauf, verwickelten Erſcheinungen ihre Wahrheit durch unſere individuelle Schlauheit abgewonnen zu haben, und wir betrachten ſie eiferſüchtig als unſere That, unſere Errungenſchaft. Aber wir ſind ganz unglücklich, wenn Andere ihr nicht zuſtimmen; denn ſo lange bleibt ſie wirklich nur unſere Anſicht, und das wollen wir und wollen es auch nicht. Damit das, was wir errungen haben, auch nur für uns ſelbſt Werth habe, muß es nothwendig als ablösbar von unſerer Individualität, als die Natur der Sache ſelbſt, als allgemeine Wahrheit anerkannt werden. Darin liegt der eine, ehrbare Grund des Fanatismus, mit dem jede individuell entſtandene Anſchauung ſich um ſo heftiger gelten zu machen ſucht, je weniger ſie ein oberflächlich vorliegendes Gemeingut iſt, und je tiefer ihr Inhalt alle Seiten des menſchlichen Weſens intereſſirt. Wie unangenehm daher immer zelotiſcher Eifer auf jedem Gebiet iſt, man muß doch zugeben, daß er nicht auf reinem Durchſetzenwollen des ſubjectiven Meinens beruht, ſondern daß Jeder hier für die Ehre des Allgemeingiltigen ſtreitet, das er in ſich entdeckt zu haben glaubt, und das ihn ängſtigt, ſo lange es nicht anerkannt iſt. So iſt Fanatismus eine äußerſt naturwüchſige Regung des Gemüthes und bis in die ſittlich ausgebildetſten Kreiſe ſehen wir die Härte ſeines Eifers reichen. Denn wie allgemein iſt doch der Aberglaube,

als ſei es Pflicht, nicht nur ſeiner Ueberzeugung nicht zuwiderzuhandeln, ſondern ſie auch da um jeden Preis durchzuſetzen, wo man gar keine Pflicht zum Handeln überhaupt hat! Dann entſteht, indem dieſem Mißverſtändniß eine ebenſo mißverſtehende Bewunderung entgegenkommt, der Cultus jener großen Männer, die im Grunde die Narren ihres Naturells ſind, und die in demſelben Augenblicke, in welchem ſie nur dem Allgemeinen und der Idee zu dienen glauben, der Welt die zufällige Form ihrer Einfälle zu geben ſuchen. Sie ſind zu entſchuldigen, denn wir irren alle auf dieſe Weiſe.

Die innere Feſſel, die der Egoismus in ſeiner unvermeidlichen Berufung auf ein rechtfertigendes Allgemeine in ſich trägt, wird ſehr bald zu einer äußern; der Uebermuth bedarf zu ſeinem eignen Genuß das Mitwiſſen und die Anerkennung Anderer. Selbſt die roheſte Form der Herrſchſucht kann ſich nicht mit blos factiſcher Unterwerfung oder mit der Vernichtung des fremden Willens begnügen; ſie muß ihn erhalten und ſelbſt ſo weit frei erhalten, daß ſie von ihm wenigſtens anerkannt werden kann. Der Taumel der Macht iſt unmöglich in völliger Einſamkeit, und ſelbſt für den wüſteſten Negerfürſten wäre es nicht ausreichend, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu laſſen, wenn nicht wenigſtens der noch da wäre, der ihn fällt und durch ſolchen Gehorſam gegen jenen Wink dieſe That der Macht anerkennt. Und wenn Alle ſich völlig ſtumm unterwürfen, ſo wüßte der Gebieter doch, daß ſie dabei einander wechſelweis beobachten; es wäre keine Freude bei dieſer Macht, wenn nicht der thatſächliche Gehorſam des einen dem anderen gezeigt werden könnte. Dies tiefe Bedürfniß des Egoismus, ſich durch die Anerkennung der Andern zu rechtfertigen, erklärt die ungemeine beſchränkende Gewalt, die überall das Urtheil der öffentlichen Meinung auf unſere Strebungen ausübt. Die beſtändige Rückſicht auf das, was Andere, für uns die Vertreter des Allgemeinen gegenüber unſerer Individualität, von uns denken würden, vertritt ſowohl in den erſten hiſtoriſchen Zeiten der Menſchheit, als in den Anfängen jeder perſönlichen Entwicklung, endlich auf jenen niedrigeren Bildungs-

ſtufen, auf denen ein Theil unſeres Geſchlechtes beſtändig verharrt, mit mehr oder weniger Glück und Vollſtändigkeit das eigene moraliſche Gewiſſen. Dieſe Abhängigkeit von fremder Meinung wächſt und veredelt ſich zugleich, wo die natürlichen Beziehungen dem einen Theil eine unmittelbare Autorität gewähren, die durch unzählige Bande geſpendeter Wohlthaten und dankbarer Erinnerungen gekräftigt wird. Nie hat daher auch das roheſte Volk einen egoiſtiſchen Krieg Aller gegen Alle aufgeführt, ſondern Freunde und Stammgenoſſen von Feinden und Fremden unterſchieden; am meiſten natürlich iſt die Scheu vor dem Erzieher, der Gehorſam gegen die ſchützende Kraft und Einſicht aller weiteren Tugenden Anfang. Und man muß dabei nicht vergeſſen, daß in der menſchlichen Natur nicht von Haus aus nur der rebelliſche Hochmuth liegt, der nichts Fremdes anerkennen möchte; vielmehr ſchon der unüberwindliche Nachahmungstrieb zeigt, daß wir in dem Augenblick, da wir dem Andern nicht nachſtehen mögen, doch eben ſeinen thatſächlichen Vorzug zugeſtehen. In der That iſt der ungebildete Menſch, je weniger weit geſteckt und vielſeitig die Ziele ſeines eignen Strebens ſind, um ſo mehr zur Bewunderung fremder Kraft und Größe und zur Unterordnung der ſeinigen geneigt, ein Zug, ohne deſſen glückliches Vorhandenſein die Möglichkeit eines geſelligen Zuſammenlebens ſchwer denkbar wäre. Dieſe Fügſamkeit bildet ſich zu einer Treue und Hingebung an die Führer und Leiter aus, in der ohne Zweifel ein Keim echter ſittlicher Entwicklung enthalten iſt. Aber dieſe Sittlichkeit iſt nicht durch allgemeine Geſetze der Geſinnung geregelt, ſondern ſie haftet an der perſönlichen Geltung deſſen, gegen den die Handlungen gerichtet ſind. Das Böſe iſt hier die Verletzung des Gemüthes, das wir lieben, und während gegen dieſes ſich alle Tugenden des Wohlwollens, mit großer Zartheit ſogar, entwickeln, kann ungeſtört der Haß und die Rache gegen alles Feindliche kräftig fortdauern. Es gibt auch für das Kind einen Zeitpunkt, bis zu welchem es nur die zürnende Strafe verſteht, in welcher ihm der Schmerz der Eltern klar wird; die kalte Beſtrafung erſcheint ihm als grundlos erbitternde Wehethat. Erſt ſpät lernt es erkennen,

der Uebergang der Jahreszeiten durch die Veränderungen hervorbringt, die er der Oekonomie des Körpers zumuthet, ſind uns wenig im Einzelnen bekannt; die geiſtige Wirkſamkeit dieſer Naturereigniſſe liegt jedoch wohl in den Beobachtungen, die ſie uns darbieten, mehr als in den Eindrücken, die wir unmittelbar ſinnlich von ihnen leiden. Die Lieder der Dichter lehren uns hinlänglich, welche Bedeutung für unſer Gemüthsleben dieſe großen periodiſchen Wechſel zwiſchen Hinſterben und Wiederaufleben nebſt den Hoffnungen und Erinnerungen beſitzen, die ſich an ihre einzelnen Abſchnitte knüpfen. Nicht nur das eigene Schickſal tritt uns hier in tauſend ſinnigen Geſtalten ſymboliſirt entgegen, ſondern allerdings mag ſich an dieſe anſchauliche Zeiteintheilung auch eine tiefere Empfindung für die allmählig abrollenden Abſchnitte des menſchlichen Lebens und ihren Gewinn anſchließen. Dieſe Anläſſe zu ſinniger ſich ſelbſt prüfender Reflexion treten ohne Zweifel weniger wirkſam hervor, wo ohne Unterlaß Blüthen und Früchte zugleich mit den neuen Trieben wachſen, gedeihen und reifen; wird doch für uns ſelbſt der Eindruck der menſchlichen Vergänglichkeit gemildert, indem unbemerkt für die Lücken, die der Tod reißt, in jedem Augenblicke der ausfüllende Erſatz geboren wird. Wie anders würde es ſein, wenn auch das menſchliche Geſchlecht zuſammen alternd und ſich verjüngend, in großen Perioden ganz abſtürbe und durch jungen Nachwuchs erſetzt würde! Aber wer möchte dennoch von dem Mangel der Jahreszeiten den Mangel geſchichtlicher Erinnerung und geſchichtlichen Fortſchrittes bei den ſchwarzen Völkern ableiten?

Die continentale Natur Afrikas, ſeine buchtloſe Abgeſchloſſenheit und Unzugänglichkeit hat Vielen ſich in dem Charakter des Negers wieder zu ſpiegeln geſchienen. Man wird den Einfluß dieſer Bodenform nicht in Abrede ſtellen mögen, ohne ihn doch in dieſer unbegreiflichen Spiegelung zu finden. Er wird in den großen Schwierigkeiten liegen, welche eine große Ausdehnung des Feſtlandes ohne eine entſprechende Menge ſchiffbarer Ströme dem Verkehr der Völker, und ohne große Einbuchtungen oder zahlreiche und wohlvertheilte Bergerhebungen ſelbſt der klaren Anſchauung ihrer Lage

und ihres Nebeneinanderwohnens entgegenſtellt. Bei der Vergleichung von Landſchaftsbildern fühlt man leicht, welches wohlthuende und das Gemüth ausweitende Element in der gleichzeitigen Ueberſicht großer Räume liegt, und welchen Genuß die Möglichkeit bietet, eine Mannigfaltigkeit verſchiedener Gegenſtände auf einmal in ihrer gegenſeitigen Lage, wie in ein ſicheres Netz von Beziehungen eingebettet, zu überblicken. Die Vorſtellung, irgend einen Ort durch eine beſtimmte Dauer der Bewegung in beſtimmter Richtung erreichen zu können, erſetzt niemals die eigenthümlich ergreifende Klarheit, die uns die wirkliche Anſchauung ſeiner Lage zu andern gewährt. Dem Wüſtenbewohner iſt wenigſtens ein unabſehbarer Horizont geöffnet; in der Mitte eines Feſtlandes, in welchem keine Berghöhen einen Ueberblick des durch üppige Vegetation undurchflichtigen Landes erlauben, wird ein beſtändiges Dunkel über den nächſten Umgebungen ſchweben, und nie wird die Phantaſie einen ſo offenen und klaren Blick in den großen Zuſammenhang des menſchlichen Lebens thun, wie es an den geſegneten Ufern des Mittelmeeres ſeit alten Zeiten geſchah. Dort war es möglich, mancherlei Punkte des Gebirges, der ebenen Küſte und der See zu finden, von denen aus auf einen Blick, wie ein Kranz verſchiedenfarbiger Blüthen, zahlreiche Länder und Inſeln überſehbar waren und der betriebſame Verkehr der Menſchen, der ſie alle verband. Wie überall, wo eine Mannigfaltigkeit in einzelne wohl eingetheilte Maſſen zerfällt, die durch entſchiedene Begrenzungen von einander getrennt werden, ſich ein klareres und verſtändlicheres Bild entwickelt, als wo eine unüberſehbare Continuität der Phantaſie keine Haltpunkte bietet, ſo hat auch hier die Abwechſelung von Land und Meer die Ausbildung der geographiſchen Anſchauung, und damit einen Theil unſeres Bewußtſeins über die Stellung des Menſchen zur Welt, vielfach erleichtert. Aber weder dieſe Einflüſſe, noch die Schwierigkeiten, welche das ausgedehntere Feſtland dem Verkehr entgegenſetzt, werden wir als hinreichende Urſachen für das Zurückbleiben der Negervölker anſehen können; ſchätzen wir doch die letztgedachten Hinderniſſe meiſt nur nach der Hemmung, die ſie einem eiligen Entdeckungseifer entgegenſtellen;

aber für ein Jahrhunderte dauerndes und langſam vorſchreitendes Streben jener Stämme, wenn nicht andere Gründe ein ſolches verhinderten, konnten ſie nicht die gleiche zurückhaltende Kraft haben.

Sucht man die andere Bedingung, die zu der Gunſt oder Ungunſt der äußern Lage hinzukommen muß, um die größeren oder geringeren Erfolge zu erklären, in dem Charakter des Landes, der ſich hier hindernd dort förderlich in der Sinnesart der Bewohner ausprägе, ſo betritt man damit ein noch ſchlüpfrigeres Gebiet, und die Beobachtungen, die wir hierüber zu machen glauben, enthalten gewiß außerordentlich viel äſthetiſchen Selbſtbetrug. Von der übermäßigen Kälte und Rauheit des Klima werden wir allerdings mit Recht eine geringere Lebhaftigkeit und Regſamkeit des Naturells, von der größeren Wärme und Gleichförmigkeit eine ungebundene Entwicklung aller körperlichen und geiſtigen Thätigkeit erwarten, und wenn unſere Schlüſſe nicht weiter gehen, werden ſie durch die Vergleichung der Völker und ihrer Wohnſitze beſtätigt werden. Wenn wir jedoch überall auch die ſpeciellen Eigenthümlichkeiten der Phantaſie, Bildung und Sinnesart der Menſchen in einer unmittelbar fühlbaren Uebereinſtimmung mit ihrer Heimat zu finden glauben, ſo täuſcht uns wohl der Umſtand, daß eben das Geſammtbild eines Landes und ſeiner Bewohner ſich unſerer Wahrnehmung immer zugleich darbietet und dadurch den Schein innerer äſthetiſcher Zuſammengehörigkeit annimmt, den zuletzt jede uns beharrlich vor Augen geſtellte Thatſache erwirbt. Der Holländer in Holland ſcheint uns ausſchließlich mit ſeinem einförmigen fruchtbaren Tiefland zuſammenzugehören, der Indianer allein, bilden wir uns ein, ſei der natürliche Bewohner ſeiner Steppen und Wälder; aber Mynheer auf den Sundainſeln geſehen, oder der angelſächſiſche Pioneer im amerikaniſchen Weſten wird für den, der nicht mit der Befangenheit vergleichender Erinnerung ihn betrachtet, ſchwerlich einen unüberwindlichen Widerſpruch gegen die ſeiner urſprünglichen Heimat ſo unähnliche Scenerie ſeiner neuen Umgebung bilden. Auf demſelben Boden, der die Geſtalten der alten Griechen trug, wandeln jetzt die Türken, und ihre Figuren beleben dieſen Hintergrund, wie uns

dünkt, eben ſo natürlich und widerſpruchslos als jene. Die Natur eines Landes iſt eine Sammlung äußerſt mannigfaltiger Einzelheiten, die Natur ihrer Bewohner iſt eine ebenſolche. Die Vergleichung zweier ſo vielfältig zuſammengeſetzten Bilder bietet dem, der eine Verwandtſchaft zwiſchen ihnen ſucht, allemal einige Beweiſe ſeiner Meinung, wenn er geſchmackvoll zu combiniren verſteht; ſie bietet ebenſo leicht, wenn man ſie aufſuchen will, Punkte genug, in denen ein unerklärbarer Gegenſatz zwiſchen beiden herrſcht. Die ſchöpferiſche Kraft der Natur ſchuf in Indien neben den Koloſſen der Elephanten keineswegs ein ebenſo koloſſales, ſondern ein unerwartet ſchwaches Menſchengeſchlecht; aber die ſchleichende unberechenbare Wildheit ſeiner Raubthiere kann man in der Gemüthsart dieſer Bewohner eben ſo gut wiederzufinden glauben, wie Andere in ihr nur die Schlankheit und Anmuth mancher einheimiſchen Vegetationsformen wiederholt zu ſehen meinten. Von der Pracht großartiger Naturſchönheiten pflegt in das Gemüth der Bewohner oft nur die Nachwirkung der Unbequemlichkeit überzugehen, die ſie nebenher für das gewöhnliche Leben bieten; dem Alpenbewohner entwickelt ſeine Heimat wohl den Körper kräftiger und unterſtützt durch die Nöthigung, ſich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen, die Ausbildung ſeines Selbſtgefühls, aber ſie gibt ihm nicht die Freiheit, Weite und Größe der geiſtigen Intereſſen, die uns dem unermeßlichen, vor ihm aufgethanen Horizont zu entſprechen ſchiene. Die falſchen Vorſtellungen, die man über dieſen Zuſammenhang von Land und Volk ſo oft hegt, gehen aus der Vernachläſſigung der Unterſuchung der einzelnen Vermittelungsſchritte hervor, durch welche die Natur ſich im geiſtigen Leben Geltung verſchafft. Daß irgend ein Gegenſtand eine beſtimmte Geſtalt und Stellung *habe*, iſt noch kein zureichender Grund dafür, daß wir ihn überhaupt ſehen, und in dieſer Geſtalt und Stellung ſehen müßten; es kommt darauf an, daß ſeine Form und Lage, daß Alles, was er *iſt*, ſich auch durch Wirkungen, die er auf uns ausübt, in unſerem Auge und unſerem Sinne repräſentire. Und eben ſo reicht es nicht aus, daß der Himmel mit verſchiedenen Graden der Reinheit, der Bläue und des Glanzes ſich über uns

wölbt, der Boden uns in kühneren Formationen, die Vegetation in üppigerem Reichthum uns umgibt; um den bildenden Einfluß der Natur auf uns zu verstehen, müßten wir wissen, wie viel von diesen Umständen einen bemerklichen physischen Eindruck auf uns macht, wie viel ferner von dem ästhetischen Werth dieser Schauspiele die Empfänglichkeit in uns antrifft, die zu seiner Empfindung und zur nutzbaren Aufnahme desselben in unsere ganze Entwicklung nöthig ist; wie vieles endlich völlig für uns verloren geht, weil andere Nebenwirkungen, denen ein dringenderes natürliches Interesse entspricht, es verdunkeln und in unserem Bewußtsein verdrängen. So weit das geistige Naturell überhaupt von der äußern Natur abhängt, hängt es doch nicht ab von dem, was diese Natur ist, sondern davon, wie sie auf das noch unerzogene Gemüth des Menschen wirkt, den sie beständig umgibt; diese Wirkung aber erräth man nicht unmittelbar aus dem Eindrucke, den sie auf die Aufmerksamkeit eines bereits gebildeten, nicht mit ihr und in ihr lebenden, sondern sie nur betrachtenden Geistes ausübt.

Ueberhaupt: man spricht so viel von den schöneren Zeiten, in denen der Mensch der Natur noch näher gestanden habe, und wünscht sich aus der unübersehbaren Verbildung unserer Zustände in diese einfache Lebensklarheit zurück. Diese Sehnsucht mag Recht haben, wenn sie nach geselligen Einrichtungen verlangt, die sich den unmittelbaren Trieben unsers menschlichen Wesens etwas enger anschlössen und ohne das Uebermaß traditioneller Schranken, die uns jetzt umgeben; aber sie ist gewiß im Unrecht, wenn sie von dem reichlicheren Genusse der äußern Natur um uns her, und im Gegensatz zu geselligem Leben überhaupt, ein höheres Glück des Daseins und eine reinere Ausbildung der Menschlichkeit erwartet. Wer erschöpft von der übersichtslosen Zerstreuung des täglichen Berufes das große Buch der Natur aufzuschlagen und in ihm zu lesen eilt, bemerkt kaum das einzige Richtige in der pedantischen Geschmacklosigkeit dieses Bildes: das Zugeständniß nämlich, daß die Natur doch nachhaltigen Reiz nur für das Auge habe, das an einem großen Zusammenhange sei es wissenschaftlicher oder geselliger Interessen geübt ist,

oder für ein Gemüth, das nach ſolcher Uebung nun allerdings in den äußern Erſcheinungen unzählige Gleichniſſe ſeiner Lebenserfahrungen, anſchauliche Löſungen ſeiner Zweifel, Widerlegungen ſeiner Vorurtheile, Beſtätigung ſeiner Hoffnungen und Anregungen zu neuen Fragen findet. Erſt die Bildung des Herzens und des Verſtandes, welche die Verhältniſſe des Menſchen zum Menſchen entwickeln, macht uns empfänglich für die weiterbildende Kraft der Natur; der ſtets einſam geweſene und einſam in ihr fortlebende Menſch würde kaum eine viel größere Erweckung durch ihre Eindrücke erfahren, als die Geſchlechter der Thiere, die in all dieſer Pracht dahinleben, ohne von ihr geſänftigt und veredelt zu werden.

Man mag ſchwärmen für das Naturleben des Jägers, der einſam durch die Wälder und die Prärien Amerikas ſchweift: aber den ſinnigen Blick, der die wechſelnden Erſcheinungen ſeiner Umgebung zu verſtehen und zu genießen vermag, verdankt er doch der Erziehung ſeiner Jugend, der lange vielleicht nicht gehörten Sprache ſeines Volkes, die ſeine Gedanken mit tauſend Erinnerungen an die verlaſſene Civiliſation und an die Heimat begleitet, deren geiſtige Mitgift er ebenſo wenig entbehren kann, als er ſich ganz von ihren materiellen Hilfsmitteln unabhängig zu machen vermag. Wie ſchwärmt die Jugend für ein abenteuerliches Wandern, und glaubt mit vollem Genügen ſich in den einſamen Genuß der Natur verſenken zu können! Und ſie bemerkt nicht, wie vielen Antheil an ihrer Freude die Geſelligkeit des Wanderns hat und wie wenig ſelbſt die mannigfachen Gelegenheiten, die der unterrichtete Geiſt in der Natur zur Anſpinnung weitgehender Gedankenreihen findet, den dauernden Mangel einer geſelligen Berührung mit Menſchen erſetzen. Der fortgeſetzte Anblick einer hervorragenden Naturſchönheit wirkt auf unſer Gemüth, wenn wir einſam ſind, wie ein allmählig zunehmender Druck, wie eine Erregung, die keine Befriedigung findet. Dieſe halb ſchmerzliche, halb angenehme Spannung wird wohl gemildert, aber nicht völlig getilgt durch das Bewußtſein, daß Andere ſie mit uns theilen; denn ſie entſpringt nicht allein aus dem Bedürfniß der Mittheilung, ſondern daraus, daß wir eigentlich nicht wiſſen, was wir

mit jener Schönheit der Natur anfangen ſollen. Anfangen aber will der Menſch etwas mit Allem, wofür er ſich intereſſirt; er kann nicht lange in der Stellung des thatlos Genießenden bleiben, ohne die innere Unruhe einer unbefriedigten Regſamkeit zu fühlen. Die Natur aber drängt ihn zunächſt immer in dieſe Stellung; ihre ganze ſinnliche Herrlichkeit, ſo klar ſie vor uns liegt, iſt doch in aller Nähe an und für ſich unfaßlich für uns. Keine Frage, daß das Licht und das Abendroth und das friſche Grün des Frühlings und die wunderbaren Umriſſe von Berg und Thal das Gemüth immer mit ihrem Zauber gefangen nehmen; aber alle dieſe Pracht bleibt ſo ſtumm, und wir wüßten auch nicht recht, um was wir ſie fragen ſollten; keiner dieſer Erſcheinungen kommen wir innerlich näher, und wie lange auch das Licht fortglänzen und der Wald grünen mag, der Genuß dieſer Bilder ſteigert ſich nicht und klärt ſich nicht für uns auf, wenn wir nicht unſere eigenen Gedanken dazuthun. Was nun beginnen damit? Ja wenn man das Abendroth wenigſtens umarmen oder den grünen Schein der Wälder eſſen könnte; oder wenn es auf irgend eine Weiſe möglich wäre, etwas tiefer und ſelbſtthätiger in dies offenbare und doch ſo ſchweigſame Geheimniß der Natur, in dieſe ſcheinbare Tiefe einzutauchen, die doch bei näherem Hinzutreten immer und immer wieder Oberfläche wird! Da es nun nicht geht, ſo erliſcht unſere Theilnahme für ein Räthſel, das ſich nicht löſen läßt; wiedererregbar freilich bleiben wir dafür in jedem Augenblick, nur dauernd und allein beſchäftigt es unſer Gemüth nicht. Haben wir mit aller Sorgfalt und Mühe eine Blume gezogen und ſie blüht nun wirklich, ſo überkommt uns eine gewiſſe Rathloſigkeit, was wir mit ihr beginnen ſollen; unſer Intereſſe für ſie erwacht faſt nur augenblicklich wieder, wenn wir ſie Anderen zeigen, aber ſie lange zu betrachten, erfüllt uns zuletzt mit einem Gefühl von Erfolgloſigkeit. Die reizendſte Gegend mögen wir nicht unveränderlich vor unſeren Blicken liegen ſehen; ſie ſagt uns doch eigentlich zu wenig; alle dieſe Erſcheinungen ſind nur hinreichend, als ſchöne Scenerie unſer menſchliches Leben zu umgeben, als Zierden, zu denen wir zurückkehren können. Ein Tag einſamen Natur-

genuſſes, ſelbſt bereichert durch alle geiſtige Erhebung einer ſtummen Lectüre, erſcheint uns heimlich unabgeſchloſſen und wie halb verloren, wenn nicht endlich ein menſchliches Wort von Mund zu Mund uns an den Zuſammenhang des Lebens erinnert, dem wir angehören. Ich glaube, daß ſolche Regungen in Jedem vorkommen, der ſich ſelbſt beobachtet, und ſie erklären die tiefe Mißſtimmung und das Unbehagen, das uns die erzwungenen Verſuche mancher ſchwächlichen Poeſie verurſachen, durch beſtändiges Verſenken in die Myſtik und Romantik der Naturerſcheinungen uns zu unterhalten, während unſer Herz nicht immer Symbole und Gleichniſſe, ſondern das volle warme Leben begehrt und nach Wirklichkeit förmlich dürſtet.

Dies ſind Eindrücke des civiliſirten Lebens. Wer ſie zu den Verkümmerungen dieſes Lebens rechnet und von dem Urzuſtande des menſchlichen Geſchlechtes rühmt, damals habe die Natur ſich dem Geiſte weniger undurchdringlich gezeigt, redet ſehr Unwahrſcheinliches. Wir finden im Volke, das noch jetzt den Vortheil dieſes Näherſtehens zur Natur genießt, das Verſtändniß derſelben nicht höher, ſondern geringer, als bei denen, die ſich aus dem geſelligen Leben zu ihr zurückwenden; gerade jenen iſt das Nützliche, das Werk der Menſchenhand entſchieden werthvoller, als die Poeſie der Natur. Und an jenen Völkern, die mit wenig entwickelten geſelligen Einrichtungen zum Theil paradieſiſche Erdſtriche bewohnen, können wir noch jetzt ſehen, wie geringe unmittelbar bildende Kraft in dem elementaren Eindruck der Natur liegt. Vereinſamt und ſelbſt jenes wenig organiſirten Zuſammenhanges mit ſeines Gleichen beraubt, den dieſe Stämme noch genießen, würde der Menſch nur noch mehr die erſchlaffende Wirkung erfahren haben, die jede ſinnlich noch ſo reizende Umgebung hervorbringt, ſo lange ſie weder den forſchenden Scharfſinn zur Unterſuchung noch die praktiſche Luſt der Seele zu arbeitsvoller Umgeſtaltung anregt. Die Natur thut beides, indem ſie Bedürfniſſe erweckt und Mittel zu ihrer Befriedigung anbietet. Man hat längſt mit Recht behauptet, daß nicht nur die zu große Ungunſt der Verhältniſſe, ſondern ebenſo die allzu große Freigebigkeit, mit welcher das Klima die Erforderniſſe des Lebens mühelos

gewährt, die höhere Ausbildung hindert. Die Cultur des Menſchengeſchlechts hat begonnen, als die Erde ihm wie ein ergiebiges Arbeitsfeld erſchien; die Schönheit und die ideale Bedeutung der irdiſchen Scenerie dagegen hat für ſich ſelbſt keine Bildung erzeugt; ſie iſt ſelbſt erſt in dem Maße verſtändlich geworden, in welchem die Schule der Arbeit den Sinn des Menſchen an die Entwerfung von Plänen gewöhnt und ihn für den Werth des Gelingens, d. h. für den Werth jeder Harmonie empfänglich gemacht hatte, zu der ſich zerſtreute Anfänge im ſchließlichen Erfolge zuſammenfinden. Dieſes große Gut der Wahrheit und der treuen, beſtändigen Geſetzlichkeit, auf die ſich rechnen läßt, lernt er kennen und ſchätzen, wenn der Boden ihm regelmäßig die gelegten Keime ſprießen und reifen macht, oder ein richtig zutreffender Erfolg die einfachen Verſuche künſtlicher Vorrichtungen belohnt, in denen er die Kräfte der Natur, auf die Analogien ſeiner Erfahrung bauend, auch ſeinen eigenen Bedürfniſſen dienſtbar zu machen ſuchte. Dann hat ſich in ſein Bewußtſein, in ihrem Entſtehen unbemerkt, die Ueberzeugung von einem Zuſammenhange eingeſtohlen, der überhaupt einem Anfange Fortſetzung, einem Verſuche Erfolg, jeder gleichen Urſache gleiche Wirkung, allen Ereigniſſen die Möglichkeit eines geordneten Zuſammenſtimmens, jedem einzelnen Punkte der Welt die Gewißheit ſichert, nicht verloren und iſolirt zu ſein, ſondern immer bereitete Wege zu finden, auf denen ſeine Bewegung und ſeine Sehnſucht in das allgemeine Ganze einmünden und in ihm zur Geltung kommen kann. In welchen Formen auch immer die früheſte mythologiſche Phantaſie das Leben der Natur aufgefaßt haben mag: in Wahrheit iſt es doch eben die geſetzliche Mechanik der Außenwelt geweſen, deren Gewahrwerden erziehend gewirkt hat und die in ihrer ewigen Beſtändigkeit zuerſt dem Sinne des Menſchen imponirte; ihre freie Schönheit hat er erſt in dem Maße verſtehen gelernt, als er einestheils das Glück der allgemeinen Ordnung des Weltlaufes, anderntheils die Bitterkeit des augenblicklichen Zwieſpaltes zwiſchen ihr und ſeinen individuellen Wünſchen in ſich erleben und beide Lebenserfahrungen auf die Naturerſcheinungen ausdeutend zurück übertragen konnte.

Unſere zweifelnden Bemerkungen galten bisher theils der Meinung, daß überhaupt in dem Charakter des menſchlichen Gemüthes die Eigenthümlichkeit des Planeten, der uns alle trägt, oder in den einzelnen Völkern der Genius ihres Wohnplatzes wie ein vergeiſtigtes Spiegelbild wieder erſcheine, theils dem Glauben, daß aus dieſen myſteriöſen Einflüſſen des Alllebens eine bildende Förderung der Menſchlichkeit entſpringe. Es iſt ein alter Kampf, den wir hier gegen jene Neigung erneuern, in jedem einzelnen Reiche der Wirklichkeit nur ein nachahmendes Echo oder ein vordeutendes Symbol eines andern Reiches, in dem ganzen großen Kreiſe der Erſcheinungen nur eine beſtändige Wechſelabbildung des Höheren durch das Niedere, des Niederen durch das Höhere zu ſehen. So wie das Seelenleben uns gar nicht wie ein Gleichniß des Körperlebens vorkam, uns gar nicht verpflichtet erſchien, für jede einzelne Function des Leibes eine parallelgehende innere Thätigkeit zu entfalten, wie vielmehr alles Phyſiſche nur ein Syſtem von Mitteln vorſtellte, deſſen der Geiſt ſich zu Zwecken bedient, die ganz anders ausſehen, und deſſen nutzbare Effecte allein er in ſich aufnimmt, ohne ſich darum zu kümmern, durch welchen Rhythmus der Thätigkeiten der Leib dieſen Reingewinn brauchbarer Anregungen erzeugt hat: eben ſo iſt der Menſch nicht ein Abbild der äußern Natur, ſondern ein lebendiger Punkt eigner Art, der wohl unzählige Eindrücke von ihr aufnimmt, aber nicht, um ſie ſo wiederzuſpiegeln, wie er ſie empfangen hat, ſondern um ſich von ihnen, ſeinem eignen Naturell gemäß, zu Rückwirkungen und Entwicklungen treiben zu laſſen, für die nur in ihm, und nicht in dem Aeußern, die erklärende Urſache liegt. Wir leugnen damit nicht unſere Beſtimmbarkeit durch die Natur durchaus; ſelbſt jene Art der Abhängigkeit geben wir zu, nach der die Schwankungen der natürlichen Ereigniſſe auch ein veränderliches Colorit auf unſer inneres Leben werfen. Es mag und wird dabei bleiben, daß unſer Gemeingefühl von dem Wetter, unſere Stimmung von Licht und Luft, die Färbung unſerer Reflexion von Jahreszeiten und Klima beherrſcht wird. Aber einestheils iſt es Aberglaube, den Einfluß dieſer ſchwer zu berechnenden Bedingungen mit Uebertrei-

bung hervorzuheben, während in den menſchlichen Leidenſchaften und Verhältniſſen deutliche und dringende Beſtimmungsgründe unſers wechſelnden Verhaltens viel offenbarer vorliegen; anderntheils iſt, was auf dieſe Weiſe den Einwirkungen der Natur unterliegt, eben nur das Reich unſerer Stimmungen, jener formloſen Zuſtände unſers Innern, die wohl einen anderswoher entſtandenen Entwicklungsdrang hemmen oder fördern mögen, aber nie für ſich dem menſchlichen Fortſchritt eine beſtimmte Richtung vorgezeichnet hätten.

Wenden wir uns aber von dieſen Betrachtungen zu der Frage, durch welche beſtimmteren Vorbilder des Handelns die Natur die ſittliche Entwicklung der Menſchheit begünſtigen konnte, ſo wird uns der Beginn aller menſchlichen Cultur nur noch wunderbarer erſcheinen. Denn es iſt klar, wie unfruchtbar das Unternehmen ausfallen muß, aus den Geſetzen, denen die unbeſeelte Wirklichkeit folgt, Regeln zu entlehnen, die eine ungezwungene Beziehung zu unſerem Handeln mit ſeinen völlig anders gearteten Motiven und Zielpunkten haben könnten. Die allgemeine Thatſache der Ordnung und Geſetzlichkeit allein iſt das, was ein Gemüth, das für ihren Werth ſchon empfänglich geworden iſt, in der Natur als eine ſeinem eignen Gewiſſen verwandte Erſcheinung anerkennen und als anſchauliche Ermahnung für ſich benutzen kann; nach den beſonderen Formen jedoch, in denen die Erſcheinungen der Außenwelt von einander abhängig ſind, die Pflichten der Geiſter und die Ordnungen ihres geſelligen Wechſelwirkens modelliren zu wollen, iſt einer der ſchwerſten und fruchtloſeſten Mißgriffe jener ſymboliſirenden Romantik, mit welcher wir ſtreiten. Nur die Welt der lebendigen Geſchöpfe könnte mit dem ſicheren Inſtincte, der in ihr regiert, dem menſchlichen Geiſte die treue und unverfälſchte Auslegung deſſen zu bieten ſcheinen, was die Natur mit ihm will und wozu ſie ihn beſtimmt hat. Welche Vorbilder er nun in der Welt der Thiere findet, wiſſen wir. Neben der Kraft und Anmuth des einen die Trägheit und den Stumpfſinn des andern, neben einzelnen Momenten aufopferungsfähiger Liebe und Treue die Falſchheit des blindeſten und rückſichtsloſeſten Egoismus, mit der ſtillen Zierlichkeit und blöden Schönheit des Daſeins

in demſelben Geſchöpfe verbunden die wolluſtvolle Grauſamkeit gegen ſeine Beute, das Ganze dieſes bunten Bildes in beſtändiger Gährung gegenſeitiger Vernichtung. Welche Ueberzeugung von dem vernünftigen Zuſammenhange der Welt und welches Bewußtſein eigner Pflichten könnte aus dieſen Beobachtungen hervorgehen? Ohne Zweifel, wer die Natur in den Thieren zum Führer nimmt, wird zur bewußten Entwicklung der Thierheit, nicht der Menſchheit gelangen. Wer aber zu ſondern beginnt zwiſchen Weiſungen von allgemeiner Geltung, die die Natur uns auch in dem thieriſchen Leben gebe, und zwiſchen den Regungen, die dort wohl ein blinder Inſtinct hervortreibe, uns aber eine höhere Geſetzgebung des Gewiſſens verbiete, der befindet ſich bereits auf einem Standpunkte der Kritik, auf welchem ihm aller maßgebende Werth der Naturtriebe überhaupt verſchwinden muß. Denn er wird nicht leugnen können, daß auch in ſeiner eigenen Natur viele von jenen verurtheilten Regungen mit aller Lebendigkeit eines dringenden Reizes vorkommen, und er wird dann einſehen, daß für den Menſchen alles Natürliche nicht eher eine Quelle des Rechtes und der Pflicht iſt, als bis es durch eine höhere Geſetzgebung in ihm ſelbſt gebilligt und in den vernünftigen Zuſammenhang einer überſinnlichen Lebensordnung aufgenommen worden iſt.

## Zweites Kapitel.

### Das menſchliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterſchiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zuſammenhang körperlicher und geiſtiger Lebensgefühle. — Der Unterſchied der Geſchlechter. — Allgemeine geiſtige Eigenthümlichkeit der Frauen. —

Wenden wir uns von der äußern Natur, deren beſtimmenden Einfluß auf unſer Gemüth wir weder leugnen konnten noch unthätig zugeben durften, auf uns ſelbſt zurück, ſo finden wir unſerer Ver-

ſönlichkeit zahlreiche Schranken der Entwicklung durch die urſprüngliche Eigenthümlichkeit unſers Naturells gezogen. In den Temperamenten, in den angeborenen Befähigungen, in der Verwandlung des ganzen Hintergrundes unſers Seelenlebens, welche unvermeidlich durch den Ablauf der verſchiedenen Lebensalter bewirkt wird, in dem Unterſchiede des Geſchlechtes, in dem nationalen Gepräge unſerer Empfänglichkeit und Regſamkeit liegen ebenſo viele Naturbeſtimmtheiten, denen unſere Entwicklung ſich nicht entziehen kann. Und ohne Zweifel auch nicht in aller Weiſe ſoll. Das Ideal der Humanität mag wohl an dieſer natürlichen Ausſtattung größere oder geringere Hinderniſſe ſeiner Verwirklichung finden; es ſelbſt aber beſteht doch nicht darin, eine Gleichförmigkeit des Benehmens zu verlangen, aus der jede individuelle Färbung verſchwunden wäre. Nur in der Thierwelt herrſcht auf dieſe Weiſe der Begriff der Gattung; in dem menſchlichen Geſchlecht ſoll der Einzelne mit dem beſonderen Colorit ſeines eigenthümlichen Naturells die allgemeinen Umriſſe des Verhaltens beleuchten, welche der allgemeine Begriff ihm vorzeichnet.

Wir kennen ſehr wenig die Gründe, von denen dieſe Verſchiedenheit der menſchlichen Begabung abhängt. Sie mag zu großem Theil durch die körperliche Bildung bedingt ſein; ſie mag anderſeits aus der allmähligen Summirung zahlloſer Eindrücke hervorgehen, die geſchichtlich ſich an einander reihten; ſei es nun, daß dieſe fortgeſetzten Einflüſſe ſich auch in dem Geſtaltungstriebe des Körpers bis zu gewiſſem Grade fixirt haben, oder ſei es, daß die innere Ordnung des Seelenreiches auf eine für uns noch weniger verſtändliche Weiſe die geiſtige Ausbildung der Vorfahren zu einem angebornen Naturell der Nachkommen verdichtet. Wie dem auch ſein mag: dieſe Unterſchiede ſind vorhanden und wir können uns nicht ganz der Betrachtung ihrer Folgen entziehen, wenn wir die Unterſuchung ihrer Urſprünge dahingeſtellt laſſen.

Die Verſchiedenheit der *Temperamente*, wie die aller angebornen Naturbeſtimmtheiten, fällt uns hauptſächlich in der Mitte größerer Cultur ins Auge; mag nun die geringere Kenntniß

einfacherer Lebensformen uns aus der Ferne deren Gleichförmigkeit größer erſcheinen laſſen, als ſie iſt, oder mag in der That erſt die höhere Ausbildung die charakteriſtiſchen Anlagen der Einzelnen tiefer ausarbeiten. So deutlich indeſſen in vielen Fällen das Vorhandenſein dieſer Unterſchiede, ſo wenig beſtimmt iſt bis jetzt die Bedeutung des Namens, mit dem wir ſie bezeichnen. Der urſprüngliche Sinn des Wortes lädt uns ein, die Temperamente als allgemeine Formeigenthümlichkeiten des Ablaufes der innern Zuſtände zu faſſen, die an ſich ſelbſt weder eine beſtimmte Höhe noch eine beſtimmte Richtung der Ausbildung ausſchließlich vorher bedingen, aber allerdings der Entwicklung der Intelligenz und des ſittlichen Charakters verſchiedengeartete Begünſtigungen und Hinderniſſe bieten, und die anderſeits mit der leiblichen Conſtitution und deren vorwiegender Neigung zu einzelnen Erkrankungsformen ebenſo wenig außer allem Zuſammenhang ſtehen, als unablösbar an ſie gebunden ſind. Die Menge der Vorſtellungen, die in gleicher Zeit durch das Bewußtſein ziehen, die Schnelligkeit ihres Wechſels, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Gedanken nach einer Richtung vorzüglich, oder nach vielen gleichmäßig ſich ausbreiten und durch Wiederanklingen früherer Eindrücke ſich eine reichere oder ärmere harmoniſche Begleitung erwecken; die Treue, mit welcher ältere Wahrnehmungen unverändert feſtgehalten werden, oder die Geſchwindigkeit, mit welcher ſie zu unbeſtimmteren Geſammtzuſtänden verſchmelzen; die Beſtändigkeit, mit der eine mit Antheil gefaßte Idee ſich in dieſen mannigfachen Veränderungen erhält, oder die Leichtigkeit, mit welcher Theilnahme und Aufmerkſamkeit von ihrem urſprünglichen Gegenſtande auf die Menge ſich zudrängender Nebenvorſtellungen abgelenkt werden; die Größe des Gefühles, welche die Eindrücke überhaupt erregen, und die Nachhaltigkeit, mit welcher dies Gefühl haftet, oder die Flüchtigkeit, mit der es verſchwindet; die Verdichtung der Strebungen um wenige Punkte, um welche ſie ſich andauernd bemühen, oder die Geneigtheit, von einer Aufgabe zur andern überzuſpringen; die verſchiedene Größe des Drangs, in Bewegungen, Geberden und Worten den inneren Zuſtänden einen Ausdruck zu geben: Das alles

ſind Erſcheinungen, die in dieſes Gebiet der Temperamente fallen. Sie gleichen ganz den formellen Unterſchieden in den Bewegungen eines Stromes, der von mancherlei hineingeworfenen Widerſtänden je nach der urſprünglichen Leicht- oder Schwerflüſſigkeit des fließenden Stoffes, nach der Neigung ſeines Falles und nach der Geſtalt ſeines Bettes bald zu tiefen und ſchweren, bald zu oberflächlichen raſch wechſelnden ſich vielförmig kreuzenden Wellen bewegt wird.

Wollte man aus der unermeßlichen Anzahl individueller Temperamente, die wir der Erfahrung zugeſtehen müſſen, einzelne ausgezeichnete Formen hervorheben, in denen ſich die verſchiedenen Züge, die wir erwähnten, am meiſten zu in ſich zuſammenhängenden Bildern gruppirt haben, ſo würde man wieder zu jener Vierzahl zurückgeführt werden, der ſchon das Alterthum, unbegründete Theorien mit guter Beobachtung verknüpfend, ihre bleibenden Namen gegeben hat. Es böte jedoch keinen Gewinn, dieſe oft wiederholten Gemälde hier nochmals zu malen; ſehen wir vielmehr, wie in der Entwicklung des Einzelnen und der Geſellſchaft ſich Analogien dieſer Temperamente theils naturgemäß einfinden, theils in einem regelmäßigen Bildungslauf einfinden ſollten.

Die Geſundheit des Körpers beruht zu gutem Theil darauf, daß nicht alle ſeine Beſtandtheile eng genug unter einander verknüpft ſind, um jede erfahrene Erſchütterung ſich wechſelſeitig mittheilen zu müſſen. Es iſt ein Zeichen krankhafter Nervenſchwäche, wenn dieſer heilſame Uebergangswiderſtand, der die Verbreitung der Erregungen verhindert, ſo weit abnimmt, daß jede geringfügige Reizung Alles in Mitleidenſchaft zieht, und mäßige Störungen des natürlichen Gemeingefühls ſogleich zahlreiche Mitempfindungen, krampfhafte Bewegungen und beſchleunigte oder veränderte Abſonderungen hervorbringen. Man kann dagegen zweifeln, ob nicht eben dieſe allſeitige Erregbarkeit der richtige Urſprungszuſtand der Seele iſt. Gewiß iſt ſie nicht beſtimmt, dauernd in dieſem Zuſtand zu verharren; aber die Aufgabe, ſich ſelbſt zu bilden und die Grundzüge ihres Charakters allmählig feſt werden zu laſſen, wird ſie doch nur gedeihlich löſen, wenn keine urſprüngliche Starrheit oder Trägheit ihres

Naturells ſie hemmt. Ein bleibendes Uebermaß dieſer allſeitigen Erregbarkeit aller pſychiſchen Zuſtände durch einander und der Seele ſelbſt durch alle äußeren Reize iſt das, was wir als ſanguiniſches Temperament, immer mit einem Anflug von Tadel, bezeichnen. Wir finden es natürlich, daß das kindliche Lebensalter, dazu beſtimmt, vorurtheilslos und noch ohne beſondere Neigungen die Eindrücke aufzuſammeln, an denen es ſich bilden kann, dieſe Leichtigkeit der Anregung und des Ueberganges von einer Gemüthslage zur anderen zeige, und in der That pflegt da, wo ſie vorkommt ohne zu lange anzuhalten, die Entwicklung des Kindes die ſchnellſten Fortſchritte zu machen. Ebenſo natürlich finden wir die ſanguiniſche Lebhaftigkeit bei uncivilisirten Volksſtämmen, deren Leben überhaupt zu wenig mannigfaltige und tiefgehende Verſchiedenheit der Intereſſen hervorbringt, um durch einſeitige Verfolgung beſtimmter Zwecke die unbefangene Empfänglichkeit für allerlei Eindrücke zu ſchwächen. Nur daß glückliche äußere Naturbedingungen des Lebens dazu gehören, um die Regſamkeit der Seele zugleich mit der fröhlichen Beweglichkeit des Körpers ſich entfalten zu laſſen.

Aber für die ſpätere Ausbildung der Intelligenz ſowohl als des Gemüthes und des ſittlichen Charakters enthält dieſe Verfaſſung der Seele ebenſo Hinderniſſe, wie für den Beginn der Bildung Vortheile. Die große Schnelligkeit in dem Wechſel der Vorſtellungen, ermöglicht durch das wenig nachhaltende Intereſſe, das jede einzelne erweckt, iſt bis zu gewiſſem Grade für das Kind eine Nothwendigkeit. Sie vermehrt nicht nur die Menge der einzelnen Kenntniſſe, ſondern verhindert durch die Vielſeitigkeit einander berichtigender Vorſtellungen die Fixirung beſchränkter Gedanken und die Gewöhnung an nicht allgemeingiltige zufällige Einzelheiten; Mißgeſchicke, zu denen ohnehin das ſpätere Leben durch die Einförmigkeit ſeiner Berufskreiſe allzu leicht führt. Aber derſelbe Wechſel hindert anderſeits die Befeſtigung des Erworbenen und die ſcharfe Begrenzung der Gebiete, innerhalb deren leichtgewonnene Allgemeinheiten maßgebend ſind, über welche hinaus ſie dagegen ihre Geltung verlieren. Es iſt ferner nothwendig für das Kind, daß auch an geringe Ein-

alles hinausgehen, was ein gleicher Zeitraum des ſpätern Lebens noch hinzulernt. Es iſt naturgemäß, daß dieſe unterſchiedloſe Empfänglichkeit abnimmt, je mehr die andere Aufgabe einer durchgreifenden Organiſirung des erworbenen Bildungsbeſitzes hervortritt. Das Jünglingsalter zeigt ſich daher wähliger in Bezug auf die Eindrücke; Vieles ſcheint ihm gleichgiltig und fade, was die geiſtige Verdauungskraft des Kindes ganz unbefangen überwältigte. Je weniger aber beſtimmte Zwecke des Lebens bereits hervortreten, in deren Zuſammenhang die einzelnen Erfahrungen ſich mit Sicherheit einreihen ließen, um deſto mehr wirft ſich die Theilnahme des Gemüthes auf den Gefühlswerth der Eindrücke; es zieht ſich von Allem zurück, was ſeiner Neigung zu dieſer Art der Erregung keine Befriedigung verſpricht, oder es weiß umgekehrt jeden möglichen Eindruck als Anknüpfungspunkt einer Gefühlsreihe zu benutzen, während es theilnahmlos ſeinen Erkenntnißinhalt wieder wegwirft. So bildet ſich dieſes ſentimentale Temperament als die natürliche Färbung des Gemüthslebens im Jünglingsalter und auf ihm beruht, ſobald es dieſe Grenzen ſeines berechtigten Vorkommens nicht überdauert, ein großer Theil unſerer edelſten Ausbildung. Vorzüglich befähigt zur Auffaſſung des harmoniſchen oder disharmoniſchen Werthes, der den formellen Verhältniſſen der Eindrücke inwohnt, liebt es nachträumende Wiederholung alles Rhythmiſchen, aller äſthetiſchen Eindrücke überhaupt; zu eigentlicher Arbeit weniger geneigt, aber durch die Unruhe des Gefühls zu phantaſtiſcher Thätigkeit getrieben, verſucht es theils in künſtleriſchem Schaffen, theils in Entwerfung von Idealen eines beſſeren Zuſtandes der Wirklichkeit ſich Luft zu machen. Aber reizbar für den Gefühlswerth der Wahrnehmungen neigt es doch zugleich zu theoretiſcher Unbeſtimmtheit, da ihm weniger die genaue Feſthaltung der beſtimmten Beziehungspunkte gelingt, zwiſchen denen jene werthvollen Verhältniſſe beſtehen. So wird es unpraktiſch, da es wohl den Werth ſeiner Stimmungen auch handelnd wiedererzeugen möchte, aber keine Theilnahme für die gleichgiltigen Einzelheiten der verſtändigen Mittel hat, die dazu führen können; und es wird ebenſo oft unge-

recht, indem es Gleichgiltigkeit oder Gegenſatz Anderer gegen ſeine eignen äſthetiſchen Vorurtheile mit einer Bitterkeit empfindet, die jede billige Beurtheilung, alles Geltenlaſſen abweichender Ausbildung ausſchließt.

Es iſt eine wohlthätige Eigenthümlichkeit unſerer Natur, daß in der Erinnerung zwar das Andenken erlittener Uebel nicht ſo lebhaft fortdauert, als das der genoſſenen Freuden; aber im Augenblick ſeines Einwirkens erregt jedes Leid unſer Gemüth heftiger und bringt eine größere Unruhe Abhilfe ſuchender Gedanken hervor. Die Luft weiß zuweilen ſelbſt nicht, was ſie augenblicklich mit ſich anfangen ſoll, und ſie muß oft vom Lauf der Zeit die allmählige Entfaltung der einzelnen ſchönen Erfolge erwarten, die das eben dargebotene Glück in ſich ſchließt; dann weiß ſie erſt, wie ſie ihre Freude auslaſſen ſoll. Man begreift daraus die Neigung, ſich durch Diſſonanzen, die man aufſucht, oder übertreibt, wo ſie gegeben ſind, mittelbar ein deutlicheres Innewerden der Harmonien zu verſchaffen, die es geben könnte, oder die es wirklich gibt, und deren Werth um ſo deutlicher durch den Contraſt der ſie bedrohenden Gefahren hervortritt. Gefühlvolle Seelen lieben daher den zarten Trübſinn, der wie eine graue Grundirung dem Regenbogenglanze der einzelnen ſchönen Momente untergezogen wird, und die alte Meinung hatte nicht völlig Unrecht, wenn ſie dem ſentimentalen Temperamente ſeinen Namen von der Melancholie gab, zu der es allerdings dieſe natürliche Verwandtſchaft hat.

Der bedenkliche Mangel, der dieſer Verfaſſung des Gemüthes anhängt, iſt die Leichtigkeit, mit welcher die überwiegende Erregbarkeit des Gefühls es verhindert, daß das Bewußtſein von Pflichten ſich entwickelt oder befeſtigt. So unentbehrlich nicht nur für den künſtleriſchen Genius, ſondern auch für die wahrhaft menſchliche Geſtaltung des praktiſchen Lebens dieſes Temperament ſein mag, ſo führt es doch, für ſich allein und dauernd, in beiden Richtungen nur zu einer Virtuoſität, die ſich ſelbſt gefällt, aber keine Aufgaben kennt. Man braucht nicht an jene widrige Sentimentalität zu denken, die alle Vorkommniſſe des Lebens nur als Gelegenheiten zu gefühlvollen

Erregungen aufbraucht: man wird auch in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft die üble Nachwirkung dieſer Stimmung erkennen. Sie zeigt ſich dort in dem Unvermögen, wahrhaft productiv die einzelnen lyriſchen Gemüthsbewegungen, die dem Menſchen von ſelbſt anfliegen, und die eine natürliche Begabung oder die allgemeingewordene Bildung zu gefälligem formellen Ausdruck bringt, zu einem größeren zuſammenhängenden Ganzen zu verdichten; ſie zeigt ſich auf wiſſenſchaftlichem Gebiete in den zahlreichen Beiſpielen großer natürlicher Anlagen, die ſich doch begnügen, auf geiſtreiche und elegante Weiſe ihren erworbenen Kenntniſſen immer neue Toilette zu machen, ſie immer feiner zuzuſpitzen und zu arrangiren, ohne jemals rechtſchaffen das Ihrige zur endlichen Löſung irgend eines Problemes beizutragen. Ein guter Theil ſcheinbar ernſthafter Beſtrebungen würde dieſer trockneren Form der Sentimentalität zuzurechnen ſein; das Große im Leben und in der Wiſſenſchaft iſt immer aus einer geſammelten Kraft entſprungen, die, ohne den Werth anderer Eindrücke zu leugnen, doch auf dem Wege nach ihrem einen Ziele ſie ſeitab liegen ließ, um ſo eifriger aber ſich auch um die gleichgiltigen Mittel bemühte, welche das aufgeregte Jünglingsgefühl, noch im Suchen nach werthvollen Zielen begriffen, einſtweilen verſchmähen durfte.

Es iſt offenbar das choleriſche Temperament, das wir naturgemäß als Nachfolger des ſentimentalen im Mannesalter wünſchen müſſen ſich ausbilden zu ſehen; ſein zu frühes Auftreten würde der Vollſtändigkeit der menſchlichen Entwicklung ebenſo entgegenſtehen, als ſein Ausbleiben. Die ſchwerfälligere Erregbarkeit, die man zugleich mit großer Kraft der einmal erzeugten Rückwirkung dieſem Temperamente zuſchreibt, iſt ohne Zweifel ſehr häufig die Wirkung entweder einer ſittlichen Feſtigkeit des Charakters, die ſich für beſtimmte Zwecke entſchieden hat und durch fremdartige Reize ſich von ihrem Wege nicht abbringen läßt, oder auch einer durch Monotonie der Lebensumſtände hervorgebrachten Enge des Vorſtellungsverlaufes, durch welche für viele Reize das natürliche Intereſſe abgeſtumpft iſt. Aber häufig kommt doch auch ſchon in Kindern dieſer Eigenſinn

in der Verfolgung einmal eingeſchlagener Gedankenwege vor, der durch die Hinderniſſe nur zu vergrößerter Thätigkeit angeſpornt wird; man mag daher wohl Recht haben, dieſen Zuſtand des Gemüthes mit dem Namen eines eignen Temperamentes auszuzeichnen. Seine weſentlichen Züge würden in der Unempfänglichkeit für die zufälligen Reize, die außerhalb des gewohnten Weges der Gedankenbewegung liegen, in der Beſchränktheit, mit welcher neue Eindrücke nur die nächſten mit ihnen im Sinne dieſer Bewegung zuſammenhängenden Erinnerungen reproduciren, endlich in der geringen Größe der Gefühle zu finden ſein, welche alle in die herrſchende Richtung der Gemüthsſtrömung nicht eingehenden Wahrnehmungen hervorzurufen im Stande ſind. Mit derſelben Stetigkeit aber wirkt das einmal wachgerufene Intereſſe rückwärts auf den Vorſtellungslauf und auf die Strebungen des Willens ein, und ſo iſt dieſes Temperament das vorzugsweis praktiſche, ſowohl um der Beſtimmtheit der Ziele willen, die ſeine Phantaſie ihm vorführt, als deshalb, weil ſein weniger anſpruchsvolles und minder leicht zu beleidigendes Gefühl nicht vor der Handhabung der gleichgiltigen oder mühſamen Mittel zurückſchreckt, die ohne eignen Werth doch zum Erreichen des Zweckes unentbehrlich ſind. Aber ſchon die häufige Verwechslung dieſes Temperamentes mit dem, was wir einfacher Eigenſinn nennen, zeigt neben den Vortheilen auch die naheliegenden Nachtheile deſſelben. In der That ſelbſt ſeine praktiſche Virtuoſität wird häufig verringert durch die allmählig wachſende Beſchränktheit des geiſtigen Lebens, die bald, nachdem ſie erſt nur einen Zweck ausſchließlich wählte, ſich eben ſo ausſchließlich und hartnäckig für eine beſtimmte Form der Mittel entſcheidet; ja die endlich, auf ſich ſelbſt reflektirend, ohne alle weitere Rückſicht auf Zwecke von unmittelbarem Werth, zu dem Zerrbild unwandelbarer Conſequenz, zu bewußter Dickköpfigkeit auswächſt. Dies iſt nicht jener Fortſchritt der Bildung, den wir verlangen mußten. So wie von der ſanguiniſchen Erregbarkeit und Beweglichkeit, ſo muß auch von dem ſentimentalen Eingehen auf Alles, was ſeiner Natur nach das menſchliche Gemüth in Anſpruch nehmen kann, dem ſpäteren Leben ein hinlänglicher

Antheil zurückbleiben, und die Sammlung des Charakters, die der menſchlichen Beſtimmung anſteht, beruht weder in der Theilnahmloſigkeit, noch in der Verachtung, welche die für beſtimmte Ziele eingenommene Engherzigkeit Allem beweiſt, was außerhalb der Richtung ihres eigenen Strebens liegt.

Ich werde etwas ſehr Seltſames zu behaupten ſcheinen, wenn ich das phlegmatiſche Temperament als die natürliche Stimmung des höhern Alters und zugleich als die Verbeſſerung der Einſeitigkeiten des choleriſchen aufführe. Die Schilderung der Temperamente kommt ſo natürlich dazu, jedes einzelne in ſeinem charakteriſtiſchen Extrem zu zeichnen, daß wir bei dem Namen des Phlegma nur noch an eine geiſtige Trägheit zu denken pflegen, in welcher, gewiß der menſchlichen Beſtimmung wenig entſprechend, ſowohl die Empfänglichkeit für die Eindrücke als die Luſt zur Rückwirkung auf ſie faſt völlig verloren gegangen ſind. Aber man verwechſelt in dieſem Bilde die Leere des Gemüthes mit einer Form ſeiner inneren Bewegung, die eben ſo gut dem vollen, wie dem leeren zukommen kann. Ein unwandelbares Gleichgewicht würde unerträglich und widerlich an der Seele ſein, die noch ihrer Entwicklung entgegenzugehen und aus den mannigfachen Erſchütterungen des Lebens die Form ihrer Bildung erſt zu gewinnen hat; aber dieſelbe Ruhe iſt ehrwürdig an dem Geiſte, der jene Erſchütterungen bereits überwunden und durch mannigfache Erfahrungen gelernt hat, weder durch die wechſelnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl ſich treiben zu laſſen, noch einſeitig eine einzige Form und Richtung menſchlicher Beſtrebungen vor allen übrigen zu bevorzugen. So lange wir freilich unter Temperament nur eine Naturanlage verſtehen im Gegenſatz zu der erworbenen Haltung des Gemüthes, ſo lange wird allerdings die phlegmatiſche Schwerbeweglichkeit für alle Eindrücke uns als das wenigſt erfreuliche menſchliche Naturell erſcheinen. Und doch thun wir auch ſo noch häufig ihm Unrecht; wir ſchließen ohne Grund aus der Abneigung gegen körperliche Bewegung auf eine gleiche Trägheit der Gedanken; aus dem Mangel rathloſer Erſchütterung durch Affecte und aus dem Ausbleiben nutzloſer Gefühlsausdrücke

auf Gleichgiltigkeit des Herzens. Wir finden uns dann häufig überrascht, wenn große und nachdrückliche Erregungen unerwartet dieſe Gemüther zu einem ſtarken und lang nachhaltenden Strom thätiger Leidenſchaft entflammen; ein Ereigniß, das wir in der Geſchichte von Volksſtämmen, deren nationales Temperament entſchieden phlegmatiſch iſt, häufig genug in großen Dimenſionen auftreten ſehen. Wir lernen daran, daß wir mit Unrecht die Unfähigkeit und Unbeweglichkeit des Blödſinnes dieſer Schwerflüſſigkeit des innern Lebens unterſchoben, die von einzelnen Eindrücken kaum merklich bewegt wird, ſondern ſie entweder langſam bis zum Hervorbrechen einer großen und kraftvollen Leiſtung ſammelt, oder, wo ihr keine Gelegenheit zum Handeln gegeben wird, dann allerdings keine innere Unruhe hegt, die eine ſolche Gelegenheit zu ſuchen geböte. Wie alle Ruhe, ſo iſt auch dieſes Gleichgewicht der Seele eine vieldeutige Erſcheinung, und ſein Werth beſtimmt ſich nach der Größe der geſpannten Kräfte, die in ihm ſchlummern. Wir beklagen die Unempfänglichkeit, die ſich nicht rührt, weil ihr Verſtändniß und Theilnahme für Alles fehlt; aber jenen Frieden ſuchen wir alle, den nichts mehr übermäßig aufregt, weil ihm nichts mehr völlig neu iſt; der alle Gefühle erfahren hat, aber längſt jede leidenſchaftliche Theilnahme von der zufälligen Macht, die ihr der Augenblick gab, auf das Maß zurückgeſtimmt hat, das ihr in der allſeitiger überblickten Kette menſchlicher Intereſſen gebührt; der endlich die Haſt und Glut des eigenſinnigen Strebens nicht mehr theilen mag, weil er gelernt hat, daß der Wechſel der Schickſale zu groß und der Spielraum menſchlicher Thätigkeit doch zu klein iſt, um auf *ein* Werk allein, oder um überhaupt auf eines unſerer Werke einen unbedingten Werth zu legen. Wir hoffen dieſe Stimmung als das natürliche Temperament des Alters, und wir ſehen keineswegs, daß ſie überall erreicht würde; aber wir finden anderſeits, daß durch eine natürliche Gunſt der geiſtigen Organiſation einzelne ſchöne Seelen dies Gleichgewicht der Haltung durch ihr ganzes Leben begleitet. Mit harmloſer und immer verjüngter Empfänglichkeit umfaſſen ſie Großes und Kleines; kein Element des Gefühls geht ein-

druckslos an ihnen vorüber, aber keines reißt ſie hin, ſich in die verworrenen Pfade einer einſeitigen Stimmung zu verlieren; mit klarem Auge und geduldiger Hand bewältigen ſie geräuſchlos die Mittel zu einem feſtgehaltenen Ziele, ohne die abweiſende Härte, die nie in ihrem Werke unterbrochen ſein will, und ohne die Geringſchätzung anderer Wege, die dem natürlich iſt, der nur den ſeinigen kennt. Es ſind nicht die großen Namen der Geſchichte, deren wir uns hier erinnern, ſondern jene ſtillen glücklichen Erſcheinungen, die wie unmittelbare Verkörperungen des Ideals unerwähnt durch das Leben gehen; was in den Lauf hiſtoriſcher Geſtaltungen bedeutſam eingegriffen hat, das verdankt die Kraft ſeiner Wirkſamkeit weit öfter den einſeitigen Härten, mit denen es ohne inneres Gleichgewicht ſeine eigene Bewegung auch der Welt mitzutheilen vermochte.

Die Beobachtung wird nur von fern annähernd dieſen Stufengang der menſchlichen Entwicklung beſtätigen. Um ihn ganz zu durchlaufen und jede dieſer Stimmungen rein und voll ſich ausleben zu laſſen, würde eine große Begünſtigung ſowohl von Seiten des angebornen Naturells, als durch glückliche äußere Bedingungen des Lebens nöthig ſein. Nur ein gewiſſer Reichthum der Cultur kann den verſchiedenen Lebensaltern die Verſchiedenheit ihrer Intereſſen verſchaffen, an denen jene eigenthümlichen Gemüthslagen Stoff zu kräftiger Entwicklung finden; die Monotonie einfacher Zuſtände wird auch ihre Unterſchiede ſchwächen. Aber eben ſo kann die Vielfältigkeit der Lebensverwicklungen die regelmäßige Ausbildung durch Schickſale hindern, deren Gewicht zu ſchwer auf die Seele drückt, um ihre allſeitige unbefangene Weitergeſtaltung möglich zu laſſen. Je tiefer endlich eine mannigfache Lebensbildung Gemüther und Charaktere ausgearbeitet hat, um ſo eigenthümlicher pflegt das Naturell der ſpäteren Generationen in individuelle Beſonderheiten aus einander zu gehen, deren Entwicklungsweiſe von dem allgemeinen Durchſchnitt oft auffällig abweicht. Zahlreiche Krankheiten endlich ändern Temperament und Stimmung gewaltſam ab; ebenſo zahlreiche andere Störungen, noch ehe ſie als offenbare Krankheit ausbrechen, kommen in Verſtimmungen des Gemeingefühls zu Tage,

die dem ſelbſt, der ſie erleidet, unerklärlich, unvermerkt der Summe ſeiner Gefühle und Anſichten andere Färbungen geben. Es würde von großem Intereſſe ſein, wenn es ausführbar wäre, den Urſachen dieſer Erſcheinungen nachzugehen. Aber es iſt ſchon unmöglich, in ihnen das zu ſondern, was auf geiſtigem Boden durch die unberechenbaren Irrgänge jeder individuellen Bildung entſteht und theilweis auf die körperliche Organiſation zurückwirkt, und das anderſeits, was, durch die organiſche Entwicklung und ihre Störungen bedingt, einen mitbeſtimmenden Einfluß auf die Formung des innern Lebens ausübt. Man ſchätzt zuweilen vielleicht den letzten Beitrag zu hoch, doch iſt er offenbar in bedeutender Größe vorhanden. Man ſieht mit der Verzögerung oder der Frühreife der körperlichen Entwicklung auch die Gemüthslagen ſpäter oder früher eintreten, die den Stadien dieſes Wachsthums entſprechen; und es iſt im Ganzen nichts natürlicher als die Annahme, daß das verſchwommene Gemeingefühl unſers Lebens zu verſchiedenen Zeiten verſchiedenes Colorit erhält, je nachdem dieſes oder jenes Organ oder Syſtem des Körpers, in raſcherer Ausbildung oder im Rückgang ſeiner Thätigkeit begriffen, durch die unzähligen, wiederholten, im Einzelnen unbeobachtbaren Erregungen, die von ihm ausgehen, ſich in jenem Gefühle mehr oder minder gelten macht. Aber während die Zeit vorüber iſt, bei dieſen Dingen der ſchwarzen und der gelben Galle zu gedenken, iſt die andere Zeit noch nicht gekommen, die uns genaue Beobachtungen der Größenwerthe verſchiedener Functionen zu verſchiedenen Zeiten und ſichere Kenntniſſe über deren Einfluß auf das geiſtige Leben zu Erklärungsgründen anböte.

Wie eng dauernde Zuſtände des Körpers mit dauernden Gemüthslagen zuſammenhängen mögen, zeigt uns die Beobachtung ihres vorübergehenden Wechſeleinfluſſes. Man hat nicht mit Unrecht geſagt, daß wir liegend anders denken als ſtehend; eine erzwungene zuſammengepreßte Körperſtellung dämpft unſern Muth; bequem und nachläſſig gelagert vermögen wir ſchwerlich andächtig zu ſein; aller Zorn beruhigt ſich durch die Ruhe des Körpers und man drückt nicht ohne Grund den Aufgeregten in einen Seſſel; die Hand, welche die

Runzeln der Stirn glättet, beſchwichtigt auch den Verdruß. Man kann fragen, ob nicht das äſthetiſche und ſittliche Urtheil, oder unſere Reflexion über Gefahr und Glück ihre lebhafte Innigkeit erſt durch dieſe nebenher ſpielenden ſinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an ſich Werthvolle zugleich in ſeiner Uebereinſtimmung mit den innerſten Bedingungen unſers individuellen Daſeins zeigen. Es gibt apathiſche Zuſtände genug, in denen dieſe begleitenden Gefühle fehlen; wir ſehen noch ſo deutlich wie früher die objective Trefflichkeit der einen, die Verwerflichkeit der andern Handlung ein und erkennen den rechtmäßigen Anſpruch an, den ein Anderer auf unſere Liebe und Theilnahme hat; aber es iſt uns unmöglich, für irgend etwas die Herzenswärme aufzubringen, die ſeinem Werthe gebührt. Wie oft begegnet uns Aehnliches bei dem Genuß der Schönheit! Ihr Verſtändniß iſt nicht nur dieſe abſtracte Freude an harmoniſchen Verhältniſſen; alle Freude überhaupt nicht nur ein geiſtiger Vorgang, ſondern in dem lebhafteren freieren Athmen, dem beſchleunigten Herzſchlag und der elaſtiſchen Spannung der Muskeln fühlen wir unſer ganzes Selbſt gehoben und getragen; Reue um Vergangenes iſt nicht blos dies ſittliche Verdammungsurtheil, das innerlich ausgeſprochen von der Seele nur vernommen wird; die Erſchlaffung unſerer Glieder, die Beklemmung der Bruſt, vielleicht im Aerger ſelbſt krampfhafte Verengerung der Bronchien und die aufwürgende Bewegung der Speiſeröhre, die den Biſſen im Munde ſtocken macht, zeigen, wie auch die leibliche Organiſation ſymboliſch ein Verſchmähtes, unter deſſen Drucke ſie ſeufzt, zu entfernen ſucht. Selbſt das Gefühl der Andacht iſt nicht eine rein geiſtige Erhebung; ſondern indem unvermerkt mit ihr auch der Gang das gewohnte haſtige Weſen läßt, die Bewegungen langſamer und gehaltener werden, die Stellung ein eigenthümliches Gepräge nicht der Erſchlaffung, ſondern ſich unterwerfender Kraft annimmt, kehrt von allen dieſen körperlichen Thätigkeiten ein Gefühl in das Bewußtſein der Seele, ihre intellectuelle Stimmung verſtärkend, zurück. Man begreift, wie anders es ſich lebt, wenn der Körper dieſes Echo nicht vollkommen, oder mit krankhaft verändertem Klange gibt, wie über-

haupt die gleichartigen Stimmungen verſchiedener Einzelnen doch nie ganz mit einander vergleichbar ſein mögen. In der Blüthe der Jugend finden wir dieſe Verſchmelzung des geiſtigen Lebens mit ſeiner körperlichen Hülle am reizendſten und vollſtändigſten ausgebildet; das ſpätere Leben mit ſeinen allmählig wachſenden Hemmungen und Reibungen läßt die Unſtetigkeiten und Zuſammenhangloſigkeiten in den verſchwiſterten Regungen beider mehr und mehr hervortreten. In Bewegung, Gang und Haltung liegt dann nicht mehr die ganze Seele; die gewöhnlichen alltäglichen Handlungen geſchehen mit theilnahmloſer Fertigkeit, Eſſen und Trinken nicht ſelten mit unſchön ſeelenloſer Gier; und es iſt überall das Zeichen einer tieferen Herzensbildung, wenn die Gedanken des alternden Menſchen nicht in greiſenhafter Kälte allgemein und beziehungslos über der ſinnlichen Wärme des gegebenen Falles ſchweben.

Den Mangel ſicherer Kenntniß von dem pſychiſchen Werthe der körperlichen Organe und ihrer Verhältniſſe fühlen wir von neuem bei dem mißlichſten Theile unſerer Aufgabe, der Erwähnung der geiſtigen Geſchlechtsunterſchiede. Ich will mich nicht bei den wellenförmigen Umriſſen des weiblichen, den eckigeren des männlichen Körpers aufhalten; möglich, daß man nicht mit Unrecht in den letzteren das Ueberwiegen eines charakteriſtiſch individualiſirenden Triebes geſehen hat, während zugleich die vielleicht wirklich größere Bildungsgleichförmigkeit weiblicher Körper ihr engeres Anſchließen an ein allgemeines Muſter beſtätigte. Ich kann ſelbſt hier, wo allerdings die erſcheinende Körperform das innere Leben für Andere ausdeuten ſoll, wenig Gewicht auf den blos ſymboliſchen Werth der Geſtalt legen; von viel größerem Intereſſe würde es ſein, nachzuweiſen, wenn man könnte, welches eigenthümliche Lebensgefühl die Geſtalt ſelbſt durch die beſonderen Proportionen ihres Baues und ihrer Verrichtungen erlangt. Man weiß wenig hiervon. In den Verhältniſſen des Skeletes und der Musculatur iſt eine geringere Größe der Arbeitskraft des weiblichen Körpers begründet; weder Schultern und Bruſt ſind günſtig zur Erhebung, Tragung und Bewältigung großer Maſſen und Widerſtände, noch Hüften und Beine

zu ſchnellem Lauf oder unter bedeutender Laſt zu ſicherem Gange gebildet; die Muskeln ſcheinen zu ununterbrochener Spannung weniger geſchickt, wie groß auch ihre Leiſtung beim Wechſel von Ruhe und Thätigkeit ſein mag. Dieſe Umſtände mögen kaum verfehlen, ſich in dem Gemeingefühl gelten zu machen, in welchem immer das Innewerden der Bequemlichkeit, Elaſticität und eigenthümlichen Sicherheit unſerer Lage, Stellung und Bewegung einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil bildet. Daß der männliche Körper eine Ovale mit größtem Querdurchmeſſer in den Schultern, der weibliche dieſelbe Ovale mit größter Breite in den Hüften bilde, würde an ſich gleichgiltig ſein; aber in der That mag dem Lebensgefühl des Mannes ſein Oberkörper wie eine Laſt erſcheinen, deren Uebergewicht durch ſchnellkräftige Stützen nach außen hin, allem Widerſtand entgegen bewegt zu werden drängt, während das Weib mit einer Empfindung größeres Gebundenſeins natürlicher ſeinen Wirkungskreis in der Nähe findet und von dem Fernen erwartet, daß es zu ihm komme. Dieſe geringere Größe der Kraft wird durch ein höheres Maß der Anbequemungsfähigkeit an die verſchiedenſten Umſtände ausgeglichen. Die leiblichen Bedürfniſſe der Frauen ſind weit geringer als die der Männer, ſie eſſen und trinken weniger; ſie athmen weniger und widerſtehen der Erſtickung, wie man behauptet, beſſer; alle Mühſeligkeiten, wenigſtens die, welche allmählig anwachſen und fortdauern, alle Entbehrungen ertragen ſie theils leichter als die Männer, theils wenigſtens weit glücklicher, als im Verhältniß zu ihrer körperlichen Kraft erwartet würde. Sie überſtehen bedeutende Blutverluſte und dauernde Schmerzen beſſer; ſelbſt die größere Reizbarkeit ihres Nervenſyſtems, durch die viele unbedeutende Störungen ausgedehnte Nachwirkungen erwecken, ſcheint ebenſo ſehr die ſchnelle und gefahrloſe Zerſtreuung der erfahrenen Erſchütterungen zu begünſtigen. So erreichen ſie ſelbſt unter ungünſtigen Umſtänden häufig ein hohes Alter, obgleich die Beiſpiele höchſter bis tief in das zweite Jahrhundert reichenden Lebensdauer faſt ausſchließlich auf Männer treffen. Allen ſehr heftigen Sinnesreizen von Natur abgeneigt, haben ſie doch gegen unangenehme Eindrücke weit mehr

äſthetiſchen Widerwillen, wo der Mann ſeinen phyſiſchen Ekel mühſam bezwingt; ſind doch alle Operationen zur Herſtellung der Reinlichkeit an ſich unreinlich. Dieſelbe Anbequemungsfähigkeit zeigt ſich in den verſchiedenen Lagen des Lebens. Es iſt eine alte richtige Bemerkung, daß Frauen ſich weit leichter in neue Lebenszuſtände, ungewohnten Rang und veränderte Glücksgüter ſchicken, während der Mann die Spuren ſeiner Jugenderziehung kaum verwiſchen kann. Auch die erworbenen Gewöhnungen haften feſter bei ihm, und die Unterbrechung der hergebrachten Ordnung, der Mangel auf die Stunde beſtimmter Leiſtungen und Bedürfniſſe verurſacht ſeinem allgemeinen Behagen eine bemerklichere Störung. Mit dieſen Zügen verbindet ſich von ſelbſt das Gemiſch ſanguiniſcher Lebhaftigkeit und ſentimentaler Warmherzigkeit, das wir an Frauen entweder finden, oder deſſen Mangel wir als eine Unvollkommenheit der Einzelnen beklagen. Die Unterſchiede der erworbenen Bildung verdecken Vieles; doch einen neugierigen Zug zur Unterhaltung um der Unterhaltung willen und irgend eine Spur des Wohlgefallens an ſchönen und harmoniſchen Verhältniſſen werden wir kaum an den entgegengeſetzten Extremen dieſer weiblichen Bildung vermiſſen.

Aber es iſt eine kaum beantwortbare Frage, wie das höhere geiſtige Leben beider Geſchlechter durch dieſe natürlichen Züge, oder durch welche anderen überhaupt es charakteriſtiſch entgegengeſetzt wird. Die unzähligen theils geiſtreichen, theils zugleich wahren Bemerkungen, welche dieſe Frage zu Tage gefördert hat, hatten ſelten ein Intereſſe daran, zu ſcheiden, was als urſprüngliches Naturell, und was als ein ſehr mittelbares Ergebniß der Lebensverhältniſſe und der Bildungskreiſe anzuſehen iſt, die auf beide Geſchlechter ſehr verſchieden, obgleich freilich ſelbſt ſchon in Uebereinſtimmung mit ihren natürlichen Anlagen, eingewirkt haben. So oft man verſucht, die Fülle dieſer einzelnen Eigenthümlichkeiten, die nur die Lebenserfahrung kennen lehren und nur die Poeſie durch plaſtiſche Nachſchaffung darſtellen kann, auf einfache begriffliche Ausdrücke zurückzubringen, wird man immer darauf verzichten müſſen, mehr als einen äußerſt farbloſen Umriß deſſen zu geben, was in ſeiner uner-

meßlichen Farbenfülle unſerer lebendigen concreten Weltbetrachtung endloſe Beſchäftigung gewährt.

Ich glaube nicht, daß die intellectuellen Fähigkeiten der Geſchlechter ſich anders als durch die Eigenthümlichkeit der Gefühlsintereſſen unterſcheiden, welche ihnen ihre Richtung vorzeichnen. Es dürfte kaum etwas geben, was ein weiblicher Verſtand nicht einſehen könnte, aber ſehr Vieles, wofür die Frauen ſich nie intereſſiren lernen. Sagt man nun häufig, daß des Mannes Erkenntniß das Allgemeine, die des Weibes das Einzelne ſuche, ſo wird man in zahlreichen Fällen gerade die Individualiſirungskraft der Frauen geringer und ihr inſtinctives Feingefühl für das Allgemeine größer finden; ohnehin würde jene Vertheilung des Erkenntnißgeſchäftes nicht zu den egoiſtiſchen Beſtrebungen, die man dem männlichen Willen, und zu der Unterordnung unter das Allgemeine ſtimmen, die man der weiblichen Selbſtbeſchränkung zuweiſt. Man würde vielleicht richtiger meinen, daß Erkenntniß und Wille des Mannes auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet ſind. Es iſt männliche Philoſophie, die ſchönen, einzelnen Erſcheinungen zu zergliedern und zu ergründen, aus welcher Durchkreuzung allgemeiner Bedingungen jede, ein ſo vorbedachtes Lieblingserzeugniß der Wirklichkeit ſie auch zu ſein ſchien, doch nur mit unvermeidlicher unparteiiſcher Nothwendigkeit hervorgegangen iſt; es iſt weibliche Art, die Analyſe zu haſſen und das entſtandene Ganze, ſo wie es abgeſchloſſen daſteht, in ſeinem unmittelbaren Werthe und ſeiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. Männliche Erfindungen ſind alle Mechanismen, männlich die Freude, durch allgemeine Kräfte nach allgemeinen Geſetzen Wirkungen mittelbar zu erzeugen; weiblich iſt das eigne Handanlegen, das Verlangen, die thätige Wärme des Gefühls in ihrem unmittelbaren Uebergang in die Leiſtung noch fortzuempfinden. Ein männlicher Gedanke iſt die tiefe Ueberzeugung, daß alles Größte und Schönſte der Welt ſeine mechaniſchen Bedingungen hat, und daß kein verfrühter, dieſem ſtarren Verwirklichungshergang vorweggenommener Erfolg Beſtand und Sicherheit hat; aus dieſem Gedanken floß alle große organiſatoriſche Ordnung des

Lebens; ſie beruht überall auf dem Princip der Gerechtigkeit, d. h. auf dem Glauben, daß zuerſt den allgemeinen überall giltigen Bedingungen der Wahrheit Genüge geleiſtet werden muß, ehe von dem Erfolg die Rede ſein darf, der im einzelnen Falle wünſchenswerth iſt. Des Weibes richtiger und zum Glück des Lebens nicht minder nothwendiger Glaube iſt es, daß kein Allgemeines, keine Form jemals einen ſelbſtändigen, unbedingten Werth habe, ſondern nur das Lebendige, zu deſſen Begründung beide führen mögen; aus dieſem Glauben fließt alle Verſöhnung und Schönheit des Lebens, denn ſie beruht überall auf dem Grundſatze der Billigkeit, nach dem wir die Verpflichtung fühlen, die Härten der Gerechtigkeit durch freie Liebe und Güte zu mildern, nur daß oft mit Unrecht dieſer Wille der Güte voreilig auch die Formen des Rechtes brechen möchte, die ſeiner Abſicht hinderlich ſind. Alle männlichen Beſtrebungen beruhen auf der tiefen Verehrung des Allgemeinen; ſelbſt ſein Stolz und ſeine Ehrſucht iſt nicht befriedigt durch grundloſe Gewährung, ſondern ſein Anſpruch beruht auf dem Betrage allgemein anzuerkennender Vorzüge, die er in ſich zu vereinigen glaubt; er fühlt ſich durchweg mehr als ein eigenthümliches Beiſpiel des Allgemeinen, und verlangt mit Anderen nach einem gemeinſamen Maße gemeſſen zu werden. Die Neigung des weiblichen Gemüthes iſt eben ſo andächtig dem Ganzen gewidmet; ſo wenig die Schönheit einer Blume nach gemeinſchaftlichem Maße mit der einer andern zu vergleichen iſt, ſo wenig wünſcht das Weib als ein Beiſpiel neben andern zu gelten; und wo der Mann gern im Dienſte des Allgemeinen in die Menge Gleichgeſinnter eintritt und in ihr untergeht, will das Weib als ſchönes, geſchloſſenes Ganzes, nur aus ſich ſelbſt verſtändlich, nur um der unvergleichlichen Eigenthümlichkeit ſeines individuellen Weſens willen geſucht und geliebt ſein. Denn allerdings Liebe eigentlich, und nicht vorzugsweis Achtung, iſt das Gefühl, das man einem ſolchen Ganzen widmen kann; Achtung vorzugsweis, und nicht Liebe, verlangt der Mann für ſeine Eigenſchaften, deren Werth er nach einem allgemeinen Maßſtab zu meſſen nicht blos zuläßt, ſondern fordert. Niemand wird natürlich dieſen Gegenſatz ſo mißver-

ſtehen, als hätte das weibliche Gemüth, wirklich ganz nur wie der unzerſetzbare Duft einer Blüthe, keinen Anſpruch auf das Gefühl der Achtung, das wir im Gegentheil den auch in ihm hervortretenden einzelnen und vergleichbaren Tugenden in ſo hohem Maße zu zollen haben.

Man muß ſich im Leben umſehen, um in tauſend Zügen die Belege dieſer allgemeinen Verſchiedenheit zu finden. Die geſchäftlichen Verabredungen der Männer ſind kurz, die der Frauen wortreich und ſelten ohne vielfache Wiederholung; ſie haben offenbar wenig Zutrauen zu der Feſtigkeit eines gegebenen Wortes, das nur auf der allgemeinen Verpflichtung zu Treu und Glauben beruht und nicht noch außerdem durch tauſend kleine Hilfsmittel verſtärkt wird, die aus dem Ganzen des vorliegenden Falles fließen. Männer legen weniger Werth auf harmoniſche räumliche Anordnung ihrer Umgebung, außer ſo weit ſie zugleich die augenblickliche und ſchlagfertige Verwendbarkeit aller Mittel ſichert; aber ſie ſchätzen zeitliche Pünktlichkeit, die in weit höherem Grade eine mechaniſche Bedingung alles Gelingens iſt; die Frauen ſtellen mit glücklich improviſirender Phantaſie eine Fülle von Gegenſtänden zu einem freundlichen Ganzen ohne ſtrengen Styl zuſammen, aber mit der Zeit, deren Eintheilung kein ſichtbares Bild liefert, gehen ſie ungenauer um. Wo Männer und Frauen von Beachtung der Formen ſprechen, pflegen ſie meiſt ſehr Verſchiedenes zu verſtehen; dem weiblichen Gemüthe liegt die Sorge nahe, die herauskommende ſichtbare Endgeſtalt irgend eines Wirkens zu einem anmuthigen und widerſpruchsloſen Bilde zu runden; darin liegt ihre Kunſt, zu wiſſen was ſich ziemt, und eben darin zugleich das, was das Urtheil des Mannes öfter mißbilligt; denn die Formen, die er beachtet wiſſen will, ſind allgemeine Regeln geſetzlichen Verfahrens, die ſelbſt um den Preis einzelner herauskommenden Diſſonanzen durchgeſetzt werden müſſen. Die bekannte unjuriſtiſche Natur der Frauen hängt eng hiermit zuſammen. Sie liegt nicht in der Unfähigkeit, individuelle Anſprüche aufzuopfern, denn Niemand würde die Frauen an Freudigkeit zu ſolchen Opfern übertreffen, ſobald ſie das fremde Gut vor Augen

ſehen, zu deſſen Gunſten ſie dieſelben bringen ſollen. Aber ſie fühlen ſich verletzt, weil die Geſetze ſehr oft das Ganze eines vorliegenden Verhältniſſes nicht als Ganzes auffaſſen, ſondern es um einzelner Züge willen, deren Herausgreifen dem weiblichen Verſtande willkührlich ſcheint, irgend einer allgemeinen Beſtimmung unterwerfen, die ihrerſeits nicht minder willkührlich ſcheint, weil in ihr, als einer allgemeinen Formel des Verfahrens, nicht unmittelbar das ſchließliche Gut zum Vorſchein kommt, zu deſſen Sicherung ſie dient. Dinge zu unternehmen, deren Ende nicht abzuſehen iſt, widerſtrebt dem Manne nicht, ſobald es ſich um die Durchführung eines allgemeinen Princips handelt; Frauen bedürfen der anſchaulichen Ausmalung des künftigen Erfolges; ſie wollen die endliche Geſtalt des Ganzen voraus ahnen, zu dem ſich am Ende die Unruhe des Wirkens verdichten wird. Man kann nicht leugnen, daß in dieſer Neigung, in dem liebenswürdigen Glauben, es laſſe ſich eben für alle Verwicklungen eine Löſung, für allen Streit eine Schlichtung, für alle zerſtreuten Anfänge eine abrundende Sammlung finden, neben der günſtigen auch eine ſchädliche Einwirkung liegt, welche der weibliche Einfluß auf die Erziehung des männlichen Geiſtes ausübt. Von den Müttern hauptſächlich kommt die zurückhaltende Ueberlegung des möglichen Ausganges der Handlungen in Augenblicken, wo es ſich zunächſt nach der unvermeidlichen Pflicht fragt. Das Eigenthum hält der Mann am häufigſten für das, was es wirklich iſt, für eine Summe verwendbarer und theilbarer Mittel, und ſeine Freigebigkeit achtet kein angebliches Zuſammengehören derſelben; die Verſchwendung der Frauen beſteht meiſtens in Anſchaffungen, für welche ſie die Ausgabe der Entgeltmittel nicht ſelbſt übernehmen. Das einmal erworbene und in ihren Händen befindliche Eigenthum erſcheint ihnen dagegen leicht als ein unantaſtbarer Beſtand, deſſen Theile, weil ſie ein Ganzes bilden, von einander zu reißen unrecht wäre. Es iſt nicht eigentlich Unmittheilſamkeit, was ihrer Wirthlichkeit den Verdacht einer Hinneigung zum Geize zuzieht, ſondern zum Theil gewiß dieſe Ehrfurcht vor der innern Zuſammengehörigkeit der Dinge, die ebenſo gut in der Scheu vor der Zerſplitterung

druckslos an ihnen vorüber, aber keines reißt ſie hin, ſich in die verworrenen Pfade einer einſeitigen Stimmung zu verlieren; mit klarem Auge und geduldiger Hand bewältigen ſie geräuſchlos die Mittel zu einem feſtgehaltenen Ziele, ohne die abweiſende Härte, die nie in ihrem Werke unterbrochen ſein will, und ohne die Geringſchätzung anderer Wege, die dem natürlich iſt, der nur den ſeinigen kennt. Es ſind nicht die großen Namen der Geſchichte, deren wir uns hier erinnern, ſondern jene ſtillen glücklichen Erſcheinungen, die wie unmittelbare Verkörperungen des Ideals unerwähnt durch das Leben gehen; was in den Lauf hiſtoriſcher Geſtaltungen bedeutſam eingegriffen hat, das verdankt die Kraft ſeiner Wirkſamkeit weit öfter den einſeitigen Härten, mit denen es ohne inneres Gleichgewicht ſeine eigene Bewegung auch der Welt mitzutheilen vermochte.

Die Beobachtung wird nur von fern annähernd dieſen Stufengang der menſchlichen Entwicklung beſtätigen. Um ihn ganz zu durchlaufen und jede dieſer Stimmungen rein und voll ſich ausleben zu laſſen, würde eine große Begünſtigung ſowohl von Seiten des angebornen Naturells, als durch glückliche äußere Bedingungen des Lebens nöthig ſein. Nur ein gewiſſer Reichthum der Cultur kann den verſchiedenen Lebensaltern die Verſchiedenheit ihrer Intereſſen verſchaffen, an denen jene eigenthümlichen Gemüthslagen Stoff zu kräftiger Entwicklung finden; die Monotonie einfacher Zuſtände wird auch ihre Unterſchiede ſchwächen. Aber eben ſo kann die Vielfältigkeit der Lebensverwicklungen die regelmäßige Ausbildung durch Schickſale hindern, deren Gewicht zu ſchwer auf die Seele drückt, um ihre allſeitige unbefangene Weitergeſtaltung möglich zu laſſen. Je tiefer endlich eine mannigfache Lebensbildung Gemüther und Charaktere ausgearbeitet hat, um ſo eigenthümlicher pflegt das Naturell der ſpäteren Generationen in individuelle Beſonderheiten aus einander zu gehen, deren Entwicklungsweiſe von dem allgemeinen Durchſchnitt oft auffällig abweicht. Zahlreiche Krankheiten endlich ändern Temperament und Stimmung gewaltſam ab; ebenſo zahlreiche andere Störungen, noch ehe ſie als offenbare Krankheit ausbrechen, kommen in Verſtimmungen des Gemeingefühls zu Tage,

die dem ſelbſt, der ſie erleidet, unerklärlich, unvermerkt der Summe ſeiner Gefühle und Anſichten andere Färbungen geben. Es würde von großem Intereſſe ſein, wenn es ausführbar wäre, den Urſachen dieſer Erſcheinungen nachzugehen. Aber es iſt ſchon unmöglich, in ihnen das zu ſondern, was auf geiſtigem Boden durch die unberechenbaren Irrgänge jeder individuellen Bildung entſteht und theilweis auf die körperliche Organiſation zurückwirkt, und das anderſeits, was, durch die organiſche Entwicklung und ihre Störungen bedingt, einen mitbeſtimmenden Einfluß auf die Formung des innern Lebens ausübt. Man ſchätzt zuweilen vielleicht den letzten Beitrag zu hoch, doch iſt er offenbar in bedeutender Größe vorhanden. Man ſieht mit der Verzögerung oder der Frühreife der körperlichen Entwicklung auch die Gemüthslagen ſpäter oder früher eintreten, die den Stadien dieſes Wachsthums entſprechen; und es iſt im Ganzen nichts natürlicher als die Annahme, daß das verſchwommene Gemeingefühl unſers Lebens zu verſchiedenen Zeiten verſchiedenes Colorit erhält, je nachdem dieſes oder jenes Organ oder Syſtem des Körpers, in raſcherer Ausbildung oder im Rückgang ſeiner Thätigkeit begriffen, durch die unzähligen, wiederholten, im Einzelnen unbeobachtbaren Erregungen, die von ihm ausgehen, ſich in jenem Gefühle mehr oder minder gelten macht. Aber während die Zeit vorüber iſt, bei dieſen Dingen der ſchwarzen und der gelben Galle zu gedenken, iſt die andere Zeit noch nicht gekommen, die uns genaue Beobachtungen der Größenwerthe verſchiedener Functionen zu verſchiedenen Zeiten und ſichere Kenntniſſe über deren Einfluß auf das geiſtige Leben zu Erklärungsgründen anböte.

Wie eng dauernde Zuſtände des Körpers mit dauernden Gemüthslagen zuſammenhängen mögen, zeigt uns die Beobachtung ihres vorübergehenden Wechſeleinfluſſes. Man hat nicht mit Unrecht geſagt, daß wir liegend anders denken als ſtehend; eine erzwungene zuſammengepreßte Körperſtellung dämpft unſern Muth; bequem und nachläſſig gelagert vermögen wir ſchwerlich andächtig zu ſein; aller Zorn beruhigt ſich durch die Ruhe des Körpers und man drückt nicht ohne Grund den Aufgeregten in einen Seſſel; die Hand, welche die

dagegen in uncultivirten Stämmen eine größere Beſtändigkeit dieſer Uebertragung nicht nur zu erwarten, ſondern die Erfahrung beſtätigt dieſe Erwartung. Man kann die nationalen Unterſchiede gebildeter Völker auf die übermächtige und das ganze Leben von ſeinem Anfang an durchdringende Einwirkung ihrer eigenthümlichen Bildungsverhältniſſe, die zu großem Theil von geographiſcher Lage und geſchichtlichem Zufall abhängig ſind, zurückzuſchieben verſuchen; aber man wird dadurch den allgemeinen Eindruck nicht aufheben, den uns die Beobachtung macht, und der für eine urſprüngliche oder doch wenigſtens jetzt jedem neu geborenen Leben, auch abgeſehen von ſeiner ſpätern Berührung mit der nationalen Bildungsſphäre, unausbleiblich mitgetheilte Stammcharakteriſtik ſpricht. Es würde nutzlos ſein, dieſe Erſcheinung erklären zu wollen, da noch ſo viele Meinungsverſchiedenheit der Beobachter über den Umfang herrſcht, in welchem ſie ſtattfindet. Wir können nicht endgiltig darüber entſcheiden wollen, ob alle Racen zu gleicher Bildungshöhe befähigt ſind, aber wir finden, daß auch die bevorzugteſten Nationen ſich an der Entwicklung der Humanität mit ungleichen Antheilen und in eigenthümlichen Formen betheiligen, und daß innerhalb deſſelben Volkes die Energie und Regſamkeit des geiſtigen Lebens den Einzelnen in ſehr verſchiedenen Maßen verliehen iſt; wir haben endlich allen Grund zu dem Glauben, daß die Verwilderung, in welcher wir die farbigen Menſchenracen antreffen, kein von ihrem Naturell durchaus unabtrennbarer Zuſtand iſt. Aus dieſen Betrachtungen entlehnen wir zunächſt die Meinung, daß alle urſprüngliche Verſchiedenheit der Begabung leugnen zu wollen, ein überflüſſiges Unternehmen iſt, denn ſie kehrt unerbittlich bei den Einzelnen doch wieder, wenn wir ſie von den großen Abtheilungen des menſchlichen Geſchlechts verneint haben; und ſie kann als eine angeborne Schranke den letzteren doch nicht ſchwerer zu tragen ſein, als jenen. Nur darauf würde es ankommen, ob allen Arten der Menſchen wenigſtens in ſo weit gleichartige Fähigkeiten zukommen, als ſie nöthig ſind, um alle zu dem Genuſſe der ſittlichen Güter der Humanität zu führen und ſie zu einer zuſammenhängenden Menſchheit zu vereinigen. Es iſt nicht

unſere Abſicht, dieſe Frage, die der Philoſophie der Geſchichte vorliegt, hier zu beantworten; aber eine Vorbereitung zur Antwort wird in der Ueberlegung der Art liegen, auf welche überhaupt durch die erziehende Einwirkung der Natur und der geſelligen Verhältniſſe das angeborne Naturell der Menſchen zur Erzeugung der weſentlichen Güter des Lebens angeregt wird.

## Drittes Kapitel.

### Die Sitten und Gebräuche.

Gewiſſen und ſittlicher Geſchmack. — Unzuverläſſigkeit des natürlichen Gemüthslebens. — Die Speiſen. — Menſchenfreſſerei. — Grauſamkeit und Blutdurſt. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturſucht. — Realismus der ſchönen Perſönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangsſitten. —

Als wir in dem menſchlichen Geiſte nach dem fruchtbaren Keime ſeiner ſittlichen Entwicklung ſuchten, glaubten wir nicht, in ihm eine ausführliche Offenbarung anzutreffen, die ihn unmittelbar befähigte, die Verhältniſſe des Lebens, ja ſelbſt ſein gewöhnlichſtes Benehmen mit den wahrhaften Geboten einer ſittlichen Ordnung in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Verbürgt doch ſelbſt in einem ausgebildeten Bewußtſein das lebhafte Durchdrungenſein von dem Werthe eines Ideals keineswegs zugleich das nöthige Feingefühl jener Urtheilskraft, welche die Beiſpiele wahrhafter Verwirklichung deſſelben von unechtem Scheine ſcheiden ſoll, oder die ſchöpferiſche Phantaſie, die das im Allgemeinen wohlerkannte Vorbild ohne Verzeichnung und Mißgriff unter den Bedingungen eines beſondern Falles der Anwendung zur Geltung zu bringen verſtände. Mancher von dem Höchſten tiefbewegte Geiſt, dem doch ſeine Zeit keine künſtleriſch vollendete Ausprägung ſeines Urbildes darbot, hat gemeint, es ſchon verwirklicht zu finden in Geſtaltungen, über deren Kümmerlichkeit eine ſpätere entwickeltere Zeit erſtaunt. Genöthigt, ſeine

zu ſchnellem Lauf oder unter bedeutender Laſt zu ſicherem Gange gebildet; die Muskeln ſcheinen zu ununterbrochener Spannung weniger geſchickt, wie groß auch ihre Leiſtung beim Wechſel von Ruhe und Thätigkeit ſein mag. Dieſe Umſtände mögen kaum verfehlen, ſich in dem Gemeingefühl gelten zu machen, in welchem immer das Innewerden der Bequemlichkeit, Elaſticität und eigenthümlichen Sicherheit unſerer Lage, Stellung und Bewegung einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil bildet. Daß der männliche Körper eine Ovale mit größtem Querdurchmeſſer in den Schultern, der weibliche dieſelbe Ovale mit größter Breite in den Hüften bilde, würde an ſich gleichgiltig ſein; aber in der That mag dem Lebensgefühl des Mannes ſein Oberkörper wie eine Laſt erſcheinen, deren Uebergewicht durch ſchnellkräftige Stützen nach außen hin, allem Widerſtand entgegen bewegt zu werden drängt, während das Weib mit einer Empfindung größeres Gebundenſeins natürlicher ſeinen Wirkungskreis in der Nähe findet und von dem Fernen erwartet, daß es zu ihm komme. Dieſe geringere Größe der Kraft wird durch ein höheres Maß der Anbequemungsfähigkeit an die verſchiedenſten Umſtände ausgeglichen. Die leiblichen Bedürfniſſe der Frauen ſind weit geringer als die der Männer, ſie eſſen und trinken weniger; ſie athmen weniger und widerſtehen der Erſtickung, wie man behauptet, beſſer; alle Mühſeligkeiten, wenigſtens die, welche allmählig anwachſen und fortdauern, alle Entbehrungen ertragen ſie theils leichter als die Männer, theils wenigſtens weit glücklicher, als im Verhältniß zu ihrer körperlichen Kraft erwartet würde. Sie überſtehen bedeutende Blutverluſte und dauernde Schmerzen beſſer; ſelbſt die größere Reizbarkeit ihres Nervenſyſtems, durch die viele unbedeutende Störungen ausgedehnte Nachwirkungen erwecken, ſcheint ebenſo ſehr die ſchnelle und gefahrloſe Zerſtreuung der erfahrenen Erſchütterungen zu begünſtigen. So erreichen ſie ſelbſt unter ungünſtigen Umſtänden häufig ein hohes Alter, obgleich die Beiſpiele höchſter bis tief in das zweite Jahrhundert reichenden Lebensdauer faſt ausſchließlich auf Männer treffen. Allen ſehr heftigen Sinnesreizen von Natur abgeneigt, haben ſie doch gegen unangenehme Eindrücke weit mehr

äſthetiſchen Widerwillen, wo der Mann ſeinen phyſiſchen Ekel mühſam bezwingt; ſind doch alle Operationen zur Herſtellung der Reinlichkeit an ſich unreinlich. Dieſelbe Anbequemungsfähigkeit zeigt ſich in den verſchiedenen Lagen des Lebens. Es iſt eine alte richtige Bemerkung, daß Frauen ſich weit leichter in neue Lebenszuſtände, ungewohnten Rang und veränderte Glücksgüter ſchicken, während der Mann die Spuren ſeiner Jugenderziehung kaum verwiſchen kann. Auch die erworbenen Gewöhnungen haften feſter bei ihm, und die Unterbrechung der hergebrachten Ordnung, der Mangel auf die Stunde beſtimmter Leiſtungen und Bedürfniſſe verurſacht ſeinem allgemeinen Behagen eine bemerklichere Störung. Mit dieſen Zügen verbindet ſich von ſelbſt das Gemiſch ſanguiniſcher Lebhaftigkeit und ſentimentaler Warmherzigkeit, das wir an Frauen entweder finden, oder deſſen Mangel wir als eine Unvollkommenheit der Einzelnen beklagen. Die Unterſchiede der erworbenen Bildung verdecken Vieles; doch einen neugierigen Zug zur Unterhaltung um der Unterhaltung willen und irgend eine Spur des Wohlgefallens an ſchönen und harmoniſchen Verhältniſſen werden wir kaum an den entgegengeſetzten Extremen dieſer weiblichen Bildung vermiſſen.

Aber es iſt eine kaum beantwortbare Frage, wie das höhere geiſtige Leben beider Geſchlechter durch dieſe natürlichen Züge, oder durch welche anderen überhaupt es charakteriſtiſch entgegengeſetzt wird. Die unzähligen theils geiſtreichen, theils zugleich wahren Bemerkungen, welche dieſe Frage zu Tage gefördert hat, hatten ſelten ein Intereſſe daran, zu ſcheiden, was als urſprüngliches Naturell, und was als ein ſehr mittelbares Ergebniß der Lebensverhältniſſe und der Bildungskreiſe anzuſehen iſt, die auf beide Geſchlechter ſehr verſchieden, obgleich freilich ſelbſt ſchon in Uebereinſtimmung mit ihren natürlichen Anlagen, eingewirkt haben. So oft man verſucht, die Fülle dieſer einzelnen Eigenthümlichkeiten, die nur die Lebenserfahrung kennen lehren und nur die Poeſie durch plaſtiſche Nachſchaffung darſtellen kann, auf einfache begriffliche Ausdrücke zurückzubringen, wird man immer darauf verzichten müſſen, mehr als einen äußerſt farbloſen Umriß deſſen zu geben, was in ſeiner uner-

meßlichen Farbenfülle unſerer lebendigen concreten Weltbetrachtung endloſe Beſchäftigung gewährt.

Ich glaube nicht, daß die intellectuellen Fähigkeiten der Geſchlechter ſich anders als durch die Eigenthümlichkeit der Gefühlsintereſſen unterſcheiden, welche ihnen ihre Richtung vorzeichnen. Es dürfte kaum etwas geben, was ein weiblicher Verſtand nicht einſehen könnte, aber ſehr Vieles, wofür die Frauen ſich nie intereſſiren lernen. Sagt man nun häufig, daß des Mannes Erkenntniß das Allgemeine, die des Weibes das Einzelne ſuche, ſo wird man in zahlreichen Fällen gerade die Individualiſirungskraft der Frauen geringer und ihr inſtinctives Feingefühl für das Allgemeine größer finden; ohnehin würde jene Vertheilung des Erkenntnißgeſchäftes nicht zu den egoiſtiſchen Beſtrebungen, die man dem männlichen Willen, und zu der Unterordnung unter das Allgemeine ſtimmen, die man der weiblichen Selbſtbeſchränkung zuweiſt. Man würde vielleicht richtiger meinen, daß Erkenntniß und Wille des Mannes auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet ſind. Es iſt männliche Philoſophie, die ſchönen, einzelnen Erſcheinungen zu zergliedern und zu ergründen, aus welcher Durchkreuzung allgemeiner Bedingungen jede, ein ſo vorbedachtes Lieblingserzeugniß der Wirklichkeit ſie auch zu ſein ſchien, doch nur mit unvermeidlicher unparteiiſcher Nothwendigkeit hervorgegangen iſt; es iſt weibliche Art, die Analyſe zu haſſen und das entſtandene Ganze, ſo wie es abgeſchloſſen daſteht, in ſeinem unmittelbaren Werthe und ſeiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. Männliche Erfindungen ſind alle Mechanismen, männlich die Freude, durch allgemeine Kräfte nach allgemeinen Geſetzen Wirkungen mittelbar zu erzeugen; weiblich iſt das eigne Handanlegen, das Verlangen, die thätige Wärme des Gefühls in ihrem unmittelbaren Uebergang in die Leiſtung noch fortzuempfinden. Ein männlicher Gedanke iſt die tiefe Ueberzeugung, daß alles Größte und Schönſte der Welt ſeine mechaniſchen Bedingungen hat, und daß kein verfrühter, dieſem ſtarren Verwirklichungshergang vorweggenommener Erfolg Beſtand und Sicherheit hat; aus dieſem Gedanken floß alle große organiſatoriſche Ordnung des

Lebens; ſie beruht überall auf dem Princip der Gerechtigkeit, d. h. auf dem Glauben, daß zuerſt den allgemeinen überall giltigen Bedingungen der Wahrheit Genüge geleiſtet werden muß, ehe von dem Erfolg die Rede ſein darf, der im einzelnen Falle wünſchenswerth iſt. Des Weibes richtiger und zum Glück des Lebens nicht minder nothwendiger Glaube iſt es, daß kein Allgemeines, keine Form jemals einen ſelbſtändigen, unbedingten Werth habe, ſondern nur das Lebendige, zu deſſen Begründung beide führen mögen; aus dieſem Glauben fließt alle Verſöhnung und Schönheit des Lebens, denn ſie beruht überall auf dem Grundſatze der Billigkeit, nach dem wir die Verpflichtung fühlen, die Härten der Gerechtigkeit durch freie Liebe und Güte zu mildern, nur daß oft mit Unrecht dieſer Wille der Güte voreilig auch die Formen des Rechtes brechen möchte, die ſeiner Abſicht hinderlich ſind. Alle männlichen Beſtrebungen beruhen auf der tiefen Verehrung des Allgemeinen; ſelbſt ſein Stolz und ſeine Ehrſucht iſt nicht befriedigt durch grundloſe Gewährung, ſondern ſein Anſpruch beruht auf dem Betrage allgemein anzuerkennender Vorzüge, die er in ſich zu vereinigen glaubt; er fühlt ſich durchweg mehr als ein eigenthümliches Beiſpiel des Allgemeinen, und verlangt mit Anderen nach einem gemeinſamen Maße gemeſſen zu werden. Die Neigung des weiblichen Gemüthes iſt eben ſo andächtig dem Ganzen gewidmet; ſo wenig die Schönheit einer Blume nach gemeinſchaftlichem Maße mit der einer andern zu vergleichen iſt, ſo wenig wünſcht das Weib als ein Beiſpiel neben andern zu gelten; und wo der Mann gern im Dienſte des Allgemeinen in die Menge Gleichgeſinnter eintritt und in ihr untergeht, will das Weib als ſchönes, geſchloſſenes Ganzes, nur aus ſich ſelbſt verſtändlich, nur um der unvergleichlichen Eigenthümlichkeit ſeines individuellen Weſens willen geſucht und geliebt ſein. Denn allerdings Liebe eigentlich, und nicht vorzugsweis Achtung, iſt das Gefühl, das man einem ſolchen Ganzen widmen kann; Achtung vorzugsweis, und nicht Liebe, verlangt der Mann für ſeine Eigenſchaften, deren Werth er nach einem allgemeinen Maßſtab zu meſſen nicht blos zuläßt, ſondern fordert. Niemand wird natürlich dieſen Gegenſatz ſo mißver-

ſtehen, als hätte das weibliche Gemüth, wirklich ganz nur wie der unzerſetzbare Duft einer Blüthe, keinen Anſpruch auf das Gefühl der Achtung, das wir im Gegentheil den auch in ihm hervortretenden einzelnen und vergleichbaren Tugenden in ſo hohem Maße zu zollen haben.

Man muß ſich im Leben umſehen, um in tauſend Zügen die Belege dieſer allgemeinen Verſchiedenheit zu finden. Die geſchäftlichen Verabredungen der Männer ſind kurz, die der Frauen wortreich und ſelten ohne vielfache Wiederholung; ſie haben offenbar wenig Zutrauen zu der Feſtigkeit eines gegebenen Wortes, das nur auf der allgemeinen Verpflichtung zu Treu und Glauben beruht und nicht noch außerdem durch tauſend kleine Hilfsmittel verſtärkt wird, die aus dem Ganzen des vorliegenden Falles fließen. Männer legen weniger Werth auf harmoniſche räumliche Anordnung ihrer Umgebung, außer ſo weit ſie zugleich die augenblickliche und ſchlagfertige Verwendbarkeit aller Mittel ſichert; aber ſie ſchätzen zeitliche Pünktlichkeit, die in weit höherem Grade eine mechaniſche Bedingung alles Gelingens iſt; die Frauen ſtellen mit glücklich improviſirender Phantaſie eine Fülle von Gegenſtänden zu einem freundlichen Ganzen ohne ſtrengen Styl zuſammen, aber mit der Zeit, deren Eintheilung kein ſichtbares Bild liefert, gehen ſie ungenauer um. Wo Männer und Frauen von Beachtung der Formen ſprechen, pflegen ſie meiſt ſehr Verſchiedenes zu verſtehen; dem weiblichen Gemüthe liegt die Sorge nahe, die herauskommende ſichtbare Endgeſtalt irgend eines Wirkens zu einem anmuthigen und widerſpruchsloſen Bilde zu runden; darin liegt ihre Kunſt, zu wiſſen was ſich ziemt, und eben darin zugleich das, was das Urtheil des Mannes öfter mißbilligt; denn die Formen, die er beachtet wiſſen will, ſind allgemeine Regeln geſetzlichen Verfahrens, die ſelbſt um den Preis einzelner herauskommenden Diſſonanzen durchgeſetzt werden müſſen. Die bekannte unjuriſtiſche Natur der Frauen hängt eng hiermit zuſammen. Sie liegt nicht in der Unfähigkeit, individuelle Anſprüche aufzuopfern, denn Niemand würde die Frauen an Freudigkeit zu ſolchen Opfern übertreffen, ſobald ſie das fremde Gut vor Augen

ſehen, zu deſſen Gunſten ſie dieſelben bringen ſollen. Aber ſie fühlen ſich verletzt, weil die Geſetze ſehr oft das Ganze eines vorliegenden Verhältniſſes nicht als Ganzes auffaſſen, ſondern es um einzelner Züge willen, deren Herausgreifen dem weiblichen Verſtande willkührlich ſcheint, irgend einer allgemeinen Beſtimmung unterwerfen, die ihrerſeits nicht minder willkührlich ſcheint, weil in ihr, als einer allgemeinen Formel des Verfahrens, nicht unmittelbar das ſchließliche Gut zum Vorſchein kommt, zu deſſen Sicherung ſie dient. Dinge zu unternehmen, deren Ende nicht abzuſehen iſt, widerſtrebt dem Manne nicht, ſobald es ſich um die Durchführung eines allgemeinen Princips handelt; Frauen bedürfen der anſchaulichen Ausmalung des künftigen Erfolges; ſie wollen die endliche Geſtalt des Ganzen voraus ahnen, zu dem ſich am Ende die Unruhe des Wirkens verdichten wird. Man kann nicht leugnen, daß in dieſer Neigung, in dem liebenswürdigen Glauben, es laſſe ſich eben für alle Verwicklungen eine Löſung, für allen Streit eine Schlichtung, für alle zerſtreuten Anfänge eine abrundende Sammlung finden, neben der günſtigen auch eine ſchädliche Einwirkung liegt, welche der weibliche Einfluß auf die Erziehung des männlichen Geiſtes ausübt. Von den Müttern hauptſächlich kommt die zurückhaltende Ueberlegung des möglichen Ausganges der Handlungen in Augenblicken, wo es ſich zunächſt nach der unvermeidlichen Pflicht fragt. Das Eigenthum hält der Mann am häufigſten für das, was es wirklich iſt, für eine Summe verwendbarer und theilbarer Mittel, und ſeine Freigebigkeit achtet kein angebliches Zuſammengehören derſelben; die Verſchwendung der Frauen beſteht meiſtens in Anſchaffungen, für welche ſie die Ausgabe der Entgeltmittel nicht ſelbſt übernehmen. Das einmal erworbene und in ihren Händen befindliche Eigenthum erſcheint ihnen dagegen leicht als ein unantaſtbarer Beſtand, deſſen Theile, weil ſie ein Ganzes bilden, von einander zu reißen unrecht wäre. Es iſt nicht eigentlich Unmittheilſamkeit, was ihrer Wirthlichkeit den Verdacht einer Hinneigung zum Geize zuzieht, ſondern zum Theil gewiß dieſe Ehrfurcht vor der innern Zuſammengehörigkeit der Dinge, die ebenſo gut in der Scheu vor der Zerſplitterung

eines mit dem ganzen Leben verwachsenen Besitzes, eines theuren Andenkens, als in der mystischen Achtung vor dem vollen Dutzend sich ausspricht. Ich möchte endlich die Behauptung wagen, daß für das weibliche Gemüth die Wahrheit überhaupt einen andern Sinn hat, als für den männlichen Geist. Den Frauen ist alles Das wahr, was durch die vernünftige Bedeutung gerechtfertigt wird, mit der es sich in das Ganze der übrigen Welt und ihrer Verhältnisse einfügt; es kommt weniger darauf an, ob es zugleich reell ist. Sie neigen deshalb zwar nicht zur Lüge, aber zum Schein, und es liegt ihnen nicht daran, ob irgend etwas, was in einer bestimmten ihnen werth gewordenen Beziehung den verlangten Dienst des Scheines thut, auch in andere Beziehungen verfolgt, sich als ein solches ausweisen würde, dem mit Recht so zu scheinen gebührt. Selbst etwas scheinen zu wollen, ohne es zu sein, ist allerdings ein gemeinsames menschliches Gebrechen; aber von dem wenigstens, was er besitzt, pflegt der Mann Solidität und Echtheit zu verlangen; Frauen dagegen haben eine sehr ausgedehnte Vorliebe für Surrogate. Mit diesen Neigungen sind sie wissenschaftlichen Bestrebungen nicht zugänglich, und ihre Gedanken haben einen künstlerischen, anschauenden Gang. So wie der Dichter nicht durch Analyse und Berechnung Charaktere schafft, sondern deren Wahrheit daran prüft, daß er selbst ohne das Gefühl künstlicher Selbstverdrehung ihre ganze Weise in seinem eignen Gemüth nachzuerleben vermag, so liebt die weibliche Phantasie sich unmittelbar in die Dinge hinein zu versetzen, und sobald sie eine Vorstellung davon erreicht, wie dem, was da ist, sich bewegt und entwickelt, in seinem Sein, seiner Bewegung und Entwicklung wohl zu Muth sein möge, glaubt sie ein volles Verständniß zu besitzen. Daß eben die Möglichkeit, wie dies Alles so sein und geschehen könne, selbst noch ein wissenschaftliches Räthsel einschließt, ist den Frauen schwer begreiflich zu machen. Man bemerkt leicht, wie große Güter des Lebens, wie die Sicherheit des religiösen Glaubens und der Friede des sittlichen Gefühles hiermit zusammenhängen; aber auch in kleinen und unscheinbaren Zügen findet man dies Uebergewicht des lebendigen Tactes über die wissenschaftliche Zergliederung.

Tauſende von zierlichen techniſchen Handgriffen wenden die Frauen bei ihren täglichen Arbeiten an; aber was ſie geſchickt ausführen, wiſſen ſie kaum zu beſchreiben, ſie können es nur zeigen. Die analyſirende Reflexion auf ihre Bewegungen liegt ihnen ſo wenig nahe, daß man ohne Gefahr großes Irrthumes behaupten kann, Worte wie rechts, links, quer, „überwendlich" bedeuten in der Sprache der Frauen gar keine mathematiſchen Relationen, ſondern gewiſſe eigenthümliche Gefühle, die man hat, wenn man in Arbeiten dieſen Beziehungen folgt.

Aber ich komme doch in die Gefahr, Unerſchöpfliches erſchöpfen zu wollen; ich muß ſie um ſo mehr vermeiden, als die Betrachtung der concreten Lebensverhältniſſe uns überall auf den Antheil zurückführen wird, den beide Geſchlechter an ihrer Geſtaltung und ihrem Genuſſe nehmen. Die kurze Erwähnung der Schranken, die jedem von ihnen ſeine eigenthümliche Anlage ſetzt, kann uns indeſſen in einer Vorüberlegung der abweichenden Entwicklungen leiten, die wir aus dem nationalen Naturell der verſchiedenen Stämme und Racen entſpringen ſehen. Selbſt innerhalb eines und deſſelben Volkes finden wir neben den körperlichen auch geiſtige Eigenthümlichkeiten, die nicht dem allgemeinen Stammcharakter angehören, oft mit großer Beſtändigkeit durch mehrere Generationen fortgepflanzt; am häufigſten die Talente für Künſte, die ſich in anſchaulichen Combinationen vieler Elemente bewegen. Die Beiſpiele der Vererbung mathematiſcher, muſikaliſcher, maleriſcher und techniſcher Anlagen ſind nicht ſelten, und ihnen ſchließen ſich zunächſt die Uebertragungen der gleichen Temperamente an, in denen wir ebenfalls allgemeine formelle Eigenthümlichkeiten des innern Lebens erkannten. Mit Ueberraſchung ſehen die Aeltern häufig dieſelben Fehler, dieſelben kleinen Gewohnheiten, deren ſie ſich ſelber bewußt ſind, in den Kindern ſich wiederholen; und wenn allerdings in dem civiliſirten Leben, das ſo verſchiedenartig ausgebildete Charaktere zu neuen Familien vereinigt, die Beiſpiele des Gegentheils eben ſo häufig ſind, oder wenn wir wenigſtens das Naturell des Kindes oft auf keine Miſchung der älterlichen Anlagen zurückzuführen vermögen, ſo iſt

dagegen in uncultivirten Stämmen eine größere Beständigkeit dieser Uebertragung nicht nur zu erwarten, sondern die Erfahrung bestätigt diese Erwartung. Man kann die nationalen Unterschiede gebildeter Völker auf die übermächtige und das ganze Leben von seinem Anfang an durchdringende Einwirkung ihrer eigenthümlichen Bildungsverhältnisse, die zu großem Theil von geographischer Lage und geschichtlichem Zufall abhängig sind, zurückzuschieben versuchen; aber man wird dadurch den allgemeinen Eindruck nicht aufheben, den uns die Beobachtung macht, und der für eine ursprüngliche oder doch wenigstens jetzt jedem neu geborenen Leben, auch abgesehen von seiner spätern Berührung mit der nationalen Bildungssphäre, unausbleiblich mitgetheilte Stammcharakteristik spricht. Es würde nutzlos sein, diese Erscheinung erklären zu wollen, da noch so viele Meinungsverschiedenheit der Beobachter über den Umfang herrscht, in welchem sie stattfindet. Wir können nicht endgiltig darüber entscheiden wollen, ob alle Racen zu gleicher Bildungshöhe befähigt sind, aber wir finden, daß auch die bevorzugtesten Nationen sich an der Entwicklung der Humanität mit ungleichen Antheilen und in eigenthümlichen Formen betheiligen, und daß innerhalb desselben Volkes die Energie und Regsamkeit des geistigen Lebens den Einzelnen in sehr verschiedenen Maßen verliehen ist; wir haben endlich allen Grund zu dem Glauben, daß die Verwilderung, in welcher wir die farbigen Menschenracen antreffen, kein von ihrem Naturell durchaus unabtrennbarer Zustand ist. Aus diesen Betrachtungen entlehnen wir zunächst die Meinung, daß alle ursprüngliche Verschiedenheit der Begabung leugnen zu wollen, ein überflüssiges Unternehmen ist, denn sie kehrt unerbittlich bei den Einzelnen doch wieder, wenn wir sie von den großen Abtheilungen des menschlichen Geschlechts verneint haben; und sie kann als eine angeborne Schranke den letzteren doch nicht schwerer zu tragen sein, als jenen. Nur darauf würde es ankommen, ob allen Arten der Menschen wenigstens in so weit gleichartige Fähigkeiten zukommen, als sie nöthig sind, um alle zu dem Genusse der sittlichen Güter der Humanität zu führen und sie zu einer zusammenhängenden Menschheit zu vereinigen. Es ist nicht

unſere Abſicht, dieſe Frage, die der Philoſophie der Geſchichte vorliegt, hier zu beantworten; aber eine Vorbereitung zur Antwort wird in der Ueberlegung der Art liegen, auf welche überhaupt durch die erziehende Einwirkung der Natur und der geſelligen Verhältniſſe das angeborne Naturell der Menſchen zur Erzeugung der weſentlichen Güter des Lebens angeregt wird.

## Drittes Kapitel.

### Die Sitten und Gebräuche.

Gewiſſen und ſittlicher Geſchmack. — Unzuverläſſigkeit des natürlichen Gemüthslebens. — Die Speiſen. — Menſchenfreſſerei. — Grauſamkeit und Blutdurſt. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturſucht. — Realismus der ſchönen Perſönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangsſitten. —

Als wir in dem menſchlichen Geiſte nach dem fruchtbaren Keime ſeiner ſittlichen Entwicklung ſuchten, glaubten wir nicht, in ihm eine ausführliche Offenbarung anzutreffen, die ihn unmittelbar befähigte, die Verhältniſſe des Lebens, ja ſelbſt ſein gewöhnlichſtes Benehmen mit den wahrhaften Geboten einer ſittlichen Ordnung in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Verbürgt doch ſelbſt in einem ausgebildeten Bewußtſein das lebhafte Durchdrungenſein von dem Werthe eines Ideals keineswegs zugleich das nöthige Feingefühl jener Urtheilskraft, welche die Beiſpiele wahrhafter Verwirklichung deſſelben von unechtem Scheine ſcheiden ſoll, oder die ſchöpferiſche Phantaſie, die das im Allgemeinen wohlerkannte Vorbild ohne Verzeichnung und Mißgriff unter den Bedingungen eines beſondern Falles der Anwendung zur Geltung zu bringen verſtände. Mancher von dem Höchſten tiefbewegte Geiſt, dem doch ſeine Zeit keine künſtleriſch vollendete Ausprägung ſeines Urbildes darbot, hat gemeint, es ſchon verwirklicht zu finden in Geſtaltungen, über deren Kümmerlichkeit eine ſpätere entwickeltere Zeit erſtaunt. Genöthigt, ſeine

Sehnſucht an dem zu ſtillen, was es beſitzt, überſchätzt das Gemüth leicht die dürftigen Linien, auf deren Magerkeit es die Wärme ſeines Gefühls überträgt, und dadurch gewöhnt, den Willen für die That zu nehmen, wird es unempfänglich, ängſtlich und widerſpenſtig der reicheren Schönheit gegenüber, die nun wirklich die That iſt, und die, falls ſie ihm nur verſtändlich wäre, ſeine Bedürfniſſe weit wirkſamer befriedigen würde. Es verhält ſich ſehr ähnlich mit der moraliſchen Entwicklung. Wohl dürfen wir dem menſchlichen Geiſte als einen urſprünglichen Beſitz allgemeine Vorſtellungen von einem Rechte zueignen, das da ſein ſoll; aber der ſittliche Takt, der uns befähigt, in jedem einzelnen Falle die beſtimmte Form zu finden, in der dieſes Recht verwirklicht ſein will, iſt entſchieden ein Erzeugniß der fortſchreitenden Bildung und wird keineswegs vollſtändig und hinreichend, ſondern nur äußerſt unvollkommen und fragmentariſch durch einzelne glückliche Züge des angeborenen Naturells erſetzt.

Man wird dies ſelbſtverſtändlich finden in Bezug auf alle jene größeren menſchlichen Ordnungen, welche, wie der Staat und die bürgerliche Geſellſchaft, ihren künſtlichen Aufbau auf die nur im Leben ſelbſt zu erwerbende und nur allmählig zu vervollkommnende Kenntniß der tauſendfältigen Beziehungen ſtützen müſſen, durch welche die Glieder einer Gemeinſchaft unter einander und mit den gemeinſamen äußern Lebensbedingungen verbunden ſind. Aber da, wo noch ohne Rückſicht auf ſo vielverwickelte Verhältniſſe der Menſch dem Menſchen, oder allein mit ſich der äußern Natur gegenüberſteht, da ſollte man ſein Benehmen unzweideutiger durch die angeborene Stimme des Gewiſſens geleitet vermuthen, die ihm nicht nur die innere moraliſche Geſinnung, ſondern auch entſprechende Sitten und Gebräuche als natürlichen Ausdruck derſelben vorſchreiben werde. Die Vergleichung menſchlicher Lebensweiſen lehrt jedoch auch hiervon das Gegentheil. Was dem Menſchen zu thun und zu laſſen zieme, wie ihm wohlanſtehe, ſeine Umgebungen und ſein geſelliges Wechſelwirken einzurichten, was er zu achten und zu ſcheuen habe, und was ihm gegenüber in der That rechtlos und ohne eigne Geltung ſei, wie er endlich alle Beſtandtheile ſeiner Ein-

richtungen und alle Einzelheiten ſeines Thuns zu einem harmoniſchen Lebensganzen verſchmelzen müſſe: das lernen wir erſt in einem langen Bildungslaufe und lernen es nie ganz aus. Die Naturgüte des menſchlichen Geſchlechtes dagegen iſt weit entfernt, aus dem Stegreif zu dieſer moraliſchen Entwicklung zu führen. Wohl mag manche unbefangene Sitte noch naturwüchſiger Völker zu ihren Gunſten von den Verbildungen unſerer Civiliſation abſtechen, wohl mag das naive Hervortreten einzelner ſchönen Seiten ihres Naturells uns reizend anmuthen: neben dieſen einzelnen Lichtern pflegt doch um ſo tieferer Schatten zu liegen, und der allgemeine Charakter dieſes naturaliſtiſchen Lebens und jedes Naturvolkes iſt die Unſtetigkeit, die Zuſammenhangsloſigkeit und die unberechenbare Inconſequenz, mit welcher neben den liebenswürdigen Aeußerungen einzelner ſittlichen Gefühle die unerwartetſten Verkehrtheiten und unmenſchliche Frevel gleich üppig aufwuchern. Uns imponiren an den Naturzuſtänden der Menſchheit einige Vorzüge, welche die Civiliſation allerdings meiſtens, obwohl nirgends ganz unvermeidlich für höhere Zwecke aufgeopfert hat, und wir ſehnen uns in die Einfachheit jenes Lebens zurück, indem wir vergeſſen, daß doch nur die Bildung es iſt, die unſere Empfänglichkeit für dies Leben als für einen anmuthigen Contraſt zu unſeren Mißſtänden ſchärft, und daß in jener Anmuth des Daſeins zugleich eine Armuth liegt, die eine große Menge der höchſten Güter weder kennt, noch erzeugen kann. Es liegt in dieſen Gefühlen das weitverbreitete Mißverſtändniß, das uns ſo oft aus der Verwicklung großer und nicht völlig gelingender Unternehmungen, anſtatt dennoch vorwärts zu treiben, lieber rückwärts zieht, um uns an dem reinlichen Gelingen unbedeutenderer Werke zu erbauen. Eine kleine Herde zu zählen iſt leicht; und wer es vermeidet, ſich auf das hohe Meer zu begeben und den tauſend widerſtreitenden Anforderungen eines geiſtig durch und durch bewegten civiliſirten Lebens gerecht zu werden, der kann leicht ein Idyll aufführen, auf dem einen Moment lang das Auge mit Wohlgefallen ruht, um ſich bald gelangweilt von ihm abzuwenden. Glückliches Klima, ererbte Vortrefflichkeit der körperlichen Organiſation und

Mangel ernſter Arbeit entwickeln bei Menſchen, ebenſo wie es den Thieren geſchieht, ohne jedes tiefere Seelenleben alle Schönheit und Gelenkigkeit der Geſtalt und die natürliche Grazie des Benehmens; Wohlwollen und Gutmüthigkeit, die wir gern zu den angeborenen Neigungen des Menſchen rechnen, mögen leicht, wo einfache Verhältniſſe keine Veranlaſſung zu dauernden und tiefwurzelnden Zerwürfniſſen geben, das Daſein erheitern und durch manchen Zug geſelligen Zartgefühls verſchönern; aber an die Ueberſicht des ganzen menſchlichen Lebens nicht gewöhnt, ſeiner Bedeutung unkundig und der Ziele, die ihm geſteckt ſind, findet dieſe Natürlichkeit des Gemüthes noch zu viele leere Stellen in unſerer Exiſtenz, zu viele Punkte, über die gar nichts ſittlich beſtimmt zu ſein, zu viele Verhältniſſe, die ganz gleichgiltig ſo und auch anders beſtimmbar ſcheinen, und die dann nach dem zufälligen Anſtoß, den Temperament und äußere Gelegenheit geben, oft im ſchreiendſten Widerſpruch mit jenen vielverheißenden ſchönen Einzelheiten zu völliger Unmenſchlichkeit und Barbarei verbildet werden.

Dieſe ſittliche Unzuverläſſigkeit iſt keineswegs allein den Naturzuſtänden uncivilisirter Völker eigenthümlich. Auch in der Mitte unſerer Cultur wird nicht nur viele böſe Geſinnung durch den beſtändigen allſeitigen Druck niedergehalten, den die Autorität der einmal anerkannten öffentlichen Inſtitutionen ausübt, ſondern auch die Beſchränktheit der ſittlichen Einſicht, der Mangel an zartfühlendem Verſtändniß für alle die Verzweigungen, mit welchen das ſittliche Ideal jedes einfachſte Lebensverhältniß zu durchdringen beſtimmt iſt, dieſe ganze Barbarei des ſubjectiven Naturells noch ohne Bosheit der Geſinnung würde auch unter uns in jedem Augenblicke verwirrend hervorbrechen können, wenn nicht die Ueberlieferung der Jahrhunderte in Wiſſenſchaft, Kunſt, Rechtsbildung und Religion große objective geiſtige Gewalten bewahrt und gereift hätte. Sie ſind es, welche den edleren Gemüthern den Zuſammenhang aller heiligen Güter der Humanität, den der Einzelne aus eigner Kraft nicht finden würde, erkennen helfen, während ſie die unedlen Herzen als eine Sammlung unverſtandener, aber einmal in Kraft befind-

licher Satzungen in Schranken halten. Und endlich, dieſes ganze weitläufige Gebäude menſchlicher Geſittung iſt zu keiner Zeit vollendet noch in allen ſeinen Theilen gleichmäßig ausgebaut. Es gibt überall noch Gegenden des Lebens, die einer durchdringenden ſittlichen Cultur fähig ſein möchten, und die doch auch uns noch als freie und geſetzloſe, dem individuellen Belieben des ſubjectiven Temperaments anheimgegebene erſcheinen; es gibt andere Punkte, in denen ſich Gewohnheiten, die in der That gleichgiltig ſind, mit dem Anſcheine ſchlechthin unüberſchreitbarer Gebote, manchem Fortſchritt zum Nachtheil, feſtgeſetzt haben; es fehlt endlich dem Ganzen unſerer Sitte, und dieſen Mangel wird ſie nie völlig überwinden, noch auch überwinden ſollen, an einer unzweideutigen theoretiſchen Einſicht in die Gründe der verpflichtenden Geltung ihrer Forderungen, einer Einſicht, welche im Stande wäre, den Glauben an die Würde der ſittlichen Inſtitutionen jedem Wechſel der Stimmung und dadurch dem Skepticismus zu entziehen, welchen in uns die Leidenſchaften und große Störungen unſerer Lebensſchickſale nur zu leicht erwecken. Wenn wir behaupten, daß dieſer Mangel nicht völlig überwunden werden ſoll, ſo meinen wir damit nur dies, daß es nicht im Intereſſe der ſittlichen Bildung ſein würde, wenn die verpflichtende Wahrheit jedes einzelnen ſittlichen Gebotes und der unlösbare Zuſammenhang aller dem Verſtande des Einzelnen mit der theoretiſchen Sicherheit eines Rechenexempels vorläge, und wenn nicht eben die lebendige gläubige That und Anſtrengung des einzelnen Herzens dazu gehörte, ſich durch den Kampf des Lebens dieſe Klarheit der umfaſſenden ſittlichen Anſchauung zu erobern. Wie überall die offen gelaſſene Möglichkeit des Böſen eine Bedingung für die werthvolle Verwirklichung des Guten iſt, ſo läßt auch dieſe Eigenthümlichkeit der Geſittung dem Rückfall ſowohl als dem urſprünglichen Abweg in Barbarei offene Wege. Die Würde irgend einer ſittlichen Gewohnheit oder Einrichtung iſt ſehr ſelten überzeugend nachzuweiſen, ſobald man ſie iſolirt und nicht in ihrem Zuſammenhang mit der ganzen durchgeiſtigten Bedeutung des menſchlichen Lebens betrachtet; mit tauſend Wurzeln in dieſes Ganze verflochten, pflegt ſie eines kurzen

ſyllogiſtiſchen Beweiſes, der nicht endlos ſeine eigenen Vorausſetzungen wieder zu beweiſen nöthig hätte, meiſtens ganz unfähig zu ſein. Und eben deswegen iſt jedes ſittliche Gebot nicht nur der zerſtörenden Sophiſtik blosgeſtellt, die Alles, was unſerem gebildeten Gefühle als Greuel erſcheint, durch Losreißung von ſeinen Beziehungen zu dem Ganzen unſers Lebens in lauter harmloſen Thatbeſtand zu verwandeln weiß, ſondern es begreift ſich auch, wie wenig die ungebildete Reflexion eines ſo genannten Naturzuſtandes der Menſchheit es vermeiden kann, neben dem Guten, wozu ein glückliches Temperament anleitet, auch Verkehrtes und Barbariſches mit zu entwickeln.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, ſich einiger Beiſpiele des erwachenden ſittlichen Geſchmackes zu erinnern, mit welchem der Menſch ſich allmählig dem unmittelbaren Naturinſtinct zu entwinden ſucht, ſowie der Fehltritte, denen ſeine Reflexion dabei ausgeſetzt iſt. Beginnen wir von den leiblichen Bedürfniſſen, die zuerſt zum Handeln und zum Erfinden einfacher Gebräuche auffordern, ſo bemerken wir, daß gegen den Genuß von Pflanzenſpeiſen nie ein Volk ein ſittliches Bedenken gehegt hat. Der vegetabiliſche Lebensprozeß iſt dem unſeren ſo unähnlich, daß die reifenden Früchte ganz ausdrücklich als benutzbare an ſich rechtloſe Mittel erſchienen, gleichweit von der unbrauchbaren Härte der unorganiſchen Stoffe wie von der thieriſchen Lebendigkeit entfernt, die unſer Verlangen durch ein natürliches Grauen einſchüchtert. Der fromme Einſiedler, der ſich von Wurzeln und Früchten und höchſtens von dem Honig nährt, den die thieriſche Regſamkeit zwar bildete, aber als unlebendiges Erzeugniß zurückließ, die Völker ferner, die in urſprünglicher Unſchuld ihr Leben durch die Geſchenke des Brotbaumes und der Palmen friſten, ſind unſerer Phantaſie vertraute und in ſich harmoniſche Bilder. Aber die beginnende Civiliſation ſchämt ſich doch bald ſelbſt dieſer harmloſen unmittelbaren Benutzung der Natur; es ſcheint ihr nicht recht wohlanſtändig, ſo friſchweg von der Hand in den Mund zu leben; und wenn ſie nichts weiter thut, ſo ſammelt ſie doch wenigſtens die Früchte des Baumes und des Feldes vorher, ehe ſie dieſelben verbraucht, und ſpeichert ſie auf. Es iſt, als wenn ſchon der

Zeitverlauf zwiſchen dem Augenblicke, da die Natur ſie reifte, und dem andern, da wir ſie genießen, ihren Zuſammenhang mit der Außenwelt lockerte, oder als wenn ſie durch den Zeitraum, in welchem wir ſie beſeſſen haben, bereits mehr unſerem eigenen Weſen aſſimilirt wären. Aber ſelten bleiben wir dabei ſtehen; die Erfindungen der Kochkunſt mögen zum größeren Theile wohl der Steigerung der ſinnlichen Luſt dienen, aber ein anderes verſteckteres Motiv ihrer Geſchäftigkeit liegt gewiß in dem dunkeln Triebe, die unmittelbare Naturgeſtalt, die Rohform der Nahrungsmittel zu zerſtören, und ſie, ſo weit es angeht, vor dem Genuſſe in Erzeugniſſe unſerer eigenen Phantaſie zu verwandeln. Man würde mit Unrecht dagegen das Vergnügen einwerfen, das wir darin finden, mitten aus der ceremoniöſen Anſtändigkeit unſeres civiliſirten Lebens heraus ſelbſt einmal auf die Bäume zu ſteigen und die Früchte vom Aſte zu eſſen; eben die Sicherheit des gebildeten Lebensgefühls macht es uns erfreulich, uns auf einen Augenblick deſſen zu entäußern, was wir immer wieder finden können, und uns unſeres ſinnlichen Weſens und ſeines Zuſammenhanges mit der Natur auf einen Moment mit Behagen bewußt zu werden. Man fühlt dies leicht, wenn man ſich den Eindruck denkt, den es machen würde, wenn der nachdenkliche Menſch täglich zur Mahlzeit auf das Feld ginge, um die Rübe da ſogleich zu verzehren, wo er ſie aus dem Boden gezogen hat.

Ueber die Rechtmäßigkeit und Schicklichkeit thieriſcher Nahrung hat dagegen faſt jede beginnende Civiliſation ihre Bedenklichkeiten gehabt. Leichname des Lebendigen zu verzehren hält ein ſo tiefes Grauen den Menſchen zurück, daß er ſtets viel eher die abſichtliche Tödtung der Thiere auf ſich genommen hat, die ihm zu großem Theil durch die Aufregung der Selbſterhaltung gegen ihren Angriff erleichtert wurde. Aber in der Auswahl deſſen ſelbſt, was wir zur Nahrung benutzen, hat ein unzweifelhaft ſittlicher Geſchmack allmählig Grenzen gezogen, deren Werth und Bedeutung ſich ſchwer auf beſtimmte Begriffe bringen läßt. Culturvölker verwenden zur Speiſe faſt ausſchließlich Wirbelthiere, und ſelbſt unter dieſen ſind die Amphibien wenigſtens niemals eine allgemein übliche Speiſe

geworden; unter den wirbellosen dagegen sind nur sehr vereinzelte Beispiele, wie die Krebse und Austern, als Gerichte anzuführen, die man in ihrer natürlichen Form zu verspeisen sich getraut, während andere, wie Schnecken, nur als unsichtbare Zusammensetzungsbestandtheile anderer Zubereitungen geduldet werden. Dem doctrinären Verstande ist es sehr leicht zu zeigen, daß im Grunde Fleisch Fleisch ist, wenn ihm nicht vielleicht der noch größere Fund gelingt, nachzuweisen, daß in der That unser natürlicher Appetit nur so weit reicht, als im Thierreich die eiweißartigen Stoffe reichen, und daß er da aufhört, wo in niederen Klassen diese Stoffe durch fremdartigere, anders zusammengesetzte vertreten werden; — aber der unbefangene Geschmack des gebildeten Menschen wird gegen alles Räsonnement hartnäckig dabei bleiben, daß zwischen den verschiedenen Geschöpfen allerdings ein Unterschied der Reinheit und Unreinheit bestehe. Insecten und Würmer, Blutigel, Maden und Ungeziefer zu essen wird stets für einen Zug scheußlicher Barbarei gelten, wie groß auch der Nährungswerth dieser Speisen gefunden werden möchte. Theils ist es die Formlosigkeit dieser doch lebendigen Massen, was uns anwidert, theils manche unangenehmen äußeren Eigenschaften, wie die der schlüpferigen Kälte, theils stört uns die Fremdartigkeit ihrer Gestalt und selbst ihre Kleinheit; denn wenn wir auch thierische Stoffe, massenhaftere Stücke von Fleisch genießen mögen, so hat es doch etwas Abschreckendes, ganze Organismen mit allen Apparaten ihrer Lebendigkeit, überhaupt etwas unzergliederbar Mannigfaches zu verspeisen. So werden wir durch einen natürlichen Instinct zur Verzehrung der höheren Thierklassen gedrängt, deren Organisation der unseren näher steht.

Wie bedenklich dieser Fingerzeig für sich sein würde, brauche ich nicht besonders hervorzuheben; seine logische Consequenz ist offenbar Menschenfresserei. Und in der That ist kaum zu bezweifeln, daß der paradiesische Naturzustand der Menschheit häufig genug diese Consequenz in aller Harmlosigkeit gezogen hat, ohne darin etwas Arges zu sehen, ja selbst bei eintretender Besinnung durchaus nicht um Vorwände verlegen, die einem Gebrauche, in welchem für unser

Gefühl das Aeußerſte aller unmenſchlichen Barbarei liegt, einen Anſchein zartfühlender Rückſicht geben ſollten. Welches Loos könnte den organiſchen Reſten geliebter Perſonen ſchicklicher widerfahren, als ohne den traurigen Rückfall in Verweſung ſogleich im Fleiſch und Blut ihrer Nachkommen wirkſam fortzuleben? Während die Hand vielleicht mit den weißen Knöchelchen des verzehrten Freundes ſpielt, kann immerhin das Gemüth ſich zärtlich in ſein Andenken vertiefen und verwundert aufhorchen, wenn der civiliſirte Fremdling bei dieſer Begehung ſchaudert. Man wird einwerfen, daß auch die Menſchenfreſſerei vor Leichen Abſcheu hat, und daß alſo überall im Grunde der Mord dem Genuſſe vorangeht. Aber was könnte den Naturmenſchen ernſtlich zurückhalten, entweder ſeine Feinde zu tödten, oder ſelbſt ſeine Umgebung, die er ſonſt ganz lieb hat? Man muß ſich erinnern, wie uns ſelbſt das gemäſtete Zuchtthier ans Herz wächſt, und wie wir, ohne bemerklichen ſittlichen Widerſpruch zu fühlen, es Abends noch einmal liebkoſen, um es Morgens zu ſchlachten. Es verträgt ſich auch in unſerem Gemüthe noch zu viel Widerſprechendes mit einander, als daß wir zu maßloſem Erſtaunen Grund hätten, wenn wir hören, daß wilde Völkerſchaften ihre alternden Eltern einladen, ſich zu tödten und verzehren zu laſſen, oder wenn wir hinter der ſüßen Naturgrazie und der Liebenswürdigkeit in dem Benehmen oceaniſcher Inſulaner das Verlangen nach Menſchenfleiſch hervorſchielen ſehen.

Wenn man bedenkt, wie leicht es einem gewandten Verſtande fallen würde, ganze Reihen ſehr ſcheinbarer und ſchwer geradezu zu widerlegender Gründe vorzubringen, die ſo abſcheuliche Gewohnheiten theoretiſch rechtfertigten, ſo wird man um ſo mehr inne, welche ſittliche That die Cultur ſchon durch das bloße Feſthalten ihrer entgegengeſetzten Ueberzeugung und durch ihr unbekümmertes energiſches Abwenden von dieſer Sophiſtik vollzieht. Die eigenen poſitiven Gründe ihres Glaubens würde ſie ſchwer entwickeln, denn ſie liegen nicht wie einzelne leicht aufzuleſende Sätze auf der Oberfläche unſerer Bildung, ſondern ſind aufs tiefſte mit dem Ganzen unſerer Weltanſicht verbunden. Je höher unſere Einſicht in die Beſtim-

mung des menſchlichen Lebens ſteigt, um ſo heiliger wird uns jedes individuelle menſchliche Daſein, um ſo unbedingter verſagen wir es uns, über ſeinen relativen Werth irgend eine maßgebende Beſtimmung zu treffen, etwa nach unſerem Ermeſſen aburtheilen zu wollen, ob es ſeine Aufgabe bereits erfüllt, ſein Gutes genoſſen habe, und nun als rechtloſes phyſiſches Material beliebiger Vernichtung anheimgegeben werden dürfe; um ſo unerträglicher endlich wird unſerem Gefühl gerade der Gedanke, daß der Leib, der einem perſönlichen Geiſte als ſeine unvergleichbar eigenthümliche Hülle diente, durch andere Kräfte, als die der allgemeinen Natur, die ihn bildete, wieder aufgelöſt werden ſolle, oder daß ſeine Subſtanz wie ein gleichgiltiges Erſatzmittel der thieriſchen Lebendigkeit anderer zu Gute komme. Ueber das Bild der menſchlichen Perſönlichkeit ſoll in der Sinnesart der Civiliſation jenes Tabu geſprochen ſein, das die Verkehrtheit des Naturzuſtandes zuweilen auf äußere Gegenſtände legt, und überall, wo unſer Handeln von dieſem Grundgefühl nicht durchdrungen iſt, wo der Mechanismus unſerer Verwaltung die Individuen noch wie Sachen behandelt, leidet auch unſere Bildung noch an einem Reſte der Barbarei, deren Princip ſie nur im Ganzen überwunden hat.

Daß dieſe Ueberwindung nicht leicht geweſen und daß ſie nicht vollſtändig iſt, daß mit einer bedeutenden Höhe anſprechender Cultur doch ein blutiger Hintergrund bald natürlich wilder bald doctrinär kalter Grauſamkeit nicht unvereinbar iſt, davon überzeugen uns Blicke auf die verſchiedenſten Zeiträume der Geſchichte. Ein Hang zur Thierquälerei iſt ſehr häufig Kindern eigen; der Indianer Nordamerikas geht, erzählt man, an keinem Vogelneſt vorüber, ohne es zu zerſtören; in Naturvölkern verbindet ſich der phyſiſche Muth ſowohl, den ſie mit den Thieren theilen, als mancher Zug ſchwächlicher Wolluſt oft mit überlegter Grauſamkeit, und wenn auch Blutdurſt nicht ein Grundzug der menſchlichen Natur iſt, ſo iſt wenigſtens die Scheu vor Blut gar nicht in dem Maß, als manche optimiſtiſche Anſicht meint, ihr eingepflanzt. Die Blutrache finden wir am Anfange faſt jeder Civiliſation, und eben daß ſie als Ge-

brauch, als ſyſtematiſirte Pflicht auftritt, lehrt uns, daß ein ſchon geordnetes Gemeinweſen dieſen wilden Trieb der Rache aus dem Naturzuſtande herübergenommen und ihn nicht hat bewältigen können. Ich will nur kurz der oſtindiſchen Thugs und der Aſſaſſinen erwähnen, denn dem myſtiſchen Fanatismus trauen wir am leichteſten ſelbſt in der Mitte einer ſonſt weit fortgeſchrittenen Cultur die völlige Verdunkelung der Humanität zu. Aber in den lichteſten Zeiten des griechiſchen und römiſchen Alterthums finden wir auf das unbefangenſte die Ausſetzung ſchwächlicher Kinder in einer idealen Staatstheorie empfohlen, und in der Praxis des Lebens die Greuel der Sklaverei; nicht unterſtützt durch die Verachtung, welche jetzt dem weißen Herrn die ſchwarze Haut der für thieriſcher gehaltenen Race einflößt, ſondern über Menſchen deſſelben Stammes verhängt, an ſyſtematiſcher kalter Grauſamkeit weit reicher, und an leidenſchaftlicher ſchwerlich ärmer, als die Sklaverei der Gegenwart. Das alles freilich umgeben von einer lächelnden Kunſtwelt und von der Glorie eines großen Weltſtaates. Aber wir brauchen nicht in entfernte Jahrhunderte zurückzugehen, um zu ſuchen, was uns nahe liegt. Ich meine freilich nicht das Uebel des Krieges an ſich, das zu allen Zeiten wieder aufflammt, und das durch Olivenblätter des Friedens zu beſchwören eine eitle Hoffnung ſein wird. Wenn eine hohe Civiliſation zu dieſem letzten Mittel ſchreitet, ſo wird ſie doch zur zeitweiligen Entfeſſelung der tödtenden Kräfte nicht durch die Luſt am Greuel bewogen, ſondern ſie bekennt, daß die Verwickelung der Lage zu groß iſt, um ſie befriedigend durch die vorhandene menſchliche Geſammtweisheit zu löſen. Niemand wird freilich leugnen, daß die Löſung trotz dieſes Bekenntniſſes häufig leicht zu finden wäre; aber eben dies, daß die richtige Anſicht nicht überall ſich Geltung und Verwirklichung verſchaffen kann, gehört mit zu den unvermeidlichen Mängeln aller menſchlichen Civiliſation, die jenes Geſtändniß zugibt. So greift man denn zu der äußerſten Auskunft, die Geſetze der Humanität augenblicklich zu ſuspendiren und der Kraft die Entſcheidung zu übertragen, die der Einſicht unmöglich fällt; aber doch iſt jene Suspenſion nur partiell, und überall werden

wenigſtens die Formen des Verkehrs als heilig angeſehen, die dazu dienen, in jedem Augenblick die Rückkehr aus dem gewaltſamen Zuſtande in friedliches Verſtändniß zu ermöglichen. Wie beklagenswerth es daher immer ſein mag, dieſe Appellation der Cultur an die Gewalt immer wiederkehren zu ſehen, ſo finden wir doch in ihr ſelbſt noch das Gedächtniß des Gutes, zu dem ſie wieder zurückführen ſoll; aber von dem Fortwirken einer barbariſchen Weltanſchauung mitten in der Civiliſation geben die Vorſchläge Zeugniß, die wir noch in unſerer Zeit unbefangen gemacht ſehen: die Aufforderung zu Vernichtungskriegen, die Ermahnung zum Meuchelmord, die Aufreizungen, über das Bedürfniß der Vertheidigung und der Rechtswiederherſtellung hinaus zu ungemeſſener Blutrache fortzuſtürmen.

Kehren wir jedoch zu den einfacheren Erſcheinungen zurück, in denen die beginnende Bildung die allmählige Steigerung des menſchlichen Selbſtgefühles verräth. Die Grenzen des eignen Körpers von allem Anhängen der fremden Außenwelt zu befreien, dieſer Trieb der Reinlichkeit bezeichnet überall den Anfang der Cultur oder doch ein glückliches Naturell, das ihrer Gründung günſtig zu ſein verſpricht. Im Ganzen kann man jedoch kaum behaupten, daß Reinlichkeit dem menſchlichen Geſchlecht in höherem Maße als den Thieren angeboren ſei; ſie findet ſich von ſelbſt wohl bei Völkern ein, die eine oceaniſche Umgebung zu häufiger Luſt des Badens einlädt; aber wo dieſe Begünſtigung fehlt, ſehen wir nicht nur die Naturvölker in Schmutz verſinken, ſondern auch bei Nationen, die Anſpruch darauf haben, der civiliſirten Welt zugezählt zu werden, verträgt ſich Schmutz ſehr wohl theils mit einer weichlichen Gutmüthigkeit, theils mit lebhaftem äſthetiſchen Geſchmack für die Schönheit äußerer Formen und Bewegungen, und unerträglich wird er nur den Culturvölkern, die vor Allem in ihrem Innern, in dem Syſtem ihrer Gedanken, ihrer Gefühle und Beſtrebungen Ordnung und Conſequenz ſuchen. Genialität ſowohl als Wohlwollen haben in jeder Hinſicht eine wunderbare Verträglichkeit mit Schmutz und Liederlichkeit; Nationen dagegen, die weniger durch dieſes Naturell ſich auszeichnen, deſto mehr aber in ſich vollendete Charaktere erzeugen, werden an

ihrem Körper dieſelbe Sauberkeit und formelle Strenge lieben, die ſie ihren Unternehmungen und ihren Lebensumgebungen mittheilen.

Ich glaube mehr als eine geſuchte Analogie auszuſprechen, wenn ich mit dieſer äußerlichen Tugend die innerliche der Wahrhaftigkeit ſogleich zuſammen erwähne. Der Werth der Wahrheit und die völlige Unmöglichkeit, mit lauter Lügen noch einen menſchlichen Verkehr zu unterhalten, drängt ſich auch dem roheſten Naturzuſtand ſo ſehr auf, daß überall die Lüge wenigſtens in gewiſſen Verhältniſſen, in denen man auf Wahrheit rechnet, für den Keim alles Böſen gegolten hat. Allein mit der Anerkennung des Werthes der Wahrheit iſt der Trieb ſie zu ſprechen gar nicht unmittelbar verbunden, und ſich ſelbſt erſcheint der Lügner doch erſt in der gebildeten Geſellſchaft verdammlich, während das Leben der Naturvölker in vieler Hinſicht auf Hinterliſt und auf techniſche Ausbildung der Heuchelei geſtellt iſt. Man kann dabei die Bemerkung machen, daß es einem ſittlich gebildeten Gemüthe beſonders ſchwer fällt, eine einzelne Lüge aus dem Stegreif zu irgend einem einzelnen momentanen Zwecke zu machen; man fühlt ſich durch ſie gar zu deutlich aus der Conſequenz ſeiner Perſönlichkeit herausgeriſſen und iſt ſich bewußt, daß man ſich ſelbſt verleugnet; dagegen iſt es viel leichter, ſofort das conſequente Lügen zur Maxime ſeines Handelns zu machen; man fühlt ſich dann wieder als eine compacte Perſönlichkeit, in welcher Methode iſt. Im Grunde kommt daſſelbe in Bezug auf andere ſittliche Verhältniſſe vor; man ſcheut ſich mehr, ein einzelnes Geſetz der geſelligen Ordnung zu brechen, während man die andern noch anerkennt und durch dieſe Anerkennung ſein eignes Thun verurtheilt; dagegen iſt es um etwas leichter, ſich in Oppoſition zu der ganzen geſelligen Ordnung zu ſetzen, und als ein aus dem Ganzen geſchnitztes Ungeheuer ſie zu bekämpfen. Mißleitet auf das äußerſte, drückt ſich doch in dieſen Vorgängen der Trieb der Perſönlichkeit aus, nicht zum Theil von fremden Bedingungen abzuhängen, ſondern ſich die Baſis ihres Handelns in völliger Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, principmäßig, feſtzuſtellen. Um dieſe doch immer ſeltenen Fälle bewußter, großartiger und ſyſtematiſcher

Unwahrheit gruppirt ſich die unglaubliche Maſſe kleinlicher, unzuſammenhängender Lügenhaftigkeit, die in den verſchiedenſten Formen alle Schichten der civiliſirten Geſellſchaft durchdringt, und bei der ich weit weniger an den gewöhnlichen Begriff der Lüge, als an jene allgemeine Unreinlichkeit und Unwahrheit des innern Lebens denke, die in Naturzuſtänden der Menſchheit das regelmäßige, durch ſchönen Schein unvollkommen verdeckte Vorkommen iſt. Dem ſittlich durchgebildeten Charakter iſt jede unentſchiedene Verwickelung der Verhältniſſe, jede Ungewißheit über Anſprüche, die er zu machen oder zu befriedigen hat, jede Unklarheit ſeiner Beziehungen zu andern eben ſo zuwider wie eine Unreinlichkeit ſeines Körpers. Man darf damit nur die Lieblingsneigungen der niedern Stände vergleichen, um die ſchwer vermeidlichen ſittlichen Mängel einer beſchränkten Bildung zu bemerken: die Schwierigkeit, ſie zu einer entſchiedenen, feſten Zuſage zu bringen, ihren beſtändigen Hang, ſo Vieles als möglich dahingeſtellt, unſicher und ſchwebend zu laſſen, die Unzugänglichkeit für den Gedanken, daß ein gegebenes Wort binde, und in weiteren Kreiſen das beliebte unklare Hinſchleppen unhaltbarer Verhältniſſe, die Hoffnung, wenn man nie einen beſtimmten Schritt thue, in dem Wirrwarr der Ereigniſſe irgend einen jetzt noch ganz unvorſtellbaren Vortheil zu erhaſchen, kurz die ganze endloſe Geduld gegen alles Verworrene und das Behagen, ſich durch Verzögern, Abwarten, halbes Zugeſtehen und Wiederzurücknehmen, durch Unzuverläſſigkeit überhaupt in dem eben ſo unzuverläſſigen Weltlauf fortzuwinden. Die größere Intelligenz der höheren Stände wiederholt dieſe Mängel nur in anderen Formen, oder ſelbſt in denſelben, nur auf Verhältniſſe anderer Art bezogen; in allen Lagen des Lebens wird es natürlich edle Gemüther geben, die mit unabläſſigem Wahrheitstrieb ſich ſelbſt alle die Vorwände nehmen, mit denen die Faulheit des Herzens dieſe innere Haltloſigkeit zu beſchönigen ſucht, und die aus der Wärme und Strenge einer ſittlichen Ueberzeugung heraus das Ganze ihrer Pflichten in jedem Augenblicke des bewegten Lebens nicht nur klar vor ſich ſehen wollen, ſondern auch unmittelbar und entſchieden jeder deutlichen Aufforderung zum Handeln nachkommen.

Unerwartete Treuloſigkeit und ganz plötzliche unbegreifliche Umſchläge der Geſinnungen ſind immer die erſten Zeichen geweſen, welche gegen die beſtechende Freundlichkeit der Naturvölker mißtrauiſch machten. Dem Thiere ſteht es an, ſich durch den augenblicklichen Affect lenken zu laſſen; der Menſch ſoll die leidenſchaftlichen Anregungen zur That, die ihm ſein momentaner Gemüthszuſtand zuführt, durch die gegenwirkende Kraft der andern ſittlichen Motive mäßigen, die ihm die Erinnerung ſeiner Lebenserfahrung angeſammelt hat. Kindern und Naturvölkern fehlt dies verzögernde oder regelnde Gegengewicht, das wie in den Maſchinen den haſtigen Ablauf der einmal in Wirkſamkeit verſetzten Triebfedern hindern könnte, und auf die Beſtändigkeit ihrer Geſinnungen iſt ſo wenig Verlaß, wie auf den Gang des Wetters. Man muß in ſein eigenes Innere greifen, um dies lebendig zu verſtehen. Wie leicht iſt man für den Augenblick von einem ſchönen Gedanken, für den Vorſatz einer großen That begeiſtert! Aber der Aufregung folgen Zuſtände nervöſer Abſpannung oder aufrichtiger und einfacher, der Faulheit; tauſenderlei kleine Neigungen und Abneigungen werden wach, die vorher übertäubt waren, und am Ende, wenn auch die Sache recht ſchön wäre, wie man ſie ſich vorgeſetzt hatte, ſo findet man doch, daß es auch ohne ſie geht, und dann, wer dankte es uns? Das iſt die ſittliche Schwäche, die ſo gern ein vornehmes Gewand anzieht, die nicht ausdauernde Kraft hat, Ideale der Jugend feſtzuhalten, und die dann kühl, als wenn ſie ja längſt Alles überlegt hätte, als eitlen Traum abweiſt, was ſie aus Traum zur Wirklichkeit zu machen zu träg iſt. Ein Gemüth, dem weder Erziehung noch ein reicher Lebensinhalt Gegenkräfte genug an die Hand geben, um dieſer alles Gute verdunkelnden Trägheit zu widerſtehen, das aber in ſeiner Natürlichkeit reizbar genug iſt für jeden augenblicklichen Vortheil und Nachtheil, wird faſt nothwendig dieſe Schwäche zur Treuloſigkeit ſteigern. Irgend ein querer Einfall, eine verkehrte Ideenaſſociation weckt das Mißtrauen und ſtört das Gleichgewicht dieſer armen Seelen, und jeder ſtetige ſittliche Verkehr ſcheitert an der Unmöglichkeit, ihre keinem allgemeinen Maßſtab der Billigkeit,

der Grundſätze und der Selbſtbeherrſchung unterworfenen inneren Regungen zu berechnen und zu leiten. Man findet dieſe Wildheit des Gedankenlaufes und des Gefühlswechſels ebenſo wenig wie die übrigen ſittlichen Mängel nur in den Naturzuſtänden der Menſchheit; man findet ſie vielmehr bei allen Völkern, die nicht durch eine lange, alle Gebiete der Humanität gleichmäßig umfaſſende Entwickelung ſich zu eigentlichen Trägern der menſchlichen Cultur gemacht haben; und leider, dem ſtilleren, geſammelten und von tauſend ſelbſtgeſteckten Grenzen eingeſchränkten Genius der Civiliſation imponirt nur zu oft dieſe noch unverbrauchte Naturkraft. Denn ſolche und andere Schmeichelnamen ſind zuvorkommend bereit für dieſe unbezähmte und unerzogene Wildheit, die bald mit dem heroiſchen Lärm ungemeſſener rückſichtslos ſich äußernder Leidenſchaft, bald mit dem andern Reize des Seltſamen, Incommenſurablen und Dämoniſchen unſer äſthetiſches Urtheil beſticht. Wir vergeſſen dann zu leicht, daß Manches als Tableau ſich vortrefflich ausnimmt und in der Poeſie Figur macht, was in dem Verkehr des Lebens, wo es ſich nicht in einem günſtigen Augenblick, ſondern in der ganzen Mannigfaltigkeit ſeiner Conſequenzen zeigen ſoll, unſer gutes Vorurtheil ſehr beſchämen würde. Der Reiz des Fremdartigen, des charakteriſtiſch Ausdrucksvollen und einſeitig Originalen iſt zu groß, als daß nicht Jeder zuweilen um ſeinetwillen ungerecht gegen die weniger farbenreiche, aber unendlich werthvollere Conſequenz, Beſonnenheit und Stetigkeit civiliſirter Lebensordnungen würde.

Noch einmal kehren wir zu den urſprünglichſten Naturverhältniſſen der Menſchen zurück: zu dem großen Myſterium, das unſer geiſtiges Leben an die körperliche Geſtalt und die inneren Regungen an äußere Geberden und Bewegungen knüpft, das die Fortdauer unſerer perſönlichen Lebendigkeit an die beſtändige Arbeit einer phyſiſchen Maſchine bindet, dieſes Leibes, der uns ſo vertraut iſt, ſo lange er uns dient, und ſo ſeltſam grauenhaft, ſobald ihn das Leben verließ; das endlich unſer Daſein überhaupt an das unbegreifliche Geheimniß der körperlichen Fortpflanzung gefeſſelt hat Je tiefer der Geiſt ſich ſeiner ſelbſt und ſeiner Beſtimmung bewußt wird, deſto

mehr nimmt ſein Selbſtgefühl an der unmittelbaren Einheit Anſtoß, in welche er ſein inneres Leben mit dieſem Wunder des materiellen Organismus verſchmolzen findet, deſſen Regungen er in intenſiver unabweislicher Luſt und Unluſt mitzuempfinden, und dem er ſeine eigenen Strebungen zum Ausdruck, zur Ausführung, ja ſelbſt zur Belebung zu überlaſſen genöthigt iſt. Denn wirklich ein volles und warmes Leben, wie es ihm genügte, führt doch der Geiſt nur, wenn zu dem überſinnlichen Spiel ſeiner Zuſtände und Thätigkeiten als eine begleitende ſinnliche Reſonanz die Summe aller jener Gefühle hinzutritt, welche uns die Kraft und Elaſticität, die Spannung oder Schlaffheit, die Ruhe oder die ſehnſuchtsvolle Miterſchütterung unſers irdiſchen Theils zu verrathen ſcheinen. Die allgemeine Schämigkeit der Geiſterwelt, ſich in unauflöslicher Verbindung mit der Sinnenwelt zu finden, das Bewußtſein, daß ihre eignen Ziele ihren Werth in ſich ſelbſt haben und weit abliegen von den Vorgängen dieſer andern, und das gleichzeitige Bewußtſein, daß wir dennoch an die mechaniſche Geſetzlichkeit der Natur gebunden ſind und daß nichts von unſerer ganzen Beſtimmung ſich verwirklichen würde ohne die Naturtriebe, die unſern Beſtrebungen ſichtbare Ziele und Mittel der Ausführung geben: dieſes dunkle Geſammtbewußtſein hat in der beginnenden ſittlichen Ausbildung die verſchiedenen Arten der Scham erzeugt, durch die das menſchliche Geſchlecht überall die Naturbaſis ſeines geiſtigen Daſeins zu verhüllen ſucht, und da am meiſten, wo ſie zu den zarteſten und geiſtigſten Gütern der Liebe und des Lebens die allerſinnlichſte Vermittlung bildet.

Ich laſſe dahingeſtellt, in welchem Sinne Spuren von Schamhaftigkeit auch in der Thierwelt vorkommen und in welcher Ausdehnung ſie dem menſchlichen Geſchlechte als natürlicher Zug angeboren ſein mag. Die Beobachtungen der Naturvölker haben zuweilen eine rückſichtsvolle Zartheit und Keuſchheit des Benehmens, viel öfter aber eine thieriſche Rückhaltsloſigkeit in der Befriedigung aller ſinnlichen Bedürfniſſe bemerken laſſen; es bleibt zweifelhaft, welches von beiden wir als urſprünglich, welches als Ergebniß entweder einer ſchon begonnenen Cultur oder einer faſt vollendeten Verwilderung

betrachten, oder ob wir die Unterschiede der Völker in dieser Beziehung überhaupt auf Eigenthümlichkeiten nicht allgemein menschlicher Stammnaturelle zurückführen sollen. Die Reflexion und Sophistik der Bildung aber hat neben dem sittlichen Gefühle, das im Ganzen und Großen sich hierüber bleibend bei allen Culturvölkern entwickelt hat, zwei entgegengesetzte Einseitigkeiten zum Vorschein gebracht: die überspannte Verachtung einerseits, mit der ein fanatisirter Spiritualismus auf alle Natur, wie auf an sich Unreines, Schmachvolles und Schimpfliches, durch alle Mittel finsterer Ascese zu Bekämpfendes herabsieht; den kühlen Grundsatz anderseits, daß alles Natürliche rein sei. Weder jener Naturhaß noch die gemächliche Indolenz der letztern Meinung hat das sittliche Gefühl der gebildeten Menschheit im Ganzen zu verleiten vermocht; beide haben indessen doch theils in das Gemüthsleben einzelner Zeiten bedeutend praktisch eingegriffen, theils haben sie die theoretischen Ueberzeugungen über die Gründe jenes Gefühls und seiner Forderungen mannigfach getrübt.

Es ist nicht wahrhaft menschliche Schamhaftigkeit, die seligen und tiefsinnigen Güter des Lebens, deren Verwirklichung für uns nur durch das Mittelglied der Sinnlichkeit möglich ist, zu verachten und abzulehnen eben um dieses Mittels willen, an welches die Naturordnung sie gebunden hat; es ist im Gegentheil eine unbewußte Schamlosigkeit, die sich vergebens mit dem Vorwande eines der Wissenschaft zu leistenden Dienstes zu rechtfertigen sucht, sich mit Absicht in die dunklen Regionen jenes mysteriösen Zusammenhanges zu vertiefen, zur Stärkung christlicher Demuth die Fülle von Schmutz und Fäulniß zu analysiren, auf der unsere Schönheit und unser stolzes fröhliches Leben ruhe, überhaupt ausschließlich das Unreine und Sündhafte aufzusuchen, dessen man um so mehr finden wird, mit je verderbterer Phantasie man danach forscht. Das wahrhaft sittliche Gefühl sieht zuerst das Reine, Große und Göttliche; die unauflösliche Verbindung aber, in der dies alles mit der Welt der Sinne steht, erscheint ihm als ein Verhängniß seiner eigenen Endlichkeit, das nicht vermag, die Zuversicht zu dem Werthe der Güter

aufzuheben, die nur in dieſer Vermittelung uns zugänglich ſind. Aber anderſeits führt der Grundſatz, alles Natürliche für rein zu erklären, zu einer Auffaſſung und Handlungsweiſe, die nicht minder von dem gebildeten ſittlichen Gefühl zurückgewieſen wird. Den Nothwendigkeiten der körperlichen Organiſation unterworfen zu ſein, kann natürlich für das endliche Weſen keinen Vorwurf bilden, und es würde eine ſehr wohlfeile Weisheit ſein, nur dies allein ſagen zu wollen. Aber dieſe Natürlichkeiten als etwas zu behandeln, das in dem Ganzen des menſchlichen Lebens unbefangen mit hervorzutreten und ſich unverhüllt mit dem ſittlichen Inhalte der Bildung zu miſchen berechtigt wäre, darin liegt eine Zumuthung, die wir überall als einen Zug inhumaner Barbarei zurückweiſen müſſen. Es iſt eine ſchwierig zu entſcheidende Frage, auf welche Weiſe gegen dieſe Forderung der ſittlichen Cultur im Leben und in der Kunſt ſchwerer geſündigt wird, ob durch die leidenſchaftliche Wolluſt, die häufig die Schranken der Sitte durchbricht und die Mittel der Poeſie zu ihrer eignen Verklärung mißbraucht, oder durch den kalten objectiven Humor, der ſich viel damit weiß, über alle wirkliche Verſuchung hinaus zu ſein, und der ſtatt des Verführeriſchen nur noch das Gemeine kennt, aufſucht und mit nackter Deutlichkeit als menſchliche Natur oder zu ihr gehörig ſchildert oder ausübt. Mag das Beiſpiel der Ueppigkeit raſcher zur Ueberſchreitung der ſittlichen Grenze verlocken, ſo liegt in ihr doch wenigſtens noch die Erinnerung an einen naturwüchſigen Reiz, dem der menſchliche Trieb unterworfen iſt; in jenem bald rohen bald höhniſchen Realismus dagegen, der ſich gefällt, an allem Schönen und Edlen das unvermeidliche Irdiſche hervorzuheben und den Schmutz ausdrücklich anzuerkennen, den unſere Natur nicht abſchütteln kann: in ihm liegt eine Verderbtheit der Phantaſie, die vielleicht weniger ſchnell, aber weit vielſeitiger alles Zartgefühl des ſittlichen Benehmens abſtumpft. Freilich wird neben dieſen beiden Auswüchſen jener Grundſatz der Naturreinheit am meiſten eine mittlere Meinung empfehlen; er wird einer ſchamhaften Wohlanſtändigkeit im Allgemeinen ihre praktiſche Geltung laſſen, aber es doch übertrieben ſentimental ſchelten, Na-

türlichkeiten verleugnen zu wollen, die doch nicht zu leugnen sind. Mit dieser Meinung, deren biedere Aufrichtigkeit Alles beim rechten Namen zu nennen anräth, stimmt am meisten das Benehmen der Erwachsenen überein. Je älter der Mensch wird, um desto rücksichtsloser, wenn nicht eine hohe Bildung des Herzens ihn behütet, läßt er die natürliche Seite seines Wesens hervortreten; die zunehmenden Gebrechlichkeiten des Körpers führen unzählige Gelegenheiten herbei, den Verrichtungen des thierischen Lebens Aufmerksamkeit zuzuwenden und für sie Rath und Beistand zu verlangen; lauter Veranlassungen, durch die nach und nach die stolze und spröde Verschämtheit des persönlichen Geistes zerbrochen wird, der allmählig sich von dieser zerfallenden Hülle zu lösen beginnt. Erinnern wir uns dagegen der Empörung eines edlen jugendlichen Gemüthes, wenn es im Leben und im Verkehr der Erwachsenen Verhältnisse mit lässiger Gleichgiltigkeit behandelt, erwähnt und sich nahe gebracht sieht, die es vor sich selbst zu verbergen die Pflicht fühlt, so werden wir nicht leugnen können, daß auch jene gutmüthige mittlere Meinung der gesetzten Leute doch nur einen empfindlichen Rückschritt des sittlichen Zartgefühls einschließt, und daß von allen Arten der Aufklärung keine bedenklicher ist als der Streit gegen die Vorurtheile der Schamhaftigkeit.

Wir pflegen die Bethätigung dieses Gefühls am meisten in dem Verkehr der beiden Geschlechter zu erwarten, und in der That sind die Formen, in welchen derselbe geordnet ist, um so wesentlichere Kennzeichen für die Höhe der sittlichen Cultur, je weniger die natürlichen Verhältnisse an sich schon eine bestimmte Form dieser Lebensordnung vorzeichnen. Nur die Ehe zwischen Aeltern und Kindern würde um der Ungleichheit des Alters willen überall unnatürlich erscheinen; aber keinen Einspruch thäte die Natur gegen die Geschwisterehe und durch zahlreiche Analogien würde sie Polygamie ebenso gut empfehlen, wie durch andere Monogamie; ja aus Gründen der Natureinrichtungen würde überhaupt kein Motiv fließen, eine für das Leben dauernde Vereinigung an die Stelle einer vorübergehenden Verbindung zum Zwecke der Lust treten zu lassen.

Alle Schranken, die in dieſer Beziehung das menſchliche Geſchlecht ſeinem Verlangen gezogen hat, ſind Erzeugniſſe ſeines allmählig erwachenden ſittlichen Geiſtes; ſie werden weder heiliger noch verſtändlicher dadurch, daß man für ſie eine Naturbegründung ſucht, die es nicht gibt. Denn nichts würde uns an ſich berechtigen oder verpflichten, Fingerzeigen der Natur zu folgen, nur weil ſie ſolche ſind; frevelhaft und nutzlos würde nur das Beginnen ſein, gegen die Gebote der Natur zu handeln, auf deren Befolgung alles Gelingen unſers Thuns beruht; aber von dem, was ſie erlaubt und möglich läßt, hat der ſittliche Geiſt eine engere Auswahl zu treffen, deren ausſchließliche Berechtigung nur in ſeiner idealen Beſtimmung liegt. Aus den verſchiedenen Graden der Klarheit, mit welcher der Werth der menſchlichen Perſönlichkeit und des individuellen Geiſtes verſchiedenen Zeiten und Nationen vorſchwebte, iſt die Mannigfaltigkeit der Sitten zu begreifen, die in Bezug auf keinen andern Punkt der Lebensordnung in ſonderbarere Abweichungen auseinandergegangen ſind. Einzelnen Völkern des Alterthums ſchien die Ehe zwiſchen Geſchwiſtern zuläſſig; unſerem Gefühl iſt ſie ſo unbegreiflich, daß eben die Unvermeidlichkeit dieſes Falles als ein hinlänglicher Gegenbeweis gegen die Möglichkeit einer Abſtammung der Menſchheit von Einem Paare gelten gemacht wird. Dies letztere ohne Zweifel mit Unrecht; denn gewiß iſt es ein Irrthum, daß dem Menſchen unmittelbar eine angeborne Naturſtimme die Sündhaftigkeit dieſes Verhältniſſes zuriefe. Vielmehr iſt es eine Stimme der gebildetſten ſittlichen Einſicht, die ihm die Scheu vor der Vermiſchung zweier menſchlichen Verhältniſſe einprägt, deren jedes nur rein für ſich erhalten und getrennt von dem andern in der ganzen ſchönen Fülle ſeines ethiſchen Inhaltes erlebbar iſt. Dieſe Mahnung konnte den Urgeſchwiſtern nicht gelten, die noch keine andere Menſchheit um ſich ſahen.

Aehnlich wie wir der körperlichen Sauberkeit eine Reinlichkeit des innern Lebens zugeſellten, möchten wir auch der Schamhaftigkeit ein ausgedehnteres Gebiet zueignen, als das iſt, in welchem wir ſie gewöhnlich heimiſch glauben. So gewiß es eine Einſeitigkeit der

Bildung iſt, die Entwicklung der leiblichen Geſtalt und ihrer Fähigkeiten zu vernachläſſigen, ſo wenig ſagt es einem wahrhaft ſittlichen Gefühle zu, mit der körperlichen Erſcheinung hervorzutreten und mit ihr gelten zu wollen. Dem Anſtand höher civiliſirter Völker und Stände kommt es vor Allem auf eine Correctheit der äußern Erſcheinung an, die weder Tadel erweckt noch Vorzüge zur Schau trägt, und die dadurch am meiſten geeignet iſt, die körperliche Individualität jeder ungehörigen Aufmerkſamkeit zu entziehen. Es verräth dagegen eine geringere Bildung, phyſiſche Kraft und Gewandtheit außerhalb der Arbeit, der ſie zu dienen beſtimmt ſind, in Scene zu ſetzen und mit geräuſchvoller Anwendung körperlicher Naturgaben ſeine Stelle in der Welt füllen zu wollen. Nationen und Individuen theilen ſich in dieſer Beziehung in zwei verſchiedene Gruppen, deren Eigenthümlichkeiten alle Gebiete der Bildung durchdringen und färben. Es gibt ein Naturell, das, — um eins der widrigſten Worte hier anzuwenden, die unſere Zeit erfunden hat, — die Aufgabe ſeines Lebens darin ſieht, „ſich darzuleben;“ es gibt ein zweites, das, ſich ſelbſt vergeſſend und vernachläſſigend, in irgend einem geſchaffenen Werke, einer Arbeit, einer äußern Ordnung ſeine Ideen wiederfinden will; beide hegen gegen einander eine Antipathie, die nur dann gegenſeitiger Bewunderung weicht, wenn ſie einander aus einiger Ferne betrachten und jedes die eignen Mängel durch die Eigenthümlichkeiten des andern ergänzt ſieht. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir im Intereſſe der menſchlichen Cultur entſchieden für das letzte mit allen ſeinen Mängeln Partei nehmen. Die tiefeingewurzelte Scheu, irgend ein hartes, ſchwer zu bewältigendes Werkzeug zur Hand zu nehmen und eine ernſte Arbeit zu thun, pflegt ſich in jener erſten Sinnesweiſe mit der Neigung zu unermeßlichem Lärm zu verbinden, der mit der eignen Erſcheinung und mit allen den phyſiſchen Kräften getrieben wird, welche die Organiſation des Körpers zuvorkommend und mühelos den Einfällen der Seele zu Gebot ſtellt. Beſtändige neugierige Aufregung der Sinne und ſchnelle Empfänglichkeit macht dieſe Menſchen zu guten Beobachtern für den Augenblick, nur daß ihre leicht zerſtreute Auf-

merkſamkeit faſt nur die oberflächliche Harmonie der äußern Formen oder ihre Widerſprüche, das Anmuthige und Lächerliche auffaßt. Ein ebenſo fortwährendes Bedürfniß, ihr Inneres und ſeine momentanſten und bedeutungsloſeſten Regungen zu äußern, nöthigt ſie, theils in jedem Augenblicke mit ihrem Körper Figur zu machen und ihren Schmuck oder ihre Lumpen maleriſch und heroiſch zu drapiren, theils ſelbſt ihr Gemüth im Stillen in eine dramatiſche Attitude zu bringen, an der ſie ſich verſtohlen freuen und erbauen. Zu eigentlicher Anſtrengung wenig geneigt, verwenden ſie ihre körperlichen Mittel theatraliſch auf das vollſtändigſte; beredt und in ihren Reden über alles Bedürfniß hinaus mit weitläufiger Sonorität beſchreibend, malend und ausſchmückend, geſangreich und lärmvoll, fügen ſie dem allen einen Luxus ausdrucksvoller Geſticulation hinzu. Es ſind hauptſächlich die ſüdlichen Länder der gemäßigten Zone, deren glückliches Klima in ihren Bewohnern mit der kräftigen Schönheit der körperlichen Organiſation auch dieſes Behagen an ihr und ihren urſprünglichſten Leiſtungen, ſo wie die Glut und Lebendigkeit erzeugt hat, mit welcher jede Situation der Freude, der Bewunderung, der Liebe und des Haſſes, der Andacht und Verzweiflung von ihnen ausgenoſſen wird. Fügen wir hinzu, was eine philoſophirende Reflexion ſchon längſt gern als die Formel ihres Weſens rühmend ausgeſprochen hat, daß in ihnen und ihrer Bildung ſich die lebendige Menſchengeſtalt in ihrer höchſten Entwicklung entfalte, ſo glauben wir damit den Mangel bezeichnet zu haben, den die Sinnesweiſe des entgegengeſetzten Naturells an ihnen zu finden meint.

Denn ſich ſelbſt auszubilden und aus ſich einen vollkommenen Menſchen zu machen, mag allerdings leicht als der Inbegriff aller menſchlichen Aufgaben erſcheinen; nichtsdeſtoweniger werden wir doch zugeben müſſen, daß dieſer Sinnesart, die theils mit inſtinctiver Unbefangenheit, theils mit doctrinärem Selbſtbewußtſein nur das eigene Weſen zu einem plaſtiſch ſchönen Ganzen auszugeſtalten ſucht, das eine Element der Sittlichkeit, die Hingebung und Selbſtaufopferung fehlt. Und dieſe Bemerkung gilt keineswegs blos der ſogenannten geſunden und naturwüchſigen Sinnlichkeit gegenüber, die mit den phy-

ſiſchen Gaben der Organiſation prunkend im Grunde nicht weiter kommt, als ein vorzügliches Exemplar des naturgeſchichtlichen Gattungsbegriffes der Menſchheit herzuſtellen; ſondern als ein Egoismus feinerer Art muß doch auch jene beſtechende Selbſterziehung geſcholten werden, welche zwar überall das Gute und Edle ſucht, aber doch nur darum, damit alle Ornamente der Tugend ſich an dem beſonders lieben Punkte vereinigen, den wir unſer Ich nennen. Alle Pflichten, die dieſe Geſinnung ſich ſelbſt auferlegt, erſcheinen ihr als Pflichten, die ſie auch nur gegen ſich ſelbſt zu erfüllen hat; die Würde der eignen Perſönlichkeit iſt der Zweck, dem jede Anſtrengung des Lebens gewidmet wird. Man kann nicht ſagen, daß die andere Sinnesart, die wir dieſer entgegenſetzten, nicht zur Erfüllung derſelben Aufgaben gelangte, aber indem ſie nicht zunächſt auf dieſes Ziel, ſondern ſelbſtverleugnend und ſelbſtvergeſſen auf die allgemeine Verwirklichung des Guten in aller Welt ausgeht, fällt ihr mehr als eine nebenherreifende Frucht das Bewußtſein ihrer perſönlichen Würde zu. Oder vielmehr weniger das Bewußtſein derſelben, als die Gewohnheit, ihr gemäß zu fühlen und zu handeln, und damit auch weniger die Virtuoſität der äußern ausdrucksvollen Erſcheinung, die natürlich dem in höherem Maße eigen ſein wird, der ſich ſelbſt als ein zu höchſter Vollendung zu ſteigerndes Kunſtwerk betrachtet. Ein nützlicher Menſch zu werden und durch den Dienſt für das allgemeine Gute ſeine Stelle in der Welt zu füllen, iſt der weit proſaiſcher erſcheinende Wahlſpruch dieſer Gemüthsart, und die eigene Perſönlichkeit wird nur als einer der Theilnehmer geachtet, die an dem Segen dieſes Allgemeinen ſich zu erfreuen haben. Ueberall wo in einzelnen Zeiten und Nationen dieſe Sinnesart überwiegt, ſehen wir die Luſt an der Arbeit erwachen, die ebenſowohl den Zuſtänden der Geſammtheit zu Gute kommt, als auch in ihren Erzeugniſſen der Perſönlichkeit des Einzelnen ein objectives Abbild gewährt, in deſſen charakteriſtiſchen Formen er den Werth und die eigenthümliche Phantaſie ſeines Weſens verkörpert ſieht. Nicht ſich ſelbſt, ſondern das, was er geſchaffen hat, nicht ſeine Perſon, das Erzeugniß des Weltlaufs, ſondern den Widerſchein, den er von ſeinem eignen Weſen durch

leibliche und geiſtige Arbeit und Hingabe in ſeiner Umgebung hervorgebracht hat, ſtellt dann der Menſch als das hin, um des willen er in der Welt mitzählt, und in demſelben Maße wächſt ſeine Abneigung gegen jede Oſtentation, die mit der naturwüchſigen Kraft und Schönheit der Erſcheinung getrieben wird. Lauter zu ſprechen, als das Bedürfniß der Mittheilung verlangt, erſcheint ihm als ungebildetes Prahlen mit den natürlichen Stimmmitteln; ſich heftiger aufregen zu laſſen, als der Werth eines Eindruckes rechtfertigt, als unbeſonnene Nachgiebigkeit gegen die bloße Gewalt des äußern Reizes; unerträglich wird ihm die Lebhaftigkeit der Geberden, die Grimacen der Fingerſprache und des Mienenſpiels, die alle als völlig nutzloſer unproductiver Luxus von Lärm den einfachen Ausdruck begleiten, widerwärtig eben ſo ſehr das überfließende und unmotivirte Ausſprechen von Gemüthszuſtänden als das Bedachtſein auf effectvolle Haltung. Man ſieht leicht, wie an dieſe Antipathien des äußern Benehmens ſich Vortheile und Nachtheile für das geiſtige Daſein knüpfen, und wie mit einer weiteren Vertiefung dieſer idealiſtiſchen Gemüthsrichtung in ſich ſelbſt die Schönheit des Lebens und der Kunſt allerdings in Gefahr kommt, einer Abgeſchloſſenheit, Verinnerlichung und Sprödigkeit zu verfallen, die im Grunde doch nur ſehr wenig in der urſprünglichen Richtung dieſer ſelbſtvergeſſenen hingebenden Sinnesweiſe lag.

Ich muß es aufgeben, innerhalb des engen Rahmens dieſer Betrachtungen auf die andern zahlloſen Eigenthümlichkeiten des ſittlichen Gefühls einzugehen, die ſich in den Formen des täglichen Umganges zwiſchen den Menſchen ausſprechen, und zu deren Entwicklung theils die eigenthümliche Lebenslage, theils das urſprüngliche Naturell der einzelnen Nationen beigetragen hat. Man wird im Allgemeinen bemerken können, daß mit der beginnenden Cultur ſich ausdrücklich feſtgeſtellte Regeln der Etikette in ſteigender Anzahl einfinden, nicht nur um das Betragen der Geringern gegen Höhere zu regeln, ſondern auch um in dem gewöhnlichen Umgange die natürliche Leidenſchaftlichkeit und Neugier von der Verletzung des perſönlichen Selbſtgefühls abzuhalten, oder Leiſtungen der Menſchlich-

keit, denen Faulheit und Egoismus widerſtrebt, durch die Heiligkeit einer bis ins Kleinſte unabänderlich feſtgeſtellten Sitte zu ſichern. Je weniger der Willkühr ein Spielraum in der Beſtimmung der Form einer Leiſtung gelaſſen wird, deſto unverweigerlicher pflegt ihr die Leiſtung ſelbſt zu erſcheinen. Doch ſoll damit keineswegs geleugnet werden, daß die Zartheit und Höflichkeit des Umganges, die Tugend der Gaſtfreundſchaft und andere, die wir in einfachen Culturzuſtänden geübt finden, nicht zugleich auf dem Grunde einer natürlichen Gutherzigkeit beruhen mögen. Der weitere Fortſchritt der Bildung pflegt dieſe Feſſeln des Benehmens zum Vortheil und auch zum Nachtheil zu brechen. Selbſt da, wo noch in unſern Verhältniſſen die Etikette am meiſten gilt, pflegt ſie doch entweder die Bedeutung einer rechtlichen oder politiſchen Ceremonie zu haben, die nicht dem perſönlichen Verkehr, ſondern der Symboliſirung einer alle Subjectivität überſteigenden objectiven Ordnung dient, oder wo ſie allerdings Form des Umganges iſt, iſt ſie doch ſelten ſo beſtimmt, daß nicht dem gebildeten Geiſte erlaubt wäre, an die Stelle der einen Form eine andere gleichbedeutende zu ſetzen. Die Cultur läßt alſo hier die beſtimmten ſpecialiſirten Vorſchriften fallen und vertraut mehr dem freien ſittlichen Geſchmack, durch deſſen Herrſchaft die Geſelligkeit gebildeter Völker allerdings den ceremoniöſen Begegnungen weniger entwickelter Nationen überlegen iſt. Aber eben ſo ſehr muß man zugeben, daß mit dem Wegfall jenes Zügels der geſellige Umgang in den bildungsloſeren Ständen der Culturvölker jeden Halt verliert; täppiſche Neugier, zudringliche Indiscretion aller Art und Mangel jedes Zartgefühls für die innere Perſönlichkeit des Andern ſetzen dieſen täglichen Verkehr weit an Würde herab unter die Zurückhaltung, mit welcher die Gaſtfreundſchaft einfacherer Völker den Wanderer aufnimmt und verpflegt, ohne vorlaut nach Namen, Herkommen und Abſicht zu fragen. Immer ſparſamer ſind jetzt noch die Lebenskreiſe zu finden, in denen eine althergebrachte Sitte mit allen ihren Umſtändlichkeiten und Kleinigkeiten der Ueberlieferung doch auch dem Umgange eine beſtimmte, ſchonungsvolle und ehrbare Haltung gibt.

# Viertes Kapitel.

## Die Gliederung des äußern Lebens.

Natur und Cultur. — Die Heimat. — Jägerleben; Hirtenleben; ſeßhafte Anſiedelung und Ackerbau. — Das Haus und die Familie. — Die Geſellſchaft. — Theilung der Arbeiten und Beruf. — Einförmige und vielförmige Gliederung der Geſellſchaft. — Die Civiliſation. — Die Geſchichte. —

Wer hätte nicht ſchon zuweilen aus der Mitte von tauſenderlei Sorgen und Verlegenheiten des Lebens heraus aufgeſeufzt: wozu doch alle die Noth und Pein? wozu alle die Convenienz, die uns bald zu nutzloſen Anſtrengungen nöthigt, bald uns ebenſo unbequeme Zurückhaltungen auflegt? wozu das Streben nach Beſitz, da doch unſere Organiſation uns keinen andern als eingebildeten Genuß von ſeiner anſchwellenden Menge geſtattet? wozu die reizbare Rückſicht auf Ehre, da doch die Geltung, in der wir bei Andern ſtehen, unmittelbar wenigſtens unſerm Wohlbefinden ſo Geringes hinzufügt? warum ſollen wir uns nicht auf die einfachen natürlichen Bedürfniſſe unſers Weſens zurückziehen und das Trachten nach Allem aufgeben, was doch Werth nur hat als Mittel zu einem Zweiten oder Dritten, welche beide, näher betrachtet, auch wieder nur eingebildete Güter ſind? In ſolchen Stimmungen ſcheint uns Diogenes in ſeiner Tonne die richtige Lebensweisheit gefunden zu haben und alle die weitläufige Cultur, die uns umgibt, am beſten zu thun, wenn ſie ſich ſelbſt aufhöbe und die Befriedigung der wenigen Bedürfniſſe, welche die menſchliche Natur unabweisbar fühlt, nicht durch die unnützen Schranken unzähliger Künſtlichkeiten erſchwerte.

Gleichwohl hat ſchon Diogenes erfolglos gegen die Bildung ſeiner Zeit proteſtirt, und alle die Einzelnen, die nach ihm der menſchlichen Cultur den Rücken wandten, haben doch ihre Einſamkeit ſtets nur mit den Gedanken, Kenntniſſen und Reflexionen ſich erträglich zu machen gewußt, die ſie eben dieſer verachteten verdankten. Die

Oppoſition gegen die Weitläufigkeiten und Umſtändlichkeiten der Bildung hat nur Reiz, ſo lange ſie Oppoſition bleibt; entſchlöſſe ſich die Menſchheit in einem Augenblicke, zu der Einfachheit der natürlichſten Verhältniſſe zurückzukehren, ſo würden ohne Zweifel dieſelben Kräfte des Gemüthes, die zu dieſem Entſchluſſe führten, im nächſten Augenblicke ſchon geſchäftig ſein, alle die hinweggeworfenen Ueberflüſſigkeiten der Cultur der Reihe nach wiederzuerzeugen. Man kann gern einräumen, daß gar Vieles an unſern verwickelten Lebensverhältniſſen müßig und bedeutungslos an ſich iſt, und daß wir klüger thäten und glücklicher wären, wenn wir gewiſſe Bedürfniſſe nicht hätten. Aber wir haben ſie einmal und die bloße Einſicht, daß ſie im Allgemeinen mit der menſchlichen Natur nicht nothwendig zuſammenhängen, ändert nicht im mindeſten die Thatſache, daß ſie um deſto feſter an unſerer beſtimmten durch geſchichtliche Entwickelung und Erziehung ausgeprägten beſondern Natur haften. Wir, ſo wie wir einmal ſind, würden durch ihre Nichtbefriedigung leiden, und dieſelbe Höhe des Lebensglückes, welche der Naturzuſtand durch wenige Mittel erreichte, iſt für uns nur durch die gleichzeitige Erfüllung vieler Bedingungen oder durch bewußte und willkührliche Verzichtleiſtung auf viele einzelne Befriedigungen wiederzugewinnen. Willkührlich dagegen zu vergeſſen, wonach unſer Herz ſich ſehnt, iſt uns nicht gegeben; nur große geſchichtliche Umwälzungen der Schickſale mögen einer Nation zuweilen die Erinnerung an die tauſendfach verwickelten Anſprüche, die ſie an das Leben machte, verdunkeln und ſie befähigen, in wiederkehrender Barbarei mit den einfachſten und elementarſten Lebensgenüſſen ſich zufrieden zu ſtellen.

Haben wir aber ein Recht ſo zu ſprechen und jene Cultur dieſer Barbarei vorzuziehen? iſt nicht jene Höhe der Bildung, eben weil ihre Zufriedenheit an ſo ſehr vielen Bedingungen hängt, und weil ſie ſo ſehr Vieles durch Entſagung erſetzen muß, ein unglücklicherer Zuſtand, als dies natürlichere Leben, das ſein leichter herzuſtellendes Gleichgewicht ſicherer erlangt und faſt nur noch den unentrinnbaren Uebeln des Naturlaufes ausgeſetzt erſcheint? Die Antwort auf dieſe Fragen finden wir indeſſen leicht. Denn je

lebhafter wir uns in jenen einfachſten Naturzuſtand zurückdenken, um deſto klarer wird es uns, nicht nur daß er nie hinreichen würde, unſere Seele auszufüllen, ſondern auch daß die in uns lebenden Strebungen, die ein ſolches Genügen verhindern, ein unbedingtes Recht haben, mit all ihrem Gefolge von Unruhe und Mißgeſchick jener friedlichen Armuth des geiſtigen Daſeins vorgezogen zu werden, die nur als Pauſe unſers bewegteren Lebens uns zuweilen wieder begehrenswerth erſcheint. Das Glück, das dem menſchlichen Geiſte beſtimmt iſt, beſteht keineswegs nur in der Abweſenheit aller Störungen, welche die erſten, am unmittelbarſten aus ſeiner Natur hervorgehenden Strebungen hemmen könnten, oder in der Unterhaltung günſtiger Bedingungen, die denſelben Strebungen eine ununterbrochen gleichförmige Befriedigung verſchafften; der Lauf der Bildung iſt nicht blos eine Reihe ausgleichender Bemühungen, die ein verlorenes Gleichgewicht und eine früher mögliche Größe des Wohlbefindens unter ungünſtiger gewordenen Bedingungen durch ein Aufgebot größerer Mittel nur wiederherzuſtellen wüßten. Durch den Widerſtand vielmehr, welchen der Gang der Dinge einer allzuleichten Sättigung der natürlichen Triebe entgegenſtellt, durch die Arbeit, zu der der Menſch genöthigt wird, und in deren Verfolg ihm Kenntniß und Beherrſchung der mannigfachſten Verhältniſſe zufällt, durch das Unglück endlich ſelbſt und durch die mancherlei ſchmerzhaften Spannungen, welche er unter dem Drucke allmählig ſich vervielfältigender Lebensbeziehungen erfährt: durch dies alles wird ihm theils ein weiterer Geſichtskreis vielförmigeren Genuſſes aufgethan, theils wird ihm nun erſt die unerſchöpfliche Bedeutung der ſittlichen Ideen klar, die mit jedem neuen Verhältniß, auf welches ſie ſich maßgebend und organiſirend erſtrecken, einen Zuwachs ihres eignen Werthes zu erhalten ſcheinen. Es liegt eine flüchtige Ueberſchätzung des blos ſinnlichen Wohlſeins in jener Sehnſucht nach Rückkehr zu einfacherer Geſtaltung des Lebens, und wir beſinnen uns bald, daß die Quellen des Glückes in einem gebildeten Gemüth weit zahlreicher ſtrömen, und oft mit geheimnißvollem Urſprung. Möchten wir doch ſelbſt die Schmerzen der Entſagung

nicht ernſtlich miſſen; und unzählige ſchwer auszuſprechende Gefühle, aus der Empfindung eines Leidens, deſſen Bitterkeit nur aus den feinen Beziehungen des geſelligen Lebens verſtändlich iſt, und aus dem Bewußtſein einer Ueberwindung und Verſöhnung gemiſcht, die nur aus einer vielfach geübten ethiſchen Einſicht entſpringen kann, durchdringen unſer ganzes Leben als ein edler Duft, auf den wir unter keiner Bedingung Verzicht leiſten möchten. Man täuſcht ſich gern, indem man zwei unvereinbare Güter verbinden zu können hofft: die Einfachheit des naturwüchſigen Daſeins und die Stimmungen, mit denen wir, durch Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion erzogen, der äußern Welt gegenübertreten. Denn freilich mitnehmen wollen wir dieſe Stimmungen alle, indem wir in jenen Naturzuſtand zurückverlangen; aber ſie alle ſind Erzeugniſſe einer Cultur, die undenkbar iſt ohne den ganzen vielverzweigten Mechanismus, durch deſſen Geräuſch und Härte wir uns zuweilen geſtört fühlen. Man würde nur das Eine oder das Andere wählen können: entweder den einfachen, ſtets gleichgehaltenen Accord eines naturmäßigen Stilllebens, oder die volle, gegliederte, durch mancherlei Diſſonanzen hindurch ſich entwickelnde Melodie der Bildung; und Niemand wird bezweifeln, daß die letztere die höhere Schönheit bietet, und daß die Cultur nicht nur ein umſtändlicheres Mittel iſt, um unter verſchobenen Bedingungen die Genußgröße des Naturzuſtandes wieder möglich zu machen, ſondern daß vielmehr ſie erſt die Kraft iſt, welche den vollen Werth und das volle Glück jedes einzelnen ſittlichen Verhältniſſes zur Blüthe entfaltet.

Nur wenige einfache Bemerkungen habe ich dieſem Gegenſtande hinzuzufügen. Ich will hier nicht auf die Frage nach der erſten Entſtehung der Cultur eingehen; welche beſtimmten Veranlaſſungen theils in dem Geiſte der Einzelnen und der Völker, theils in den äußern Umſtänden den Trieb zum Fortſchritt erweckten und lenkten, welche andern Hinderniſſe bald die Lebenslage bald auf räthſelhaftere Weiſe das eigene Naturell der Nationen entweder der Entwicklung überhaupt, oder einzelnen Richtungen derſelben entgegenſetzten, das wird zu großem Theil uns ſtets unbekannt bleiben, und was davon

klar werden will, überlaſſen wir der ſpätern Betrachtung der Geſchichte. Es iſt ebenſo wenig hier meine Abſicht, einen Vergleich zwiſchen den verſchiedenen Culturepochen zu ziehen, welche die Menſchheit bisher erlebt hat, obgleich dieſer Verſuch zu einer auch hier ſchon nützlichen Vorſicht in manchen Behauptungen ermahnen könnte. Denn er würde uns zunächſt auf die früher gemachte Bemerkung zurückführen, daß nicht immer ein deutlicher Fortſchritt im Wiſſen und Können und in allem äußern Zubehör des Lebens zugleich eine augenblickliche Vermehrung der wahren Güter des Lebens herbeibringt, zu deren Gunſten doch alle Mühe der Bildung überhaupt aufgewandt wird. Mit der Steigerung der Cultur und ihrer Macht über die Außenwelt entſpinnen ſich zwar überall neue Verhältniſſe mit neuen Quellen des Genuſſes; aber die damit verbundene Veränderung der geſelligen Zuſtände vernichtet unvermeidlich auch manche althergebrachte Lebensform, zu deren eigenthümlichem Glück und Werth die Wirklichkeit nie mehr, ſondern nur die Poeſie noch einen Zugang findet. Ob wir dies zu bedauern haben, oder ob im Ganzen unſerer Geſchicke überall das Gute nur dem Beſſern weicht, iſt eine Frage, deren Beantwortung wir nur in der Betrachtung der geſchichtlichen Schickſale des menſchlichen Geſchlechtes ſuchen können. Aber der Werth der Cultur überhaupt im Gegenſatz zu jenen Naturzuſtänden, die wir bald als den Stand der Unſchuld, bald als Barbarei bezeichnen zu müſſen glauben, wird hierdurch nicht in Frage geſtellt. Und obgleich eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen beiden überhaupt nur möglich wäre, wenn wir eine nirgends verwirklichte vollkommene Humanität einer völligen Verthierung entgegenſetzten, ſo werden ſich doch einzelne Züge der Lebensordnung hervorheben laſſen, auf deren Gegenwart überall das Gute jeder Cultur, und auf deren mehr oder weniger organiſirter Verbindung zu einer ineinandergreifenden Gliederung der Vorzug der einen Stufe der Ausbildung vor der andern beruht.

Der Menſch bedarf es zunächſt, durch Heimat, Eigenthum und Wirkungskreis an ſeine beſtimmte Stelle in dem Zuſammenhange der Welt geſtellt zu ſein; er bedarf es ferner, nicht nur zufällige

Begegnungen mit Andern ſeines Gleichen zu erfahren, ſondern mit Einem wenigſtens in einer dauernden Gemeinſchaft des Lebens zu ſtehen, die dem Ganzen ſeiner Perſönlichkeit Verſtändniß und Theilnahme ſichert; dieſe enge Gruppe der Familie bedarf es weiter, daß um ſie ſich der umfaſſendere Hintergrund einer Geſellſchaft ausdehne, an deren gemeinſchaftlicher Ueberzeugung, Sitte und Rechtsbildung ihr eignes Leben und Streben gemeſſen und von der ſie, wie von ihrem Allgemeinen, getragen, unterſtützt und gerichtet wird; überall endlich iſt es unvermeidlich, daß der Geiſt eben dieſer Geſellſchaft ihr Geſammtleben und das Daſein jedes Einzelnen theils durch das Bewußtſein einer irdiſchen Geſchichte mit Vergangenheit und Zukunft verknüpfe, theils durch einen gemeinſamen religiöſen Glauben die Summe des Erdenlebens an den noch umfaſſenderen Zuſammenhang einer Weltgeſchichte ankette.

Nicht einmal die Thiere ſchwärmen völlig heimatlos über die Oberfläche der Erde umher; auch wo ein weiter Landſtrich ihnen die Mittel ihrer Exiſtenz überall gleich hinreichend darbietet, beſchränken ſie doch ihre Beweglichkeit auf ein begrenztes Revier, über welches ſie nicht der eigne Trieb, ſondern nur Gewalt oder ungewöhnliche Ereigniſſe hinausführen. Es iſt als genöſſe jedes Gemüth nur dann Ruhe und Behagen, wenn es ſich ſelbſt nicht in einer raſtlos veränderlichen Fülle neuer Eindrücke verloren gehen fühlt, ſondern wenn um das beſtändige Bild einer vertraut gewordenen Umgebung ſich die entferntere Mannigfaltigkeit der Welt in abnehmender Klarheit gruppirt. In dem Menſchen hält der Luſt am Abenteuer, die ihn leichter als das Thier über dieſe Selbſtbeſchränkung hinaustreiben würde, ein anderer tieferer Drang das Gegengewicht: der Drang des handelnden Geiſtes, der die Ergebniſſe ſeiner Thätigkeit nicht in der Flucht veränderlicher Objecte, an die er ſie verſchwendet, mit verſchwinden, ſondern ſie an beſtändigen Gegenſtänden ſeiner Arbeit allmählig ſich ſammeln und zu dem anſchaulichen Bilde eines zuſammenhängenden Lebensgewinnes ſich verknüpfen ſehen will.

Die natürlichen Verhältniſſe begünſtigen oder hindern dieſe Neigung in verſchiedenen Graden. Wo die üppige Fülle der

Thierwelt und die Nothwendigkeit, ſich ihrer Angriffe zu erwehren, den noch heimatloſen Menſchen zunächſt zu der Lebensweiſe des Jägers drängt, findet der Anfang höherer Geſittung mehr verzögernde Hinderniſſe als ſchnelle Förderung. Die Nöthigung, dem unſtäten Wilde zu folgen, läßt an die Stelle der eigentlichen Heimat nur die weitläufigere Vorſtellung eines Jagdgrundes treten, und die Leichtigkeit, mit welcher die gemachte Beute nach geringer Zubereitung die natürlichen Bedürfniſſe befriedigt, ſo wie die Spurloſigkeit, mit welcher die Frucht aller Anſtrengungen bei dieſem Leben von der Hand in den Mund verſchwindet, läßt keinen Gedanken an die Aufſammlung des Gethanen zu einem abgeſchloſſenen Lebenswerke, oder an eine Lebensführung entſtehen, welche die zerſtreuten Anwandelungen des Handelns zu einem planvollen Ganzen der Entwicklung verknüpfte. Hinterliſtige Geduld und leidenſchaftliche Wuth des Angriffes ſind die beiden Fähigkeiten, die dieſes Leben abwechſelnd verlangt und übt; beide der höhern menſchlichen Geſittung wenig förderlich. Nur die Ruhe, mit welcher der Indianer Nordamerika's der Rede des Andern ohne Unterbrechung lauſcht, und der paſſive Muth, den er im Leiden bewährt, ſind nützliche Elemente, welche die Schule dieſer wilden Lebensweiſe ausbildete, indem ſie zahlloſes Ungemach und Mißgeſchick ruhig auszuhalten nöthigte, und ſchon früh lehrte, ſchweigſam und zurückhaltend auch jede Bewegung des Jaguars oder des Büffels abzuwarten, ohne durch ihre Unterbrechung ſich ſelbſt zu früh zu verrathen. Wenn endlich nicht andere unvertilgbare Triebe der menſchlichen Natur zu einigem Zuſammenſchluß der Einzelnen drängten, ſo würde in der Eigenthümlichkeit dieſer Lebensweiſe wenig liegen, was die heimatloſen Jäger zu geſelliger Vereinigung und zur Ausbildung eines menſchlichen Verkehres führen könnte; zu gleichförmig ſind die Beſchäftigungen aller, als daß der Eine in dem Andern eine eigenthümliche Ergänzung ſeines eignen Wiſſens und Könnens ſuchen möchte.

Die Lebensweiſe der Hirtenvölker bringt etwas günſtigere Bedingungen der Entwicklung mit ſich. Sie kann nicht ganz der Tapferkeit und Rüſtigkeit zum Schutze ihrer Heerden entbehren;

aber ſie iſt doch nicht auf Vernichtung, ſondern auf Pflege des thieriſchen Lebens gegründet; ſo wird ſie neben einer nicht unmuthig lauernden, ſondern ruhig ausharrenden Geduld mancherlei vorausſehende und vorausſorgende Gedanken erwecken und bei der wachſenden Mannigfaltigkeit der Bedürfniſſe zu dem Anfange einer Arbeitstheilung zwiſchen einer kleinen Geſellſchaft einander unterſtützender Hände führen. An die Stelle einer plötzlichen Abwechſelung von völlig thatloſer Muße und erſchöpfender Anſtrengung, wie ſie dem Jägerleben gewöhnlich iſt, tritt eine ſtetige Reihenfolge einander ablöſender und auf einander berechneter Geſchäfte; an die Stelle der Vereinzelung ein Zuſammenleben, in welchem die Beziehungen zu dem gemeinſchaftlichen oder geſonderten Eigenthum, mit deſſen Verwaltung alle beſchäftigt ſind, von ſelbſt einfache Unterſcheidungen der geſelligen Geltung hervorbringen. So entſtehen mit dieſem beweglichen Beſitz die erſten Anfänge zweier dem Jägerleben fremden Begriffe: der Oekonomie und der Geſellſchaft. Zwar nicht nothwendig feſte Niederlaſſungen, aber doch Niederlaſſungen überhaupt, und auf längere Zeit, werden unentbehrlich, und wenn auch die Gewohnheit, die Heerden nur durch Abweidung der Triften zu nähren, zu einem periodiſchen Wechſel der Aufenthalte nöthigt, ſo wird doch immer die Rückkehr zu bekannten Plätzen dem ungewiſſen Schweifen in die Ferne vorgezogen. So verſchmilzt das Gemüth mehr und mehr mit dem Lande, deſſen Umkreis nun erſt zur Heimat zu werden anfängt, an deſſen Quellen, Hügel und Haine ſich nun eine geordnete Erinnerung des früher Erlebten anzuknüpfen beginnt, und das nicht mehr blos als Schauplatz erfahrner Abenteuer, ſondern einer zuſammenhängend geleiſteten Arbeit den orientirenden Hintergrund aller Phantaſien bildet. Gleichwohl wird das Hirtenleben an ſich allein nicht überall jene ſchönen Anfänge der Cultur hervorbringen, die uns an einigen ſeiner Beiſpiele erfreuen. Theils die Natur und Leiſtungsfähigkeit der gezähmten Thiere, die Art ihrer Abwartung und der Grad ihrer Anſchließung an den Menſchen, theils die klimatiſche und ſociale Umgebung, in der dies Leben geführt wird, endlich die unberechenbare Eigenthümlichkeit des nationalen Naturells

modificiren ſehr die Höhe ſeiner Entwicklung. Die Hirtenvölker der Polargegenden, durch die Ungunſt der Natur gedrückt und durch weite Räume von der Berührung mit einer anders gearteten und höheren Civiliſation abgeſchnitten, bieten ein kümmerliches Bild neben dem Leben der ſemitiſchen Patriarchen, in deſſen einfacher Hoheit wir doch deutlich die Spuren eines Wechſelverkehrs und ziemlich mannigfacher Berührungen mit der Cultur ſeßhafter Nationen wahrnehmen. Nicht allein, daß ein beginnender Handelsaustauſch die Erzeugniſſe fremdartiger Induſtrie den Hirten zur Erleichterung und Ausſchmückung ihres Daſeins zuführt: ſchon das bloße Wiſſen darum, daß außerhalb ihres unmittelbaren Geſichtskreiſes ſich noch anderes menſchliche Leben in andern Formen und Gewohnheiten bewegt, muß die Anſchauungen und Gedanken über jene Monotonie hinaus erweitern, die in abgeſchloſſeneren Stämmen durch den Mangel des Begriffs einer menſchlichen Geſellſchaft entſteht. Denn allerdings fehlt dieſer Begriff da noch, wo eine ſelbſt größere Vereinigung von Familien doch in jeder derſelben nur dieſelbe Lebensweiſe, denſelben Beruf und dieſelbe kleine Organiſation des Haushaltes wiederholt.

Den eigentlichen Beginn einer höheren menſchlichen Sittigung hat ſchon das Alterthum mit einem friſcheren Nachgefühl, als wir es beſitzen können, überall in der Wendung des nomadiſchen Lebens zur ſeßhaften Niederlaſſung gefunden. Zu ihr mußte nothwendig das Bedürfniß führen, die Mittel des Unterhaltes aus der ergiebigeren und gleichmäßiger fließenden Quelle des vegetabiliſchen Lebens zu ziehen. Nur eine üppige tropiſche Landſchaft gewährt jedoch alle dieſe Mittel mühelos und in weitverbreiteter Fülle; und eben in dieſen Gegenden würde der Menſch am vollſtändigſten ein Paraſit ſeiner brottragenden Baumwelt geblieben ſein, wenn nicht wenigſtens der Trieb zu geſelligem Lebensgenuß und manche feſſellos aufglühende ſinnliche Begierde in der dicht aufwachſenden und ſich gegenſeitig drängenden Bevölkerung eine nothdürftige Ordnung des Zuſammenlebens geſtiftet oder durch deren gewaltſame Unterbrechungen dem Leben wenigſtens einen leidenſchaftlichen Inhalt gegeben hätte. Wo

die ſegenſpendenden Pflanzen ſparſamer vertheilt ſind, bezeichnen ihre zerſtreuten Gruppen auch die Wohnſtätten des menſchlichen Lebens, das an ihrem Fuße ſich anſiedelt, aber eine zuſammenhängende Cultur entwickelt ſich doch erſt da, wo die Natur die Arbeit vor den Genuß geſetzt hat. Die Wohlthaten, welche die Pflanzenwelt in dem Wuchſe der Banane, des Brotbaumes, der Dattel und der Kokospalme dem Menſchengeſchlecht erzeigt, werden gewiß nicht gedankenlos von ihm hingenommen, und die Phantaſie der Völker, die von ihnen zehren, iſt empfindſam genug, um mit dankbarer Verehrung an ihre großartigen Bilder die erwachenden poetiſchen Reflexionen ihres einfachen Lebens zu knüpfen. Aber dieſen Anregungen weit überlegen iſt die gemüthbildende Kraft, die überall von den mannigfachen Geſchäften des Anbaues der Cerealien ausgeht. Es iſt die eigene Kraft und Anſtrengung, welche der ackerbauende Menſch zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe einſetzen muß; Natur und Boden, mit denen er verkehrt, laſſen ſich ihre Gaben weder abſchwindeln, noch bieten ſie dieſelben freiwillig dar, aber ſie gewähren ſie dem unabläſſigen und genauen Fleiße. Die nothwendige Beachtung vieler kleinen Bedingungen, die alle den Erfolg ſichern helfen, die Unerläßlichkeit einer beſtimmten Reihenfolge von Geſchäften, welche weder die Willkühr umkehren, noch der leichtſinnige Uebermuth ſich erſparen kann, die Geduld nicht nur im Kampfe mit Wetter und Jahreszeit, ſondern auch im Abwarten des langſamen Reifens, das keine Haſt der Begierde zu beſchleunigen vermag, der Anblick endlich der Gleichförmigkeit, mit welcher im Ganzen das Werk der natürlichen Kräfte fortſchreitet: alle dieſe Dinge lehren den Geiſt, ſich aufgenommen und mit verwickelt zu fühlen in einen treuen folgerichtigen und vielverzweigten Zuſammenhang der Naturgeſetzlichkeit, und ſie werden nicht verfehlen auch in dem ärmlichſten Gemüth das Bewußtſein zu erzeugen, wie nothwendig zum Gelingen jedes Werkes die Vollſtändigkeit einer zuſammenhängenden formalen Vermittlung iſt, und wie wenig ein aus dem Stegreif geführtes Leben auf Erfolg und Befriedigung rechnen darf.

Mit den wachſenden Mühen des Feldbaues iſt nun die Gründung

der nicht mehr beweglichen, ſondern feſten Niederlaſſung verbunden, und mit ihr zuerſt iſt der Menſch zu der Natur in ein Verhältniß beziehungsreichen Gegenſatzes getreten, auf welchem alle ſpäteren Fortſchritte ſeiner Bildung beruhen. Denn in der That iſt nicht die Feſſelung an den Erdboden, die an dem ſeßhaften Leben zunächſt ins Auge fällt, das Ueberwiegende an dieſem Verhältniß und nur mit wenigem Recht mag der freihinſchweifende Nomade auf dieſe Gefangenſchaft verachtend herabſehen; er ſelbſt ſteht vielmehr in einer weit größeren Abhängigkeit der Natur gegenüber, zu deren Scenerie er faſt eben ſo ſehr als die Heerde gehört, die er führt, oder als das Wild, welches er verfolgt. Die Wände des Hauſes dagegen, innerhalb deren der Menſch beginnt, theils in müßiger Zeit, abgeſchloſſen von allen äußern Eindrücken, das heimlich zuſammengedrängte Leben der Familie zu genießen, theils die techniſchen Hilfsmittel vorzubereiten, mit denen er dann wieder in die weite Umgebung hinaustreten und ihre Erzeugniſſe ernten und bearbeiten wird: dieſe Wände befreien ihn weit kräftiger von der Außenwelt, als den Nomaden die flüchtige Eile, die wohl raſtlos Ort mit Ort vertauſcht, ohne den Zugang zu einer inneren Welt anderswo, als eben wieder am Ende der Bahn in dem ſtillen Inneren des Zeltes aufzufinden. Die Wände des Hauſes umſchließen ein neues Reich menſchlichen Dichtens und Trachtens; in ihnen findet das neue aufwachſende Geſchlecht eine Umfriedigung ſeines Daſeins, erfüllt mit den Erinnerungszeichen der Vorfahren, mit deren dahingegangenen Geſtalten jetzt zum erſten Male das gegenwärtige Leben ſich in einer unabgebrochenen Gemeinſchaft fühlt, und zu deren nachgelaſſener Arbeit jede Generation hinzubauend, umgeſtaltend und fortführend, ihren Beitrag hinzuzufügen vermag. Aber wie unnöthig würde es ſein, die Stimmungen und Gefühle zu ſchildern, die Jeden bei dem Namen des Hauſes ergreifen und die noch jetzt in ihrer ganzen Friſche ſich bei der Gründung jeder feſten Niederlaſſung wiederholen, die beſtimmt iſt, auf ungerechnete Zeiten hinaus der anſchauliche Uebungsplatz einer ineinander verſchlungenen Reihenfolge menſchlicher Freuden, Leiden, Hoffnungen

und Erinnerungen zu werden. Genug, daß in der beginnenden Cultur der Gegensatz der geistigen Welt zur Natur zuerst und in seiner ausdrucksvollsten Anschaulichkeit als der Gegensatz der Häuslichkeit gegen die Unbegrenztheit der Außenwelt zur Erscheinung kam.

Auch in unserem gegenwärtigen Leben, in welchem der vielverzweigte Zusammenhang geistiger Interessen das Verhältniß zur Natur vielfach verdunkelt, können wir leicht bemerken, welchen bedeutenden Einfluß die anschauliche Ausprägung unserer Bestrebungen in äußerlichen Werken auf unser Gemüth ausübt. Der Arbeiter, der ein Werk seiner Hände gestaltet, und dem nicht andere Mängel der socialen Einrichtung die Freude daran schmälern, bewahrt fast überall eine gleichmüthigere und zufriedenere Stimmung, als der Forscher, der sich beständig in einer übersinnlichen Welt nur intellectueller Angelegenheiten bewegt. Wohl mag für lange Kämpfe der Augenblick entschädigen, in welchem ihr Ergebniß die Gestalt eines künstlerisch abschließbaren Resultates erreicht; aber selten ist doch dieses Resultat selbst so zweifellos und in sich vollendet, wie das äußerliche Werk, das mit allen seinen Vorzügen und Mängeln völlig beurtheilbar und gewiß vor unsern Augen steht, und dessen Entstehen selbst in jedem Augenblicke die anschauliche Einsicht in die Ueberwindung der einzelnen Schwierigkeiten gewährte. Um so mehr muß im Anfang der Cultur, wie es ja noch im Beginn jedes individuellen Lebens geschieht, das Selbstgefühl ein fröhliches Erwachen feiern, sobald es in seinen Erstlingswerken sein inneres Dichten und Trachten in der Gestalt eines von ihm geschaffenen, nun fertig dastehenden Werkes verkörpert sieht. Jedes Geräth, das der Mensch gebaut hat, ist ihm die Ausprägung eines seiner Gedanken geworden und er sieht in ihm zugleich die künftige Leistung, die Macht, mit welcher der eigne Geist jetzt kräftiger und umfassender als mit den bloßen Hilfsmitteln seiner körperlichen Organisation auf die Außenwelt einzuwirken befähigt ist. Dieses tiefe Bedürfniß, unser Leben in einer durch uns umgestalteten Umgebung widerscheinen zu sehen, beherrscht unsere Schritte überall. Nicht nur Haus und Hof sollen die Geschichten der vergangenen Thätigkeit und die Mittel der künf-

tigen uns vor Augen ſtellen; auch wo es geiſtigeren Intereſſen gilt, denen keine räumliche Erſcheinung genügend entſprechen kann, lieben wir wenigſtens eine beſtimmte Stätte als den Mittelpunkt zu bezeichnen, von welchem aus immer dieſelbe menſchliche Thätigkeit ihren Ausgang nimmt. Es iſt wahr, daß Gott uns überall nahe iſt, aber jeder früheſte Anfang der Cultur gründet doch örtliche, beſtändige Heiligthümer und Altäre und will nur da vorzugsweiſe beten, wo er durch die Gebete ſeiner Vorfahren und durch die gemeinſchaftliche Andacht ſeiner Mitwelt eine Stelle der Erde vorzüglich geheiligt fühlt. Nicht das drängende Bedürfniß des Lebensunterhaltes allein führt zur Gründung der feſten Niederlaſſung, ſondern mit dem Hauſe zugleich wird die ganze Umgebung in dieſen geiſtigen Beſitz genommen, oder eben das geiſtige Leben vielmehr zu örtlicher Erſcheinung gebracht.

Mit der Stiftung eines beſtändigen Wirkungskreiſes und ſeines Mittelpunktes erlangen auch die übrigen ſittlichen Verhältniſſe die erſte Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung. Der Verkehr der beiden Geſchlechter kann in dem wilden Jägerleben kaum eine tiefere Bedeutung gewinnen, als die, welche wir ihn wirklich erreichen ſehen. Eine beſtändige Theilnahme an den Anſtrengungen des Mannes macht dem Weibe die Natur unmöglich, und wäre ſie möglich, ſo würde ſie doch nur eine Genoſſenſchaft ſein, die dem verſchiedenen geiſtigen Naturell beider ſehr geringe Gelegenheit zur Entfaltung ſeiner Eigenthümlichkeiten gäbe. Dieſes Leben iſt zu arm und bietet zu wenige das Gemüth berührende gemeinſame Erlebniſſe und bei ſeinem Mangel an zu verwaltendem Beſitz zu wenig gemeinſchaftliche Sorge und Arbeit, als daß die männliche Kraft in der weiblichen Seele eine weſentliche Ergänzung ihrer eignen Unzulänglichkeit ſehen könnte. Auch die übrigen Familienbande leiden unter dieſer Abweſenheit eines Lebenszweckes. So wie in der Thierwelt eine aufopferungsfähige Liebe der Aeltern das junge Leben umgibt und dann raſch erkaltet, wenn deſſen Hilfsbedürftigkeit abnimmt, ſo zeigt allerdings auch dieſer Naturzuſtand der Menſchheit ergreifende Beiſpiele der Hingabe der Aeltern für die Kinder, aber auch die leichte Lös-

barkeit dieſes Verhältniſſes nach erreichter körperlicher Ausbildung der letztern. In der That, wo keine ſpätere Generation die Arbeit der früheren zur Fortführung übernimmt, ſondern jede wie atomiſtiſch vereinzelt und von vorn anfangend ſich wieder an die allgemeine Natur wendet, um ihre Bedürfniſſe auf längſt bekannten Wegen zu befriedigen, da fehlt begreiflich jenes Ineinanderverwachſen der Seelen mit ihren gemeinſamen Lebensintereſſen und doch individuell verſchiedenen Charakteren und Phantaſierichtungen, jene Gemeinſchaftlichkeit und zugleich jener Widerſtreit der Wünſche, Hoffnungen und Befürchtungen, welche in der Welt der Cultur aus den natürlichen Banden des Blutes erſt eine ſittliche Zuſammengehörigkeit der Herzen entwickeln. Man hat oft beobachtet, wie leicht und leidlos ſich der Indianer auf ewig von ſeinen Aeltern trennt; die Bedeutſamkeit und Schönheit des geſchwiſterlichen Verhältniſſes aber rührt noch viel weniger das Gemüth des Naturmenſchen.

Ich könnte fortfahren und an dem Hirtenleben die höhere Bedeutung rühmen, die in den Familienbanden empfunden wird, die freiere Stellung des Weibes, das aus der Dienerin zur Lebensgenoſſin des Mannes erhoben iſt, die Freude an der Fortführung der Stammtafeln, die in ununterbrochenem Zuſammenhang das einzelne Mitglied einer allmählig angewachſenen Gemeinſchaft ſeiner Zugehörigkeit zu Altvorderen verſichern, um deren Namen die wohlgepflegte Tradition hervorragender Thaten und Ereigniſſe ihren Glanz verbreitet hat. Aber in der That gehören dieſe ſchönen Anfänge der Cultur doch auch nur wenigen begünſtigten Stämmen und vor allen jener ſemitiſchen Vorzeit, in die wir wie in den Spiegel der reinſten und urſprünglichſten Menſchenentwicklung hineinzublicken gewohnt ſind. Sie zeigen ſich ſehr vermindert und mit weit geringerer Tiefe des Gemüthes in den kriegeriſchen Hirtenvölkern, die noch jetzt die Wüſten und Steppen der alten Welt beleben, und ſie verſchwinden faſt ganz in der unpoetiſchen Verwilderung der Polarnationen. Eine umfaſſendere ethnographiſche Vergleichung, als ſie uns jetzt hier erlaubt iſt, würde uns deutlicher machen, wie wenig die erreichte Höhe der Ausbildung von den verſchiedenen

Lebensweiſen, die wir hier ins Auge faſſen wollten, allein abhängt; wie bedeutend vielmehr die unerklärte Verſchiedenheit der geiſtigen Begabung, die den einzelnen Stämmen der Menſchheit zu Theil geworden iſt, unter ſonſt ähnlichen Bedingungen zum Auseinanderweichen ihrer Bildungsgänge führt; manches überdies, was wir geneigt wären, als ziemlich unmittelbare Wirkung der durch die äußern Umgebungen bedingten Lebensweiſe zu betrachten, iſt vielleicht Nachklang einer zu Grunde gegangenen oder Reflex einer anderswo beſtehenden Cultur, mit welcher der hiſtoriſche Lauf der Ereigniſſe auch einen ſcheinbar iſolirt ſich entwickelnden Stamm doch in fruchtbare Beziehungen gebracht hat. Mag nun die geſchichtliche Betrachtung dieſe zuſammenwirkenden Einflüſſe zu ſondern ſuchen; wenn es dagegen nur gilt, den ſittlichen Werth von Lebensformen zu beurtheilen, auf denen auch die Cultur der Gegenwart noch beruht, ſo werden wir nicht zweifeln, daß die ſeßhafte Niederlaſſung und der Wirkungskreis, der ſich in Haus und Hof eröffnet, die feſte Grundlage eines geſchloſſenen Familienlebens und mittelbar durch dieſes auch die Baſis der größeren geſellſchaftlichen Ordnung bildet. Es liegt freilich weder als eine Möglichkeit im Laufe der Dinge, noch als ein unabweisbares Bedürfniß in der menſchlichen Natur, daß eine und dieſelbe feſte Heimat die allmählig anwachſenden Geſchlechter dauernd beherberge, die in ihr geboren wurden, oder daß die Bande der Verwandtſchaft, welche die zahlreich gewordene Nachkommenſchaft mit ihren Vorvätern und unter einander verknüpfen, ins Unendliche hin der Erinnerung klar und gegenwärtig bleiben. Großältern und Enkel verbindet noch eine ſtarke natürliche Zuſammengehörigkeit, aber über die dritte Generation hinaus und entſprechend in der wachſenden Seitenverbreitung der Verſchwägerung gehen dieſe Gefühle der Blutsverwandtſchaft raſch in ein allgemeineres Intereſſe zurück, das nur noch der Menſch am Menſchen, oder der Landsmann am Landsmanne nimmt. Aber dies vernichtet nicht den Zauber, den über das Gemüth die mögliche Rückerinnerung an eine ſeit Jahrhunderten ſich fortſetzende Reihe von Generationen, als deren letzte Glieder wir uns wiſſen, immer ausüben wird; wie

jedoch dieſe Tradition nur unter Vorausſetzung eines ſchon ſtark gewordenen Culturgefühls möglich iſt, ſo liegt ihr Werth auch nur entweder in dem Bewußtſein einer überkommenen hiſtoriſchen Aufgabe, die fortzuführen iſt, oder in der Reflexion über die Verknüpfung menſchlicher Schickſale, die hier mit Deutlichkeit an einer einzelnen ſich fortſpinnenden Kette verfolgt werden mag, während die allgemeine Geſchichte über der Betrachtung des Geſammtgeſchlechtes die einzelnen Fäden aus dem Auge verliert. Nur Wenigen kann dieſer Rückblick und das Glück vergönnt ſein, in einem alten Stammſitz unter den Denkmälern der Vorfahren zu weilen; den Meiſten wird eine vorübergehende Häuslichkeit der Aeltern die Stelle eines angeſtammten Grundbeſitzes vertreten. Aber auch zu ſolchem Vaterhauſe kehrt die Phantaſie gern aus dem bewegten Leben zurück, und nach der Zerſtreuung der Familie, wenn mit der erſchwerten gegenſeitigen Ueberſicht der auseinandergehenden Lebensbahnen ihrer Glieder das Gefühl ihrer Verbindung ſich abſchwächt, bezeugt eben die Rückſehnſucht nach dem tiefempfundenen einſtigen Glücke der häuslichen Vereinigung den Werth, den auch in unſern Culturverhältniſſen die feſte Anſiedelung der Familie beſitzt. Dieſe Zerſtreuung ſelbſt aber wird gemildert durch die mehr und mehr hervortretende Bedeutung der Geſellſchaft, die, je vollendeter und reicher ihre innere Gliederung wird, um ſo zahlreicher andere ſittliche Verhältniſſe zwiſchen den Einzelnen erzeugt, deren Werth den Banden der Verwandtſchaft gleichkommt und in einzelnen Fällen ſie zu überwiegen anfängt. Doch bedarf es kaum eines Beweiſes, daß die ſittliche Kraft dieſer geſelligen Beziehungen ſelbſt auf dem Grunde des häuslichen Familienlebens wurzelt, und daß jede ſcheinbar excentriſche Lebensbahn im Stillen um dieſen Mittelpunkt gravitirt und ihren menſchlichen Werth darin hat, daß ſie aus jenem Leben entſprang, in ihm endet oder für eine Gemeinſchaft wenigſtens arbeitet, die auf ihm beruht.

Wenn nicht ſchon der natürliche Lauf der Dinge aus dem einzelnen Stammpaar eine ſich erweiternde Geſellſchaft erzeugte, oder in der gegenwärtigen Welt jeden ohne ſein Zuthun in der Mitte einer

ſchon beſtehenden Geſellſchaft entſtehen ließe, ſo würde zur völligen Entwicklung der Humanität und zur Befriedigung aller Bedürfniſſe ſeines Gemüthes jenes einzelne Paar ſich dieſen größeren beſeelten Hintergrund ſeines Lebens erſehnen müſſen. Ich bezweifle nicht, daß die kleinſte Hütte Raum hat für glücklich Liebende; aber wir können gewiß ſein, daß ohne Erinnerung an eine Geſellſchaft, deren bildenden Einfluß ſie vor ihrer Iſolirung erfuhren, und ohne Rückkehr in dieſen lebendigen Kreis das Glück ihrer Liebe nicht weſentlich größer ſein würde, als es den Waldindianern zufällt, deren melancholiſche Paare einſiedleriſch und ſtumm in Aufſuchung und Genuß der täglichen Bedürfniſſe neben einander hingehen. Das Drama des Lebens fällt zu inhaltlos aus, wenn nur zwei Perſonen es ſpielen; ſie bedürfen wenigſtens des Chores, der ihnen die unendliche Fülle menſchlicher Intereſſen gegenwärtig erhält, von denen ihre eigenen wechſelſeitigen Beziehungen doch immer nur einen kleinen Theil zum Bewußtſein bringen. Man iſt nicht zufriedengeſtellt durch das einſame Zuſammenleben mit einem Zweiten; man will ihn in ſeinem Verhalten zu einem Dritten beobachten und ſich ſelbſt von ihm in dem eigenen Verhalten zu dieſem Dritten beobachtet wiſſen; man will endlich, daß das eigene Wechſelwirken von einer beſeelten Umgebung geſehen und anerkannt werde, und völlig unbekannt genießen gilt faſt ſo viel als nicht ſein. Dieſes Bedürfniß geht durch unſer ganzes Leben; auch die beſcheidenſte Liebe will doch ihr Glück zuletzt zeigen; der Freund will vor fremden Augen ſtolz ſein können auf den Freund; nicht das Lob, das der Andere uns ertheilt, befriedigt uns ſo ſehr, als das Bewußtſein, mit ihm beladen vor einem Dritten zu erſcheinen; jedes künſtleriſche Streben bedarf der Anerkennung, und die entſagendſte wiſſenſchaftliche Thätigkeit, die zurückgezogen von der Mitwelt ſich in ſich ſelbſt verſenkt, rechnet im Stillen auf die unſichtbare Nachwelt und ihr Verſtändniß; nicht umſonſt endlich iſt zu allen Zeiten der beliebteſte Geſprächſtoff der Nebenmenſch; denn in der That Alles, was ſonſt im Himmel und auf der Erde iſt, kommt an unmittelbarem Intereſſe den Handlungen des Menſchen nicht gleich, in deren Betrachtung, Unterſuchung, Tadel

und Billigung wir unſerer eigenen Vorzüge, Mängel, Beſtrebungen und Ziele am meiſten bewußt werden können.

So lange nun in einer größeren Gemeinſchaft von Menſchen die Natur der Lebensweiſe eine völlige Gleichartigkeit der Zwecke und der Beſchäftigungen Aller unterhält, wird dieſe gegenſeitige Theilnahme an einander nicht ihre ganze bildende Kraft entfalten. Erſt die feſte Niederlaſſung und die auf den Ackerbau begründete Mannigfaltigkeit der Arbeiten führt zu einer wachſenden Verſchiedenheit der Berufe, deren eigenthümlicher Geiſt, ohne die allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften zu unterdrücken, doch den ganzen Menſchen ergreift und durchdringt. Ein doppelter Vortheil liegt hierin. Jede ausſchließlich gewählte Lebensarbeit bedingt einerſeits nicht nur eine gründlichere Kenntniß der Gegenſtände, denen ſie ſich widmet, und gewöhnt an eine größere Strenge formaler kunſtmäßiger Conſequenz in ihrer Behandlung, ſondern ſie eröffnet auch einen überſehbaren in ſich zuſammenhängenden Anſchauungskreis, innerhalb deſſen ſich allgemeine Wahrheiten um ſo überredender aufdrängen, an je ſpecielleren Beiſpielen ſie ſich anſchaulich und greiflich und der gewöhnlichen Beſchäftigung wie eingeboren aufdrängen. Man darf, um dies zu würdigen, nur an den Schatz der Sprüchwörter und der ſprüchwörtlichen Redensarten denken, in denen jedes Volk ſeine praktiſche Lebensweisheit niederzulegen pflegt; die ausdrucksvollſten von ihnen verrathen, daß ſie ihre allgemeine Wahrheit innerhalb eines beſtimmten Berufskreiſes von ſpeciellen nur hier vorkommenden Beiſpielen abſtrahirt haben. Anderſeits gibt jeder Beruf dem Gemüth ſein eigenthümliches Temperament, der Phantaſie ihre beſondere Richtung, der Weltauffaſſung ihre unterſcheidenden Standpunkte und Manieren der Beurtheilung, den Leidenſchaften und der ganzen Haltung des Menſchen ein zuſammenſtimmendes Sondergepräge; dadurch eben wird der Eine für den Andern nun ein Gegenſtand von größerem Intereſſe. Indem wir uns in das Studium einer uns ſo fremdartigen und von der unſeren abweichenden Erſcheinung vertiefen, tritt neben den unzähligen Einzelheiten, die unſere Theilnahme erregen, das allgemeine Menſchliche um ſo

klarer hervor und unſer ſittlicher Geſichtskreis erweitert ſich, ſobald wir die eigene individuelle Manier des Daſeins nicht mehr für die einzige denkbare oder löbliche zu halten berechtigt ſind. Aber da ſchon der Anfang der Odyſſee hervorhebt, was unſer moderner Reiſetrieb beſtätigt, welchen Werth es nämlich hat, vieler Menſchen Städte und Sinnesart kennen zu lernen, ſo bedarf dieſe Seite des bildenden Einfluſſes der Geſellſchaft keine weiteren Beweiſe. Im Gegentheil wollen wir der Gefahren gedenken, welche die immerweitergehende Mannigfaltigkeit der Lebensweiſen und ihr wechſelſeitiges Kundwerden für einander mit ſich bringt.

Welche Verengung des Gedankenlaufes, welche Verkümmerung der Empfänglichkeit für weſentliche menſchliche Intereſſen die Monotonie einer beſchränkten Berufsweiſe verurſachen kann, bedarf nur dieſer kurzen Erinnerung; aber auch das Nebeneinanderbeſtehen verſchiedener Lebensarten hat neben den Vortheilen ſeine Nachtheile. Je gleichförmiger die Beſchäftigung einer größern Geſellſchaft iſt, deſto leichter bildet ſich als Norm für alle ihre Verhältniſſe eine feſte, Alles in ihr Bereich ziehende Sitte, die, ſo lange ſie beſteht, zwar den Einzelnen faſt nur als ein Beiſpiel einer nationalen typiſchen Bildung dahinleben läßt, ihn aber doch auch dem Unglück des Zweifels und der ſittlichen Haltungsloſigkeit entzieht. Wo dagegen die Bildung eine mannigfaltigere Gliederung der Arbeit und der Lebensformen hervorgebracht hat, am meiſten, wo durch hiſtoriſche Conflicte die in ſich zuſammenhängenden Culturweiſen verſchiedenartiger Völker ſich miſchen, bietet ſich dem Gemüthe eine verwirrende Buntheit möglicher Exiſtenzarten dar, die ebenſo kräftig, wie ſie einerſeits die Intelligenz über die Beſchränktheit hergebrachter Vorurtheile erhebt, anderſeits auch die Haltbarkeit und Sicherheit aller ſittlichen Schranken erſchüttert. Die großen Völkermiſchungen, die mehrfach im Laufe der Geſchichte eingetreten ſind, bilden dadurch in gewiſſer Weiſe die intereſſanteſten Epochen der menſchlichen Entwicklung. Auf den Trümmern einer in ſich feſten und harmoniſchen Cultur regt ſich ahnungsvoll, ungebunden, mit Lebhaftigkeit nach allen Seiten hin ſuchend und durch den Mangel inneren Gleichge-

wichtes zu glänzenden Extravaganzen geneigt, die ihrer Wildheit zurückgegebene und doch durch den Einfluß der Vergangenheit vielfach angeregte Phantaſie der Menſchheit; aber wenn ſie buntfarbigere, wärmere und mannigfachere Erzeugniſſe hervorbringt, als in der Regel die Blüthezeit einer zum Gleichgewicht gekommenen, Ein Ideal ausſchließlich verfolgenden Cultur, ſo ſinken anderſeits dieſe Zeiten in ein Gemiſch naturwüchſiger Barbarei und einzelner naturwidrigen ſittlichen Uebertreibungen zurück. Man kann dieſe ſittlich auflöſende Kraft auch in der Gegenwart an allen den menſchlichen Wohnſtätten beobachten, in denen ſich große Gegenſätze der Cultur fortwährend berühren. Es iſt eine längſt gemachte richtige Bemerkung, wie verwirrend auf ſchwache Gemüther im Orient die Betrachtung ſo verſchiedener Stämme einwirken muß, die, weiß oder ſchwarz von Haut, freiheitſtolz oder knechtiſche Sklaven, hier zu dieſen, dort zu jenen Göttern beten, die einen die Treue der Ehe bewahren die andern die Freuden der Polygamie genießen; und es geht Alles; Alle befinden ſich auf ihre Weiſe wohl und es fährt nirgends ein Blitz vom Himmel, um zwiſchen dieſem Chaos der Meinungen zu richten.

Um aus einer nationalen Gewohnheit des Lebens in eine ſelbſtbewußtere Humanität überzugehen, muß die Bildung durch dieſe Gefahr des Skepticismus hindurch, und die Geſchichte wiederholt ſtets ihre Bemühungen, die Wechſelwirkung menſchlicher Geſchlechter zu ſteigern. Seltener werden die größeren Wanderungen der Einzelnen und der Völker durch den Mangel der einfachſten und natürlichſten Unterhaltsmittel des Lebens, öfter durch einen unruhig abenteuerlichen Drang, am häufigſten durch die Begierde nach Gegenſtänden hervorgerufen, deren unmittelbarer Werth für die menſchliche Natur gering iſt, und die nur theils durch Schönheit und Fremdartigkeit die Sinne und die Neugier locken, theils ſelbſt erſt im Laufe der Bildung durch Gewohnheit die Dringlichkeit nothwendiger Lebensreize erhalten. Schon die Dichter und Moraliſten des Alterthums haben von der Unerſättlichkeit des Menſchen geſprochen, die, von tauſend künſtlichen Bedürfniſſen geſtachelt, alle

natürlichen Beſchränkungen überfliege und in das Leben, das einfach und friedlich verlaufen könnte, die Unruhe und Gefahr fernhinzielender Unternehmungen bringe. Wie Vieles könnte dieſen Klagen die Gegenwart hinzufügen! Denn kein Reich der Natur iſt, das nicht durch Produkte, die es anbot, das Menſchengeſchlecht zu unabſehbarer Arbeit entflammte. Durch Gold und Edelgeſteine, durch Eiſen, Schwefel und Kohle lockte das Mineralreich und führte zur Entdeckung neuer Welttheile und zu einem Aufſchwung der Induſtrie, aus dem mittelbar unzählige andere menſchliche Thätigkeiten ihre Anregung und einen weiten Wirkungskreis gewannen. Durch ſeine nährenden Früchte belebte ſchon früh das Pflanzenreich den Handel, aber durch Zucker, Kaffee, Thee und die mannigfachen Gewürze, die man entbehren konnte, ſo lange man ſie nicht beſaß, hat es in weit höherem Maße den gewinnſüchtigen Unternehmungsgeiſt herausgefordert. Endlich hat das Thierreich durch den Walfiſch und durch das Pelzwerk der Vierfüßler des Nordens bis zu unwirthlichen Polarregionen den Muth und den Forſchungsgeiſt der Menſchen verlockt und durch das Geſpinnſt der unbedeutenden Seidenraupe gebildete Nationen früh zu gegenſeitigem Verkehr veranlaßt. Zu bekannt, als daß ſie mehr als einer Erwähnung bedürfte, iſt unſerer Zeit die Unermeßlichkeit der Einflüſſe, welche dieſe Anregungen auf die Entwicklung aller menſchlichen Kräfte ausgeübt haben. Ein Leben, welches mit der Befriedigung ſeiner natürlichſten Bedürfniſſe zufrieden geweſen wäre, würde wenig Veranlaſſung zur Fortbildung gefunden haben; der entbehrliche Luxus hingegen hat alle phyſiſchen und geiſtigen Kräfte zu äußerſter Anſpannung getrieben, und indem der Maßſtab der Anſtrengungen beſtändig wuchs, welche Hoffnung auf Erfolg gewährten, iſt in dieſem Dienſte die Wiſſenſchaft groß gewachſen, die Phantaſie des Menſchen hat unermeßliche bildende Beſchäftigung, der moraliſche Muth unzählbare Gelegenheiten ſeiner Bewährung unter neuen und eigenthümlichen Bedingungen gefunden.

Wir haben bisher die Cultur nur in Bezug auf die Güter des Lebens betrachtet, welche ſie erzeugt und dem Einzelnen darbietet;

je höher ſie ſteigt, um deſto mehr bedarf ſie auch äußerlich feſtgeſtellter Normen des Verhaltens der Einzelnen gegen einander und einer beſtimmt angeordneten Verwaltung, welche die zweckmäßigſte Befriedigung der Bedürfniſſe Aller durch das vorhandene oder das erringbare Quantum der Genußmittel ſichert. Die Geſellſchaft mit ihrer naturgemäß entſtandenen Sitte und Convenienz verwandelt ſich in den Staat, welcher kunſtgemäß und mit bewußter Berechnung die in dem Geiſte der Geſellſchaft lebendigen ſittlichen Ideen in die Einzelheiten ihrer vorgefundenen Lage als ordnende Principien hineinarbeiten, und in einem ſyſtematiſchen Ganzen von Rechten und Pflichten dem Gemüthe den geiſtigen Organismus, dem es ſich als Glied einzufügen hat, als eine ausgeprägte objective Wirklichkeit vorhalten ſoll. Es iſt nicht dieſes Ortes, ein Ideal der politiſchen Ordnung zu verzeichnen, eine Aufgabe, zu der wir erſt am Ende unſerer Betrachtungen zurückkehren werden; nur die Nothwendigkeit, ein ſolches Ideal in mehr oder minder glückenden Verſuchen zu verfolgen, und die unvermeidlichen Stellungen, in welche zu ihm nach dem Laufe der Welt der lebendige Einzelne tritt, haben wir kurz zu berühren. Es wird zwei beſtändige Conflicte geben, den einen zwiſchen der ſubjectiven Willkühr überhaupt und dem Gebundenſein durch eine objective Ordnung, den andern zwiſchen den Bedürfniſſen des Einzelnen und dem Mechanismus des politiſch geordneten Lebens, der ſie ihm nicht alle befriedigt.

So alt Staatenbildungen in der Welt ſind, ſo alt iſt auch der Druck, den ihre Inſtitutionen auf einzelne der Angehörigen ausüben; tadelnswerth überall da, wo dem Verdienſte und der aufſtrebenden Kraft geſetzlich der freie Raum zur Entfaltung und zur Erringung einer angemeſſenen Lebenslage verweigert wird, entſchuldbar da, wo außer der freien Eröffnung jeder Laufbahn die ſtaatlichen Einrichtungen nicht zugleich alle Hinderniſſe hinwegräumen, die ihrem Betreten theils die äußern Umſtände, theils die menſchliche Natur und ihre Schwächen und üblen Neigungen entgegenſtellen. Wir werden ſpäter doppelte Veranlaſſung haben, auf dieſe theils vermeidlichen, theils unvermeidlichen Mängel menſchlicher Einrichtungen zurück-

zukommen; nur ſo fern ſie den Zweifel an dem Glücke der Cultur überhaupt und die Rückſehnſucht nach einfachen Naturzuſtänden erregen, erwähnen wir ſie hier. Daß die wachſende Verſteinerung des Lebens nicht Allen in gleichem Maße zu Gute komme, und daß ein unbeſchränkter Genuß der phyſiſchen und geiſtigen Güter der Bildung nur ſehr wenigen Begünſtigten zu Theil werde, daß dagegen zu allen Zeiten ein großer Bruchtheil der Menſchheit weit unter dem Niveau der erreichbaren Bildung und ſehr entfernt von ihrem Genuſſe zurückbleibe, wird nicht in Abrede zu ziehen ſein. Um ſo irriger iſt der Wahn, daß unvermeidlich die Cultur, indem ſie jene Begünſtigten hebt, die Uebrigen unter das Maß des Lebensgenuſſes herabdrücke, das ihnen möglich wäre, wenn alle Schranken der verwickelten geſelligen Ordnung hinwegfielen. Das gereizte Gemüth des Leidenden vergißt dabei ſehr viele Wohlthaten, die ihm dieſe Ordnung erweiſt, und die, weil ſie nicht die greifbare Geſtalt eines Sonderbeſitzes annehmen, eben ſo leicht überſehen werden wie die Gegenwart der Luft, die um uns ruhend unſer Athmen möglich macht; er vergißt die Sicherheit ſeiner Perſon, den Rechtsſchutz, der doch auch ſeinen Anſprüchen zu Theil wird, die ihm offen ſtehenden Möglichkeiten der Bildung, die Benutzung, ja eben das Vorhandenſein ſelbſt, vieler geordneten und vorbereiteten Wege zum Verſuch, ſeine Kräfte für ſich ſelbſt nützlich zu verwenden. Er vergißt, daß dies alles, ebenſo wie die ganze Kenntniß der meiſten Güter, die ihm verſagt ſind, nur durch die von ihm geſcholtene Civiliſation möglich iſt, und daß anderſeits der einfache Naturzuſtand, in den er ſich zurückſehnt, in den meiſten Klimaten gar nicht, und in ſehr wenigen auch nur annähernd und auf die Dauer einem zahlreich gewordenen Menſchengeſchlecht dieſelbe Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe gewähren würde. Die Uebel der Armuth und des Elends, die wir ſo oft in betrübendem Gegenſatze zu dem dicht neben ihnen ſich entfaltenden Glanze des Reichthums finden, müſſen ohne Zweifel ernſtliche Beſtrebungen zur Verbeſſerung der ſocialen Einrichtungen anregen, aber ſie entkräften die Behauptung nicht, daß, wo nicht eigene Verſchuldung ihn daran hindert, Jeder, der auch nur in untergeordne-

ter und ungünſtiger Stellung einer civiliſirten Geſellſchaft angehört, nicht nur an einem unendlich reicheren Geiſtesleben Theil nimmt, ſondern auch die Möglichkeit einer materiellen Wohlfahrt hat, die ſeine eigne vereinzelte Kraft ihm nicht gewähren würde.

Auch den andern Conflict, den wir zuerſt nannten, berühren wir nur mit einem Worte. Der Druck, den die allgemeine Ordnung auf den Einzelnen ausübt, die Schranken, welche ſie ſeinen Launen, Phantaſien und Leidenſchaften entgegenſetzt, erregen das natürliche Gegenbeſtreben in ihm, entweder ſich dieſer gedrückten Lage zu entziehen, oder, wo dies nicht möglich iſt, jene Ordnung ſelbſt, die Urſache des Druckes, aufzuheben oder umzugeſtalten. Zu dem letztern Verſuche wird die Geſellſchaft ſich berechtigt fühlen, wenn ſie ſelbſt als Ganzes von ihren unpaſſend gewordenen Einrichtungen leidet. Und allerdings würde es ein leerer Formendienſt ſein, eine beſtehende Ordnung im Widerſtreit mit den Bedürfniſſen der Geſammtheit aufrecht halten zu wollen, zu deren ſyſtematiſcher Befriedigung ſie vorhanden iſt. Gleichwohl ſteht dieſe gegebene Ordnung nicht blos dem Einzelnen als eine berechtigte Schranke ſeiner individuellen Gelüſte entgegen, ſondern ſie kann in echt menſchlichem Sinne auch in die Willkühr der Geſammtheit nicht ſo vollſtändig geſtellt ſein, als wäre ſie das beliebige Erzeugniß ihrer Uebereinkunft. Die Statuten einer freiwillig zuſammengetretenen Geſellſchaft werden wohl für verbindlich geachtet von gewiſſenhaften Theilnehmern, aber Niemand ſieht ſie für heilig an; ja ſelbſt daß ſie für verbindlich gelten, dieſes Halten an Treu und Glauben, ſcheint mir nur in der Mitte einer civiliſirten Geſellſchaft möglich, die vorher gewohnt geweſen iſt, eine von ihrer Willkühr unabhängige verpflichtende Ordnung der Dinge zu achten. Eine große politiſche Gemeinſchaft iſt nun überall zum großen Theil ein Werk der Natur, oder vielmehr nicht der bloßen Natur, ſondern der von dem Einzelnen unabhängigen ſittlichen Weltordnung, auf deren Gebote eben das menſchliche Geſchlecht ſich in ſeinem Zuſammenleben beſinnt. Sie beruht einerſeits auf der Pietät gegen das, was die Vorfahren an menſchlicher Arbeit, an Humanität zu entwickeln begonnen haben, anderſeits auf

der ſorgenden Liebe für die Nachkommen, denen wir das empfangene Erbe zu erhalten und vermehrt zurückzulaſſen haben. Eine Menſchheit, welche Vergangenheit und Zukunft ganz vergeſſen und die Formen ihres Lebens rein zur Befriedigung der Gegenwart geſtalten wollte, würde ſich in nichts als in der größeren Zweckmäßigkeit ihrer Mittel von der Thierheit unterſcheiden. Obgleich daher gewiß der Mechanismus der civiliſirten Ordnung um der Geſellſchaft willen, nicht dieſe um jenes willen vorhanden iſt, ſo iſt doch die Geſellſchaft nicht der Summe aller in ihr gleichzeitig vorhandenen Einzelnen gleichzuſetzen. Selbſt wenn der unwahrſcheinliche Fall einer ausnahmsloſen Uebereinſtimmung Aller einträte, würden ſie dennoch nicht die Gemeinde bilden, die, ſittlich betrachtet, mit ſouveräner Willkühr über alle Formen ihres eignen Beſtehens beſtimmen dürfte; die dahingegangenen Geſchlechter und die, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, gehören als weſentliche Glieder mit zu dieſer Gemeinde. Nur dann iſt der Menſch wahrhaft Bürger eines Staates oder Weltbürger zu nennen, wenn er ſich eingeſchloſſen in dieſe unabgebrochene Kette zeitlicher Entwicklung der Humanität fühlt, beſchenkt mit unzähligen Gütern, die ihm die Vorzeit erwarb, und eben darum mit Leib und Leben dieſem geſchichtlichen Ganzen verpflichtet, ohne das ſeine eigne Exiſtenz undenkbar wäre, und deſſen angefangene Arbeit er durch ſeine Thätigkeit und Intelligenz fortzuentwickeln berufen iſt. Von dieſem Gefühl iſt zu allen Zeiten etwas in den Menſchen lebendig geweſen, aber die Betrachtung der Geſchichte wird uns lehren, wie ſelten das einſeitige Haften am Alten und die blinde leidenſchaftliche Neuerungsſucht ſich zu dieſem Werke wahrhafter Entwicklung mit Bewußtſein verbanden und wie viel häufiger es der unbewußt drängenden Nothwendigkeit der hiſtoriſchen Verhältniſſe überlaſſen wurde, den verweigerten oder verfehlten Fortſchritt allmählig zu erzeugen.

Der kurze Ueberblick über das menſchliche Daſein, durch welchen wir bisher die Betrachtung ſeiner geſchichtlichen Entwicklungen vorzubereiten gedachten, kann nicht damit enden wollen, dieſe inhaltſchweren Fragen zu beantworten. Aber dies eben, daß ſie aufgeworfen werden, und daß die Menſchheit zweifelnd, hoffend, phantaſirend und glaubend nach Zielen ihres Daſeins ausblickt, daß ſie ſich in beſtändiger Verknüpfung mit einer überſinnlichen Welt fühlt und ſelbſt durch abſichtliche Bekämpfung dieſes Gefühls nur deſſen widerſpenſtige Lebendigkeit bezeugt: dieſe ganze Summe von Reflexionen und Gemüthsbewegungen muß ebenſo wie die äußere Ordnung der Geſellſchaft, ja vielmehr noch ausdrücklicher als dieſe, unter den entſcheidenden Thatſachen erwähnt werden, welche die Humanität über alle pſychiſche Ausbildung der Thierwelt erheben. Zu feſten Formen geſelliges Zuſammenlebens führt auch einzelne Thiergeſchlechter die Wechſelwirkung des pſychiſchen Mechanismus mit ihrer phyſiſchen Organiſation; aber während in dieſen Thierſtaaten eine vorherbeſtimmte Ordnung, die nichts mehr fraglich läßt, die Leiſtungen aller Glieder zu einem ſtets gleichförmigen Ganzen verbindet, bricht in der Menſchheit erſt, eben indem ſie die Frage nach ihrem eignen Weſen und ihrer Beſtimmung aufwirft, ein wahrhaft inneres Leben an, zu deſſen Ausbildung und Bereicherung aller Aufwand äußerlicher Thätigkeit beſtimmt ſcheint. Die Lebensanſichten, welche der Verſuch zur Beantwortung dieſer Fragen zu allen Zeiten in dem menſchlichen Gemüthe hervorbringt, werden der letzte Gegenſtand unſerer diesmaligen Erwägung ſein.

Kaum irgend eine theoretiſche Ueberzeugung hat an ihrer Vergleichung mit der Erfahrung eine härtere Probe zu beſtehen, als die Meinungen, die wir uns über unſere eigene menſchliche Natur und Beſtimmung bilden. In der ſtillen Zurückgezogenheit ſpeculativer Betrachtung tritt meiſt das Gute, Edle und Bedeutungsvolle des menſchlichen Weſens, wie allein vorhanden, hervor, und indem alle Schlacken fallen, verklärt ſich unvermerkt das Bild des Menſchen zu einer idealen Geſtalt, die in dem vernünftigen Ganzen der Weltordnung nicht nur harmoniſch ihre Stelle füllt, ſondern eine ſo

hervorragende Stelle verdient, daß die Bedeutſamkeit ihrer Beſtimmung und der Tiefſinn ihrer Weltſtellung kaum würdig genug zu bezeichnen ſcheint. Es iſt ein harter Zuſammenſtoß, mit dieſer Ehrfurcht vor dem Begriffe der Humanität ſeinen einzelnen Trägern auf der Straße zu begegnen. Wohl finden wir die allgemeinen phyſiſchen und geiſtigen Hilfsmittel, welche dem Menſchen zur Erfüllung jener hohen Beſtimmung gegeben ſind, überall wieder, aber ſo wenig im Dienſte dieſer Beſtimmung verwendet, daß Menſchenliebe im Allgemeinen und Menſchenverachtung im Einzelnen zwei nur allzu verträgliche Gefühle werden. Es mag ſein, daß die letztere durch eine billigere Berückſichtigung der beſſern Keime ſich mildern läßt, die auch in einer verzerrten menſchlichen Natur ſich immer noch finden; aber im Ganzen ſollte doch der Eindruck dieſer Erfahrungen uns bedenklich gegen jene Selbſtüberſchätzung des Menſchenwerthes machen, die unſern anthropologiſchen Reflexionen ſo geläufig geworden iſt, und die eigentlich nur wenig dem weit demüthigeren Urtheile entſpricht, mit dem das menſchliche Geſchlecht in ſeinem unbefangenen Lebensgefühle ſich ſelbſt mißt. So wie man überall die irdiſche Natur als die einzige Erſcheinungswelt ins Auge faßte, in welche die Fülle des ſchöpferiſchen Grundes ſich ausgegoſſen habe, ſo hat die Philoſophie ganz gewöhnlich den Menſchen als den iſolirten höchſten Gipfel dieſer Welt betrachtet und zwiſchen ihm und Gott keine andere Vermittlung als eine Kluft zu ſehen geglaubt, deren völlige Leere dem Verſuche, ſie ganz zu überſpringen, nur wenig widerſtehen würde. Wer nur der unmittelbarſten Erfahrung trauen will, die uns Ueberſinnliches gar nichts, und in der Sinnenwelt den Menſchen als das Höchſte vor Augen ſtellt, hat in ſeiner Weiſe Recht. Wer jedoch einmal ſeiner Ahnung verſtattet, die Grenzen der ſinnlichen Welt zu überfliegen, hat Unrecht, wenn er nicht zugleich die mögliche Grenzenloſigkeit des überſinnlichen Reiches anerkennt, ſondern lieber verſucht, das Höchſte der bekannten Sinnenwelt zum unmittelbaren Nachbar des Schlußſteines im Weltbau zu machen. Es iſt nicht unſere Aufgabe, jene grenzenloſe Weite durch mehr oder minder kühne und unſichere Träume

auszufüllen; aber aussprechen müssen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitelem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektischen Methode die Gleichung für die gesetzliche Curve der Weltentwicklung zu besitzen, den menschlichen Geist als die letzte und höchste Verendlichung des Unendlichen, menschliches Leben und Dasein als den letzten Ring in der großen Kette von dessen Selbstentwicklungen erweisen zu können meint. Lassen wir alle diese Vermessenheit fahren, aus sicherer Kenntniß der Rangordnung, die uns im Weltbau so hoch gestellt hätte, die Geheimnisse unsers Wesens, unsere Hoffnungen und unsere Bestimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geschlecht sind, das vielfach rathlos und hilflos in sich selbst sich im Zweifel herumwirft und nichts so unmittelbar empfindet, als die Unsicherheit über seinen Ursprung, seine Schicksale und seine Ziele.

Dieselbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menschheit dem Blicke der Speculation zu erscheinen pflegt, ist nur in noch weit ergreifenderer Färbung über die stillen Gestalten der Urmenschen gebreitet, wie die Ueberlieferung sie am Anfang der Geschichte in der Umfriedigung des Paradieses oder doch in patriarchalischer Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie schnell verändert sich der Glanz auch dieses Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwischen zahllos angewachsenen Menschheit blicken! Wie schwer fällt es unserer Phantasie, in diesem tausendfach gemischten Lärm des prosaischesten Verkehrs noch denselben Eindruck zu bewahren, den so natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetische Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältnisse hervorrief! Gewiß sprechen wir nur ein Allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die demüthigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menschen ausübt, in deren Gewühl unsere Persönlichkeit wie verloren zu gehen scheint. Nicht der ganz Einsame vielleicht weiß sich Gott am nächsten und in seiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geschützt und geschont; wohl aber empfindet dieses Glück, wer in der sittlichen Gliederung der Familie

eingeſchloſſen alle die bedeutungsvollen Wechſelverhältniſſe, die ſie Geiſtern zu Geiſtern gewährt, in ſeinem eignen Innern ſich durchkreuzen fühlt, und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tauſendfältige Wiederholung geſtört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch dieſe ſinnige Harmonie des Daſeins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erſcheint. Wie unſer Herz nicht weit genug iſt, um mit gleich lebendiger Liebe Alles zu umfaſſen, ſo ſcheuen wir uns, unſere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu theilen, und ihre Stärke, ja die Zuverſicht zu ihrer Wahrheit ſcheint uns in demſelben Grade abzunehmen, in welchem ſie ſich ſchrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Menſch aus einer patriarchaliſchen Zurückgezogenheit heraustritt und ſich der unerſchöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde ſeit undenklichen Zeiten Geſchlechter auf Geſchlechter entſtehen ließ, mannigfach verſchieden an äußerer Geſtalt und inneren Anlagen und doch alle im Weſentlichen nach demſelben Bilde, ja alle ſogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geſchlechtern der Thiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, maſſenweis entſtehend und vergehend, die vergeſſenſten Winkel der Erde beleben: je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtſein gegenwärtig wird, um ſo zaghafter wird der Menſch über den Werth ſeines eignen Daſeins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts Anderes, als eine der vergänglichen Erſcheinungen zu ſein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten ſchwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verſchwinden läßt, wird ſich allmählig des Gemüthes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß dieſe Anſicht hiſtoriſch zu irgend einer Zeit im menſchlichen Geſchlecht die herrſchende geweſen ſei, obwohl ſie ſich in der That als die entſcheidende Grundſtimmung manches Zeitalters würde erkennen laſſen. Ich will ſie vielmehr als eine ſolche bezeichnen, die zu allen Zeiten aufzufinden iſt, zwar niemals vielleicht als unbeſtrittener Glaube, wohl aber als ein weitverbreitetes Gefühl, das ſeinen Schatten wirkſam genug auf alle menſchliche Beſtrebungen wirft. Und zwar in doppelter Geſtalt

auszufüllen; aber aussprechen müſſen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitelem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektiſchen Methode die Gleichung für die geſetzliche Curve der Weltentwicklung zu beſitzen, den menſchlichen Geiſt als die letzte und höchſte Verendlichung des Unendlichen, menſchliches Leben und Daſein als den letzten Ring in der großen Kette von deſſen Selbſtentwicklungen erweiſen zu können meint. Laſſen wir alle dieſe Vermeſſenheit fahren, aus ſicherer Kenntniß der Rangordnung, die uns im Weltbau ſo hoch geſtellt hätte, die Geheimniſſe unſers Weſens, unſere Hoffnungen und unſere Beſtimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geſchlecht ſind, das vielfach rathlos und hilflos in ſich ſelbſt ſich im Zweifel herumwirft und nichts ſo unmittelbar empfindet, als die Unſicherheit über ſeinen Urſprung, ſeine Schickſale und ſeine Ziele.

Dieſelbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menſchheit dem Blicke der Speculation zu erſcheinen pflegt, iſt nur in noch weit ergreifenderer Färbung über die ſtillen Geſtalten der Urmenſchen gebreitet, wie die Ueberlieferung ſie am Anfang der Geſchichte in der Umfriedigung des Paradieſes oder doch in patriarchaliſcher Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie ſchnell verändert ſich der Glanz auch dieſes Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwiſchen zahllos angewachſenen Menſchheit blicken! Wie ſchwer fällt es unſerer Phantaſie, in dieſem tauſendfach gemiſchten Lärm des proſaiſcheſten Verkehrs noch denſelben Eindruck zu bewahren, den ſo natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetiſche Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältniſſe hervorrief! Gewiß ſprechen wir nur ein Allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die demüthigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menſchen ausübt, in deren Gewühl unſere Perſönlichkeit wie verloren zu gehen ſcheint. Nicht der ganz Einſame vielleicht weiß ſich Gott am nächſten und in ſeiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geſchützt und geſchont; wohl aber empfindet dieſes Glück, wer in der ſittlichen Gliederung der Familie

eingeſchloſſen alle die bedeutungsvollen Wechſelverhältniſſe, die ſie Geiſtern zu Geiſtern gewährt, in ſeinem eignen Innern ſich durchkreuzen fühlt, und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tauſendfältige Wiederholung geſtört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch dieſe ſinnige Harmonie des Daſeins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erſcheint. Wie unſer Herz nicht weit genug iſt, um mit gleich lebendiger Liebe Alles zu umfaſſen, ſo ſcheuen wir uns, unſere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu theilen, und ihre Stärke, ja die Zuverſicht zu ihrer Wahrheit ſcheint uns in demſelben Grade abzunehmen, in welchem ſie ſich ſchrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Menſch aus einer patriarchaliſchen Zurückgezogenheit heraustritt und ſich der unerſchöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde ſeit undenklichen Zeiten Geſchlechter auf Geſchlechter entſtehen ließ, mannigfach verſchieden an äußerer Geſtalt und inneren Anlagen und doch alle im Weſentlichen nach demſelben Bilde, ja alle ſogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geſchlechtern der Thiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, maſſenweis entſtehend und vergehend, die vergeſſenſten Winkel der Erde beleben: je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtſein gegenwärtig wird, um ſo zaghafter wird der Menſch über den Werth ſeines eignen Daſeins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts Anderes, als eine der vergänglichen Erſcheinungen zu ſein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten ſchwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verſchwinden läßt, wird ſich allmählig des Gemüthes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß dieſe Anſicht hiſtoriſch zu irgend einer Zeit im menſchlichen Geſchlecht die herrſchende geweſen ſei, obwohl ſie ſich in der That als die entſcheidende Grundſtimmung manches Zeitalters würde erkennen laſſen. Ich will ſie vielmehr als eine ſolche bezeichnen, die zu allen Zeiten aufzufinden iſt, zwar niemals vielleicht als unbeſtrittener Glaube, wohl aber als ein weitverbreitetes Gefühl, das ſeinen Schatten wirkſam genug auf alle menſchliche Beſtrebungen wirft. Und zwar in doppelter Geſtalt

begegnet uns dieſe geringe Meinung des Menſchen von ſich ſelbſt. Zuerſt, ohne durch weitgehende Reflexion geſchärft und entwickelt zu ſein, tritt ſie als ein unmittelbares Gefühl der eignen Niedrigkeit und Gewöhnlichkeit in der großen Anzahl derer hervor, die, durch die Ungunſt ihrer Verhältniſſe in einen engen Geſichtskreis eingeſpannt und zum Kampf mit alltäglichen kleinen Hinderniſſen gezwungen, im Grunde nur das Leben leiden, wie ein ihnen aufgenöthigtes Verhängniß. Vertraut mit dem Anblick des Elends, wiſſen ſie wohl, wie der Naturlauf ſchnöde und haufenweis die Menſchen zu Boden zieht, während den Glücklicheren der ſeltner beobachtete Untergang des Lebens wenigſtens mit der Feierlichkeit eines außerordentlichen Ereigniſſes erhebt und tröſtet. Alle Schattenſeiten des Daſeins, alle Mißhandlungen durch den gemeinen Lauf der Dinge treten unverdeckt in ihre tägliche Erfahrung und bringen jene widerſtandloſe Reſignation hervor, mit der wir zu allen Zeiten die Maſſe des menſchlichen Geſchlechtes Leben und Tod ertragen ſehen. Sie führen nicht ſowohl das Leben, ſondern ſie dulden es durch, ohne Ziele im Großen, nur im Kleinen auf zweckmäßige Abwehr der augenblicklichen Uebel und die Gewinnung des nächſten kleinen Gutes bedacht; ſie dulden eben ſo den Tod, als eine Nothwendigkeit, der zu entgehen für ihr Leben ſich kaum der Mühe lohnte; denn welcher einzelnen Genüſſe ſie ſich auch erinnern mögen, ſie würden kaum ein bleibendes und großes Gut in ihrem Daſein finden, das ſie der Vernichtung abſtreiten müßten. Dieſelbe Macht, die uns über ſo viele dunkle Abgründe des Lebens hinweghilft, mildert auch die melancholiſche Färbung dieſer Stimmung, ich meine die leichtſinnige Vergeßlichkeit, mit welcher die menſchliche Seele gar verſchiedene Gedankenkreiſe, einen nicht wiſſend vom andern, nebeneinander beherbergt, und die uns befähigt, mit dem Hinterhalt einer ſo geringen Meinung von dem Werthe unſers ganzen Lebens gleichwohl uns voll und ganz der vergänglichen Luſt einzelner Momente hinzugeben.

Was hier als unmittelbares Gemeingefühl des Daſeins auftrat, kehrt durch Reflexion verfeinert und zu bewußtem Glauben geſteigert in zahllos verſchiedenen Formen theoretiſcher Ueberzeugungen wieder,

denen in dieſem Augenblick weiter nachzugehen wir nicht verſuchen wollen. Es wird keine Zeit gegeben haben, in welcher ſich nicht Meinungen gefunden hätten, welche das menſchliche Leben ausdrücklich nur als eine vergängliche Welle faßten, die ein unbekannter Grund in ſeiner beſtändigen Bewegung ſchlägt; aber alle dieſe Anſichten mit dem geringen Werth, den ſie der individuellen Perſönlichkeit als einem ſterblichen und hinfälligen Scheine beilegten, haben eine bemerkliche Wirkung auf das Leben ſelbſt nur da ausgeübt, wo ihnen die eben geſchilderte unmittelbare Stimmung lebendig zu Grunde lag, deren Motive und Conſequenzen ſie reflectirend zum Bewußtſein brachten. Wo dagegen dies unmittelbare Gefühl des Daſeins ein anderes und beſſeres war, wo große Intereſſen der Cultur und Civiliſation das Gemüth mitbewegten und günſtige Umſtände der Erziehung und Bildung ihm eine lebendige Betheiligung an denſelben geſtatteten, da iſt überall dies wirkliche Leben mächtiger geweſen, als die pantheiſtiſchen und materialiſtiſchen Meinungen, welche die Reflexion oder die Schule abſeits von ihm entwickelt hatten, und die Menſchen haben anders wirklich gelebt, geſtrebt und gefühlt, als es in den Conſequenzen ihrer Theorie über ſich ſelbſt gelegen hätte. Ich weiß, daß man dies leugnen, und daß man behaupten wird, auch jede ſittliche Größe und Reinheit des Lebens laſſe ſich folgerecht mit einer Ueberzeugung vereinigen, die in der That doch ganz aufrichtig das Vorhandenſein einer übernatürlichen Ordnung der Dinge, unſere Verknüpfung mit ihr und die Fortdauer unſerer Exiſtenz über die Grenzen des irdiſchen Lebens hinaus leugnet. Ich gebe die Thatſache dieſer Vereinigung zu, aber nicht ihre Folgerichtigkeit; eben die Inconſequenz unſers Weſens vielmehr, die ſo oft unſern Charakter vor der Verderbniß durch unſere theoretiſchen Irrthümer bewahrt, macht es uns thatſächlich möglich, auf eine wie mir ſcheint ganz widerſpruchsvolle Weiſe die Würde der Humanität im Leben mit Meinungen zu verbinden, welche ſie eigentlich aufheben würden. Wenn man vorgibt, die Verbindlichkeit der moraliſchen Geſetze werde nicht geändert, wenn wir alles geiſtige Leben als mechaniſche Wirkung des Stoffes und ſeiner

zufälligen Combinationen betrachten, ohne irgend eine höhere Bestimmung, außer eben der, so lange zu dauern und hin und her zu fluctuiren, als die Constellation der materiellen Bestandtheile es nothwendig macht, so liegt in dieser Behauptung sicher nicht ein consequentes Zusammengehören beider Gedanken, sondern ein gewaltsamer sittlicher Entschluß, der sich dafür entschieden hat, zum Trotz der materialistischen Theorie die mit ihr unvereinbare Achtung vor dem Sittlichen festzuhalten. Man wird vielleicht an die Stelle einer übersinnlichen geheimnißvollen Welt, aus der für uns die Verbindlichkeit der sittlichen Gebote fließt, die Würde des Menschen setzen wollen, die Selbstachtung, die ihm auch isolirt von allem Anhalt an einem Höheren, dennoch gebiete, die niedere Natur in sich zu unterdrücken und zu beherrschen. Aber ich zweifle, daß eine Ansicht, die nur mechanischen Naturlauf kennt, consequenterweise etwas Anderes thun könnte, als Begriffe, wie den der Achtung überhaupt, zu jenen krankhaften Ausgeburten der Phantasie zu werfen, denen nichts Reelles entspricht, und deren sie eine so große Anzahl bereits zu verwerfen gelernt hat Ich zweifle ferner, daß eine Meinung, für welche die individuelle Persönlichkeit nur ein schlechthin verschwindendes Moment in der Selbstbewegung einer unendlichen Substanz ist, folgerecht noch eine Veranlassung haben könnte, einem so nichtigen Wesen die Verpflichtung zur Wahrung irgend einer Würde aufzulegen, die ihm als diesem Einzelnen, Vergänglichen zukäme, von ihm durch Selbstthätigkeit bewährt werden müßte oder könnte, und die nicht vielmehr überall, wo sie vorkäme oder fehlte, vorkommend oder fehlend auf jenes Unendliche zurückzuschieben wäre. Die wahre Consequenz aller solchen Ansichten kann nur die sein, sich gehen zu lassen, wohin die Natur treibt, und den ganz räthselhaften Funken von Selbständigkeit, den wir in uns finden, mit Klugheit zur Erreichung und Steigerung des natürlichen Wohlergehens zu benutzen. Durch die Nebenempfehlung ihrer durchschnittlichen Nützlichkeit allein könnten die sittlichen Gebote als Maximen unsers Handelns noch Zugang zu unserem Leben erhalten.

Es ist indessen weder möglich, noch unsere Absicht, hier bereits

über das abſolute Recht oder Unrecht der verſchiedenen Meinungen über die überſinnliche Welt zu ſprechen; wir hatten nur vor, ſie anzuführen, ſo wie ſie als thatſächliche Beſtandtheile der menſchlichen Bildung aufzutreten pflegen. Und eben in dieſer Beziehung drücken wir noch einmal den Zweifel daran aus, daß jemals eine dieſer Anſichten von der Unſelbſtändigkeit und Vergänglichkeit des menſchlichen Weſens zu einem wahrhaft die ganze Individualität, nicht nur in ihren Reflexionen, ſondern auch in ihrem unreflectirten Dichten und Trachten vollkommen durchdringenden Lebensgefühl geworden ſei. Es nimmt ſich gut aus, wenn ein Dichter des Alterthums, nachdem er alle Vorſtellungen von Göttern und einer Vergeltung nach dem Tode als unnütze Schreckbilder zurückgeſcheucht, die den glatten friedlichen Verlauf des natürlichen Lebensgenuſſes ſtören, nun auch die Furcht vor dem Tode ſchilt und uns zuruft, ob wir denn unbeſcheiden ewig genießen und nie mit Anſtand von dem Gaſtmahl des Lebens als geſättigte Gäſte zurücktreten wollen? Aber vergißt er nicht dabei, daß die Aufforderung zu Beſcheidenheit und Anſtand ſehr froſtig an den gerichtet wird, der im nächſten Augenblicke nicht mehr iſt? oder liegt nicht vielleicht eben in dieſem ſeiner Abſicht ganz widerſprechenden Gleichniß die wahrere Vorſtellung, die ihn verſtohlen beherrſcht, die Vorſtellung, daß dies Leben wohl ein vergängliches Gaſtmahl iſt, von dem der geſättigte Gaſt, nicht eben ſo vergänglich, nur zu einem andern Daſein zurücktritt, und mit der Erinnerung an das Genoſſene? Wie poetiſchen und glutvollen Ausdruck haben nicht anderſeits ſo oft die pantheiſtiſchen Anſichten gefunden! Aber eben, indem ſie das Verſchwimmen des Einzelnen in das Allgemeine mit andächtigem Entzücken preiſen, verherrlichen ſie da nicht gerade das bleibende und fortdauernde Luſtgefühl, das dem Vergänglichen in ſeiner Wiedervereinigung mit dem Ewigen entſteht? und ſprechen ſie dadurch nicht ſogleich wieder die Unvergänglichkeit dieſes Vergänglichen aus, das, wie es auch zu Grunde gehen mag, doch eben nur zu dem Grunde geht, in welchem es auf irgend eine Weiſe erhalten bleibt? Dieſes Nebengefühl, welches die pantheiſtiſche Poeſie nicht vermeiden kann, vermag auch

das prosaischeste Raisonnement der alltäglichsten Meinungen gar nicht von sich abzuschütteln. Man mag noch so sehr von seiner eigenen bevorstehenden Vernichtung überzeugt zu sein scheinen oder von dem Verschwinden des persönlichen Daseins in den Schoß der allgemeinen Natur sprechen: man wird zwar sich vorstellen können, daß etwas nicht mehr geschehe, was früher geschah, aber nie, daß etwas nicht mehr sei, was früher war. Und wie man sich auch weiter zu überreden versuchen mag, unser eignes Selbst sei in der That nur ein Vorgang, ein vergängliches Geschehen zwischen veränderlich bewegten Atomen: das unmittelbare Gefühl unserer persönlichen Realität wird diesen Versuchen immer unüberwindlich sein und wir werden nie unser Verfließen in den allgemeinen Abgrund denken, ohne uns verfließend und verflossen doch wieder als in ihm erhalten und fortdauernd zu denken.

Ich wiederhole, daß ich diese Vorstellungsweisen nicht als Wahrheiten aufstelle, sondern als Thatsachen unsers natürlichen Bewußtseins schildere; sie mögen Recht haben oder Unrecht, aber sie sind die, mit denen wir uns durch das Leben schlagen; unsere Reflexionen werden nie der Ahnungen eines Uebersinnlichen ganz ledig. Sie sind anderseits eben so wenig im Stande, diese Ahnungen anders als durch einen gewaltsamen Entschluß des Glaubens zu unbestrittener Geltung zu erhöhen; der natürliche Zustand der Menschheit ist das Schwanken zwischen dem Bewußtsein eines ewigen Weltberufes und der immer wieder aufquellenden Angst, gleichgiltige und aussichtslose Erzeugnisse des allgemeinen Naturlaufes zu sein, beide Gefühle gemildert durch den Leichtsinn der Gedankenlosigkeit. Auch in jene apathische Stimmung der Massen, die ich schilderte, fallen zerstreute Streiflichter dieser Ahnungen, und durch die Mahnungen ihres Gewissens wird es ihnen vorübergehend klar, daß sie doch nicht ganz dem Grase des Feldes und seiner vergänglichen Vegetation gleichen; umgekehrt wird auch die Sicherheit der gläubigsten Ueberzeugung von der ewigen Bedeutung des Geistes durch die große zudringliche Deutlichkeit unterbrochen, mit welcher der Naturlauf ihr zuruft, es sei doch nicht anders, als daß die

Zerſtörung, durch welche die lebendige Geſtalt vergeht, vollkommen ſpurlos auch den Geiſt aus dem Zuſammenhang der Wirklichkeit verſchwinden mache.

Verweilen wir nun noch einen Augenblick bei dieſer Weltanſicht, in deren Lebensgefühl als der entſcheidende Beſtandtheil das Bewußtſein der eignen Niedrigkeit und Vergänglichkeit hervorſticht, ſo iſt klar, daß ſie von Zwecken des Lebens kaum überhaupt ſprechen kann. In der That ſind ihre wiſſenſchaftlichen Ausbildungen faſt immer nur dahin gelangt, alle grübelnde Sorge um ſolche Zwecke und alles Ueberſinnliche abzurathen und maßvolle Beſchränkung auf die Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe zu empfehlen. Aber ſie haben auch faſt nie vermocht, den Widerſpruch eines beſſern Gefühls zum Schweigen zu bringen, das ſich ſtets dieſer Vereinfachung des Lebens zu einer friedlichen zielloſen Vegetation widerſetzte. Theils haben ſie der menſchlichen Natur darin nachgeben müſſen, daß ſie den Vorzug, den unſer Gemüth der Erkenntniß der Wahrheit, dem Zauber der Schönheit, der Majeſtät der ſittlichen Gebote vor allen dringenderen Antrieben der Natur gibt, ſtillſchweigend zugeſtanden, ohne ihn doch aus ihren eigenen Grundgedanken zu begreifen; theils ſind ſie nie im Stande geweſen, praktiſchen Beſtrebungen Stillſtand zu gebieten, die weit über das Bedürfniß jener pflanzenartigen Immanenz des Lebens hinausgingen. Bald in unwillkührlicher ſorgender Liebe für das Wohl einer entfernten Nachkommenſchaft, bald in der lebendigſten Theilnahme an der hiſtoriſchen Weiterentwicklung der menſchlichen Zuſtände überhaupt, wie oft endlich in weltbewegenden Aufregungen des Ehrgeizes hat ſich thätig dieſes unvertilgbare Gefühl des Verbundenſeins mit einer unvergänglichen Welt bewährt, obgleich es theoretiſch ſich ſelbſt nicht zugeben wollte! Der einzelne Geiſt, der ſich für ein flüchtiges Erzeugniß des Naturlaufes hielt, iſt ſelten ganz unempfänglich für den Nachruhm geweſen, und doch wo läge der Reiz dieſes Ruhmes, wenn er ſich nur an einen Namen knüpfte, für den es keinen Träger mehr gäbe! In allen dieſen Erſcheinungen bricht der verhaltene Glaube durch, daß es ein Univerſum geiſtiger Intereſſen

gibt, das die einzelnen Glieder nicht wieder los läßt, die ihm angehören, wie fern auch noch jede deutliche Vorstellung von der Art dieser ewigen Aufbewahrung des scheinbar Verschwindenden liegen mag.

Nicht überall tritt jedoch in der räthselhaften Mischung unserer Lebensgefühle jenes eine Gefühl von der völligen Nichtigkeit und Verlassenheit des irdischen Daseins dominirend hervor. Der Prosa dieser resignirten Stimmung steht als eine zweite große Form des menschlichen Selbstbewußtseins die wilde Poesie des Aberglaubens gegenüber. Man hat längst bemerkt, wie unerwartet nahe der üppigste Aberglaube dem Unglauben liegt und aus ihm hervorspringt. Und in der That sind die beiden Gedanken an die gemeine naturgesetzliche Vergänglichkeit des Einzelnen und an die alleinige Beharrlichkeit des dunklen unergründlichen Ewigen zwei zugleich erklingenden Tönen ähnlich; es kommt auf einen Windhauch an, ob bald dieser bald jener anschwellen und den andern überschreien soll. Darauf aber beruht aller Aberglaube, daß die Wirksamkeit jener unendlichen Substanz, die vorhin nur mittelbar nach einem gleichgiltigen Geschäftsgang und wie aus kühler Entfernung den Lauf der einzelnen Dinge leitete, nun plötzlich mit unmittelbarer Gegenwart in alle geringfügigen Wendungen desselben eintritt und den Zusammenhang der Erscheinungen mit einer geheimnißvollen düstern Glut brennender Beziehungen überfüllt, denen das einzelne Geschöpf, überall bedroht und ergriffen, sich nirgends entziehen kann. Auch diese Stimmung, sich allenthalben von einer übersinnlichen Welt eingeschlossen zu glauben, in deren nebelhaftes Wogen die scharfgezeichneten nächsten Umrisse der Lebenszustände sich untrennbar und unkenntlich verlieren, hat theils historisch große Zeiträume der menschlichen Entwicklung beherrscht, theils ist sie zu jeder Zeit bereit, wenigstens in einzelnen Anwandlungen wieder hervorzutreten. Auf die Gestaltung des Lebens hat sie verschiedenen Einfluß geäußert, je nachdem Temperament und Naturell der Völker und der mehr oder minder offene Sinn für die hellen thatsächlichen Verhältnisse der Erfahrung und für die einfachen sittlichen Anforderungen des

Gemüthes die Phantaſie bald zu heiterer äſthetiſcher Auffaſſung, bald zu düſterer oder maßloſer Schwärmerei hinneigten. Orientaliſche Ueberſchwenglichkeit hat breiten Hintergrund und üppige Farben zu ihrem Gemälde genommen; Vorſtellungen über den Urſprung des Weltganzen, über gute und böſe Principien aller Dinge, über dämoniſchen Abfall der Schöpfung von ihrer Beſtimmung, über eine Weltgeſchichte in dem eigentlichſten Sinne einer zuſammenhängenden Entwicklung aller ſichtbaren und unſichtbaren Wirklichkeit; alle dieſe äußerſten Gedanken, an welche ſonſt die menſchliche Vernunft nur zaghaft ſtreift, traten mit einer gewiſſen Familiarität, wie ſehr bekannte Geſchichten, in den Geſichtskreis des alltäglichen Lebens; ſie wurden darin feſtgehalten durch unzählige Ceremonien, bald durch ungeheuerliche Büßungen, durch welche die Einbildungskraft eine Heiligung und weltbeherrſchende Macht wiederzugewinnen ſich feſt vermaß, von der doch die nüchterne Beobachtung nicht die geringſte Spur als wirklich errungen hätte nachweiſen können, bald durch einzelne Vorſchriften, die kleinlich, peinlich und fruchtlos die unbefangenſten Regungen des gewöhnlichſten Lebens mit der Erinnerung an ihr vorgebliches Bedingtſein durch geheimnißvolle Zuſammenhänge des Weltganzen einengten. Anders iſt es der griechiſchen Mythologie gelungen; zwar nicht ohne große Einbuße an lehrhaftem Inhalt, aber mit dem Zuwachs freundlicher künſtleriſcher Geſtaltung hat ſie den größeren Theil des menſchlichen Lebens wieder freigelaſſen und von der bedrückenden Ueberwucherung einer alle Welt von Pol zu Pol umfaſſenden Myſtik erlöſt. Andere Zeiten und andere Sitten haben andere Formen dieſer Lebensſtimmung begünſtigt; aber überall, wo die Ueberzeugung von einer engen und durchgängigen Verknüpfung unſers irdiſchen Daſeins mit einem allgemeinen Weltleben zu unmittelbar dieſes Daſein ſelbſt durchdrang und zu Verſuchen einer myſtiſchen und theokratiſchen Anordnung der gewöhnlichen geſelligen Verhältniſſe ſyſtematiſirt wurde, hat ſie der natürlichen Entwicklung nur Hinderniſſe durch die künſtlichen, zum Theil unverſtändlichen Aufgaben bereitet, durch welche ſie die wahren phyſiſchen und ſittlichen Intereſſen der unbefangenen menſchlichen

Natur in Schatten ſtellte. Entſprangen doch aus ſolchem Grunde neben verkehrten Theorien, die der alltäglichſten Erfahrung ſorglos widerſprachen, zugleich eine Menge finſterer asketiſcher Beſtrebungen, die, eins der merkwürdigſten Phänomene der Welt, zu Gunſten einer idealen Beſtimmung ausdrücklichen Kampf gegen die realen Naturgrundlagen eröffneten, auf denen das Daſein des Kämpfenden beruht. Wo dagegen ein günſtigerer Lauf der Dinge den Sinn der Menſchen für die tägliche Arbeit und für die Betriebſamkeit des Schaffens und Geſtaltens mehr entwickelt hat, da tritt umgekehrt vor der Theilnahme an dieſem deutlich gegliederten Organismus der nächſten Lebensaufgaben die Sorge um ihr Zuſammengehören mit einer unſichtbaren geheimnißvollen Ordnung der Dinge zurück und nur in den einzelnen Zügen des Aberglaubens wieder hervor, die beharrlich, aber im Ganzen fruchtlos, der Erfahrung widerſprechen. Im Allgemeinen überwiegt in dieſer ganzen Lebensauffaſſung das Schwermüthige, und der Aberglaube, indem er ſich überall von der unmittelbaren Gegenwart der tiefſten Weltbezüge umſpannt wähnt, fühlt dieſe Umſpannung meiſt als eine beſtändige Beargwohnung, Verſuchung und Bedrohung, mit der eine dunkle ſchickſalsſchwere Gewalt ihn rings umgibt. Aber mit dieſer düſtern Färbung iſt zugleich ein größerer Werth verbunden, der unbewußt und unwillkührlich auf die endliche Perſönlichkeit gelegt wird. Eben indem der myſteriöſe Zuſammenhang der Dinge ſich überall um ſie kümmert und ſie nicht los läßt, erſcheint ſie ſich gar nicht als ein gleichgiltiges vergängliches und bedeutungsloſes Element des Weltlaufes, das von dieſem geformt und wieder aufgelöſt wird, ſondern als ein unauflösliches reales Weſen, das mit Wahl und Freiheit auf die verfänglichen Fragen deſſelben antwortet und im Stande iſt, durch ſeine Wahl ewige Verſchuldungen auf ſich zu laden. So iſt der Aberglaube voll von dem Gedanken der Verantwortlichkeit, den jene andere Anſicht nicht kennen kann, welcher jedes endliche Weſen als ein unerhebliches Erzeugniß des Allgemeinen erſcheint.

Ich eile nun kurz einem Schluſſe zu, der ja nur beſtimmt iſt, den Ausgangspunkt unſerer letzten umfaſſenden Betrachtungen zu

bilden. Aus dem Schwanken zwiſchen den beiden Lebensanſichten, die ich ſchilderte, hebt ſich ein Zuſtand des Gleichgewichtes hervor, nicht durchaus unerreichbar für den Menſchen, aber vielleicht nie anders, als in einzelnen begünſtigten Augenblicken, vollkommen erreicht. Als Religioſität wollen wir dieſe dritte Form des Lebensgefühls bezeichnen, in welcher das Bewußtſein der eignen Gebrechlichkeit mit dem andern eines nichtsdeſtoweniger ewigen Weltberufes verſchmolzen iſt, und die Ueberzeugung eines engen Zuſammenhanges zwiſchen unſerm irdiſchen Daſein und dem geheimnißvollen Ganzen des Weltbaues gleichwohl die Empfänglichkeit für die kleinen Aufgaben des erſtern nicht mehr trübt. Es iſt nicht die Kraft eines größern Wiſſens, durch welche die Vereinigung dieſer widerſtrebenden Gedanken gelingt, ſondern die Kraft eines größeren und lebendigeren Glaubens, der der Stimme der innern Erfahrung und des Gewiſſens nicht geringere Bedeutung als dem Zeugniſſe der Sinne beimißt, das Zeugniß der Sinne nicht umdeutet nach einem vorgeblichen höheren Wiſſen, in Allem aber ſich beſcheidet, daß Zeit und Stunde zu wiſſen für die Erfüllung unſerer Ahnungen, Gott allein ſich vorbehalten hat. In den unermeßlichen Zuſammenhang des Daſeins erſcheint das irdiſche Leben in dem Sinne einer Vorarbeit, einer bildenden Prüfung eingereiht, nicht zwecklos und bedeutungsleer, als eine vergängliche Gegenwart, der keine Zukunft folgte, nicht Selbſtzweck anderſeits oder ſo unaufheblich, daß jeder Irrthum dieſer Schule zu einem unwiderruflichen Verhängniß würde. Die Gewiſſenhaftigkeit, der Ernſt und die Liebe, die das Gemüth der Arbeit dieſes Lebens zuwenden ſoll, entſpringen aus dieſer Vorſtellungsweiſe zugleich mit dem größeren Ernſte und der Heiterkeit des Bewußtſeins, daß den Unvollkommenheiten irdiſcher Beſtrebungen ihr Stachel genommen ſei; denn nicht das erarbeitete äußere Ergebniß, das gering ſein mag, ſondern die Treue des Arbeitens ſelbſt iſt ihr Ziel und unſer Beruf.

Aber es ſind in der That nur Augenblicke, in denen dieſer Friede des Lebensgefühls in uns zur Wirklichkeit kommt. Ich will nicht der Kämpfe und Anfechtungen und der beſtändig wiederer-

wachenden Unruhe gedenken, die aus dem beſchwichtigten, aber nicht beſeitigten Zwieſpalt zwiſchen den Entſchlüſſen des Glaubens und den aufdringlichen Einwürfen des Wiſſens entſtehen; iſt es doch dieſer Zwieſpalt geweſen, aus deſſen lebhafter Empfindung unſer ganzer Verſuch hervorging, Klarheit zu gewinnen über die Stellung und Beſtimmung des Menſchen. Um ſo weniger bedarf es hier der erneuten Erwähnung, wie heftige Erſchütterungen aus dieſer Richtung her die Ruhe unſers Gemüthes zu erleiden pflegt. Eine andere menſchliche Unvollkommenheit vielmehr, deren wir oft gedachten, müſſen wir am Ende dieſer Ueberſicht über die Stimmungen unſers inneren Lebens noch einmal erwähnen; ich meine jene Unſtetigkeit unſerer Gedanken und Gefühle, die uns ſo ſelten erlaubt, das zu unſerem Frieden Zuſammengehörige zuſammenzuhalten und es als einen ſtarken, gehaltenen, ſchwankungsloſen Accord fortklingen zu laſſen. Bald denken wir der Zwecke allein und vergeſſen die Mittel, bald vertiefen wir uns in das Gebahren mit den Mitteln und verlieren die Erinnerung der Zwecke; das Erhabene blendet uns und läßt die kleinen Aufgaben verſchwinden, und das Kleine blendet uns nicht minder für das Große; Spannung und Abſpannung wechſeln auch hier wie in dem körperlichen Befinden und unſere Gedanken ſind Feſttags andere als Werktags. Wie Vieles von dem, was wir in Augenblicken der Sammlung für unſere ernſthafte Ueberzeugung anerkennen, ruht doch lange Zeiten außerhalb unſerer Erinnerung wie ein aufgeſpeicherter Schatz, deſſen Beſitz ſchon genügt, und in wie ſeltenen Augenblicken werden wir uns der überſinnlichen Welt, an die wir glauben, als einer vollen, in unſer Leben wirklich hineinragenden Wahrheit bewußt! Was wir ſo oft im Groben geſchehen ſehen, das Verſchieben der guten Vorſätze, daſſelbe geſchieht in uns faſt überall im Kleinen; mit dem aufrichtigen Glauben an die Einheit unſerer Aufgabe und an die Zuſammengehörigkeit aller menſchlichen Beſtrebungen zur Erfüllung einer und derſelben Beſtimmung laſſen wir doch viele Fragen dahingeſtellt und unſere Thätigkeiten nach den verſchiedenſten Richtungen iſolirt auseinandergehen. So löſt ſich das Reich der Wiſſenſchaften und jede einzelne von ihnen

als ein selbständiges und sich selbst genügendes Gebiet der Interessen, so die Kunst und die Betriebsamkeit, die den Bedürfnissen des äußern Lebens dient, von der bewußten Beziehung auf jenen gemeinsamen Mittelpunkt ab, und mit der feiertäglichen Anerkennung des höchsten und absoluten Zweckes arbeiten wir Woche für Woche für mittelbare Zwecke des dritten und vierten Ranges. Es ist nicht sowohl ein schwerer Vorwurf, den wir hiermit aussprechen, als vielmehr die Bezeichnung einer Unvollkommenheit, der sich die menschliche Natur nicht durch ihren guten Willen ganz entwinden könnte. Aber eben diese Unvollkommenheit einzugestehen, war die letzte Pflicht dieser Schilderung, die nicht Ideale, denen wir nachzukommen haben, verzeichnen, sondern die Meinungen darstellen wollte, welche das menschliche Geschlecht in Wirklichkeit von seinen Idealen zu hegen, und die Bestrebungen, durch die es ihre annähernde Erreichung zu versuchen pflegt.

# Schluß.

Es iſt kein abſchließender Standpunkt, bei dem wir angelangt ſind, ſondern eine abſchüſſige Fläche, auf der wir weiter gleiten, und von welcher wir nur flüchtig einen Rückblick auf das Woher und das Wohin unſers Weges werfen.

Eine unbefriedigende Anſicht war uns als Ergebniß der erſten größeren Gruppe unſerer Betrachtungen zurückgeblieben: neben andern unzähligen Beiſpielen erſchien uns der Menſch nur auch als ein Beiſpiel deſſen, was aus der allgemeinen Geſetzlichkeit des Naturmechanismus fließen kann. Wohl wußten wir, daß ja nie Geſetze an ſich allein eine Wirklichkeit erzeugen; ſie erzeugen ſie nur durch ein vorher wirkliches mannigfaches Reale, das, unableitbar gegeben, ihnen ſich und ſein Wirken unterordnet, und auf deſſen leiſtungsfähige Kraft ſie nur als richtunggebende Maßbeſtimmungen ſich beziehen. Aber die ganze ſo vorauszuſetzende Fülle der Wirklichkeit erſchien doch zunächſt als eine zerſtreute Menge zufälliger Thatſachen, durch kein Band lebendiger Einheit zu einem zweiten großen Gliede des Weltbaues ſo verknüpft, wie die einzelnen Geſetze der mechaniſchen Naturordnung zu Einer Nothwendigkeit, als dem erſten grundlegenden Gliede deſſelben, zuſammenſtimmen. Zeigte die Erfahrung Spuren nicht blos einer Unterordnung aller einzelnen Elemente unter die gleichen allgemeinen Geſetze, ſondern auch einer Nebenordnung derſelben zu der Planmäßigkeit eines Ganzen, deſſen Theile einander hilfreich ergänzen, ſo verkehrte doch auch dieſe Harmonie ſich immer wieder in einen blinden Erfolg der urſprünglichen Natur und Conſtellation der Weltelemente, die ja irgend eine Natur und Stellung haben mußten, und die nun, weil ſie eben dieſe und

keine andere hatten, nur zu dieſer Ordnung und nicht zur Permanenz eines Chaos führen konnten. Auch die Hartnäckigkeit dieſer unerfreulichen Anſicht wurde endlich überwunden; ſie mußte zugeben, eigentlich doch nur der verſchleierte und widerwillige Ausdruck des Geſtändniſſes zu ſein, daß eben die letzte umfaſſendſte und allem Andern zu Grunde liegende Thatſache der Wirklichkeit die Einheit und innere Zuſammengehörigkeit der ſchaffenden Natur ſei, die jenem nothwendigen Geſetzkreiſe nicht eine unverbundene Anzahl von Uebungsbeiſpielen hinwarf, ſondern ihnen den geſchloſſenen Keim einer geordneten Welt zur Entwicklung darbot. Und hieran mußte eine Reflexion, welche die ſpätere Verknüpfung ihrer einzelnen Ueberlegungen vorbedenkt, den Gedanken anſchließen, daß ja überhaupt jenes Reich von Geſetzen, dem die Wirklichkeit ſich zu fügen ſcheint, nicht in Wahrheit eine vorherbeſtehende Nothwendigkeit iſt, der die ſpäter gekommene Wirklichkeit ſich auf dieſe Weiſe fügen könnte, daß vielmehr eben die ſchaffende Natur ſelbſt, die den Forderungen des Mechanismus ſich anzubequemen ſcheint, das erſte und einzige Wirkliche, er dagegen eben die aus ihr ſelbſt quellende Form ihrer Wirkſamkeit iſt, die um der durchgängigen Einheit und Conſequenz dieſes Wirkens willen ſich von deſſen einzelnen Beiſpielen löſen, als eine allgemeine überall ſich ſelbſt gleiche Nothwendigkeit iſoliren und endlich wie eine fremde ſelbſtändige Schranke dem vorausdenken läßt, deſſen eigene Natur ſie iſt.

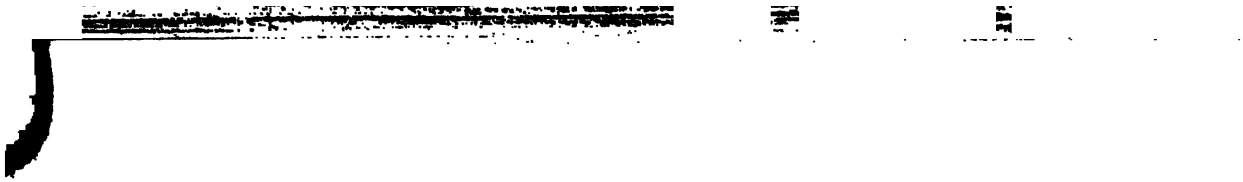
Dieſe lebendige Wirklichkeit war der Gegenſtand unſerer Betrachtung; in ihr ſuchten wir den Menſchen auf und die Stellung, die in ihr ſeine eigenthümliche Natur im Gegenſatz zu den ebenſo eigenthümlichen Naturen anderer Weſen einnimmt. Aber faſt nur verneinend iſt dieſe Betrachtung zu ihrem Ziele gekommen; wie ausgedehnt auch der Einfluß allgemeiner geſetzlich wirkender Bedingungen auf die Entwicklung des menſchlichen Daſeins ſich fand, es fand ſich zugleich, daß er nie ausreicht, dieſe Entwickelung zu erklären ohne Bildungsanlagen der eigenthümlichſten Art, die er in dem menſchlichen Weſen antrifft, aber nicht ihm erſt anerzeugt. Wie wir dagegen bejahend die Zuſammengehörigkeit dieſer menſchlichen Natur

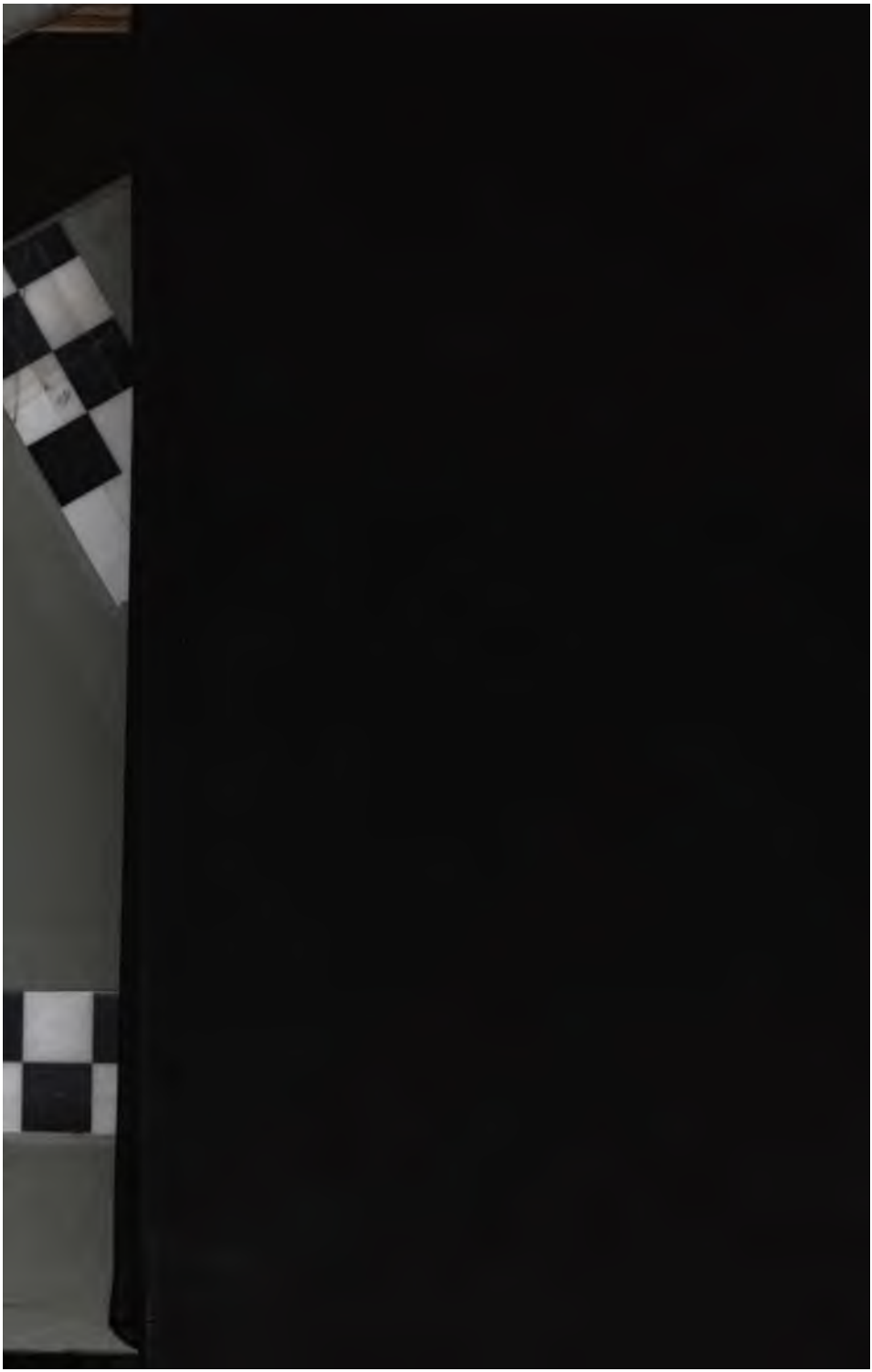
mit dem Ganzen der Wirklichkeit und ihre bedeutungsvolle Stellung in demſelben beſtimmen ſollen, darüber endeten unſere Ueberlegungen in Zweifel und Dunkel. Wir wiſſen nicht, was die unzähligen Geſtirne verbergen, die in unſer Leben nur mit ihrem nächtlichen Scheine hereinragen; was iſt nun unſere Stellung in dem Weltall, deſſen kleinſten Theil nur wir kennen? An der Oberfläche dieſes Planeten finden wir uns an der Spitze einer Thierreihe, deren Typus in unſerer Organiſation gipfelt, aber was will dieſe ſyſtematiſche Würde, an die wir im Leben kaum je denken, und die dem Fortſchritt unſerer Entwicklung keinen Nutzen bringt? Wir fühlen uns endlich geiſtig durch eine große Kluft von dieſer Thierwelt geſchieden; aber indem wir Ideale verfolgen, die nur uns gelten, empfinden wir theils, wie wir faſt durchaus hinter dem zurückbleiben, worauf wir allein Werth legen zu dürfen glauben, theils bemerken wir, wie friſch zugleich auch jenes andere Seelenleben um uns fortvegetirt, das dieſe Ideale nicht kennt. Unſere eignen Ziele ſind uns nicht klar; Unzähliges exiſtirt außer uns, deſſen Sinn und Beſtimmung noch fremdartiger iſt; wer ſich ſelbſt kennen wollte, müßte den Plan des großen Weltbaues errathen, zu dem ſo mannigfache Glieder zuſammenſtreben.

Wie viel von dieſem Plane uns durch den Ueberblick der Geſchichte und durch die Verknüpfung der Ideen klar werden mag, welche die geiſtige Arbeit des menſchlichen Geſchlechtes allmählig gewonnen hat, wird der letzte Theil dieſer Betrachtungen zu entwickeln ſuchen, zerſtreute Fäden der Ueberlegung vereinigend, und manchem ſcheinbaren Widerſpruch zur Löſung.

---

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.



bilden. Aus dem Schwanken zwiſchen den beiden Lebensanſichten, die ich ſchilderte, hebt ſich ein Zuſtand des Gleichgewichtes hervor, nicht durchaus unerreichbar für den Menſchen, aber vielleicht nie anders, als in einzelnen begünſtigten Augenblicken, vollkommen erreicht. Als Religioſität wollen wir dieſe dritte Form des Lebensgefühls bezeichnen, in welcher das Bewußtſein der eignen Gebrechlichkeit mit dem andern eines nichtsdeſtoweniger ewigen Weltberufes verſchmolzen iſt, und die Ueberzeugung eines engen Zuſammenhanges zwiſchen unſerm irdiſchen Daſein und dem geheimnißvollen Ganzen des Weltbaues gleichwohl die Empfänglichkeit für die kleinen Aufgaben des erſtern nicht mehr trübt. Es iſt nicht die Kraft eines größern Wiſſens, durch welche die Vereinigung dieſer widerſtrebenden Gedanken gelingt, ſondern die Kraft eines größeren und lebendigeren Glaubens, der der Stimme der innern Erfahrung und des Gewiſſens nicht geringere Bedeutung als dem Zeugniſſe der Sinne beimißt, das Zeugniß der Sinne nicht umdeutet nach einem vorgeblichen höheren Wiſſen, in Allem aber ſich beſcheidet, daß Zeit und Stunde zu wiſſen für die Erfüllung unſerer Ahnungen, Gott allein ſich vorbehalten hat. In den unermeßlichen Zuſammenhang des Daſeins erſcheint das irdiſche Leben in dem Sinne einer Vorarbeit, einer bildenden Prüfung eingereiht, nicht zwecklos und bedeutungsleer, als eine vergängliche Gegenwart, der keine Zukunft folgte, nicht Selbſtzweck anderſeits oder ſo unaufheblich, daß jeder Irrthum dieſer Schule zu einem unwiderruflichen Verhängniß würde. Die Gewiſſenhaftigkeit, der Ernſt und die Liebe, die das Gemüth der Arbeit dieſes Lebens zuwenden ſoll, entſpringen aus dieſer Vorſtellungsweiſe zugleich mit dem größeren Ernſte und der Heiterkeit des Bewußtſeins, daß den Unvollkommenheiten irdiſcher Beſtrebungen ihr Stachel genommen ſei; denn nicht das erarbeitete äußere Ergebniß, das gering ſein mag, ſondern die Treue des Arbeitens ſelbſt iſt ihr Ziel und unſer Beruf.

Aber es ſind in der That nur Augenblicke, in denen dieſer Friede des Lebensgefühls in uns zur Wirklichkeit kommt. Ich will nicht der Kämpfe und Anfechtungen und der beſtändig wiederer-